

B 1,575,902



M



M

THE



M



M



M



M

LIBRARIES



M



M



M



M

LIBRARIES



M



M



M



M



M



M



M



M



M



M



M



M



M



M



M



M



M



M



M



M



DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXIII. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Band 1



S. FISCHER / VERLAG / BERLIN UND LEIPZIG

1922

830.6
N48
R9

Compil. etc
Narras.
10-13-28
17659

INHALTSVERZEICHNIS

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte, Briefe, Tagebücher:

I. A. Bunin, Der Herr aus San Francisco	24
I. A. Bunin, Kasimir Stanislawowitsch	393
Friedrich Burschell, Reise in die Stadt	537
Richard Dehmel, Briefe	127
Alfred Mombert, An Dehmel in den Welten.	113
Josef Ponten, Unterredung im Grase	182
Albrecht Schaeffer, Das Gitter	265
Wilhelm von Scholz, Gedichte	312
Bernhard Shaw, Am Anfang	356
Leo Tolstoi, Tagebuch	48, 138
Franz Werfel, Arien	15
Alfred Wolfenstein, Dichtungen nach Shelley	627
Stefan Zweig, Phantastische Nacht	513, 590

Literatur, Kunst, Wissenschaft:

Hermann Bahr, Stifter	470
Oskar Bie, Variationen über ein choreographisches Thema	402
Ernst Robert Curtius, Über André Gide	528
Arthur Eloesser, Gerhart Hauptmanns „Anna“	86
Hellmuth Falkenfeld, Antroposophie, Christentum und Philosophie der Vernunft	317
Iwan Goll, Paris Stern der Dichter	634
Frank Harris, Erinnerungen an Oscar Wilde	75

Moritz Heimann, Micha Josef bin Gorion	6
Leo Matthias, Fuge über einen Gedanken	19
Arthur Schnitzler zu seinem sechzigsten Geburtstag	49
Richard Specht, Arthur Schnitzler	48
Adolf Weißmann, Moderne Musik	30

Politik, Geschichte, Wissenschaft, Reisen:

Friedrich Burschell, Reise in die Stadt	53
M. J. Bonn, Die Krise des deutschen Staates	56
Bernhard Dernburg, Die Zerrüttung der Weltwirtschaft	34
Alfons Goldschmidt, Vertrustung	9
Arthur Holitscher, Aufzeichnungen aus Palästina	247, 37
Junius, Politische Chronik	102, 214, 324, 430, 548, 65
Rudolf Kayser, Zur Soziologie der modernen Kultur	
Rudolf Pannwitz, Internationale und Europäertum	44
Karl Renner, Die deutsche Aufgabe Österreichs und unsere östlichen Nachbarvölker	22
Samuel Saenger, Der wundertätige Finanzmagus	17
Samuel Saenger, Was wir wollen und sollen	
Ernst Troeltsch, Die Krise des Historismus	57
Johannes Urzidil, Tschechen und Deutsche	151
Alfred Weber, Deutschland und der Osten	33
Chronik Werenwags	202, 422, 64

Anmerkungen:

Erich Auerbach, La Fontaine und Pierre Mille	44
Adolf Behne, Alt-Spanien	44
Bernhard Guillemin, Joseph Caillaux	11
R. K., Stimmen des Auslands	110, 222, 331, 443, 559, 66
R. K., Vom Kriege	67
Hermann Hesse, Exotische Kunst	33
Rudolf Kayser, Geburt	67
Rudolf Kayser, Der fünfzigjährige Alfred Mombert	22
Ferdinand Lion, Poincaré	33
Paul Mayer, Karl Ludwig Schleich †	44
Kurt Pfister, Die Stimme Asiens	67

WAS WIR WOLLEN UND SOLLEN

von

SAMUEL SAENGER

Es ist müßig zu fragen, ob wir mit der Niederlage, dem Zusammensturz der alten Herrschaftsordnung, der Erschütterung der deutschen Wirtschaft und dem sonstigen trübseligen Erbe der wilhelminischen Epoche schneller fertig geworden wären, wenn in Versailles die imperialistischen Orgien sich nicht so plebejisch ausgetobt hätten, wenn die menschlichen Solidaritäten dort nicht verraten und auf die Scherben des zerschundenen Mitteleuropa nicht jene unsittlichen Paragraphen gehäuft worden wären, die geschaffen wurden, uns dauernd fremdem Willen zu versklaven. Das dort gefertigte „Friedens“werk zäsarisch sich gebärdender Gewaltmenschen erweist jeder neue Tag immer deutlicher als den großen Infektionsherd, der unseren Erdteil verpestet und den auszutrockenen aus allen Weltwinkeln die Heilkünstler zusammengebettelt werden. Dies festzustellen, mag beim Hineingleiten ins vierte Lebensjahr der deutschen Republik immerhin ein Trost sein.

Aber es ist nützlicher und männlicher, sich bei dieser Gelegenheit vor den Anklagen des eigenen Schicksals nicht taub zu stellen und die Gewissensforschung, die zu Hause beginnt, nicht zu vernachlässigen, zumal die von Falschmünzern des Nationalgefühls betriebene Vergoldung von Fehlern, Schwächen und Sünden neben seelischen auch politische Gefahren im Gefolge hat und den Weg ins Freie verrammelt, den wir suchen und finden müssen. Es wäre unehrlich zu leugnen (und verhängnisvoll zu vergessen), daß die lange Gewöhnung an kommandierte Ideale und die harte, unelastische, zeitfremd gewordene Vormundschaft eingebildeter Herrenmenschen die politischen Zeugungskräfte der Natur gelähmt haben. Wer spürte das heute nicht? Die von kümmerlichen Bismarckepigonon gepflegte Ideologie bestand ja darin, die politische Impotenz des so bildsamen und so fügsamen Volkes zu wollen und diesen Willen in eine deutsche Spezialtugend umzudichten; sie war das Lieblingswerkzeug der beamteten Intelligenz, um den deutschen Philister gegen jene wenigen scharf zu machen, die, aus dem bürgerlichen

Lager stammend und die innen- und außenpolitischen Gefahrenquellen des starren Systems erkennend, die Erziehung zur parlamentarischen Demokratie nicht als Wohltat und Genuß, sondern als unvermeidbare Etappe für ein großes Industrievolk: als Notwendigkeit und Aufgabe empfahlen. Der nach innen gewandte, seine Eisschollen ins Seelische und Geistige schwemmende Militarismus war die Folge; und es zeugt von perverser Umkehrung von Ursache und Wirkung, wenn man ihn hinterher durch Hinweis auf den äußeren Militarismus der plutokratischen Westländer zu erklären oder gar zu rechtfertigen sucht, — ohne zu bedenken, daß nur der aufrichtige Glaube an die sittliche Idee und die aufbauende Kraft der Freiheit uns retten, uns unüberwindbar, uns zum Attraktionszentrum der östlichen Welt machen kann. Was Wunder, daß dann, als dem alten System — nach heroischem Kampfe, es ist wahr — die Totenglocke läutete, ein blutleerer Notwille zu freistaatlicher Gemeinschaft schüchtern und verlegen sich entband, und daß ihm ohne Leidenschaft, ohne Begeisterung, ohne Schwung, ohne Opferwillen und ohne jenes trunkene Glücksgefühl gedient wird, das doch früher bei den staatlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen der anderen großen europäischen Völker von den Fahnen-trägern der neuen Freiheitsidee — die immer eine neue Wirtschafts-, Rechts- und Ordnungs-idee war — auf die Massen überströmte und Helden . . . wie Narren und Verbrecher gebar.

Nichts Ähnliches haben wir erlebt. Unsere Pymys und Hampdens und Mirabeaus blieben ungeboren. Kastrierte Parlamente schlotterten vor Beamtenministern, die tüchtig und ehrlich vorwalten konnten, aber mit unverdauten Brocken aus Bismarcks Erbe ihre Weltpolitik betrieben und das Deutsche Reich, unter dem Druck der wirtschaftsmächtigen Nebenregierungen, in die heutige Ohnmacht steuerten. Die Erinnerung an das bischen von zahmen aber idealischen Bürgern gemachte Freiheitsgeschichte vor der Blut- und Eisenära war ausgelöscht und wurde von den Pedanten der Schule mit Hohn beladen, sie konnte keine politische Substanz ansetzen. Unsre Paulskirchler wurden als Trottel karikiert und alle Regungen des bürgerlichen Emanzipationskampfes zwischen dem großen Friedrich und Bismarck zur Makulatur der deutschen Geschichte eingestampft. Was blieb in der Sphäre von Bildung und Besitz? Der politisch zum homme machine herabregierte Untertan, der sich an der Mimikry pseudoaristokratischer Manieren berauschte und seinen Ort irgendwo in Byzanz suchte. Unerhört und unerwünscht, auf dem blutigen Umwege einer „großen“ Politik, die selber das Angstprodukt von Schwächlingen gewesen war, kam für ihn die

Stunde der Selbstbestimmung und Selbstverantwortung, und so taumelte er, seelisch und politisch unvorbereitet, zur Freiheit wie der Verurteilte zum Schaffott. Nun strebt er, nachdem die Lähmung der ersten Unglücksjahre gewichen und der (bewundernswerte) Furor des deutschen Arbeitswillens den Schein normaler Zustände geschaffen hat, zum Faulbett der alten Ideologien zurück, in der eiteln Erwartung einer Wiederkehr des Gleichen. Nicht einmal das handfeste Gebaren der eigentlichen Volksparteiler, die sich, erst gläubig und opfernd, dann selbstbewußt und fordernd, Jahrzehnte hindurch um die Altäre des Sozialismus gesammelt hatten und nun auf Staat und Gesellschaft die Erste Hypothek gelegt haben: nicht einmal diese Tatsache scheint imstande, die Masse der bürgerlichen Elemente und ihrer Intellektuellen vor dem Ritt in die Vergangenheit zu warnen. Es bleibt als einzige Gemeinsamkeit, um deretwillen die Parteien der himmelweit getrennten Nationen, in die heute das deutsche Volk zerrissen ist, die „große“ Koalition zu bilden trachten, — der gemeinsame Bankrott übrig.

Welche Politik wir zu bekennen und publizistisch zu fördern haben, unter solchen Qualen von außen her und unter solchen Unfertigkeiten und Gegensätzen im Inneren, ist durch die Überlieferungen dieser Zeitschrift ebenso vorherbestimmt, wie die dichterischen und literarischen Werte, die zu pflegen sie vor anderen berufen ist. Mit dem Bekenntnis zum demokratischen, zum republikanischen, zum sozialen Gedanken allein ist nichts getan, es muß vom Fluch des Dilettantismus befreit werden, um zum Werk zu gelangen; unsre schicksalsvolle Lage kann von Parteigliäubigkeit nicht gebändigt werden; Willen zur Sachlichkeit entscheidet und Gefühl für das Notwendige hilft Mittel entdecken. Und noch weniger zwingen Programmwütigkeit und Programmgläubigkeit künstlerische Visionen herbei: aus dem neuen Lebensgefühl der Menschen, das, unter halbverwesten Formen, der Erlösung entgegentreibt, steigen sie im genialen Individuum empor, kristallisieren sich zum Werk und stehen plötzlich sinnlich greifbar mitten unter uns, — Gnaden ausschüttend, Zweifel verjagend, den nüchternen Dienst am Tage adelnd. Im Schoße unsres großen Volkes, dessen Arbeitswille und Arbeitsintelligenz heute wieder so manches andere beschämt und dessen Seelenkräfte die Schatzkammern der Menschheit mit Köstlichem gefüllt haben, schlummern noch unausgebeutet Reichtümer: kommt, Ihr Woller und Gestalter, und helft sie nutzbar machen und neue Morgenröten herbeiführen. Ohne das heilige Feuer, das nur in geistigen Menschen brennt und auch im Tatmenschen den Willen zur Unbedingtheit härtet, versinken wir in dunkle Nacht, in der reine Wirtschaftler und Bürokraten uns ihren Tag bereiten.

ZUR SOZIOLOGIE DER MODERNEN KULTUR

von

RUDOLF KAYSER

Es ist die schmerzliche Paradoxie der gesamten „Neuzeit“, daß die individualistische Befreiung der Renaissance uns in Abhängigkeiten und Bindungen hineingeschlagen hat, wie die Welt sie vorher nie gekannt. Wenn heute das soziale Gefüge wankt und bebt, wenn die gesellschaftliche Problematik zu leidenschaftlicher Diskussion steht, ohne daß die rettende Lösung sichtbar wäre, so sind wir, wenn auch nicht in der Sache, so doch im Schicksal in die Anfänge dieser Epoche zurückgeschleudert. Es gilt, dieses Schicksal in all seiner Sonderbarkeit zu begreifen, den Blick nicht abzuwenden von unserm kulturellen Verhängnis, das langsam sich zu entschleiern beginnt.

Wir kennen den psychologisch-formalen Charakter des Renaissance-Individualismus, die Schmalheit seines Prinzips gegenüber den materialen Inhalten der mythoshaften Weltanschauungen des Orients und des christlichen Mittelalters. Wir sehen die Folgen dieses Prinzips sich auswirken am schöpferischen Menschen und als seine unaufgebbare Lebensatmosphäre: die Einsamkeit. Aber vergessen wir angesichts der repräsentativen Macht der Werkschöpfer nicht die kulturelle Situation jener, an die das Werk sich wendet: die Einzelnen innerhalb der gesellschaftlichen Schichten und die Schichten oberhalb der Einzelnen; die Möglichkeiten geistiger Konsumtion, die ja für die Produktion die natürliche, fast körperhafte Bedingung ist.

Es sei gesprochen vom konsumierenden Typus, so weit er nicht auf die Staats-, Wirtschafts-, Rechts- und Klassensysteme bezogen ist. Es sei gesprochen von seinem kulturellen Leben, von seinen Beziehungen zum Geist jenseits der Produktion; von den Möglichkeiten, die er den zeitgenössischen Dichtern, Denkern, Bildnern entgegenbringt; und da beginnt sofort der soziologische Konflikt der modernen Kultur: daß es den Menschen, den kulturell empfänglichen Menschen, losgelöst von diesen Bezugssystemen, — nicht gibt. Er ist so unfrei, daß das reine Aufnehmen des ihm Gebotenen kaum möglich ist. Immer bedrängen ihn Assoziationen, die ihn aus der natürlichen Beziehung zwischen Subjekt und Objekt hinausschleudern, hinein in die soziale Wirklichkeit und der von ihr bestimmten Verhaltensweisen. Er kommt nicht los vom zeiträumlichen Alltag, von den Erfahrungen im Beruf, von einer Systematik der Menschenwelt, die aus keinerlei Wertmaßstäben, sondern allein aus Technik und

Nützlichkeit geschaffen ist. Er sieht die Landschaft als Gegenstand der Sonntage und Urlaubsreisen, und Berg, Ebene, Meer sind in ihrem Rhythmus und Atem kaum anders unterschieden, als durch die veränderten äußeren Lebensverhältnisse, die sie bedingen. Man erfährt Religion nicht anders als durch die staatlich durchorganisierte Kirche. Wissenschaft ist das behördlich vorgeschriebene Material der öffentlichen Lehranstalten und Vorwand der Examina. Und Kunst — von allen sozialen Determinanten in gleicher Weise umschlossen — die problematische, aber geschäftlich ausnützbare (und dadurch vielen legitimierte) Gelegenheit zu abendlicher Unterhaltung und gehobenerer Atmosphäre oder aber (in den heroischen Fällen) die nie erfolgreiche und deshalb vom Bürger verachtete Opposition gegen die gesellschaftlichen Mächte.

Dem Geist — neben der Natur das einzige autonome Prinzip! — steht so gegenüber der relativistische, der assoziative Mensch. Er wandelt durch mannigfaltige Erregungen, um schließlich an irgendwelche bürgerliche Konventionen sich anlehnen zu können. Er ist verstrickt in ein unauflösbares Netz von Abhängigkeiten, die mit der Tageseinteilung beginnen und in einem dumpfen Materialismus als Quasi-Metaphysik enden. Ebenso wie die Natur kann er auch den Geist und seine kulturellen Schöpfungen nicht anders fassen als durch die technisch-sozialen Kategorien, die sein praktisches Leben beherrschen. Differenziert, wie sie sind — da die moderne Gesellschaft einen fein schwingenden Apparat benötigt — haben sie assoziative Möglichkeiten genug, den bürgerlichen Menschen bis an das kulturelle Bereich heranzuführen, ohne daß er es wirklich betritt.

Der assoziative Mensch! Seine seelischen Energien, durch die Umwelt sehr beschränkt, scheuen vor weiteren Wegen zurück. Er braucht die Ähnlichkeiten zu alltäglichen Vorgängen, also auch die Anknüpfungen an jene Bezugssysteme, die das soziale Leben beherrschen; er kann der geistigen Erfahrungen nur so weit Herr werden, als sie mit den materiellen verbunden erscheinen. Deshalb sind seine Methoden gegenüber den kulturellen Ereignissen nicht von ihnen selbst oder der ihnen übergeordneten platonischen Idee abgeleitet, sondern allein aus der Methodik des sozialen Lebens, in letzter Linie also aus dem wirtschaftlichen Gesetz von Angebot und Nachfrage. Der Kaufmann betritt eine Ausstellung neuer Kunst und sucht eine Orientierung, indem er die Bilderpreise erkundet. Der Beamte liest einen Roman und

vergleicht die Gestalten und ihren Lebensstil mit seinen Amtsgenossen. Der Arbeiter betritt ein proletarisches Bildungsinstitut und verlangt Unterweisung im Sinne seiner marxistischen Klassenphilosophie. Man kennt diese Beispiele. Sie besagen, daß der kulturelle Mensch als halb lächerlicher, halb gehaßter Außenseiter des modernen sozialen Lebens nicht emporkommen kann, daß er der Häretiker seiner Schicht bleibt (die immer die sozial fortgeschrittenste ist: bis zum achtzehnten Jahrhundert der Adel, dann das Großbürgertum). Das Lebensgefühl des modernen Menschen ist so aufgezehrt von den sozialen Mächten, daß für die kulturellen Dinge nur die Pausen bleiben, die Stunden, wo der Druck der wirtschaftlichen Dinge ein wenig nachgelassen hat. Nur jene, die materielle Gunst oder der dämonische Zwang des Selbst von diesen Abhängigkeiten befreite, schufen die schmale Schicht der Intellektuellen, die seltsam gefügt aus den Söhnen der Herrscherschicht und den Desperados des Schicksals, sich von den Methoden des bürgerlichen Lebens zu befreien sucht. Aber ihr Lebenswille verzehrt sich im Kampf. An Zahl und Vitalität sind die Intellektuellen zu schwach, um gegenüber der Mächtigkeit der Umwelt ihre Ansprüche durchsetzen zu können. Sie geraten in eine pathologische Stimmung; sie haben die Feinheit des Leidens; sie bilden eine künstliche Rasse; sie sind Sublimierung und Abstieg zugleich.

Die „Intellektuellen“ stellen seit der Renaissance die eigentliche kulturelle Macht dar; gegenüber den schöpferischen Geistern sind sie die aufnehmenden, verarbeitenden, propagierenden; sie sind die erste Schicht, auf die die Werkleistung auf ihrem öffentlichen Wege stößt (in den späteren wird sie immer mehr zur Bildungsangelegenheit); sie stellen jene Macht dar, die die eigentliche, äußerst dünne Lebensatmosphäre den Werken schafft. Ihre soziologische Struktur hat seit der Renaissance häufig gewechselt: zunächst war ihr Bereich die Fürstenhöfe, dann die adligen Salons pariserischer Färbung und dann jene weltstädtische, aus dem Großbürgertum stammende neue Rasse, an der das im Schicksal verwandte Judentum bedeutsamen Anteil hat. Aber trotz dieses Wandels blieb der Charakter derselbe. Es handelt sich um Menschen, deren Dasein — trotz ihrer oppositionellen Stellung zu ihr — nur aus der modernen Gesellschaft zu erklären ist, deren Aussehen und Gewohnheiten durch die soziale Schicht bestimmt sind, der sie entstammen, ganz gleich, ob sie (wie bis 1800) diese Schicht bejahen oder aber (wie heute zumeist) durch wirtschaftliche Umstände zu einer Kampfesstellung sich gezwungen sehen, die sie häufig sogar

in eine politische Opposition treibt und so in ein ihnen wesensfernes Lager, trotzdem doch gesellschaftliche Heimatlosigkeit das eigentliche Merkmal der Intellektuellen-Rassen ist.

Dieses (hier nur flüchtig skizzierte) Intellektuellen-Publikum zeigt gegenüber dem Geist eine ähnliche Problematik wie der moderne schöpferische Mensch selbst. Auch hier das Fehlen einer Gemeinschaft, die sich mit den Werken als Ausdrücken einer absoluten Idee verbunden fühlt. Aber auch hier die Einsamkeit gegenüber dem Volk, der Masse, die innerhalb ihrer gesellschaftlichen Unfreiheit zum geistigen Aufnehmen überhaupt nicht gelangt. Die Einsamkeit der Intellektuellen unterscheidet sich nur insofern von denen der Schöpfer, als sie weniger individual charakterisiert ist, vielmehr das natürliche Schicksal einer dünnen Schicht in oder am Rande der Gesellschaft darstellt. Diese selbstverständlichen, aber meist unterschätzten Tatsachen sind zu tief im geschichtlichen Aufbau des bürgerlichen Zeitalters verankert und allzu mächtig, als daß etwa kunstpädagogische Reformen gegen sie etwas ausrichten könnten. Die sozialen Bindungen sind zu stark, und fast ohnmächtig die Energien, die sie noch frei lassen, so daß nur diejenigen ein kulturelles Leben führen können, die durch stärksten Entschluß oder durch dynamisches Gesetz sich außerhalb der Gesellschaft stellen: die einsamen Schöpfer und die Desperado-Klasse der Intellektuellen. Dadurch aber führt der Geist ein schmales, künstliches Sonderdasein und bleibt fern dem Wesen der Zeit und ihren Wirklichkeiten; er bedeutet nicht Festlichkeit und Steigerung gegenüber dem Alltag, sondern etwas ihm Fremdes, ja Feindseliges.

Es ist eben aus dem individualistischen Gedanken und der Unmöglichkeit, seine letzte Konsequenz: die Anarchie zu ziehen, ein System entstanden, dessen Zweck es ist, die notwendig gewordenen sozialen Bindungen als Konzessionen herzustellen, aber nicht wie im Mythos über den Menschen, sondern als rein technische Bindeglieder zwischen ihnen. Dies System ist die Legalität. In ihr vollzieht sich eine Aufspeicherung von Mächten und Energien, größer vielleicht als je in irgendeinem Mythos. Daß diese ungeheure Macht, die nicht nur in Gesellschaftlichen, sondern auch im Kulturellen sich auswirkt, letzten Endes doch unschöpferisch blieb, kommt daher, daß ihre geschichtliche Aufgabe ihre Daseinsmöglichkeiten sehr übertrifft. Schüchtern, ja schamhaft setzen in und nach der Renaissance die ersten Legalisierungen des Lebens ein, wissend bereits, daß angesichts der revolutionären Forderungen des Individualismus sie nicht ungefährliche Konzessionen

bedeuten. Aber da die Rückkehr zum Mythos unmöglich geworden war und andererseits die radikale, nämlich anarchische Konsequenz des neuen Prinzips utopisch erschien, so bedurfte es eben der Mittel und Wege, die Freiheit der Individuen einzuschränken, um die Freiheit der anderen Individuen nicht zu zerstören. Diese deutliche Verkümmernng des individualistischen Gedankens, die aber unvermeidlich geworden war, um die grundlegenden Forderungen desselben Gedankens durchzusetzen, offenbart schon die ganze tragische Paradoxie, die in ihrem vollen Umfange aber erst heute sichtbar wird. Das System der Legalität ward das neue politische und kulturelle Prinzip, das die beiden älteren Prinzipien des Staatslebens: die traditionelle Herrschaft der Patriarchen und des alten Fürstentums, die charismatische Herrschaft im religiösen oder heroischen Staatsgedanken ablöste, ein Prinzip, das Max Weber so definierte: „Herrschaft kraft Legalität, kraft des Glaubens an die Geltung legaler Satzung und der durch rational geschaffene Regeln begründeten sachlichen ‚Kompetenz‘, also: die Einstellung auf Gehorsam in der Erfüllung satzungsmäßiger Pflichten: eine Herrschaft, wie sie der moderne ‚Staatsdiener‘ und alle jene Träger von Macht ausüben, die ihm in dieser Hinsicht ähneln“.

In der Grundgesinnung dieses Prinzips, dessen langsamer Sieg dem revolutionären Schlag gegen die ermüdete christliche Mythoswelt folgte, liegt die Unmöglichkeit und Unfähigkeit enthalten, den ererbten geistigen Raum mit der dünnen psychologischen Atmosphäre auszufüllen, die allein uns zur Verfügung steht. Die soziologischen Wirkungen, die das Legalitätsprinzip geschaffen hatte und die immer weitere Verfeinerungen erfuhren, waren so nicht beabsichtigt, da ja das Prinzip selbst nur da war, um die individualistische Fiktion aufrecht zu halten und scheinbar zu schützen. Aber aus einer Hilfskonstruktion ward ein mächtiges Gefüge von Verfassungen, Gesetzen, Einrichtungen, Verbänden, die jedes Leben einbezogen in ein vielmaschiges, abstraktes und künstliches, gänzlich ungöttliches System. Es war dieses System, das dann die materialistische Geschichtsphilosophie heiligte, das System, das Marx, sachlich gewiß falsch, aber geschichtspsychologisch zutreffend, dann zum absoluten Herrscher einsetzte: „Der Mensch, das ist die Welt des Menschen, Staat, Sozietät. Dieser Staat, diese Sozietät produzieren die Religion, ein verkehrtes Weltbewußtsein, weil sie eine verkehrte Welt sind . . . Der Kampf gegen die Religion ist also mittelbar der Kampf gegen eine Welt, deren geistiges Aroma die Religion ist.“

Diese unsinnige Verkennung des Wesens der Religion ist irgendwie doch durchaus sinnvoll, nämlich dann, wenn man in ihr die vollkommene Verzerrung und sinnlose Rolle erkennt, die die Religion in den letzten Jahrhunderten zu spielen hatte. Das neue System mußte jeden Weg zum Religiös-Metaphysischen versperren und die allgemeine Sehnsucht von ihren natürlichen Gegenständen ablenken. So erklärt sich die heimlich unbeimliche Tendenz der Antimetaphysik in der gesamten modernen Kunst und Wissenschaft, die vielen neuen Dogmengebäude der Empiriker und der Methodiker, die beide ja die metaphysischen Flügel verbieten und die es zuvor in dieser Stärke nie gab.

Aber die metaphysische und religiöse Sehnsucht läßt dauernd sich nicht unterdrücken. Selbst in dem fremden Gewande von Staatsabsolutismus, Materialismus, Sozialismus werden sie sichtbar und weisen mit ihren neuen alten Forderungen aus der Gegenwart hinaus. Wir sehen gerade jetzt wieder die verschiedenartigsten Versuche, das metaphysische Reich neu zu erobern; wir erkennen aber wieder und wieder unsere Ohnmacht gegenüber der immer noch starken, wenn auch zum Tode verurteilten Legalität. Seitdem uns der christlich-orientalische Mythos verlorengegangen ist, die übermaterielle Wirklichkeit zu keinerlei kulturellen Macht mehr gelangt; an ihrer Stelle aber behauptet sich diese paradoxe Künstlichkeit des Legalitätssystems. Aber jeder revolutionäre Aufbruch im politischen und kulturellen Leben hat diesen Sinn: über das Legale zum Ideellen vorzudringen, statt einer fiktiven, künstlichen Macht eine lebendige zu errichten, wie etwa der Katholizismus selbst in seinen schwächsten Perioden es war.

Aber Gott geschieht nur im Mythos; er realisiert sich nur als natürlicher Vorgang, als Bild, als Lehre, als Dasein. Deshalb kann die Sprache der Legalität, also der staatlichen, sozialen, wissenschaftlichen, ästhetischen Gesetzmäßigkeit nicht zum Ausdruck bringen, was seinem ganzen Wesen nach ihr entgegengesetzt ist. Der kärgliche Rest, der dem Individuellen geblieben ist, reicht nicht aus, um Gott zu gebären. Man übersieht zumeist, daß Gott erst dann existiert, wenn die religiöse Gewalt jede andere verdrängt und ihn als Mittelpunkt einer universaleren Welt schafft. Die Mythen, die wir heute zumeist beschwören, sind nicht lebendig, sind Bildungsangelegenheiten, sind schwache Romantik.

Man versteht die Legalität zumeist als rein staatsrechtliches Prinzip. Es ist aber sehr leicht zu zeigen, wie dies Prinzip, in Wechselbeziehung zu dem psychologischen Charakter des Renaissance-Individualismus, auf

die kulturellen Gebiete hinübergreift, wie es durch immer weiteren Ausbau und Vergrößerung seines Apparats sich zum Herrn des modernen Lebens macht. Damit sei keineswegs jene schiefe Behauptung wiederholt, daß das politisch-soziale Moment Allbeherrscher geworden ist. Moderne Kunst und Wissenschaft bedeuten nicht ohne weiteres das unterwürfige Gefolge der Staats- und Gesellschaftsgesinnung. Aber desto stärker sind die indirekten Wirkungen, die dieses Prinzip auf die Kultur ausübt und durch sie deren Charakter bestimmt.

Im wesentlichen handelt es sich hier um zwei Wirkungen: um die neue soziale Schichtung in einsame Schöpfer und ihnen gegenüber das unbeteiligte Volk — zwischen beiden die Intellektuellenschicht — und andererseits um die ständig wachsende Macht der absoluten Formprinzipien, die durchaus den rationalen, künstlichen Formen der staatlichen Legalitätsherrschaft entsprechen.

Die soziale Umschichtung, die zutiefst Sinn und Gestalt der geistigen Werte änderte, geschah gleichzeitig mit dem immer neu und immer schärfer beginnenden Kampf zwischen Romantismus und Klassizismus, zwischen Formaflösung und Formschöpfung. Dieser Kampf, der sich nicht nur in der Kunst, sondern ebenso in der Philosophie (in den Gegensätzen zwischen Rationalismus und Irrationalismus; Idealismus und Realismus; Deduktion und Induktion) vollzieht, zeigt den Einbruch und die Eroberungssucht des Legalitätsprinzips selbst in den stillsten geistigen Provinzen. Man will selbst das Kunstwerk (und damit auch das Erlebnis, das ihm zugrunde liegt) legalisieren. Man rechtfertigt es von ästhetischen und moralischen Gesetzen und Maßstäben her. Man erfindet Namen, Schulbezeichnungen, Verfassungen, wie sie ganz aus den rationalen Begriffen innerhalb des politischen Legalitätssystems abgeleitet sind. Man schafft, wenn auch nicht staatliche Kunst, so doch Kunststaaten. Darin offenbart sich wieder die tragikomische Ohnmacht, die die Renaissance hat entstehen lassen: daß die Befreiung von den materialen Zwängen der Mythoszeit den schlimmeren Zwang des Legalen und Formalen herbeirief: daß die individualistische Revolution mechanische Bindungen in allen Bezirken erzeugte; daß also dieser Individualismus sich freiwillig seiner Freiheit entledigte. Das Wort „la légalité nous tue“ hat in dieser Beziehung einen neuen und furchtbaren Sinn.

Der geistige Zusammenhang zwischen den Menschen geschieht in universalistischen Zeitaltern durch Religion, durch Mythos, durch Glauben, und dieser Zusammenhang ist die eigentliche politische und kultu-

relle Macht. Diese Geltung beanspruchte auch der moderne Individualismus für das einzelne Ich. Humboldt erklärte: „Der höchste und letzte Zweck jedes Menschen ist die Ausbildung seiner Kräfte in ihrer persönlichen Eigentümlichkeit“, einen Gedanken, den Stirner zum radikalen Egoismus verstärkte: „Mir geht nichts über mich“. Je heftiger aber solche individualistischen Formulierungen wurden, je schroffer sie einen deutlichen Subjektivismus vertraten, desto stärker wird in der Praxis des Lebens die Legalität, die niemand so gewollt hat. Diese Praxis beweist, welch träumerisch-romantisches Denken es ist, die immer wachsenden Beschränkungen meiner individuellen Möglichkeiten als meiner Freiheit erste Tat zu preisen (wie es etwa die Schleiermachersche Ethik tut). Die freiwillige Unfreiheit gerät sehr schnell an den Punkt, wo ihre Herkunft unwichtig, wo sie selbstherrlich und eine Macht mit unbezähmbarer Beutelust geworden ist. Der Dualismus zwischen dem natürlichen Ich und der künstlichen Legalität greift sogar in das Innere des Ich hinein und spaltet es. So kommt der Kampf in uns selbst, zwischen dem was uns natürlich und dem was legal ist. Es kommt der grauenvolle Passionsweg zur Einsamkeit, der in Werken gipfelt, die die schmerzliche Befreiung von der von außen nach innen vorgeschrittenen Legalität bedeuten: jedes Genie der Neuzeit mußte sich ja erst von der Formgesinnung der ästhetischen, moralischen, politischen Schulen und Parteien loslösen, eine Loslösung, die selbst aber viel mehr als nur Formales bedeutet. Es kommt ferner der moralische Dualismus zwischen dem Seienden und dem von den Legalitätsmächten geforderten Seinsollenden. Dieser Dualismus kann in der mythoshaften Zeit überhaupt nicht sein, da jenes dritte, das die eigentliche religiöse Macht bedeutet, nämlich das Müssen, diese Wirkung einer Lehre und der doppelten Gemeinschaft der Menschen mit sich und der Idee, die Gesetzmäßigkeit des Lebens und Schaffens in die Menschen selbst hineinlegt. Die heutige Situation aber ist lächerlich und tragisch zugleich, da sie die ungewollte Versklavung unter ein in sein Gegenteil umgeschlagenes Prinzip ist, und ist hoffnungslos, da die Erlösung durch einen dialektischen Gegenschlag nicht in unserer Absicht liegen kann.

Die Wirkung der Legalität im sozialen Leben ist so stark, daß sie uns den Weg zu den eigentlich moralischen Entscheidungen fast versperrt. Der Apparat der Gesetze, Verordnungen, Konventionen ist so durchorganisiert, daß er nur wenige Möglichkeiten in den zwischen-

menschlichen Beziehungen freigibt und seinen Instanzen entzieht. Die angeblich zum Schutze des Individuums geschaffenen Einrichtungen dringen bis in die heimlichsten Provinzen unseres Lebens vor und machen sich zum Vormund unserer sämtlichen Entschlüsse. Man möchte fast sagen: moralische Entscheidungen kann man erst gewinnen, wenn man die Legalität hinter sich gelassen hat. Der Nietzschesche Immoralismus, aus ganz anderen, nämlich psychologischen Motiven erwachsen, bekommt so seine geschichtliche Rechtfertigung. Erst das Verbrechen — als Verneinung der Gesetze — scheint uns die Möglichkeit selbständiger sittlicher Entscheidungen zu geben. Aber diese Entscheidungen sind auf jeden Fall unmöglich, nicht nur wegen ihrer sozialen Schädlichkeit, sondern weil die Legalität als absolutes Prinzip nie durch einen Einzelfall, den ja stets das Verbrechen darstellt, verneint werden kann: der moralische Verbrecher ist komische Ohnmacht. Kants bekannte Definition der Legalität als „die bloße Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung einer Handlung mit dem Gesetze, ohne Rücksicht auf die Triebfeder derselben“ müßte insofern erweitert werden, als diese Übereinstimmung nicht nur das Gesetz, sondern eine Unzahl von Konventionen, ja sogar von Gefühlen umspannt und so unsere moralischen Instinkte besänftigt und immer mehr schwächt.

In das Geistesleben wirkt das Legalitätsprinzip doppelt zurück durch die Regelung der soziologischen Beziehungen zwischen Schöpfern und Volk und durch sein zwingendes Beispiel von Machtentfaltung, das auf eine analoge Herrschaft im kulturellen Leben drängt. Daß diese Analogien sich (seit dem achtzehnten Jahrhundert) immer stärker verwirklichen, ist verständlich genug. Ein Zeitalter, das Gottheit und Mythos nicht mehr besitzt, dessen individualistische Gesinnung nur die künstlich abstrakten Einrichtungen des Staates als einzige Objektivität außerhalb der Natur zur Folge hat, muß — besonders wenn Katastrophenstimmung es bewegt — das Prinzip dieser Einrichtungen zu allseitiger Herrschaft erheben.

Das Selbstmörderische dieses Schritts, die Armut, in die es führen mußte, wurde unserer Epoche lange nicht sichtbar. Da man sich an die alten Schlagworte hielt, war es den wenigsten klar, welches die wahrhaften Wirkungen sind, die die Renaissancerevolution gezeitigt hatte. Man ward sich nicht bewußt, zu welcher Macht jene kleinen Zugeständnisse geführt hatten, die der Individualismus den praktischen Forderungen des sozialen Gefüges gemacht hatte und die schließlich in einer autonomen Herrschaft mündeten, in einem Ausmaß von An-

sprüchen und technischer Gewalt, wie bislang nie bekannt. Man jubelte individualistische Freiheitschöre; spottete der Kirche als ohnmächtiger Erinnerung an mythisches Mittelalter; pries stolz sein freies Denken und sah nicht den neuen und bösen Gott, der alle Lebensgebiete listig sich unterworfen hatte. Man sah nicht den neuen Mythos der Legalität, weil nicht wie im alten Mythos der Mensch zur Gottheit als einer *causa finalis* betet, vielmehr die Gottheit den Menschen zu umschmeicheln beginnt und seine individuelle Herrlichkeit heuchlerisch preist. Diese neue Gottheit, in all der Künstlichkeit und Abstraktheit ihrer Sprache, der Nüchternheit ihrer Herrschaft, vernichtet allmählich jene Ichs, die ahnungslos sie errichtet hatten. Behörden, Kasernen, Gerichte, Kontore und alle jene Organisationen, zu deren Schnittpunkten das Ich hinabgestoßen worden ist, sind nunmehr die Kultstätten der neuen Gottheit: der Legalität.

Zwei geistige Verfassungen schuf sich das Legalitätsprinzip: die Kunstgrammatik mit ihren ästhetischen und moralischen Formprinzipien und die Methode als obersten Wert der Wissenschaft. Die normative Ästhetik, die ihre Blütezeit von der französischen Klassik bis hin zur Romantik hatte, ist Gesetzgebung der Kunst nach dem Vorbilde des absolutistischen Staats. Man setzt Grenzen, nach denen der Künstler sich zu richten hat. Man verkündet Gesetze, die befolgt werden müssen. Man leitet von obersten Zwecken her Formprinzipien ab, wie man das Recht aus staatsphilosophischen Zwecken deduziert. Gibt es aber Gesetze für die Kunst, so sind sie allein in der Kunst selbst, nicht aber außerhalb ihrer zu suchen. So sehen wir die Opfer der Legalität ihr Sklaventum noch vergrößern. Die schlimme Abhängigkeit ihres Lebens treibt sie zu einer fragwürdigen Rache: den Schöpfern ihrer Unfreiheit auch jene Provinzen auszuliefern, die ihnen von Natur nicht erreichbar sind. Sie setzen die engstirnigen Wächter der bürgerlichen Moral auch als Vorgesetzte des Geistes ein und machen so den geistigen Menschen dem allgemeinen Zwecksystem untertan.

In der Wissenschaft heißt das Prinzip der Legalität: „Methode“. Sie will die Übereinstimmung des Forschens mit der Konstitution, die man dem Denken gab. Das Mittelalter hatte die Zwangsherrschaft der Theologie, die nur einen beschränkten Bezirk der Forschung gestattete. Die Renaissance zerschlug die Grenzen und öffnete das neue Feld der Naturwissenschaft. Aber auch hier erschrak man vor den radikalen Folgen der neuen Freiheit, fürchtete die Anarchie und schrieb sich

die neuen methodischen Dogmen: wieder von künstlichen Prinzipien und Formen her, bloße Hilfskonstruktionen der Wahrheitserforschung. Als Kant gegen den „veralteten wurmstichigen Dogmatismus“ anrannte und als seine Wirkung „Überdruß und gänzlichen Indifferentismus, die Mutter des Chaos und der Nacht“ in den Wissenschaften feststellte, sah er noch nicht das eigentliche Geheimnis der Zeit: die Herrschaft der Legalität, der ja auch sein eigenes System nicht entging. Deshalb wurden die wissenschaftlichen Revolutionen zumeist nur formal-methodologisch und ließen die Inhalte unverändert.

Die Situation beginnt sich nunmehr zu klären. Die geschichtlichen Mächte, die unser Schicksal bereiteten, werden allmählich sichtbar. Ein Gefühl der Ohnmacht, dem der allzu reichliche Optimismus früherer Jahre gewichen ist, scheint durch die Erkenntnis dessen, was ist, gerechtfertigt zu werden. Wir wissen nun ungefähr, wo wir stehen, wie die Rolle beschaffen ist, die diese Zeit uns zu zwingen spielt, und wie gering die Erbschaft, die wir hinterlassen werden. Wir erleben die Paradoxie unserer Situation, ohne zu lächeln.

Das individualistische Prinzip hat in unser Kulturleben eine soziale Schichtung gebracht, wie hoffnungsloser sie nicht denkbar ist. Wir begreifen, daß nun, wo seit Jahrhunderten zum ersten Male die Kultur selbst in Frage steht, wir hilflos, verwirrt und verlassen von all dem Reichtum sind, der vor uns geschaffen wurde. Wir spüren, daß die starke und erfüllte Geistigkeit, in der wir bisher atmeten, doch nicht stark genug ist, um uns über eine kritische Gegenwart hinwegzuhelfen. Es fehlt ihr die Beziehung zur zentralen Idee, die jenseits der Gesellschaft, ihren inneren Spannungen und äußeren Formen lebt; es fehlt ihr ein natürlicher Gott. Die Einsicht der Religiosität und zentralen Bindung aller Kunst und Wissenschaft ist jetzt schon so verbreitet, daß man sich scheut, sie zu wiederholen. Aber man tat nur das zwar Nächstliegende, aber Wirkungsloseste: man erfand neue Programme und Schulen, die den Forderungen dieser Einsicht entsprechen sollen. Man ging in fremde Zeiten und Länder, um aus ihnen religiöse Baustoffe zu holen und verurteilte durch die Künstlichkeit dieser Methoden das neue Wollen von vornherein zu Artistentum und ohnmächtiger Bildungsangelegenheit. So erklärt sich das Fiasko des Expressionismus in der Kunst und der theosophisch-mystischen Neigungen in der Philosophie.

Alles konstruktive Mühen — ganz gleich ob es vom Wunschbilde des Staates oder dem des Menschen herkommt — hilft uns nicht weiter.

Wir brauchen die Selbstverständlichkeit des Lebens, die freie und reine Schöpfung aus der Unmittelbarkeit des Daseins, die Natur als Geist und den Geist als Natur. Es wäre Selbstmord, jetzt zu resignieren, die Ohnmacht des Augenblicks zum Schicksal der Zukunft zu machen. Wir haben zwar die Erkenntnis dessen, was stirbt, aber auch den Willen und das Gerüstetsein zu dem, was uns erlösen wird, was uns erlösen muß.

ARIEN

von

FRANZ WERFEL

Omen

Ein böser Vogel ratschte vor dem Fenster ohne Rast,
Als müßte er Ruck um Ruck den Lebenswald absägen.
O Frau, wir sind in uns gelegen —
Sterngranden mantelluftig meisterten die Nacht.
Auf deinem Thymian-Sommer fühlte ich die Last
Von Tod, — und konnte dir nicht sagen,
Daß ich in deinem Blut eine Uhr hörte schlagen.
Goldenes Rasselwerk durchschrak mich mit feinem Stoß.
Da fühlte ich auf uns hocken schweres Los
Und wußte: Böser Vogel sägt geheim auf unsre Bäume los,
Und nur ein Geist liebevollen Sterns kann ihn verjagen.

Kinderbild der Geliebten

O du Gesicht, wie in den Schatten großen Parks geschmiegt,
In Duft und Ruhe niederfällt dein Haar!
Und süß und klar
Auf deinen Lippen liegt
Eines Kindesschlafengehns geheimer Seim.
Du bist daheim.
In deinen großen Augen siehst du nicht
Die Frau, die mit allen Toden spricht,

Und die mit jeder Lust die Hand genetzt,
 Sie, die alle Schauder dieses Sternes trug
 Und jetzt
 Aufschrickt vielleicht und sagt: Es ist genug.

In meiner Stube stirbt ein vielzufrüher Schmetterling.
 Wer kennt seines kleinen Tods Gewicht?
 Schnee umdrängt das Haus in unendlichem Ring.
 Und alles flicht
 Sich selbst zu unverständlichem Geflecht.
 Da knackt ein Ast, Hund bellt, ein Rab ratscht recht.
 Ich hör den Stern seine Bahn wehn, —
 Und nur vor mir das heilige Kindgesicht
 Schaut still, als könnte es verstehn.

Todes-Cavatine

Und so war es. Mir griff
 Der Tod an das Herz.
 Und ein Windstoß piff
 In das offene Buch.
 Die Seiten flatterten fensterwärts.

Nun fällt mir das Kinn
 Hinab auf die Brust.
 Doch der Wald wandelt hin
 In des Abends Gehöft
 Mit sausendem Gras und dem Wolkenwust.

Und ein Vorhang weht auf,
 Es zittert mein Haar.
 Ich weiß, was einst war:
 Ein Lachen und Lauf
 Fremd in der raschen Mitschülerschar.

War es wirklich — o nein —
 Wodurch ich gehetzt,
 Was erfreut und verletzt
 Dies Aus und dies Ein?
 Was ich nimmer gewußt, klar wird es jetzt!

Ja ich habe geliebt,
Und ich rührte euch an.
Doch seid ihr gesiebt
Vom Dämmerungs-Bann.
Mein Leben war Wanken durch magischen Tann.

Und du, deren Kuß
Meine Tiefe berief,
Verzeih meinen Tod,
Den im Leben ich schlief.
Jetzt ist meine Lampe ein Glas voll von Ruß.

Sind drei Tage vorbei,
So liege ich lang.
Rauch, Gras und der Schwang
Eines Vogels steigt frei.
Und ich lausche stumm,
Der nicht Wort kennt und Lug,
Dem Muttergesang.

Abschied

Lebt wohl! Lebt wohl! Da noch in eurer Mitte
Mein Lächeln schwebt,
Hör ich sie schon, ganglang, die schwarzen Schritte,
Die Türe bebt.

Lebt wohl! Ich sage nichts und bleibe sitzen,
Den Hals umkrallt.
Seht ihr denn nichts? Aus meinen Mauer-Ritzen
— (o, dürft ich schrein!) — wächst Wald.

Lebt wohl! Lebt wohl! Wie? Ich soll Antwort geben!
Fern geht mein Mund.
So helft mir doch! Von tausend Spinnewebe
Bin ich vermummt.

O meine Frau! Mit deinem Fuße rührst du
Den meinen an.
Fühlst du das feuchte Ackermeer und spürst du
Den Schollenbann?

Es hängt, — leb wohl, — dein Blick an meinen Haaren.
 Packt dich kein Schreck?
 Sind sie denn nicht verfitzt von Moorgefahren,
 Ein Nest für Krot und Schnecke?

Leb wohl, leb wohl! Nicht greifen ohne Grauen
 An meine Hand die liebe deine soll.
 Ich berge unterm Tisch ja braune Klauen
 Von Schratt und Troll.

Lebt wohl! Ja, ich will sprechen lachen trinken,
 Wie's mich auch von euch stößt.
 Ich scherze. Endlos Regenwege winken
 Wie Totes schlüpfzig aufgelöst.

Ah! öffne das Klavier! Du spielst. Ich höre...
 Was? Aus dem Schaum des Walzerwahns
 Hör ich als Wurzel einer Riesenföhre
 Die Teufels-Balz des schwarzen Hahns.

Gießt mir das Glas voll! Hört ihr jetzt die Schritte?
 Der Raum und nicht mein Blut tappt hohl.
 Ihr springt nicht liebend auf und nehmt mich in die Mitte...
 Zu spät! Stoßt an! Lebt wohl, lebt wohl!

Ballade der Schwermut

Es steht eine Sägemühle im Wald.
 Ich bin als Kind vorübergefahren.
 War das vor hundert Jahren?
 Jetzt bin ich nicht jung und nicht alt.
 Doch ich weiß in der Straßen Lärmgefahren
 Ein Wasser schellt schallt,
 Und wirft mit straffen, mit blauen Haaren
 Übers Rad seine heilige Gewalt.

Heut ist der Hollunderbaum schon abgeblüht,
 Und knarrte erst gestern in Frost und Schnee!
 Wer rechnet das aus? Ich habe Heimweh,
 Während ich doch in der Heimat steh,
 Ich sprang ja kaum aus dem Bett und bin schon müd.

Knaben rennen und wälzen sich wild durchs Gras.
Sie halten unter die alte Pumpe ihr brennendes Gesicht.
Das sind nicht meine Kameraden, ich kenne sie nicht,
Und doch ist mein Mund vom Trunk noch tropfennass.

Ich bin ein Same hierher verweht
Aus einer fremden Welt.
Dies ist nicht mein Planet.
Doch hab ich meinen Halm in die Sonne gestellt.
Und manchmal faßt ihn solcher Wonne Gewalt,
Als neigten sich durch einen Spalt
Seine wahren Brüder und Eltern vom Zelt.
Tau fällt,
Aber in einem alten Wald
Heiliges Wasser schallt schellt.

Nun steh ich vor dem Gehöft der Nacht.
Der Wächter fragt: Was hast du tagsüber gemacht?
Ich habe mit meinen Küssen versengt,
Die mir am meisten Liebe geschenkt.
Der Wächter fragt: Was trägst du in der Hand?
Einer Lerche Asche, die sich im Morgenfeuer verbrannt.
Der Wächter fragt: Was weißt du zu berichten,
Undeutliche Gestalt?
Dies blieb mir von allen Geschichten und Gesichtern:
Eine Sägemühle steht im Wald.

Gesang

Ich raste hier auf meiner Flucht.
Soweit entkam ich schon, daß all die Sucht,
Die Gier, die Angst wie Vögel schrill und eitel,
Dem Horst mißtrauend ziehn um meinen Scheitel.
Sanft bin ich leer,
Doch wird mir Lohn.
Aus meinen fernsten Gründen her
Zieht Ton um Ton.
Es wandelt leicht und ungerufen
Gesang, Gesang

Über flüsternde Jakobsstufen.
Ich klinge, wie ich nie erklang.

Steige steige
Wort, wohin der Auftrag dir erging.
Du herrschest, wenn ich schweige.

Die Dämmerung, das Tier, das regungslose
Schaut starr ins Aug mir ohne Ironie.
Von meiner Stirne weicht die Liednarkose.
Ich bin erschöpft und müde wie noch nie.
Über die geheime Treppe
Schwingt sich noch ein Fuß,
Schlüpft die letzte Schleppe.
Hauch und Gruß
Streift mir lau das Ohr
Von Gesang Gesang.
Fern verwirrter Klang
Drängt sich rauschend durch ein dumpfes Tor.

Falle falle
Wort, der Tod hat dich erreicht.
Wir finden uns in seiner grauen Halle.

Schafe

Wir kennen sie aus unserm Kinderschlafe
Die weißen Schafe und die schwarzen Schafe.
Die Schafe traf ich trabend über Stoppeln,
Der Herbstrauch schien die Schafe zu verdoppeln.
Die Schafe waren Wellen unsrer Erde,
Ein Mädchen trieb mit ihrem Stock die Herde.
Sie trieb die Schafe in des Herbstes Trübe.
Die Kleine sang und schälte eine Rübe.
Sie ging in Wellen weiß und schwarzen Schneees,
Inmitten des Geläutes und Gemäes.
Da ward das Kind zur Hirtin unsrer Schlafe,
Zu Schlafen wurden schwarze weiße Schafe.
Der Herbst war Traum. Vom Saum des Wandelsternes
Scholl eine Schelle noch, ein Mäh, — ein fernes.

Der Hund

Horch, der böse Hund bellt!
Wie er sich die Gurgel wund bellt
Und mit Stößen ungefügen wilden
Worte sich, Urklötze, bilden,
Die, wenn qualvoll sie dem Maul entrollen,
Hunger, Angst und Wollust heißen sollen.
 Aus dem Lebens-Tort
 Rollt und kollert Wort.
Horch der Hund bellt!

Wie ich hier am Tisch bin
Ichlos aufgelöst und träumerisch bin,
Möcht ich leis mich mit den Dingen tauschen,
Tanne werden, Rabe, Abendrauschen.
Doch ich kann mich schaffend nicht erhellen,
Auch aus mir keucht nur ein hehres Bellen.
 Nimmer kann ich fort.
 Gebe Wünschen Wort.
Horch der Hund bellt!

Keucht auch Er, des Hauch erhub den Urtag?
Stammelt Er noch immer den Naturtag?
Sind wir alle, Stern, Mensch, Jahrzeitzierden
Nichts als Laute seiner Gottbegierden?
Du und ich und diese ganze Rundwelt
Nur hervorgebellt... ah... (Horch, der Hund bellt!)
 Endlich ist der Ort.
 Aller Ort ist Wort.
Und weil alles Wort ist, herrscht der Tod.

Ballade von den Begleitern

Ich gehe vergehend durch Schnee, durch den Schnee.
Gibt es Bäume und Zäune? Ich sehe, ich seh
In der wehenden Nähe der Nacht nur Schnee.

Dumpf tritt ich die träge Straße allein.
Doch bin ich allein? In dem langsamen Schnei'n
Fühl ich's vor, mir und um mich und hintendrein.

Franz Werfel, Arien

Wankt vor mir ein schwerer betrunkenener Mann,
 Der im Zickzack den Rucksack kaum schleppen kann,
 Oder ist es ein kranker, ein sterbender Mann?

Und rechts und links, umflinkt mich ein Paar,
 Ein Doggenpaar schlüpfend und unsichtbar?
 Oft streift's mich wie Sprung und wie Hundehaar.

Und hinten, ist das ein Schlittengaul,
 Der von den Wagen sich losriß mit schnaubendem Maul?
 Jetzt folgt er mir müde schellend und faul.

Doch bleibe ich stehn in dem langsamen Schnei'n,
 So halten die leisen Begleiter auch ein
 Vor mir und um mich und hintendrein.

Der Kranke preßt sein mühsames Herz.
 Die Doggen ducken sich dicht seitwärts.
 Heiß trifft mich die Atemwolke des Pferds.

Und hebe ich müde wieder den Schritt,
 So knirscht es auch vorne, schlüpft seitlich mit,
 Und hinten läutet und trottet Viertritt.

Schneestraße! Ureinsam! Nur unser Gestapf.
 Nicht darf der Kranke sich strecken zum Schlaf.
 Für den Gaul kein Stall, für die Hunde kein Napf.

Die Straße, die nie einen Morgen erschwingt,
 Muß ich weiter schweifen durch Schneien und Wind,
 Allein, doch unrettbar umwest und umdingt.

Mond

Ich bin erwacht,
 Aus unbekanntem Sehnen.
 Kälte hat mich um den Traum gebracht,
 Auf meinem Rücken dehnen

Sich Gletscher und Muränen.
Ist es ein Nord-Geist,
Der im Mai meinen Nacken vereist?
Nein! Es war der Mond, der böse Greis,
Mit seinem Licht von falscher Güte,
Das eisig meinen Rücken überglühte.
Eine Türe fiel zu,
Als der Traum floh mit schleichendem Schuh.
Ich spür einer Träne Salz im Munde.
Es ist bald früh.
Und immer noch knisternd dies tote Geglüh.
Der Wind trommelt ans Fenster die Drei-Uhr-Stunde.

Allelujah

Ist das Licht nicht immer Eines,
Wenn es auch durch Schwall und Schicht
Bunt sich bricht,
Kranker Abschein seines Scheines,
Und zur dumpfen Farbenwelt
Sich zerschellt?
Licht ist Licht!

Oh schweigendes Jauchzen!

Ist die Seele denn nicht Eines,
Die sich dumpf in Körpern bricht,
Und aus Auge und Gesicht
Zuckt als Abschein ihres Scheines?
Nur die Leiber
Sind wie Scheiben
Mehr und minder dicht!

Oh schweigendes Jauchzen!

Nur Horchen

Tausend Mal legt ich das Ohr an die Erde,
Dem Hufschlag der Nächte zu lauschen.
Doch das ferne Stampfen verstand ich nicht.

Oft riefen mich Lieder an.
 Bleich bebte ich schon, mein Lied da zu hören.
 Aber es war nur der schwankende Sang der Wachen.

Wieviel Mal knirschte es nahe durch's Dunkel
 Auffuhr ich den Botenschritten entgegen.
 Des Nachttiers Husch verwisperte im Gemäuer.

Angespannt steh ich ohn Atem und Leben.
 Nur Horchen, wild sehndes Wittern,
 Daß mein Feldruf mir endlich erschalle.

Lang lebe ich schon.
 Das Wort ist mir nicht geworden,
 Nur das Wunder verwelkte ringsum

Die schwärzliche Rose im Kelchglas
 Sie neigt sich vor mir tief und tiefer,
 Aber ihr Aug, ihr Aug ist gebrochen. Jetzt seh ich's.

DER HERR AUS SAN FRANCISCO

Novelle von

I. A. BUNIN

„Wehe Dir, Babylon, starke Stadt!“
 (Apokalypse)

Der Herr aus San Francisco — an seinen Namen erinnerte sich sowohl in Neapel als auch auf Capri niemand — reiste einzig zu seiner Zerstreung auf volle zwei Jahre mit Frau und Tochter nach der „Alten Welt“.

Er war fest überzeugt davon, daß er ein volles Recht auf Erholung, auf Vergnügen, auf eine lange und bequeme Reise und auf was nicht sonst noch alles habe. Diese seine Überzeugung war bei ihm dadurch begründet, daß er erstens reich war, und daß er zweitens, ungeachtet seiner achtundfünfzig Jahre, soeben erst begonnen hatte zu leben. Bis

jetzt hatte er nicht gelebt, sondern nur existiert, allerdings recht gut existiert, aber doch so, daß er alle Hoffnungen immer auf die Zukunft setzte. Er arbeitete rastlos, ohne die Hände ruhen zu lassen, — die Chinesen, die er sich zu Tausenden zur Arbeit verschrieb, wußten wohl, was das heißen wollte! — und endlich wurde er gewahr, daß schon vieles getan sei, daß er fast diejenigen erreicht hatte, die er sich einst zum Vorbild genommen, und er beschloß auszuruhen. Unter den Menschen, zu denen er gehörte, war es Sitte, die Genüsse des Lebens mit einer Reise nach Europa, nach Indien, nach Ägypten zu beginnen. Auch er hielt dafür, ebenso zu verfahren. Sicherlich wünschte er für die Jahre der Arbeit vor allen Dingen sich selbst zu belohnen. Allein er freute sich auch für seine Frau und Tochter. Seine Gattin hatte sich niemals durch eine besondere Eindrucksfähigkeit ausgezeichnet, aber alle Amerikanerinnen in reiferen Jahren reisen ja leidenschaftlich gern. Und was die Tochter anbetraf, ein eben erwachsenes und leicht kränkliches junges Mädchen, so war für sie die Reise geradezu eine Notwendigkeit: um vom Nutzen für die Gesundheit gar nicht zu reden, aber gibt es nicht etwa auf Reisen glückliche Begegnungen? Da sitzt man manches mal an einem Tisch oder betrachtet Fresken Seite an Seite mit einem Milliardär.

Eine umfangreiche Reiseroute war von dem Herrn aus San Francisco ausgearbeitet worden. Im Dezember und Januar hoffte er die Sonne Süditaliens zu genießen, die Denkmäler des Altertums, die Tarantella, die Serenaden umherziehender Sänger und das, was Leute in seinen Jahren so besonders fein empfinden und auskosten, — die Liebe junger Neapolitanerinnen, selbst wenn diese nicht ganz uneigennützig sein sollte. Den Karneval gedachte er in Nizza, in Monte Carlo zuzubringen, wo um diese Zeit die erlesenste Gesellschaft zusammenströmt, dieselbe, von der alles Heil der Zivilisation abhängt: sowohl die Fassung der Smokings als die Unerschütterlichkeit der Throne, sowohl die Kriegserklärungen als das gedeihliche Bestehen der Hotels, — wo die einen sich mit Leidenschaft Automobilrennen und Segelregatten ergeben, andere dem Roulette-Spiel, die dritten dem, was man gemeinhin Flirt zu nennen pflegt, und die vierten dem Taubenschießen; so schön steigen die Tauben aus ihren Schlägen über dem smaragdgrünen Rasen, auf dem Hintergrunde des vergißmeinnichtblauen Meeres, in die Luft, um gleich darauf, als weiße Klümpchen hart auf den Erdboden aufzuschlagen. Den Anfang des Monat März wollte er Florenz widmen, zur Karwoche nach Rom fahren, um dort das Miserere zu

hören; in seine Pläne waren auch Venedig und Paris miteingeschlossen, und die Stierkämpfe in Sevilla, und ein Badeaufenthalt auf den englischen Inseln, und Athen, und Konstantinopel, und Palästina, und Ägypten, und sogar Japan, — versteht sich, dieses schon auf dem Rückweg Und alles ging anfangs auch vortrefflich.

Es war Ende November. Fast bis an Gibraltar heran ging die Fahrt bald durch eisige Nebelschichten, bald durch nasse Schneestürme, aber man fuhr sicher und wohl, sogar ohne Schwanken. Zahlreiche Passagiere befanden sich auf dem Dampfer, und zwar lauter ansehnliche Leute, das Schiff — die berühmte „Atlantida“ — glich einem teuersten europäischen Hotel mit allen Bequemlichkeiten, — mit einer Nacht-Bar, mit römischen und russischen Bädern, mit eigener Zeitung — und das Leben floß auf ihm nach allerhöchster Vorschrift dahin: man stand früh auf, bei Trompetenstößen, die schrill durch die Gänge schon um jene Dämmerstunde ertönten, in der es so unfreundlich zögernd über der graugrünen, träge im Nebel wogenden Wasserwüste heller wird; man zog seine flannelenen Pyjamas über, trank Kaffee, Schokolade, Kakao; dann setzte man sich zum Bade in Marmorwannen nieder, trieb Gymnastik, die den Appetit und wohliges Selbstgefühl erregt, vollendete seine Morgentoilette und schritt zum ersten Frühstück. Bis elf Uhr hatte man munter über die Promenadendecks zu spazieren, die frische Kühle des Ozeans einzuatmen, oder „Shuffleboard“ und andere Spiele zu erneuter Anregung des Appetits zu spielen, und um elf sich mit Butterbroden und Kraftbrühe zu stärken. Gekräftigt las man dann mit Vergnügen die Zeitung und erwartete ruhevoll das zweite Frühstück, das noch nahrhafter und mannigfaltiger als das erste war; die folgenden zwei Stunden waren der Ruhe gewidmet; dann standen dicht auf allen Decks Liegestühle, auf denen die Reisenden, in ihre Plaids gehüllt, lagen, nach dem bewölkten Himmel und auf die schaumigen jenseits der Reling auftauchenden Wellenberge schauten, oder sanft und süß schlummerten; um fünf wartete man den Erfrischten und Ermunterten mit starkem duftendem Tee mit Gebäck auf; um sieben kündeten Trompetensignale das Diner von neun Gängen an . . . Und dann eilte der Herr aus San Francisco, vom Zustrom neuer Lebenskräfte erfüllt, sich die Hände reibend, in seine üppige Luxuskabine, um sich anzukleiden.

Am Abend strahlten die Stockwerke der „Atlantida“ wie mit unzähligen Feueraugen durch die Finsternis, und die große Schar der Angestellten arbeitete in den Küchen, in den Spülräumen und den Weinlagern mit besonderer Fieberhaftigkeit. Der Ozean, der hinter den

Schiffswänden wogte, war unheimlich, furchtbar, aber man dachte seiner nicht, in festem Vertrauen auf die Gewalt, die der rothaarige Kapitän über ihn besaß; dieser war eine Erscheinung von ungeheurer Grösse und Schwere, wirkte immer verschlafen und erschien, in seiner Uniform mit den breiten goldenen Tressen einem riesigen Götzen ähnlich, nur selten aus seinen geheimnisvollen Räumen unter Menschen. An Backbord heulte alle Augenblicke höllendie Sirene auf und kreischte voll rasender Bosheit, aber nur wenige der Speisenden hörten auf die Sirene — sie wurde übertönt durch die Klänge eines herrlichen Streichorchesters, das trefflich und unermüdlich in dem riesigen, doppelt erleuchteten Saale spielte, der, mit Marmor verkleidet, mit samtenen Teppichen ausgelegt, vom Lichte der Kristallkronen und der vergoldeten Armleuchter festlich übergossen, angefüllt war mit brillantengeschmückten, dekolletierten Damen, mit Herren im Smoking, mit gewandten Kellnern und zuvorkommenden maitres-d'hôtel, unter denen einer — derjenige, der die Bestellungen nur für den Wein entgegennahm — sogar mit einer Kette um den Hals, wie irgendein Lord-Mayor einherging. Der Smoking und vollendet schöne Wäsche verjüngten den Herrn aus San Francisco ungemein. Hager, nicht groß, unebenmässig gebaut, doch fest zusammengefügt, tadellos gebürstet und gebügelt, maßvoll angeregt saß er im goldenen Perlenglanz dieses Prunksaales vor einer Flasche bernsteinfarbenem Johannisberger, vor zahllosen Gläsern und Gläschen aus feinstem Kristall, vor einem krausen Strauß krauslockiger Hyacinthen. Etwas Mongolisches lag in seinem gelblichen Gesicht mit dem gestutzten silbergrauen Schnurrbart, seine großen starken Zähne glänzten von goldenen Plomben, wie altes Elfenbein leuchtete sein harter, kahler Schädel. Reich, doch ihren Jahren angemessen, war seine Gattin, eine stattliche, breite und ruhige Dame, gekleidet; kompliziert, doch leicht und durchsichtig, mit unschuldsvoller Offenheit die Tochter, die groß und schlank war, prachtvolle, reizend frisierte Haare hatte, einen veilchenduftenden Atem und ganz zarte rosige Hitzpickelchen um die Lippen herum und zwischen den kaum bepuderten Schulterblättern . . .

Das Diner zog sich volle zwei Stunden hin, und nach der Mahlzeit wurde im Tanzsaal der Ball eröffnet, währenddessen die Herren, — zu denen natürlich auch der Herr aus San Francisco zählte, — mit übereinandergeschlagenen Beinen auf Grund der letzten politischen und Börsennachrichten die Schicksale der Völker entschieden und, bis ihre Gesichter himbeerrot glühten, Havanna-Zigarren rauchten und

Liköre in der Bar tranken. In roten Jacken bedienten dort Neger deren weiße Augäpfel wie abgeschälte hartgesottene Eier aussahen. Dumpf rollend wogte der Ozean hinter den Schiffswänden, der Schneesturm piff mächtig in dem feuchtschweren Takelwerk, das ganze Schiff bebte, Sturm und Wellen bezwingend — wie ein Pflug durchteilde es die schwankenden Ungetüme, die beständig aufwallten, und ihre Schaumkronen hoch in die Luft reckten —, in tödlichem Jammer stöhnte die vom Nebel erstickte Sirene, die Wachmatrosen auf ihrem hohen Ausguck erstarrten vor Frost und wurden stumpf vor übermäßiger Anspannung ihrer Aufmerksamkeit, dem finstern, glühenden Schoß der Hölle, ihrem letzten, neunten Kreise gleich der unter Wasser befindliche Bauch des Schiffes, — da wo dumpf die riesenhaften Heizkessel stuckerten und mit ihren glühenden Rachen Berge von Steinkohlen verschlangen, die bis zum Gürtel entblößte, von ätzendem, schmutzigem Schweiß übergossene Männer, purpurrot vom Flammenschein, in sie hineinschleuderten. Aber hier in der Bar warf man sorglos die Beine über die Lehnen der Sessel, schlürfte Kognak und Likör, schwamm in Wolken beißenden Rauches und unterhielt sich geistreich, im Tanzsaal strahlte alles und strömte Licht, Wärme und Freude aus, die Paare drehten sich bald im Walzer, bald bogen und wanden sie sich im Tango — und die Musik flehte beharrlich mit einer gewissen schamlos-süßen Wehmut immer um das eine, immer um dasselbe Unter dieser glänzenden Menge war ein Botschafter, ein dürrer, bescheidener alter Herr; da war ein Mann von hervorragendem Reichtum, glattrasiert, lang, von unbestimmtem Alter, einem Prälaten ähnlich, in altmodischem Frack; da war ein berühmter spanischer Schriftsteller; da war eine allgemeine Schönheit, schon ein wenig verblichen und von nicht ganz einwandfreien Sitten; da war ein elegantes Liebespaar, dem alle Blicke voll Neugier folgten, und das sein Glück nicht verbarg: „er“ tanzte nur mit ihr, sang — und zwar mit großem Können — nur, wenn „sie“ begleitete, und alles an ihnen wirkte so bezaubernd, daß einzig der Kapitän wußte, daß diese beiden vom Lloyd angestellt waren, um für gutes Geld Liebespaar zu spielen, und schon lange, bald auf diesem, bald auf jenem Schiff herumschwammen.

In Gibraltar freuten sich alle über die Sonne, es war wie im Vorfrühling; an Bord der „Atlantida“ erschien ein neuer Passagier, der allgemeines Interesse erregte — der Kronprinz eines asiatischen Reiches, der inkognito reiste, ein kleiner Mensch, gleichsam ganz aus Holz, obwohl geschmeidig in seinen Bewegungen, mit breitem Gesicht, schmalen

Augen, goldener Brille, ein wenig unangenehm dadurch, daß sein starrer, undichter schwarzer Schnurrbart die Lippen wie bei einem Toten durchscheinen ließ, im ganzen aber nett, einfach und bescheiden. Im Mittelländischen Meer spürte man wieder den Winter, die See, farbenprächtig wie ein Pfauenschweif, ging hoch, trug schneeweiße Kämme und wurde bei strahlendem Sonnenglanz und völlig reinem Himmel durch die ihr in tollem Übermut entgegenstürmende „Tramontana“ aufgewühlt . . . Dann wurde der Himmel für zwei Tage bleich und fahl, der Horizont verschwand im Nebel; man näherte sich dem Land, Ischia, Capri tauchten auf, durch das Fernglas konnte man schon am Fuße von etwas Blaugrauem Neapel, wie mit Zuckerstückchen bestreut, erkennen, und darüber und über diesem Blaugrauen — die Kette der in mattem und totem Weiß schimmernden fernen Schneeberge. Viele Menschen standen auf Deck, viele Ladies und Gentlemen zogen schon ihre leichten Reisepelze, deren Außenseite aus Fell war, an; dienstfertige, immer nur im Flüsterton sprechende chinesische boys — krummbeinige, halberwachsene Jungen mit pechschwarzen Zöpfen bis auf die Fersen und mit mädchenhaften dichten Augenwimpern, — schlepten nach und nach Plaids, Stöcke, Koffer und krokodillederne Handtaschen zu den Treppen . . . Die Tochter des Herrn aus San Francisco stand neben dem Prinzen, der ihr am Abend vorher durch einen glücklichen Zufall vorgestellt worden war, und gab sich den Anschein, aufmerksam in die Ferne zu blicken, wo er erklärend hinzeigte, hastig und nicht laut irgend etwas dazu erzählend; seiner Größe nach schien er neben den andern ein Knabe, er war ganz und gar nicht schön und etwas absonderlich — die Brille, der steife Hut, der englische Überzieher, dazu die spärlichen Schnurrbarthaare, die Pferdehaaren glichen, die bräunliche dünne Haut, die über sein flaches Gesicht gespannt und leicht lackiert zu sein schien, — doch das junge Mädchen hörte ihm zu und verstand vor Aufregung nicht, was er zu ihr sprach; das Herz klopfte ihr vor unbegreiflichem Entzücken über ihn und vor Stolz, daß er da neben ihr stand und daß sie es war, mit der er sprach: alles, alles an ihm war nicht so wie bei den andern — seine mageren Hände, seine blanke Haut, unter der altes Herrscherblut floß, sogar seine europäische, durchaus einfache, aber irgendwie besonders sorgfältige Kleidung barg einen unerklärlichen Zauber in sich, erregte ein Gefühl der Verliebtheit. Der Herr aus San Francisco selbst, im Zylinder, graue Gamaschen über den Lackschuhen, blickte unverwandt auf eine neben ihm stehende berühmte

Schöne, eine große Blondine von wundervollem Wuchs, deren Augen nach der letzten Pariser Mode gemalt waren, und die an silbernem Kettchen ein winziges, kugliges, kahles Hündchen hielt, mit dem sie die ganze Zeit sprach. Und die Tochter bemühte sich, aus einer unklaren, peinlichen Verlegenheit heraus, den Vater nicht zu bemerken.

Wie alle wohlhabenden Amerikaner war er überaus freigebig auf Reisen und, wie sie alle, glaubte er an die volle Aufrichtigkeit und Gewogenheit derjenigen, die ihn so fürsorglich mit Speise und Trank versahen, die ihn von Morgen bis Abend, seinen geringsten Wünschen zuvorkommend, bedienten, Ruhe und Reinlichkeit um ihn herum wahrten, seine Sachen schlepten, Gepäckträger für ihn herbeiriefen, seine Koffer in die Hotels schafften. So war es überall, so war es auf der Überfahrt gewesen, so mußte es auch in Neapel sein. Neapel wuchs und näherte sich; die Musiker drängten sich mit ihren messingblinkenden Blasinstrumenten schon auf Deck und betäubten plötzlich aller Ohren mit den festlichen Klängen eines Marsches; der Riesenkapitän erschien in Paradeuniform auf seiner Kommandobrücke und winkte wie ein gnädiger heidnischer Gott den Passagieren grüßend zu — und dem Herrn aus San Francisco schien es, ebenso wie auch allen übrigen, daß nur für ihn allein der vom stolzen Amerika so sehr geliebte Marsch erscholl, daß er es war, den der Kapitän bei seiner glücklichen Ankunft willkommen hieß. Und als die „Atlantida“ endlich in den Hafen einlief, mit ihrer vielstöckigen Riesenmasse an dem menschenbesäten Quai anlegte und die Landungsbrücken krachend heruntergelassen wurden, — wie viele Portiers mit ihren Gehilfen in goldbetreßten Mützen, wie viele Kommissionäre aller Art, wie viele junge Nichtstuer, kerngesunde, zerlumpte Burschen, stürzten ihm da, mit Stößen farbiger Anpreisungen in den Händen, entgegen, um ihm ihre Dienste anzubieten! Und er lächelte mit lebenswürdiger Verächtlichkeit diesem ganzen Gesindel zu, indem er zu dem Automobil eben des Hotels schritt, in welchem auch der Prinz absteigen mochte und sagte ruhig, bald auf englisch, bald auf italienisch durch die Zähne: — — „Go away! Via!“ — —

Das Leben in Neapel floß sogleich nach hergebrachter Ordnung dahin: frühmorgens — das Frühstück in einem unfreundlich dunklen Speisezimmer, durch welches ein feuchter Zugwind von den offenen, nach irgendeinem Felsengärtchen hinausgehenden Fenstern her wehte, ein bewölkter, nicht viel versprechender Himmel und die Menge der

Führer am Eingang zur Halle; dann das erste Lächeln der warmen, rosigen Sonne, der Blick von dem hochgelegenen Balkon auf den Vesuv, der bis zum Fuße in leuchtenden Morgendunst gehüllt war, auf die perlgraue, leichtgekräuselte Oberfläche des Golfs mit den zarten Umrissen von Capri am Horizont, auf die winzigen Eselchen, die zwischen zweiräderigen Karren den schlüpfrigen Uferquai hinabließen, und auf einzelne Abteilungen kleiner Soldaten, die mit munterer, herausfordernder Musik irgendwohin marschierten; dann — der Gang zum Automobil und ein langsames Vorwärtskommen durch die dicht bevölkerten, engen und feuchten Straßenschächte, zwischen hohen, vielenfenstrigen Häusern; das Anschauen unheimlich sauberer Museen, in denen eine gleichmäßige, angenehme, aber langweilige Helle, gleichsam wie Schneelicht, herrschte, oder die Besichtigung kalter, nach Wachs duftender Kirchen, in denen überall ein und dasselbe zu finden war: der Eingang in das Heiligtum durch einen schweren, ledernen Türvorhang verdeckt, und drinnen — eine ungeheure Leere, eine schweigende Stille, die sanften Flämmchen der siebenarmigen Leuchter, die in der Tiefe auf dem spitzenbehängenen Altar rötlich flimmerten, eine einsame Alte zwischen den dunklen hölzernen Kirchenbänken, glatte Grabsteinplatten unter den Füßen und irgendeine unbedingt berühmte „Kreuzabnahme“; um ein Uhr — zweites Frühstück auf dem Monte St. Martino, wo um die Mittagsstunde nicht wenig Leute der ersten Gesellschaft zusammenkamen, und wo der Tochter des Herrn aus San Francisco einmal beinahe schlecht vor Freude wurde, denn sie glaubte den Prinzen im Saale sitzen zu sehen, obwohl sie schon aus den Zeitungen wußte, daß er für einige Zeit nach Rom gefahren sei; um fünf Uhr — Tee im Hotel, im eleganten Salon, wo es so warm von Teppichen und lodernden Kaminfeuern war; und dann mußte man sich schon zum Diner zurechtmachen — und wieder das volle, mächtige Dröhnen des Gongs durch alle Stockwerke hindurch, wieder auf der Treppe die lange Reihe der seidenraschelnden, dekolletierten Damen, deren Bild die Wandspiegel zurtückgaben, wieder der weit und gastlich geöffnete prunkvolle Speisesaal, und die roten Jacken der Musiker auf der Estrade, und die schwarze Menge der Kellner um den maître-d'hôtel herum, welcher mit ungewöhnlicher Meisterschaft in seinem Berufe irgendeine dicke rosa Suppe in die Teller füllte . . . Das Diner war, wie überall, die Krone eines jeden Tages, man schmückte sich dazu wie zur Hochzeit, und es war so überreich an Speisen, Weinen, Mineralwässern, Süßigkeiten, Früchten, daß gegen

elf Uhr abends die Zimmermädchen auf alle Zimmer Kautschukflaschen mit kochendem Wasser zur Erwärmung der Mägen bringen mußten.

Allein der Dezember schlug in diesem Jahre für Neapel nicht ganz zum besten aus; die Portiers wurden betreten, wenn man mit ihnen über das Wetter sprach und murmelten, nur schuldbewußt die Achseln zuckend, daß sie sich an ein solches Jahr überhaupt nicht erinnern könnten, obwohl dieses nicht das erste Jahr war, in welchem sie sich gezwungen sahen, dergleichen zu murmeln und sich darauf zu berufen, daß „überall schreckliche Dinge passierten“: an der Riviera gab es nie dagewesene Regengüsse und Unwetter, in Athen Schnee, der Ätna war auch ganz verschneit und spie des Nachts Feuer, aus Palermo flohen die Touristen, um sich vor der Kälte zu retten. Die Morgensonne täuschte die Neapolitaner in diesem Winter jeden Tag: vom Mittag an wurde es unfehlbar grau, und ein feiner Regen begann zu sprühen, der aber immer dichter und kälter wurde; dann blinkten die Palmen an der Auffahrt des Hotels wie Blech, die Stadt schien besonders schmutzig und eng, die Museen über die Maßen einförmig, die Zigarrenstummel der dicken Droschkenkutscher in Gummimänteln, deren Pelerinen im Winde flatterten, schienen dann unerträglich zu stinken, das energische Peitschenknallen, mit dem sie ihre abgemagerten Klepper antrieben, war ganz augenscheinlich nur blinder Lärm, die Fußbekleidung der Signori, welche die Straßenbahnschienen fegten, sah fürchterlich aus, und die Frauen, die im Regen mit unbedeckten schwarzen Köpfen durch den Schmutz schlurrtten, schienen abscheulich kurzbeinig zu sein; über die Feuchtigkeit und den Gestank fauliger Fische, der vom Meere herkam, das über das Ufer schäumte, ist gar nicht erst zu reden. Der Herr und die Dame aus San Francisco begannen des Morgens miteinander zu streiten; ihre Tochter ging bald bleich mit Kopfweh herum, bald lebte sie auf, war von allem entzückt, und war dann lieb, schön und gut: schön und gut waren jene zarten verworrenen Gefühle, welche die Begegnung mit dem unschönen Menschen, in dessen Adern nicht gewöhnliches Blut floß, in ihr erregt hatte; denn es ist am Ende gar nicht von solcher Bedeutung, was gerade eine junge Mädchenseele zu erregen vermag, — ob Geld, ob Ruhm, ob vornehme Geburt . . . Alle versicherten, daß es in Sorrent und auf Capri ganz anders wäre — dort wäre es wärmer und auch sonniger, und die Zitronen blühten, und die Menschen wären redlicher und die Weine unverfälschter. Und da beschloß die Familie aus San Francisco sich mit allen ihren Koffern nach Capri zu begeben.

um es sich anzuschauen, um auf den Steinen an der Stelle herumzusteigen, wo der Palast des Tiberius gestanden hat, um in den märchenhaften Höhlen der blauen Grotte zu verweilen, um die abruzzischen Dudelsackpfeifer zu hören, die einen ganzen Monat lang vor Weihnachten durch die Insel wandern und das Lob der heiligen Jungfrau Maria singen, und um sich dann in Sorrent niederzulassen.

Am Tag der Abreise — ein sehr denkwürdiger Tag für die Familie aus San Francisco! — schien sogar am Morgen die Sonne nicht. Dicker Nebel verhüllte den Vesuv bis zum Fuße, lag tief und grau über der bleiernen Dünung des Meeres, das schon auf eine halbe Meile Entfernung vor den Blicken verschwamm. Capri war vollständig unsichtbar — als ob es niemals auf der Welt gewesen wäre. Und das kleine Dampfschiff, das darauf zusteuerte, schwankte derartig von einer Seite auf die andere, daß die Familie aus San Francisco reglos, die Beine in ihre Plaids gewickelt, auf den Polsterbänken der elenden Offizierskajüte dieses Dampferchens lag und vor Übelkeit die Augen geschlossen hielt. Die Missis litt, wie sie glaubte, mehr als alle anderen; mehrmals überwältigte sie die Seekrankheit, sie vermeinte zu sterben, aber die Stewardess — sie schaukelte schon viele Jahre tagaus, tagein, bei Hitze und Frost auf diesen Wellen und war trotzdem unermüdlich und immer freundlich zu jedermann — eilte ihr mit einem kleinen Kübel zu Hilfe und lachte nur. Die Miß war entsetzlich blaß und hielt ein Zitronenscheibchen zwischen den Zähnen; jetzt freute sie nicht einmal die Hoffnung auf ein unvermutetes Zusammentreffen mit dem Prinzen in Sorrent, wo er um die Weihnachtszeit zu sein gedachte. Der Mister lag in weitem Paletot und großer Reisemütze auf dem Rücken, und brachte während der ganzen Fahrt seine Kinnladen nicht auseinander; sein Gesicht war dunkel, der Schnurrbart fast weiß, er hatte schwere Kopfschmerzen; in den letzten Tagen hatte er, dank dem schlechten Wetter, allzuviel des Abends getrunken und sich an den berüchtigten Stätten verfeinerten Lasters allzusehr an den „lebenden Bildern“ ergötzt. Der Regen prasselte gegen die klirrenden Fensterscheiben und floß daran herunter auf die Polsterbänke, der Wind rüttelte heulend an den Masten, legte bisweilen im Verein mit einer heranstürmenden Welle das kleine Dampfschiff völlig auf die Seite, und dann rollte irgend etwas mit Gepolter zu Boden. An den Haltestellen in Castellamare, in Sorrent war es ein wenig erträglicher; aber auch hier schwankte es entsetzlich, das Ufer mit allen seinen Abhängen, seinen Gärten und Pinien, mit seinen rosa und weißen Hotels und seinen

nebelverhangenen krausen grünen Bergen flog vor dem Fenster auf und nieder, wie auf einer Schaukel; Kähne stießen gegen die Schiffswände, die Matrosen und die Passagiere der dritten Klasse brüllten zornig, irgendwo schrie ein Kind, würgend, als ob es zerquetscht würde, der nasse Wind blies durch die Tür, und von einer schwankenden Barke mit der Flagge „Hotel Royal“ zeterte durchdringend, ohne Atempause, um die Reisenden anzulocken, ein junger Bursche mit einem Sprachfehler: „Kgoyal! Hotel Kgoyal!“ . . . Und der Herr aus San Francisco, der sich so fühlte, wie es ihm geziemte — nämlich wie ein ganz alter Mann — dachte nur grämlich und böse an alle diese „Royals“, „Splendids“, „Excelsiors“, und an das habstüchtige, knoblauchstinkende Gesindel, Italiener genannt; einmal, während eines Aufenthaltes, gewahrte er, die Augen öffnend und sich auf dem Divan etwas aufrichtend, unter dem überhängenden Felsgestein des Ufers eine Handvoll so jämmerlicher, durch und durch verschimmelter steinerner Häuschen, die hart am Wasser, neben Kähnen, neben allerlei Lumpenzeug, Blechgerümpel und braunen Netzen eins am andern klebten, daß ihn Verzweiflung überkam bei dem Gedanken, dieses eben sei das wahre Italien, dessen Schönheiten zu genießen er hergekommen war . . . Endlich, in der Abenddämmerung, begann die schwarze Masse der Insel, deren Basis gleichsam wie mit roten Lichtpunktschen durchstanzt schien, näher zu rücken, der Wind wurde sanfter, wärmer und wohlriechender, über die sich glättenden Wogen, die wie schwarzes Öl schillerten, ergossen sich von den Hafenslaternen her ringelnd goldne Riesenschlangen . . . Dann rasselte plötzlich der Anker und klatschte aufspritzend in das Wasser, von allen Seiten gellte, sich steigernd und sich überbietend, das wüste Rufen und Schreien der Barkenführer, — und auf einmal wurde es einem leichter ums Herz, die Offizierskajüte erstrahlte in grellem Licht, man hatte Lust, zu essen, zu trinken, zu rauchen, sich zu rühren . . . Nach zehn Minuten bestieg die Familie aus San Francisco eine große Barke, betrat nach einer Viertelstunde das Pflaster des Uferquais und nahm dann in dem hellen kleinen Waggon Platz, der sie surrend die Anhöhe hinaufzog, zwischen Weinbergspalieren, zwischen halbverfallenen steinernen Mauern und feuchten, verkrümmten, hin und wieder durch Strohdächer geschützten Orangenbäumen empor, die mit ihren leuchtenden Früchten und ihrem dickblättrigen, blankglänzenden Laub an den offenen Waggonfenstern vorbei den Berg hinabglitten . . . Süß duftet in Italien die Erde nach einem Regen, und eine jede seiner Inseln hat ihr eigenes, besonderes Aroma!

Die Insel Capri war feucht und dunkel an diesem Abend. Aber jetzt belebte sie sich für einen Augenblick, hier und da blinkte Licht auf, wie immer um die Ankunftsstunde des Dampfschiffes.

Oben auf dem Berg, auf dem kleinen Platz, wo sich der Bahnhof der Funicolare befand, stand bereits wieder die Menge derjenigen, denen die Verpflichtung oblag, den Herrn aus San Francisco würdig zu empfangen. Es kamen auch noch andere Leute an, die aber nicht der Aufmerksamkeit wert waren — einige auf Capri ansässige Russen, ungepflegt, bärtig, bebrillt, in ihre Bücherweisheiten versunken und daher zerstreut, die Kragen ihrer alten Tuchmäntel hochgeschlagen, und eine Gesellschaft langbeiniger, langhalsiger, rundköpfiger deutscher Jünglinge in Tiroler Kostümen mit Rucksäcken über der Schulter, die niemandes Dienste benötigten, sich überall wie zu Hause fühlten und ganz und gar nicht großartig im Geldausgeben waren. Der Herr aus San Francisco, der sich ruhig sowohl von den einen, wie von den andern abgesondert hatte, wurde sogleich bemerkt. Man war ihm und seinen Damen eifrigst beim Aussteigen behilflich, man lief vor ihm her, um ihm den Weg zu zeigen, wiederum umringten ihn halbwüchsige Buben und jene stämmigen Bauernweiber von Capri, die auf ihren Köpfen die Koffer und Taschen der anständigen, herrschaftlichen Reisenden trugen. Ihre kothurnartigen Holzsandalen klapperten auf dem Steinpflaster des kleinen, etwas opernhafteu Platzes, über welchem die Kugel einer elektrischen Bogenlampe im feuchten Winde hin und her schwankte, die Bubenschar begann pfeifend Vogelstimmen nachzuahmen und kopfüber Rad zu schlagen — und wie auf der Bühne schritt der Herr aus San Francisco in ihrer Mitte auf irgend einen mittelalterlichen Bogen, der mehrere Häuser zu einem einzigen verband, zu; dahinter führte zu der lichterstrahlenden Auffahrt des Hotels ein abschüssiges, geräuschvolles Gäßchen mit wehenden Palmenkronen über den flachen Dächern zur Linken und bläulichen Sternen am schwarzen Nachthimmel droben . . . Und wieder war es, als ob nur zu Ehren der Gäste aus San Francisco die steinerne feuchte kleine Stadt auf der felsigen Insel im Mittelländischen Meer zum Leben erwacht wäre, als ob sie es wären, die den Hotelwirt so froh und glücklich machten, als ob nur auf sie das chinesische Gong gewartet hätte, um durch alle Stockwerke hindurch sammelnd zum Diner zu rufen, kaum daß sie die Halle betreten hatten.

Der Anblick des Wirtes, eines ungemein eleganten jungen Mannes, der ihnen entgegenging und sich mit ausgesuchter Höflichkeit vor ihnen

verneigte, machte den Herrn aus San Francisco einen Augenblick betroffen: plötzlich, nachdem er einen Blick auf ihn geworfen, erinnerte sich der Herr aus San Francisco, daß er heut nacht, unter andern wirren Bildern, die ihn im Traum bestümt hatten, gerade diesen Gentleman gesehen hatte, auf ein Haar dieselbe Erscheinung, in eben dem Besuchsanzug mit den geschweiften Schößen und mit eben dem pomadisierten, sorgfältig gescheitelten Kopf. Verwundert wäre er sogar beinahe stehen geblieben. Aber da in seiner Seele schon längst auch nicht ein Körnchen irgendwelcher sogenannter mystischer Gefühle zurückgeblieben war, so erlosch seine Verwunderung auch sogleich wieder: scherzend erzählte er, als sie den Hotelkorridor entlangschritten, seiner Frau und Tochter dieses seltsame Zusammentreffen von Traum und Wirklichkeit. Doch nur die Tochter sah ihn in diesem Augenblick voll Erregung an: ihr Herz zog sich plötzlich vor Weh zusammen, ein so starkes Gefühl von Einsamkeit auf dieser fremden, dunklen Insel überkam sie, daß sie beinahe in Tränen ausgebrochen wäre. Aber dem Vater sagte sie trotzdem nichts von ihren Gefühlen, — wie immer.

Soeben erst hatte ein hoher Gast die Insel Capri verlassen — Prinz Reuß XVII. Den Gästen aus San Francisco wurden dieselben Gemächer angewiesen, die er innegehabt hatte. Das hübscheste und geschickteste Zimmermädchen wurde ihnen zugeteilt, eine Belgierin mit schmal und fest geschnürter Taille und einem gestärkten Häubchen, das wie eine kleine gezackte Krone aussah, der ansehnlichste und zuverlässigste Kellner, ein kohlschwarzer Sizilianer mit Feueraugen, und der gewandteste Hausdiener, der kleine runde Luigi, ein großer Spaßvogel, der schon oft in seinem Leben die Stelle gewechselt hatte. Nach einer Minute klopfte es leicht an der Zimmertür des Herrn aus San Francisco, der französische maître d'hôtel erschien, um zu fragen, ob die neu angekommenen Herrschaften zu speisen wünschten, und im Falle einer bejahenden Antwort, an der übrigens nicht zu zweifeln war, zu vermelden, daß es heute Languste, Roastbeef, Spargel, Fasan usw. gäbe. Der Boden schwankte noch unter dem Herrn aus San Francisco — so hatte ihn dieses elende kleine italienische Fahrzeug geschaukelt —, aber ohne sich zu beeilen, schloß er mit eigenen, wenn auch aus Mangel an Gewohnheit nicht ganz geschickten Händen das Fenster, das beim Eintritt des maître d'hôtel aufgeschlagen war, und durch welches der Geruch der fernen Küche und nasser Blumen aus dem Garten hereindrang, und antwortete ohne Eile, mit gemessener Aus-

föhrlichkeit, daß sie speisen würden, daß der Tisch für sie weit von der Tür entfernt, ganz tief im Saal drinnen gedeckt werden müsse, daß sie den hiesigen Landwein und Champagner trinken würden — mig herben, der nur leicht gekühlt werden darf —, und jedem seiner Worte stimmte der matre d'hôtel in den mannigfaltigsten Tonarten zu, die aber alle nur den einen Sinn hatten, daß es keinen Zweifel an der Berechtigung der Wünsche des Herrn aus San Francisco gäbe und geben könne, und daß alles auf das genaueste ausgeführt werden würde. Zuletzt neigte er den Kopf und fragte vorsichtig und zart: „Das wäre alles, Sir?“ —

Und fügte, da er ein zgerndes „Yes“ zur Antwort bekommen, hinzu, daß heute bei ihnen in der Halle Tarantella getanzt würde — die Karmella und der Guiseppe würden tanzen, die in ganz Italien und „bei der ganzen Touristenwelt“ berühmt seien.

— „Ich habe ihr Bild auf den Anzeigen gesehen —“ sagte der Herr aus San Francisco ohne irgendwelchen Ausdruck in der Stimme — „dieser Guiseppe — ist das ihr Mann?“ —

— „Ihr Vetter, Sir,“ — antwortete der matre d'hôtel. Und nachdem der Herr aus San Francisco ein wenig gezögert, etwas überlegt, aber nichts gesagt hatte, entließ er ihn mit einer Neigung des Kopfes.

Dann begann er von neuem sich gleichsam wie zur Hochzeit zu bereiten: er zündete überall die elektrischen Lampen an, füllte alle Spiegel mit dem Widerschein von Licht und Glanz, mit dem Doppelbild der Möbel und der geöffneten Koffer, begann sich zu rasieren, zu waschen und alle Augenblicke zu klingeln, zur gleichen Zeit, in der andere ungeduldige Klingelzeichen aus den Zimmern seiner Frau und Tochter durch den ganzen Korridor schrillten und die seinen durchkreuzten. Und Luigi in seinem roten Schurz machte die Zimmermädchen, die mit Porzellanemern in den Händen an ihm vorbeiliefen, zu Tränen lachen, indem er Grimassen des Schreckens schnitt, mit der Leichtigkeit, die vielen Dicken eigen ist, auf das Klingeln Hals über Kopf an die Tür stürzte, mit gekrümmtem Knöchel anklopfte und mit erheuchelter Schüchternheit, mit einer an Idiotismus grenzenden Ergebenheit fragte:

— „Ha sonato, signore? —“

Und hinter der Tür ließ sich eine gemessene, knarrende, beleidigend höfliche Stimme vernehmen:

— „Yes, come in . . .“

Was fühlte, was dachte der Herr aus San Francisco an diesem für

ihn so bedeutsamen Abend? Gar nichts Besonderes fühlte er; denn darin eben liegt ja das ganze Unglück, daß auf dieser Welt dem äußeren Anschein nach alles gar so einfach ist! Wenn er in seiner Seele auch eine Ahnung davon verspürt hätte, daß etwas geschehen würde, so würde er gleichwohl doch gedacht haben, daß es noch nicht bald, auf keinen Fall, daß es sofort geschehen würde. Außerdem hatte er, wie jeder, der eine solche Schaukelei durchgemacht hat, große Lust, etwas zu essen, er schwelgte in Gedanken an den ersten Löffel Suppe, an den ersten Schluck Wein und vollendete die gewohnte Tätigkeit des Toilettemachens sogar in einiger Erregung, die keine Zeit zum Nachdenken ließ.

Nachdem er rasiert und gewaschen war und einige falsche Zähne zurechtgesetzt hatte, feuchtete und bürstete er, vorm Spiegel stehend, die Überreste seiner dichten perlgrauen Haare fest um den dunkelgelblichen Schädel herum mit silbergefaßten Bürsten an, zog über seinen kräftigen alten Körper, der sich in der Taille vor Überernährung zu runden begann, ein crémefarbenes Seidentrikot und über seine dürren Füße mit den platten Sohlen schwarzseidene Strümpfe und Ballschuhe, brachte, sich einen Augenblick niedersetzend, die mit seidenen Hosenträgern hochgespannten schwarzen Beinkleider und das schneeweiße Hemd mit der abstehenden steifen Brust in Ordnung, befestigte kostbare Knöpfe in den schimmernden Manschetten und begann, sich mit dem Anbringen des immer wieder entschlüpfenden Hemdknöpfchens unter dem steifen Kragen abzuquälen. Der Boden schwankte noch immer unter ihm, die Fingerspitzen taten ihm sehr weh dabei, das Hemdknöpfchen kniff ihm ein paarmal tüchtig die welke Haut in der Vertiefung unterhalb des Kehlkopfes zusammen, aber standhaft ließ er nicht ab und brachte es denn endlich zustande, mit Augen, die vor Anstrengung glänzten, und ganz blau im Gesicht, weil der über die Maßen enge Kragen ihm die Kehle zusammenschnürte — völlig erschöpft blieb er danach vor dem großen Wandspiegel sitzen, der seine ganze Gestalt zurückwarf, die sich in den andern Spiegeln wiederholte.

— „O das ist schrecklich!“ — murmelte er vor sich hin, indem er seinen starkknochigen, kahlen Kopf sinken ließ, und sich nicht zu begreifen bemühte, nicht darüber nachdachte, was eigentlich schrecklich wäre; dann musterte er mit gewohnter Aufmerksamkeit seine kurzen Finger mit den gichtischen Verdickungen an den Gelenken, seine großen, gewölbten, mandelfarbenen Nägel und wiederholte voll Überzeugung: — „Das ist schrecklich!“ — . . .

Da aber tönte laut hallend wie in einem heidnischen Tempel durch das ganze Haus das zweite Gongzeichen. Der Herr aus San Francisco stand eilig von seinem Platz auf, zog den Kragen noch enger mit der Kravatte zusammen, zwängte den Magen in die ausgeschnittene Weste, zog den Smoking an, richtete die Manschetten und beschaute sich noch einmal von allen Seiten im Spiegel . . . Diese braune Karmella mit den durchtriebenen Augen, die wie eine Mulattin aussieht, muß in ihrem farbenfreudigen Putz, in dem das Orange überwiegt, ganz außerordentlich tanzen, dachte er bei sich. Und rüstig aus seinem Zimmer tretend, schritt er über den Teppich zum benachbarten Zimmer seiner Frau und fragte laut, ob sie bald fertig wären?

— „In fünf Minuten, Papa!“ — antwortete hell und schon wieder heiter die Jungmädchenstimme hinter der Tür.

— „Vortrefflich!“ — sagte der Herr aus San Francisco.

Gemessen, ohne zu eilen, ging er durch die Korridore, über die Treppen, die mit roten Teppichen belegt waren, hinunter und suchte das Lesezimmer. Die Bedienten, die ihm begegneten, drückten sich vor ihm an die Wand, aber er ging, als ob er sie gar nicht bemerkte. Eine schon von den Jahren gebeugte alte Dame mit milchweißem Haar, aber dennoch dekolletiert, in lichtgrauem Seidenkleid, eilte, da sie sich zum Diner verspätet hatte, so schnell sie konnte, dabei lächerlich trippelnd wie ein Huhn, vor ihm her, und er überholte sie mühelos. Neben den Glastüren zum Speisesaal, in welchem schon alle versammelt waren und begonnen hatten zu speisen, blieb er vor einem kleinen Tisch stehen, der mit Zigarrenkisten und Schachteln ägyptischer Zigaretten beladen war, wählte eine große Manilla und warf drei Lire auf den Tisch; im Vorübergehen blickte er im Wintergarten durch das offene Fenster: aus der Dunkelheit wehte ihm weiche Luft entgegen, tauchte der Wipfel einer alten Palme auf, die ihre gigantisch wirkenden Fächerwedel unter dem Sternenhimmel entfaltete, klang das ferne gleichmäßige Rauschen des Meeres . . . Im Lesezimmer, das behaglich, still und nur über den Tischen erleuchtet war, stand irgend ein grauhaariger, nicht sehr sauberer Deutscher, der Ibsen ähnlich sah, runde, in Silber gefaßte Brillengläser trug und verrückte erstaunte Augen hatte, und wühlte raschelnd in den Zeitungen. Der Herr aus San Francisco musterte ihn kalt, ließ sich dann in einem Winkel in einen tiefen Ledersessel neben einer Lampe mit grünem Schirm nieder, setzte das Pincenez auf, reckte den Kopf aus dem Kragen, der ihn würgte, und verschwand völlig hinter seinem Zeitungsblatt. Er überflog rasch

die Überschriften einiger Artikel, las einige Zeilen über den niemals endenden Balkankrieg und wendete mit gewohnter Bewegung das Zeitungsblatt um — als plötzlich die Zeilen vor ihm gläserne Blitze sprühten, sein Hals sich anschwellend spannte, seine Augen aus dem Kopfe heraustraten und das Pincenez ihm von der Nase flog . . . Er stürzte vornüber, rang nach Luft — und begann wild zu röcheln; sein Unterkiefer fiel herab, der ganze Mund blinkte hell vom Gold der Plomben, der Kopf sank ihm auf die Schulter und pendelte haltlos hin und her, die steife Hemdbrust beulte sich — der ganze Körper glitt, sich krümmend, zu Boden, riß mit den Absätzen den Teppich mit und schien verzweifelt mit irgend jemandem zu ringen.

Hätte sich der Deutsche nicht im Lesezimmer befunden, so hätte man im Hotel das schreckliche Ereignis schnell und geschickt zu vertuschen gewußt, im Augenblick hätte man den Herrn aus San Francisco an Kopf und Füßen gepackt, und durch einen hinteren Ausgang hinaus, ein wenig weiter weggeschafft — und keine Menschenseele unter den Gästen hätte erfahren, was er da angerichtet hatte. Aber der Deutsche stürzte mit Geschrei aus dem Lesezimmer, er brachte das ganze Haus, den ganzen Speisesaal in Aufruhr. Viele sprangen, die Stühle umwerfend, vom Essen auf, viele rannten erbleichend nach dem Lesezimmer, in allen Sprachen schwirrte es durcheinander: „Was? was ist denn geschehen?“ — Und niemand antwortete vernünftig, und niemand begriff etwas, da bis zum heutigen Tage noch die Menschen sich über nichts so verwundern, wie über den Tod, und um nichts auf der Welt an ihn glauben wollen. Der Wirt lief im Kreise herum von einem Gast zum andern, versuchte die Forteilenden aufzuhalten und mit hastigen Versicherungen zu beruhigen, daß es nichts auf sich habe, daß es nur eine Bagatelle wäre, nur eine kleine Ohnmacht, die einen Herrn aus San Francisco befallen habe . . . Aber niemand hörte auf ihn, viele sahen, wie die Kellner und Hausdiener jenem Herrn die Kravatte, die Weste, den zerdrückten Smoking herunterrissen und sogar aus irgendeinem Grunde die Ballschuhe von den schwarzseidenen Füßen mit den platten Sohlen zerrten. Er kämpfte noch immer. Hartnäckig rang er mit dem Tode, wollte sich ihm, der ihn so unerwartet und roh überfallen hatte, um keinen Preis ergeben. Er warf den Kopf von einer Seite auf die andere, röchelte, als ob ihm die Kehle durchschnitten würde, rollte die Augen, wie ein Trunkener . . . Als man ihn hastig hinausgetragen und auf das Bett in Nummer 43 gelegt hatte — in das kleinste, schlechteste, feuchteste und kälteste

Zimmer am Ende des Korridors zu ebener Erde — eilte seine Tochter mit gelösten Haaren, im offenen Frisiermantel, mit entblößter, hochgeschnürter Brust herbei, und dann auch seine große, etwas schwerfällige, schon fertig zum Diner geschmückte Gattin, deren offener Mund ganz rund vor Entsetzen war . . . Aber da bewegte er auch schon nicht mehr den Kopf.

Nach einer Viertelstunde war die Ordnung im Hotel mühsam wieder hergestellt. Aber der Abend war unrettbar verdorben. Einige kehrten in den Speisesaal zurück und beendeten ihre Mahlzeit, aber schweigend, mit beleidigten Gesichtern, während der Wirt bald an den einen, bald an den andern herantrat, in hilfloser und geziemender, ärgerlicher Erregtheit die Achseln zuckte, sich schuldlos schuldig fühlte, allen versicherte, daß er sehr wohl begreife „wie unangenehm das sei“, und sein Wort gab, „alle von ihm abhängenden Maßregeln“ zur Beseitigung der Unannehmlichkeit zu ergreifen; die Tarantella mußte verschoben werden, alles überflüssige elektrische Licht wurde ausgelöscht, die Mehrzahl der Gäste ging fort ins Bierrestaurant, und es wurde so still, daß man deutlich das Ticken der Uhr in der Halle vernehmen konnte, wo ganz allein ein Papagei blechern vor sich hinschwätzte, vorm Schlafen in seinem Käfig herumtunkte und es fertig brachte, die eine Pfote verzwickt an der obersten Stange festzukrallen und so einzuschlafen . . . Der Herr aus San Francisco lag auf einer billigen, eisernen Bettstelle, unter groben, wollenen Decken, auf die trübe das Licht einer einzigen elektrischen Birne von der Decke herab fiel. Ein Eisbeutel hing schlaff auf seiner feuchten und kalten Stirn. Sein bläuliches, schon totengleiches Gesicht erkaltete nach und nach, das heisere Gurgeln, das aus seinem offenen, goldblinkenden Munde kam, wurde schwächer. Das war schon nicht mehr der Herr aus San Francisco, der da röchelte — den gab es nicht mehr — das war ein anderer. Seine Frau, seine Tochter, der Arzt, die Dienerschaft standen herum und blickten stumpf auf ihn. Plötzlich vollendete sich das, was sie erwarteten und fürchteten — das Röcheln brach ab. Und langsam, langsam, vor aller Augen, überzog Blässe das Gesicht des Verschiedenen, seine Züge streckten, verfeinerten sich, klärten sich in einer Schönheit, die ihm schon lange geziemt hätte . . .

Der Wirt trat herein. — „*Gia' é morto*“ — — sagte ihm flüsternd der Arzt. Der Wirt zuckte mit gleichgültigem Gesicht die Achseln. Die Missis, der still die Tränen über die Backen liefen, trat an ihn heran

und sagte schüchtern, daß man nun den Verstorbenen in sein Zimmer hinübertragen müsse.

— „O nein, Madame —“, erwiderte rasch, korrekt, aber bereits ohne jede Liebenswürdigkeit, und auf französisch, nicht auf englisch, der Wirt, der gar kein Interesse mehr für die Kleinigkeit hatte, welche die Reisenden aus San Francisco jetzt noch in seiner Kasse zurücklassen mochten — „das ist vollkommen unmöglich, Madame —“, sagte er und fügte zur Erklärung hinzu, daß dieses seine besten Zimmer seien, wenn er ihren Wunsch erfüllte, so würde das in ganz Capri bekannt werden, und die Reisenden würden dann anfangen diese Zimmer zu meiden.

Die Miß, die ihn die ganze Zeit seltsam angeschaut hatte, sank auf einen Stuhl und brach, das Taschentuch vor den Mund gepreßt, in Schluchzen aus. Die Tränen der Missis versiegten auf einmal, das Blut schoß ihr ins Gesicht. Sie erhob die Stimme und begann in ihrer Muttersprache, noch immer nicht glaubend, daß die Achtung vor ihnen endgültig dahin sei, zu fordern. Der Wirt wies sie mit höflicher Würde ab: wenn Madame die Gepflogenheiten des Hotels nicht zusagen, so wage er nicht Madame zurückzuhalten; und er erklärte mit Festigkeit, daß der Körper noch heute bei Tagesanbruch fortgeschafft werden müsse, daß die Polizei schon benachrichtigt sei, daß einer ihrer Vertreter sogleich erscheinen werde, um die notwendigen Formalitäten zu erfüllen . . . Ob man auf Capri einen wenn auch nur einfachen Sarg bekommen könne, frage Madame? Leider nein, auf keinen Fall, und anfertigen könne ihn auch niemand mehr rechtzeitig. Man müsse sich schon irgendwie anders behelfen . . . Er bekomme, zum Beispiel, das englische Sodawasser in großen länglichen Kisten . . . die Zwischenwände einer solchen Kiste könne man herausnehmen . . .

In der Nacht schlief alles im Hotel. Auf Nummer 43 hatte man das Fenster geöffnet — es ging nach einem Winkel des Gartens hinaus, wo unter einer hohen Steinmauer, deren Brüstung mit Glasscherben bespickt war, eine verkümmerte Banane wuchs — man hatte das elektrische Licht gelöscht, die Tür abgeschlossen und war hinausgegangen. Der Tote blieb im Dunkel, bläuliche Sterne schauten vom Himmel auf ihn nieder, eine Grille sang in der Wand ihr schwermütig-sorgloses Lied . . . In dem schwach erleuchteten Korridor saßen auf dem Fensterbrett zwei Zimmermädchen bei einer Stopfarbeit. Luigi kam, in Pantoffeln, einen Haufen Kleider über dem Arm.

— „Pronto?“, fragte er geschäftig in lautem Flüsterton, mit den Augen auf die unheimliche Tür am Ende des Korridorsweisend.

Er winkte leicht mit der freien Hand nach jener Seite: — „Partenza!“ — rief er flüsternd, als ob er einen Zug abfertigte, so, wie sie gewöhnlich auf den Bahnhöfen in Italien bei Abfahrt der Züge rufen, — und die Zimmermädchen fielen, sich schüttelnd vor lautlosem Lachen, mit den Köpfen eine gegen die Schulter der anderen.

Dann hüpfte er in weichen Sprüngen bis dicht an die Tür heran, klopfte unhörbar an und, den Kopf auf die Seite geneigt, fragte er halblaut mit tiefster Ehrerbietung:

— „Ha sonato, signore?“ —

Und die Kehle zupressend, mit vorgeschobenem Unterkiefer antwortete er, gemessen, knarrend und gramvoll sich selbst so, als ob es hinter der Tür her käme:

— „Yes, come in“

Bei Tagesanbruch, als es hinter dem Fenster von Nummer 43 zu dämmern und ein feuchter Wind in der gefaserten Blattkrone der Banane zu rascheln begann, als über der Insel Capri der lichtblaue Morgenhimmel sich wölbte und ausbreitete, und die Sonne, die hinter den fernen blauen Bergen Italiens heraufstieg, den ihr gegenüberliegenden klaren, scharfumrissenen Gipfel des Monte Soliaro vergoldete, als die Steinklopfer, welche die Fußpfade der Insel für die Touristen ausbessern, an ihre Arbeit gingen — brachte man auf Zimmer Nummer 43 eine lange ehemalige Sodawasserkiste. In Kürze wurde sie sehr schwer — und drückte arg gegen die Knie des jüngeren Portiers, der sie eilig auf einem Einspanner die weiße Landstraße hinabbeförderte, die sich in Schleifen an den steilen Abhängen Capris entlang, zwischen steinernen Mauern und Weinbergen, immer tiefer und tiefer, hinunter bis zum Meere wand. Dem Kutscher, einem kümmerlichen Kerlchen mit roten Augen, in einer alten Jacke mit zu kurzen Ärmeln und in niedergetretenem Schuhzeug, war noch schlecht vom gestrigen Rausch — die ganze Nacht durch hatte er in der Trattoria Würfel gespielt — und er peitschte ununterbrochen auf sein kräftiges Pferdchen ein, das, auf sizilianische Art angeschirrt, hurtig mit allen möglichen Glöckchen bimmelte, die an seinem mit bunten wollenen Pompons gezierten Zaumzeug und an den messingbeschlagenen Kummethörnern hingen; aus seinem gestutzten Stirnschopf ragte eine ellenlange Vogelfeder, die im Laufen beständig auf und nieder tanzte. Der Kutscher schwieg, er war niedergedrückt durch seine Liederlichkeit, durch seine Laster — dadurch, daß er bis zum letzten Heller in der Nacht alle die Kupfermünzen,

von denen seine Taschen voll gewesen waren, verspielt hatte. Doch der Morgen war frisch, in solcher Luft, am Meere, unter dem Morgenhimmel verflüchtigt sich ein Rausch schnell, und die Sorglosigkeit kehrt dem Menschen bald wieder; auch tröstete den Kutscher jener unerwartete Verdienst, den ihm irgend ein Herr aus San Francisco verschafft hatte, dessen toter Kopf da hinter seinem Rücken in der Kiste hin und her schwankte . . . Das Dampfschiff, das tief unten wie ein Käfer auf der blendenden Bläue lag, die in so satter Fülle über den Golf von Neapel ausgegossen ist, gab mit der Dampfpeife schon seine letzten Signale — munter hallten sie über die ganze Insel wider, auf der jede Krümmung, jede Erhöhung, jeder Stein nach allen Seiten hin so deutlich sichtbar war, als ob es überhaupt keine Luft dazwischen gäbe. Am Hafen wurde der jüngere Portier von dem Älteren eingeholt, der die Miß und die Missis, beide bleich, mit Augen, die von Tränen und von der schlaflosen Nacht eingesunken waren, im Automobil hergefahren hatte. Und nach zehn Minuten teilte das Dampfschiff aufräuschend von neuem die Wellen, und von neuem eilte es auf Sorrent, auf Castellamare zu, führte auf immer die Familie aus San Francisco von Capri fort . . . Und auf der Insel kehrte wieder Friede und Ruhe ein.

Auf dieser Insel lebte vor zweitausend Jahren ein Mensch, völlig verstrickt in seine grausamen und schmutzigen Taten, der irgendwie die Macht über Millionen von Menschen errafft hatte, und der nun im Geiste verwirrt durch die Sinnlosigkeit dieser Machtfülle und durch die Furcht, es könne ihn jemand aus dem Hinterhalt erschlagen, Grausamkeiten über alles Maß verübte — und die Menschheit wahrte sein Gedächtnis in alle Ewigkeit, und diejenigen, die in ihrer Gesamtheit ebenso unbegreiflich und in Wirklichkeit auch ebenso grausam, wie er, jetzt in der Welt herrschen, kommen aus aller Herren Länder hierher zusammen, um die Überreste jenes steinernen Palastes anzuschauen, in welchem er auf einem der jähsten Felsenvorsprünge der Insel gelebt hat. An diesem wundervollen Morgen schliefen noch alle, die in eben dieser Absicht nach Capri gekommen waren, in ihren Hotels, obwohl die kleinen mausgrauen Eselchen mit ihren roten Sätteln schon an den Auffahrtsrampen der Gasthöfe bereit standen: wiederum würden heute, nachdem sie ausgeschlafen und sich sattgegessen hatten, junge und alte Amerikaner und Amerikanerinnen, Deutsche, — Männer und Frauen, — auf sie hinauf klettern, und wiederum würden auf den schmalen, steinigten Pfaden den ganzen Berg hinan, bis hart zum Gipfel des Monte Tiberio,

die alten Bettelweiber von Capri mit Stöcken in den sehnigen Händen hinter ihnen herlaufen. Dadurch beruhigt, daß der tote alte Herr aus San Francisco, der auch mit ihnen hatte hinaufreiten wollen, statt dessen sie aber nur durch eine Mahnung an den Tod erschreckt hatte, schon nach Neapel geschafft worden war, schiefen die Reisenden einen festen gesunden Schlaf, und auf der Insel war es noch still, die Läden in in der Stadt waren noch geschlossen. Nur auf dem kleinen Platze war schon Markt — Fisch und Gemüse wurden gehandelt, doch nur einfache Leute waren da, unter denen, wie immer ohne jegliche Beschäftigung, Lorenzo herumstand, ein großer, alter Barkenführer, ein unbekümmerter Faulenzer und ein durch ganz Italien berühmter schöner Mann, der zahlreichen Malern mehr als einmal als Modell gedient hatte: er hatte zwei Hummer, die er in der Nacht gefangen, hergebracht und schon für ein Spottgeld verkauft — sie krabbelten jetzt in der Schürze des Koches desselben Hotels, in welchem die Familie aus San Francisco übernachtet hatte — ,und konnte nun ruhig, sei's auch bis zum Abend, herumstehen, und in seinen Lumpen, mit seiner Tonpfeife und seinem roten Wollbarett, das schief auf dem einen Ohr saß, malerisch postiert, mit königlicher herablassender Nachsicht seiner Umgebung zuschauen. An den steilen Abhängen des Monte Soliaro, auf der alten, in den Felsen gehauenen, phönizischen Straße, über ihre steinernen Stufen stiegen von Ana-Capri her zwei abruzzische Bergbewohner herunter. Der eine hatte unter seinem Fellumhang einen Dudelsack — einen großen Balg aus Ziegenleder mit zwei eingesetzten Pfeifen — der andere eine Art Hirtenflöte aus Holz. Sie gingen — und unter ihnen breitete sich freudestrahlend, wunderherrlich, sonnig die ganze Gegend aus: die felsigen Auswüchse der Insel, die fast in ihrer ganzen Ausdehnung zu ihren Füßen lag, und jene märchenhafte Bläue, in der sie schwamm, und die leuchtenden Morgendünste über dem Meer gen Osten, blendend vom Licht der Sonne überflutet, die immer höher und höher steigend, schon heiß brannte, und jene nebelblauen, noch morgendlich schwankenden Umrise der Gebirgsmassen Italiens, seiner nahen und fernen Berge, deren Schönheit auszudrücken Menschenworte nicht fähig sind . . . Auf halbem Wege verlangsamten sie den Schritt: oberhalb der Straße, in einer Felsengrotte in der Wand des Monte Soliaro stand, ganz von der Sonne überstrahlt, ganz in ihre Wärme und in ihren Glanz getaucht, in schneeweißen Gipsgewändern, auf dem Haupt die Himmelskrone, die Wetterunbill mit goldfarbigem Rost getönt, eine Mutter Gottes, sanft und gnadenreich, die Augen zum Himmel aufgeschlagen, zur ewigen, seligen

Behausung ihres dreimal gebenedeiten Sohnes. Sie entblößten die Häupter, setzten ihre Hirtentlöten an die Lippen — und ihre einfältigen, demütig freudevollen Loblieder erschallten der Sonne, dem Morgen, Ihr, der makellosen Beschützerin aller Leidenden in dieser bösen und schönen Welt, und Ihm, den ihr Schoß im Stall zu Bethlehem geboren, in jenem armseligen Hirtenobdach, im fernen Land Judäa . . .

Der Körper des toten alten Herrn aus San Francisco kehrte in die Heimat zurück, ins Grab, an die Ufer der „Neuen Welt“. Nachdem er viele Erniedrigungen, viel menschliche Nichtachtung erfahren, fast eine Woche lang aus einem Hafenschuppen in den andern gewandert war, geriet er endlich wiederum auf das gleiche berühmte Schiff, das ihn vor noch so kurzer Zeit mit so viel Ehren nach der Alten Welt gebracht. Aber jetzt verbarg man ihn weislich vor den Lebenden — tief senkte man ihn in einem verpichteten Sarg in den schwarzen Kielraum des Schiffes hinab. Und wieder, wieder trat das Schiff seine weite Meerfahrt an. Nachts fuhr es an der Insel Capri vorüber, und traurig waren seine Lichter, die langsam auf dem dunkeln Meere entschwanden, für den, der von der Insel aus ihnen nachblickte. Aber dort auf dem Schiff selbst, in den hellen Sälen, die von Marmor und vom Licht der Kristallkronen glänzten, war wie gewöhnlich reichbesuchter Ball in dieser Nacht.

Auch in der zweiten und in der dritten Nacht war Ball — wieder bei rasendem Schneesturm, der über den Ozean fegte, dessen Wogenberge in silberschaumverbrämter Trauer dumpf wie Chöre einer Totenmesse rauschten. Fast verdeckte das Schneegestöber die zahllosen Feueraugen des Schiffes vor Satanas, der auf den Felsen von Gibraltar hockend, von den steinernen Toren zweier Welten aus dem Schiff nachblickte, das in Nacht und Sturm entschwand. Ungeheuer, groß wie ein Felsblock ragte Satanas, aber ihn überragend türmte das Schiff sich auf, das mit vielen Stockwerken, vielen Schornsteinen die Hoffahrt des Neuen Menschen mit dem alten Herzen erschaffen hat. Der Schneesturm riß an seinem Takelwerk, rüttelte ungestüm an seinen dickhalsigen Schornsteinen, die weiß von Schnee waren — doch es war standhaft, stark, stolz — und furchtbar. Hoch auf dem obersten Deck lagen einsam im Schneetreiben jene geschützten, schwach erleuchteten Räume, in welchen der große, schwere Führer des Fahrzeuges, in einen schlafähnlichen, unruhig hellhörigen Dämmerzustand versunken, über dem ganzen Schiff, einem heidnischen Götzer gleich, thronte. Er hörte das dunkle Aufheulen und rasende Kreischen der vom Sturm erstickten Sirene, doch ihn beruhigte die Nähe dessen,

was sich dort hinter seiner Wand befand und letzten Endes ihm selbst unbegreiflich blieb: die Nähe jener großen, gleichsam gepanzerten Kajüte, die unaufhörlich sich mit einem geheimnisvollen Tosen, mit einem Beben, mit dem trocknen Knistern blauer Blitze füllte, welche um den bleichen Telegraphisten mit dem metallnen Reif um den Kopf aufflammten und knatterten. Ganz in der Tiefe, in dem unter Wasser befindlichen Bauch der „Atlantida“ funkelten in mattem Stahlglanz die vieltausendpfündigen Ungetüme der Kessel und aller möglicher anderer Maschinen, ließen zischend Dampf und gaben tropfend kochendes Wasser und Öl von sich: in dieser Hexenküche, die von den rückwärts gelegenen höllischen Heizkesseln glühte, wurde die Fahrtbewegung des Schiffes gebraut, — unheimlich in ihrem bezwingend zweckmäßigen, angespannt einförmigen Arbeiten, brodelten und stampften diese Kräfte, deren Bewegung sich bis zum Kiel des Schiffes mitteilte, bis in den unendlich langen Ballastraum, bis in den elektrisch beleuchteten Schraubentunnel hinein, wo langsam, mit einer für die menschliche Seele erdrückenden gleichförmigen Unaufhaltsamkeit die riesenhafte Schraubenwelle sich in ihren geölten Lagern drehte, wie ein lebendiges Ungeheuer, das sich in diesem Tunnel ausgestreckt hätte. Doch die Mitte der „Atlantida“, ihre warmen und üppigen Luxuskajüten, ihre Speise — und Tanzsäle strömten Licht und Freude aus, summten vom Stimmengewirr der geputzten Menge, dufteten von frischen Blumen, sangen und klangen vom Spiel des Streichorchesters. Und unter dieser Menge, unter dem Geflimmer des Lichtes, der Seiden, der Brillanten und der entblößten Frauenschultern, wand sich wieder, schmerzvoll einander meidend, bisweilen aufzuckend sich zusammenfindend, das feine, biegsame bezahlte Liebespaar hindurch: das sündig-sittsame, liebliche junge Mädchen mit den gesenkten Wimpern und der unschuldigen Frisur, und der hochgewachsene junge Mann, bleich von Puder, mit schwarzen, gleichsam angeklebten Haaren, in eleganten Lackschuhen, in engem Frack mit langen Schößen — ein bildhübscher Mensch, der einem riesigen Blutegel glich. Und niemand wußte, daß es dieses Paar schon lange überdrüssig war, sich zu den Klängen der schamlos-wehmütigen Musik in seiner geheuchelten seligen Liebesqual zu winden, — noch, daß tief, tief unter ihnen auf dem Grunde des dunkeln Kielraumes ein verpichter Sarg dicht bei den finstern, glutheißen Eingeweiden des Schiffes stand, das mühsam ringend das Dunkel, den Ozean, den Schneesturm überwand.

(Berechtigte Übertragung aus dem Russischen von Käthe Rosenberg)

TAGEBUCH*

von

LEO TOLSTOI

6. Januar 1903. Jassnaja Poljana.

Ich erdulde jetzt Höllenqualen. Ich erinnere mich an all die Abscheulichkeiten, die ich früher begangen habe, und diese Erinnerungen lassen mich nicht los, sie vergiften mir das Leben. Man bedauert gewöhnlich, daß das Individuum seine Erinnerungen nicht über den Tod hinaus behalten kann. Was für ein Glück, daß man sie nicht behält! Was wäre das für eine Qual, wenn ich mich in diesem Leben an alles Böse, das ich in einem früheren Leben begangen habe, erinnerte! Und erinnerte man sich an das Gute, so müßte man sich auch an alles Böse erinnern: was für ein Glück, daß im Tode die Erinnerung erlischt und nur ein Bewußtsein zurückbleibt, ein Bewußtsein, das gleichsam das allgemeine Ergebnis aus all dem Guten und Bösen darstellt, wie eine komplizierte Gleichung, die man auf ihren einfachsten Ausdruck gebracht hat: $x =$ einer positiven oder negativen, bedeutenden oder geringen Größe. Ja, das Zunichtwerden der Erinnerung ist ein großes Glück; wenn sie bewahrt bliebe, könnte man nie mehr glücklich sein. So aber treten wir, nach der Auslöschung der Erinnerung, ins Leben mit einem reinen, weißen Blatt, das wieder mit bösen und guten Taten beschrieben werden kann.

5. Februar 1903. J. P.

Einen Monat nichts eingetragen. War zwei Monate krank und bin auch jetzt noch krank. Das heißt schwach. Und das ist gut. Sehr lebhaft gemahnt dieser Zustand an den nahen Tod.

Während dieser Zeit war ich meistens mit meinen Erinnerungen beschäftigt. Rücke allmählich vorwärts. Aber es ist bis jetzt nicht gut.

Habe ferner ein Nachwort zum Aufruf an das Arbeitervolk zu schreiben angefangen, komme damit aber nicht vorwärts.

Bin auch mit einer philosophischen Abhandlung über das wahre Leben beschäftigt. Irre ich mich, oder ist hier etwas, das neu und nützlich ist?

* Die folgenden, auch russisch noch nicht veröffentlichten Aufzeichnungen Tolstois stammen aus dessen Tagebuch vom Jahre 1903; sie sind dem zweiten, die Jahre 1900—1903 umfassenden Band der Tagebücher entnommen.

Ludwig Berndt

12. Februar J. P.

Das Herz immer noch schwach, doch nehmen die Kräfte allmählich zu.
Das Nachwort taugt noch immer nichts. In den Erinnerungen ein wenig vorwärtsgerückt.

Lese ein ausgezeichnetes theosophisches Journal. Viel Gemeinsames mit meiner Auffassung. Der Brief über die sächsische Prinzessin ist gedruckt, und das tut mir leid. Nähere mich geistig immer mehr dem Tode.

Einzuschreiben war vieles, aber ich vergesse es immer, da ich es nicht für wichtig halte. Eins muß ich eintragen:

1. Das Allbewußtsein, das in Grenzen eingeschlossen ist, ist bestrebt, diese Grenzen zu erweitern. Das ist die erste Hälfte des menschlichen Lebens. In der ersten Hälfte seines Lebens liebt der Mensch die Dinge und Menschen, das heißt er überträgt, indem er aus seinen Grenzen heraustritt, sein Bewußtsein auf andere Wesen. Aber wie viel er auch liebte — aus seinen Grenzen kann er nicht heraus, und so bemüht er sich in der zweiten Hälfte seines Lebens nicht mehr, seine Grenzen auszudehnen, sondern er zerstört sie. Es vollzieht sich etwas Ähnliches wie in der Entwicklung der Raupe zum Schmetterling. Wir sind hier Raupen: anfänglich wachsen wir, dann vertrocknen wir zur Larve. Als Schmetterling erkennen wir uns in jenem Leben.

2. Die ganze religiös-moralische Lehre läuft auf die Erkenntnis des uns innewohnenden Gesetzes hinaus — des Gesetzes der Erweiterung der Grenzen, die erzielt wird durch die Liebe.

3. Bewußtsein der eigenen Abgesondertheit: das ist das Leben des Menschen. Allbewußtsein ist das Leben Gottes. Durch die Liebe, d. h. durch die Erweiterung seiner Grenzen, nähert sich der Mensch Gott, aber die Liebe ist keine Eigenschaft Gottes, wie man gewöhnlich sagt, sondern nur eine menschliche Eigenschaft.

13. Februar. J. P.

Ich schreibe ein.

Das Leben ist das Bewußtsein des in Grenzen eingeschlossenen und diese Grenzen verändernden, geistigen (folglich nicht räumlichen und nicht zeitlichen) Wesens.

Die Grenzen dieses Wesens stellen sich uns als unser Körper und als die Körper anderer Wesen dar. Die Veränderung dieser Grenzen stellt sich uns als Bewegung dar.

Wenn unser geistiges Wesen nicht in Grenzen eingeschlossen wäre, so existierte kein Körper, keine Materie.

Wenn sich die Grenzen dieses Wesens nicht veränderten, so gäbe es keine Bewegung.

Das Verhältnis unseres Körpers zu anderen Körpern können wir uns nicht anders vorstellen als im Raum. Das Verhältnis der Veränderung der Grenzen unseres Wesens zu den Veränderungen anderer Wesen können wir uns nicht anders vorstellen als in der Zeit. Uns will es scheinen, als ob das in Grenzen eingeschlossene Wesen selbst sich veränderte; in Wirklichkeit aber verändern sich nur die Grenzen. So scheint der Mond zwischen den Wolken dahinzueilen, während nur die Wolken ziehen und der Mond stille steht. Ebenso ist es mit dem geistigen Wesen, das wir erkennen: es steht unbeweglich still und ist immer sich selber gleich; was sich verändert, das ist nur seine Sphäre, deren wir uns bewußt werden. Diese Veränderungen sind unendlich mannigfaltig, aber im allgemeinen, *in the long run*, bestehen diese Veränderungen in einer immer größer werdenden Ausdehnung der Bewußtseinssphäre.

20. Februar 1903, J. P.

Mit der Gesundheit steht es etwas besser. Seit zwei Tagen fahre ich spazieren. Mit der Arbeit geht's nicht voran. Keine Lust.

1. Die Anhänger des Sozialismus sind Leute, die vornehmlich die Stadtbevölkerung im Auge haben. Sie kennen weder die Schönheit und Poesie des ländlichen Lebens, noch wissen sie von den Leiden der Landbevölkerung. Wenn sie davon wüßten, würden sie nicht, wie jetzt, dieses Leben vernichten wollen, es nicht hingeben wollen gegen die Bequemlichkeiten des städtischen Lebens; sie würden vielmehr all ihre Anstrengung darauf richten, es zu erhalten, nur befreit von seinem Elend.

2. Sobald man nur an das denkt, was das eigene künftige Leben verbessern kann: Paradies oder Karma, stellt sich keine Lust zum Wirken ein. Aber wie man seine Gedanken auf ein Leben im Geiste der Eintracht und Liebe richtet, stellt sich sogleich eine freudige, ruhige Stimmung ein.

1. März 1903. J. P.

Ich las den Aufsatz von Metschnikow wieder, wo es heißt, daß, wenn man den geraden Darm ausschneiden würde, die Leute nicht mehr über den Sinn des Lebens nachdenken würden Aber Scherz beiseite. Der Sinn seiner Ausführungen ist der, daß es der Wissenschaft gelingen wird, den menschlichen Organismus zu verbessern, den Menschen von seinen Leiden zu befreien. Dann wird

man die Bestimmung des Lebens herausfinden: die Wissenschaft wird den Sinn des Lebens entdecken. Schön. Aber wie sollen es die Menschen bis dahin aushalten? Und haben andererseits doch Milliarden mit dem bewußten Darm gelebt. Und was dann, wenn, wie die Wissenschaft ebenfalls prophezeit, die Sonne dereinst erkalten und das Leben auf der Erde erlöschen wird, bevor der menschliche Organismus jene Vollkommenheit erlangt haben wird? Wozu war dann das alles?

Mit der Gesundheit steht es besser, aber ich arbeitè nicht. Von Mascha keine Nachrichten.

Eingeschrieben ist Folgendes:

1. Der Mensch kann gar nicht anders als egoistisch sein, alles drängt ihn darauf hin, für sich selbst zu sorgen und nur an sich zu denken. Inzwischen ist aber das wirkliche Wohl nur erlangbar, wenn der Mensch auf das Wohl des Nächsten hinarbeitet, wenn er sich selbst vergißt. Was ist da zu tun? Es gibt nur ein einziges Mittel: man muß die Sorge um sich selbst so einrichten, daß sie zugleich eine Sorge um das Wohl des Nächsten sei. Das geschieht in der Weise, daß man sich um seine eigene Seele sorgt und dazu den Willen Gottes erfüllt. Der Wille Gottes aber ist, daß man den Nächsten liebe und ihm Gutes tue.

11. März 1903. J. P.

Schreibe noch immer an der Definition des Lebens und bin immer noch unzufrieden. Schrieb vorgestern, und muß es wieder anders fassen. Aber bevor ich das tue, will ich einige fragmentarische Gedanken aus dieser Zeit einschreiben.

Mit der Gesundheit steht es bedeutend besser.

Immer öfter und öfter bin ich, in Minuten der Unzufriedenheit und Zweifel, dessen eingedenk, daß ich es nur Gott recht machen muß, zu dem ich gehe, und nicht den Menschen. Und dann ist mir immer sehr wohl und leicht.

Heute war hier ein Priester, der den Glauben verloren hat und sein Amt aufgeben will.

1. Wir leben eigentlich nur dann, wenn wir uns unseres geistigen Ichs bewußt sind. Dieses ereignet sich in den Minuten der geistigen Entzückung und in den Minuten des Kampfes zwischen dem geistigen und dem tierischen Prinzip.

2. Es ist nicht ganz klargestellt, daß unsere Zufriedenheit, Unzufriedenheit mit dem Leben, die Art des Eindrucks, den die Gescheh-

nisse auf uns machen, zumeist (vielleicht sogar immer) von dem geistigen Zustand, in dem wir uns gerade befinden, herrühren und nicht von den Geschehnissen selbst, die sie hervorzurufen scheinen. Und dieser geistigen Zustände, unter welchen sehr komplizierte und sehr bestimmte sind, gibt es recht viele. So gibt es einen Zustand der Scham, einen Zustand des Vorwurfs, der Rührung, der Erinnerung, der Traurigkeit, der Heiterkeit, der Schwere, der Leichtigkeit. Wie entstehen diese Zustände? Ich weiß es nicht. Ich weiß aber, daß ich häufig im Zustande der Scham bin, und dann ist alles zum Schämen; und wenn kein Grund zum Schämen ist, schäme ich mich grundlos. Dasselbe ist es mit dem Zustand des Vorwurfs, der Rührung, der Erinnerung, wie sonderbar das auch ist. Wenn es nichts gibt, woran man sich erinnern könnte, so erinnert man sich an das, was soeben ist, und an das, daß man sich daran schon früher erinnert hat. Dasselbe ist es mit der Traurigkeit, Heiterkeit . . . und mit vielen anderen Zuständen, die man bestimmen und über deren Entstehen man nachdenken muß.

3. Der Hauptunterschied zwischen den Sozialisten und den Anarchistenchristen und den Anarchisten überhaupt, besteht darin, daß jene die ökonomischen Grundlagen der gegenwärtigen Staatsverfassungen ändern wollen. Wenn sie die politische Form ändern wollen, so nur insoweit, als diese der von ihnen beabsichtigten ökonomischen Einrichtung zuwiderläuft. Die Mehrzahl von ihnen hält es sogar für notwendig, diese Form zu erhalten, zur Erreichung ihrer eigenen Ziele. Die Anarchisten hingegen erblicken das Übel in der bestehenden, auf Gewalt gegründeten politischen Ordnung und halten es für ihre vornehmste Aufgabe, diese zu zerstören, wobei sie annehmen, daß das ökonomische Leben nach der Zerstörung des politischen Machtapparats von selbst aufs allerbeste in gute Ordnung kommen werde.

Es gab noch mehreres einzuschreiben, aber ich hab es vergessen. *Erinnere mich noch an eines:*

4. Oft halten es die Leute — die Liberalen, die Staatsfreunde, die Doktrinäre überhaupt — für gut, gewisse Erscheinungen der Lüge zu bekämpfen, andere aber zuzulassen und nicht zu bekämpfen. Das ist gerade so, wie wenn man bei einer Überschwemmung den einen Wasserstrahl, der euch übergießt, abdämmen würde, während die andern euch ungehemmt überschwemmen.

Erinnere mich noch an das:

5. Fast immer überlassen sich die Leute, für die ein anderer Sorge

trägt, denen ein anderer dient, einem Gefühl der Gereiztheit, der Bosheit gegen diesen. Wahrscheinlich sind sie auf ihn neidisch, daß sie nicht ihm dienen, sondern daß er ihnen dient.

13. März 1903. J. P.

1. Das zweitemal im Leben begegnet mir ein unverdienter, durch nichts hervorgerufener Haß von Leuten, die mich nur darum hassen, weil sie eine ebensolche Reputation wie meine haben wollen. Sie beginnen zu lieben, wollen dann dasselbe sein wie das, was sie lieben, aber das, was sie lieben, das ist nicht sie und stört sie auch, ebensolche zu sein, und sie fangen an zu hassen.

Darin liegt ein Beweis dafür, daß der Ruhm etwas Böses ist.

2. Gott — das ist diese ganze unendliche Welt. Wir, die Menschen, aber sind in einer Kugel, doch nicht in der Mitte (die Mitte ist überall), sondern an irgendeinem anderen Punkt dieser unendlichen Welt. Und wir, die Menschen, brechen uns Fensterchen in unserer Kugel durch, durch die wir Gott schauen, — der eine schaut ihn von der Seite, ein anderer von unten, wieder ein anderer von oben; aber alle sehen Eines und Dasselbe, wenn wir es uns auch verschieden vorstellen und es verschieden benennen. Und der Schluß aus dem, was durch das Fensterchen zu sehen ist, ist für alle Einer und Derselbe: wir wollen einträchtig, in Liebe verbunden, miteinander leben. Nun, so mag doch jeder durch sein eigenes Fensterchen schauen und tun, was sich aus diesem Schauen ergibt. Warum die Leute von ihrem Fensterchen wegstoßen und zu unserm hinschleppen? Warum auch nur sie einladen, das ihre zu verlassen, da es ein so schlechtes sei, und sie zum eigenen heranwinken? Das ist sogar unhöflich. Wenn jemand unzufrieden ist mit dem, was er durch das seinige sieht, so mag er selber zum andern kommen und fragen, was dieser sieht, und mag der, der mit dem zufrieden ist, was er sieht, erzählen, was er sieht. Das ist nützlich und erlaubt.

Es macht mich sehr glücklich, daß ich völlig duldsam geworden bin. Und gelehrt haben es mich unduldsame Menschen.

Jetzt das dritte über die Evolution. Ich verschiebe es auf ein anderes Mal. Die Frage ist sehr wichtig.

14. März.

Gesundheit nicht schlecht. Beine schmerzen. Setze das dritte fort.

Die Evolutionstheorie verlegt die Entstehung der Arten in eine außerordentlich, ja in eine unendlich weit zurückliegende Zeit. Das ist dasselbe in bezug auf die Zeit, was wir in bezug auf den Raum

machen, wenn wir die Körper als aus Atomen zusammengesetzt, die Fortpflanzung des Lichtes als an den Äther gebunden erklären. Die Atom- und Äthertheorie ist die bequemste und vielleicht einzige Methode, die Zusammensetzung der Körper und die Fortpflanzung des Lichts zu erklären; aber weder die Atome noch der Äther sind etwas Reales (und gröblich irren diejenigen, die auf die Realität der Atome und des Äthers weitere Theorien aufbauen), sondern es ist dies nur eine bequeme Methode der Erklärung chemischer und physikalischer Vorgänge. Ebenso ist auch die Evolutionstheorie nur eine bequeme und vielleicht die beste Methode zur Aufhellung der Gesetze, die in den wechselseitigen Beziehungen der Arten zueinander obwalten; doch auf reale Tatsachen stützt sie sich nicht. Und diejenigen, die ihre Vererbungs- oder Rudimententheorie auf die Theorie von der Abstammung des Menschen von niedrigeren Organismen gründen, irren gröblich, da sie eine gelehrte Konstruktion für etwas Reales, Wirkliches nehmen. Die wirkliche Grundlage jeder Forschung ist durchaus nichts Vergangenes und Entferntes, sondern etwas Gegenwärtiges: der eigene Körper und die in diesem entstehenden Veränderungen.

4. Ich habe die *Opinions sociales* von Anatole France gelesen. Wie alle andern orthodoxen Sozialisten, Wissenschaftsanbeter und daher Religionsverneiner sagt auch er, Mitleid und Liebe brauche man nicht, man brauche nur *justice*. Das ist wahr; aber damit es wirklich *justice* gebe, muß im Streben, im Ideal Selbstverleugnung und Liebe sein. Damit es eine ehrliche Ehe gebe, muß ein Streben zur vollkommenen Keuschheit sein. Damit es ein wahres Wissen gebe, muß man zur Erkenntnis der geistigen Welt streben. (Erst dann ist ein Wissen vom Materiellen möglich. Sonst ist es nur Aberwitz.) Damit es eine gerechte Verteilung der Lasten gebe, muß man bestrebt sein, alles wegzugeben und nichts zu behalten. (Sonst ist es nur Raub fremder Arbeit.) Damit man ins Ziel treffe, muß man höher und weiter zielen. Damit man sich beim „Riesenschritt“ (dem Turngerät) hoch emporschwinde, muß man vom Pfeiler einen möglichst weiten Abstand nehmen.

Heute, 20. März 1903. J. P.

Gestern und heute Briefe geschrieben. Habe sechsundzwanzig geschrieben. Mit der Gesundheit steht es etwas besser, aber ich vergesse die Nähe des Überganges nicht.

In das Büchlein ist manches eingetragen, aber etwas sehr Wichtiges hatte ich auf das Lesezeichen geschrieben und hab es verloren.

1. Man meint gewöhnlich, daß das Leben eines Greises sich immer mehr vermindere und zuletzt auf ein Nichts herabsinke. Aber alles hängt von der Art ab, wie man das Leben betrachtet. Wenn man das Leben als eine materielle Macht betrachtet, die die Verhältnisse der Dinge und Menschen, momentan, unter unseren Augen, verändert, so kann das Leben eines jungen Menschen recht wohl als mächtig und das Leben eines Greises als nichtig gelten; wenn man das Leben aber als eine geistige Macht betrachtet, die der Tätigkeit der Menschen neue Ziele gibt, so verändert das Leben eines Greises, und zwar je älter er ist, um so mächtiger, eine ungeheure Menge von Verhältnissen unter Dingen und Menschen. (Nicht gut, nicht das Richtige.)

Habe zufällig einige Seiten ausgelassen. Will hier einschreiben, was bis zum 2. April eingetragen ist.

1. Den Fortschritt der Menschheit bemißt man gewöhnlich nach den technischen und wissenschaftlichen Fortschritten, wobei man annimmt, daß die Zivilisation zum Glücke führt. Nichts ist falscher. Rousseau und alle, die von dem primitiven, patriarchalischen Zustand entzückt sind, haben ebenso recht und unrecht wie diejenigen, die von der Zivilisation entzückt sind. Das Glück der Menschen, die auf der höchsten Stufe der Zivilisation stehen, ist kein anderes Glück als das der primitiven Menschen. Durch Wissenschaft, Zivilisation und Kultur läßt sich das Glück der Menschen ebenso wenig vermehren, wie es möglich ist, das Wasser eines Teiches an einer bestimmten Stelle höher zu heben als es an allen anderen Stellen ist. Die Vermehrung der menschlichen Glückseligkeit wird nur durch die Liebe erreicht, der es eigen ist, alle Menschen einander gleich zu machen; der wissenschaftliche und technische Fortschritt ist aber lediglich eine Sache des Alters einer Zivilisation, und der höchstzivilisierte Mensch übertrifft in seinem Wohlbefinden den primitiven Menschen so wenig, wie ein Erwachsener in seinem Wohlbefinden einen Nichterwachsenen übertrifft. Das Heil liegt einzig in der Mehrung der Liebe.

2. Menschen, die eines inneren, religiösen Regulativs beraubt sind, denken ein solches im historischen Gesetz, wie sie es verstehen, zu finden. Was mögen wohl die Menschen getan haben, die am Anfang der Geschichte waren?

3. Ich genese und beobachte die Fortschritte meiner Genesung. Wie übel steht das einem Greise an! Ihm geziemte es mehr, sein Absterben, die Zerstörung seiner Grenzen zu beobachten.

4. Wenn die Leute sagen, daß der Gedanke, die geistige Tätigkeit

überhaupt, ein Produkt der Tätigkeit der Gehirnzellen sei, weil die Gedankentätigkeit durch die Tätigkeit des Gehirns erfolge und weil diese Tätigkeit aufhöre, sobald das Gehirn oder ein Teil desselben zerstört sei, so sagen sie damit dasselbe, was ein Mensch sagen würde, der behauptete, das musikalische Schaffen sei stets von der Tätigkeit des Klaviers oder des Orchesters bedingt, und diese Tätigkeit höre auf, sobald das Klavier, das Orchester oder ein Teil desselben vernichtet sei.

Diejenigen, die so sagen, kennen wohl kaum die wahre, geistige (höhere) Tätigkeit des Menschen, die nicht aus körperlichen Bedingungen erwächst, sondern sich der körperlichen Bedingungen bedient, solange jene mit den körperlichen Bedingungen verbunden ist. Einer solchen Anschauung liegt eigentlich eine *petitio principii* zugrunde, das heißt es ist von vornherein beschlossene Sache, daß es außer den körperlichen Bedingungen nichts gibt, und dann ist es denn auch verständlich, daß das, dessen sich der geistige Urgrund für seine Zwecke bedient, das einzig Existierende sein muß und daß dieses die geistige Tätigkeit produziert. Der Mensch fällt den Baum mit einer Axt. Die Axt fällt den Baum. Zerstören wir die Axt, so wird nie mehr ein Baum gefällt. Somit ist die Axt real, der Mensch aber, der sie schwingt, ist nur ihr Appendix. Wer keine andere Tätigkeit des Menschen kennt als die des Hackens mit der Axt, wird wohl in seiner Art ganz recht haben, wenn er im Menschen nur ein Anhängsel zur Axt erblickt.

14. April 1903. J. P.

Lange nicht eingeschrieben. Geistig schwach diese ganze Zeit. Den dritten Tag nicht wohl: Schnupfen, Husten. Aber heute, trotz meiner Schwäche, Thoreau gelesen und fühle mich geistig gehoben. Ja, alles kommt darauf an, daß das ganze Leben ein Vollbringen der Sache Gottes sei und daß ich mir immer bewußt bleibe, was Er von mir begehrt. Will mich aus allen Kräften bemühen. Er wird mir behilflich sein in dem Maße, wie ich Ihm den Zugang zu meiner Seele öffnen werde.

Habe heute zwei Briefe erhalten, die mir unangenehm schienen, die aber beide nützlich waren: einen von einem Herrn über das Karma, daß ich die Menschen zum Selbstmord ermuntere und nachher sage, ich hätte nur gescherzt, den andern von einem Studenten, auch leichtsinnig, jugendlich und selbstbewußt. Habe beschlossen, nicht zu antworten.

29. April 1903. J. P.

Während dieser Zeit schrieb ich am Nachwort. Es scheint, ich bin damit fertig. Es ist recht ordentlich geworden. Ferner Brief über die Kischenewer Ereignisse und ein Telegramm. Gesundheit gut. Habe mich erkältet, Fröste, aber jetzt ist mir besser. Ein Buch von Metschnikow. Möchte darüber schreiben.

Fahre fort einzutragen:

1. Das Leben ist nur Bewußtsein. Was die Physiologen als Leben bezeichnen, das sind nur Merkmale, die das Bewußtsein anzeigen, es begleiten und ihm folgen. Es gibt ein niederes Bewußtsein: das von der eigenen Abgesondertheit, und ein höheres Bewußtsein: das Bewußtsein seiner Beziehung zur Welt. (Unklar.)

2. Wenn man gegen die Erklärung einer Erscheinung sagt: das sind bloße Abstraktionen, während ich sage: es sind Tatsachen, könnte man auch sagen, die Drehung der Sonne um die Erde sei ein Faktum, die Drehung der Erde um die Sonne aber bloß eine abstrakte Idee.

3. Eine Eigenschaft des Lebens ist unbezweifelbar: zuerst die Ausdehnung des Bewußtseins, das heißt das Streben, sich durch die Liebe in anderen Wesen wiederzufinden, und dann, wenn die Ausdehnung bis zur äußersten Grenze gediehen ist, die Zerstörung der Grenzen, die das Leben, das heißt das Bewußtsein, einschränken.

4. Alles ist lebendig. Alle Wesen sind Organismen. Einige erkennen wir nur deshalb nicht als solche, weil sie zu groß sind, wie die Erde, die Sonne, oder zu klein, wie die Teilchen der Mineralien, der Kristalle.

5. Wie der Jugend das Bewußtsein des Wachstums erfreulich ist, so muß dem Alter das Bewußtsein des Zerfalls der einschränkenden Grenzen erfreulich sein.

6. Tanja sagte, das Spielen sei eine ernste Sache. Und das ist ganz richtig. Wenn man das Spiel nicht ernst betreibt, so bleibt gar nichts, man wird nicht einmal spielen können. Dasselbe ist es mit dem feierlichen Zelebrieren des Gottesdienstes, mit den feierlichen Umzügen, mit den Jubiläen. Wenn man diese Sachen nicht ernst nimmt, so bleibt eben gar nichts übrig, was man machen könnte. Darum sind die Leute in nichts so streng, wie in der Forderung, die Zeremonien zu erfüllen.

7. Furchtbar sind gereizte arbeitslose Arbeiter! Aber was schlimmer ist: sie oder Nikolaj Pawlowitsch* — das ist noch die Frage.

* Zar Nikolaus I., über den Tolstoi damals für seinen „Hadschi-Murad“ biographisches Material sammelte. D. H.

8. Eingeschrieben ist es so: „Es gibt keine Zeit. Das ist nur eine Begrenzung.“ Das ist unklar. Heute ging es mir auf, daß die Bewegung und die Zeit ihren Ursprung darin haben, daß dem Bewußtsein eine große Zahl anderer Wesen, die das Bewußtsein begrenzen, gegenübersteht. Wenn nur ein Wesen mein Bewußtsein begrenzte, so gäbe es keine Bewegung; da es aber viele Wesen gibt, so erfordert ihre Wahrnehmung eine Sukzession in der Wahrnehmung. Und eben diese Sukzession der Wahrnehmung erscheint uns als Bewegung in der Zeit. Uns scheint es eine Zeit zu geben, die von der Sukzession der Wahrnehmungen erfüllt ist. In Wirklichkeit aber gibt es nur eine Sukzession in der Wahrnehmung der Wesen, die uns als Zeit erscheint. (Man muß dies noch erläutern.)

9. Das Leben aller Menschen besteht anfangs in der Ausdehnung, hernach in der Zerstörung der Grenzen des Bewußtseins. Die Weisheit besteht darin, dies zu wissen, in dieser Ausdehnung das wahre Wohl zu erblicken und an dieser Ausdehnung teilzuhaben.

10. Die Erklärung der Herkunft der Organismen aus der Urzelle — dem Protoplasma — ist dasselbe, was die Erklärung der chemischen Prozesse aus den Atomen und des Lichts aus den unwägbaren Ätherwellen ist. Äther und Atome sind an und für sich nicht real, sondern nur heuristische Konstruktionen, welche die Materie und das Licht erklären helfen sollen. Nicht real sind sie, weil ein unendlicher (ein unendlich kleiner) Raum (Umfang, Gewicht) vorausgesetzt wird. Ebenso willkürlich sind die Erklärungen in bezug auf die Entstehung der Organismen aus dem Protoplasma; auch sie sind nur Vermutungen, die die Erscheinungen verständlich machen und ihre Gesetze aufhellen sollen. Nicht real sind sie, weil für ihre Entstehung eine unendliche (eine unendlich lange) Zeit vorausgesetzt wird.

11. Der Irrtum des Feminismus besteht darin, daß die Frauen genau dasselbe leisten wollen, was die Männer leisten. Aber die Frauen, mit ihren ganz besonderen Eigenschaften, sind ganz anderen Wesens als die Männer; und wenn sie sich vervollkommen wollten, müßten sie's nach ihrer besonderen Richtung hin tun. Was das für eine Richtung ist, weiß ich nicht; sie wissen es bedauerlicherweise selber nicht; doch soviel ist gewiß, daß ihre Richtung eine andere als die der Männer ist.

12. Damit ein Wesen vom andern abgesondert sei, muß es sich mit diesem nicht vereinigen können, muß es undurchdringlich sein. Das ist nur dann möglich, wenn es materiell ist. Eben darum erscheinen uns auch alle abgesonderten Körper als materiell.

13. Jemand fragt mich: „Bestimmt der Mensch das Schicksal, oder bestimmt das Schicksal den Menschen?“ Je mehr wir uns einem geistigen Leben nähern, desto unabhängiger werden wir vom Schicksal; und umgekehrt.

14. Unserm Jahrhundert ist ein schrecklicher Wahn eigen: jede Erfindung, die geeignet ist, dem Menschen Arbeit abzunehmen, erregt unser Entzücken und wir halten es für durchaus notwendig, uns ihrer zu bedienen, ohne uns zu fragen, ob diese arbeit sparende Maschine denn auch unser Glück vermehre und ob sie nicht viel Schönheit vernichte. Wir sind wie ein Weib, das mit Übermacht den Rest des Fleisches, das ihr zugefallen ist, hinunterwürgt, auch wenn sie nicht mehr essen mag, und selbst wenn es ihr schadet. Eisenbahnen statt der Fußmärsche, Automobile statt der Pferde, Strickmaschinen statt der Stricknadeln.

15. Das Verfahren der Naturwissenschaften, das auf Tatsachen fußen will, ist das unwissenschaftlichste Verfahren. Es gibt keine Tatsachen. Man kann nur von den Eindrücken sprechen, die die Dinge auf uns machen. Daher ist wissenschaftlich nur jenes Verfahren zu nennen, das von unseren Empfindungen, von den Eindrücken, spricht.

16. Nur das Bewußtsein ist das Leben. Von einem Leben ohne Bewußtsein dürfen wir nicht sprechen. Wir dürfen das, was eine Begleiterscheinung des Lebens ist, nicht deshalb schon ein Leben nennen, weil wir an anderen Wesen beobachten und von anderen Leuten, die uns beobachtet haben, wissen, daß genau dieselben Erscheinungen des physiologischen Lebens, welche das Bewußtsein begleiten, auch schon vor dem Erscheinen des Bewußtseins da waren.

Der Mensch erkennt sich (im Kindes-, Mannes- und Greisenalter) als eine und dieselbe Person, weil das Bewußtsein des Kindes und nach fünfzig Jahren des Greises immer eines und dasselbe ist; das Bewußtsein wird durch die Zeit nicht alteriert: Zeit ist nur für das, was vielfach ist.

17. Das Leben und der Schlaf. Das Erwachen aus dem Schlaf ist nur dann schwer, wenn man nicht ausgeschlafen ist und geweckt wird. Wenn man aber ausgeschlafen ist, so ist das Erwachen ein frohes, wie für einen, der das Leben durchgelebt hat, für den Greis, das Sterben, das heißt das Erwachen zu einem neuen Leben, ein frohes sein muß.

18. Der Traum entsteht beim Erwachen momentan, zeitlos. Die Vorstellungen reihen sich zu einem (manchmal unvernünftigen) Nacheinander nur deshalb, weil ihrer viele sind, und dieses Nacheinander

erweckt die Illusion der Zeit. Ob es im Leben nicht auch so ist, mit seiner Menge von zuweilen auch in unvernünftiger Reihenfolge auftauchenden Vorstellungen, das eingesenkt scheint in die Zeit; und daß im Sterben diese Illusion verschwindet und, wie nach dem Schlaf, ein erfrischtes, erweitertes Bewußtsein übrigbleibt?

19. Nicht sind unsere Erlebnisse, oder richtiger: unsere Vorstellungen eingebettet in die Zeit, sondern die Menge der Vorstellungen und deren Sichablösen ergibt erst den Begriff der Zeit.

20. Die Menge ergibt den Begriff der Bewegung und der Zeit.

All das vom 4. habe ich heute eingeschrieben, den 1. Mai 1903. J. P.

Die Gesundheit ist schwankend, ich bin darüber, Gott sei Dank, nicht betrübt, auch nicht erfreut, eher so, daß ich sehe, es ist alles in Ordnung. Vom Nachwort möchte ich denken können, daß ich es beendigt habe.

13. Mai 1903. J. P.

Die Gesundheit ist nicht gut — Leberleiden. Doch sind die Kräfte nicht herabgemindert. Das Nachwort habe ich beendigt und abgeschickt. Hier ist Strachow mit seiner schrecklichen Sache.

Heute nachts habe ich über zwei Dinge nachgedacht:

1. daß man, bevor man mit einem Menschen in Verkehr tritt, eine Gebetstimmung in sich zu erwecken trachten solle, daß man sich sagen müsse: Still!, bevor man mit einem Menschen, mit dem man zusammengekommen ist, spricht.

Will es mir angewöhnen.

2. Hier ist eine Bestätigung dessen, daß das Bewußtsein eine von Bildern gereinigte Erinnerung ist und die Erinnerung ein von Bildern erfülltes Bewußtsein: —

Das Bewußtsein ist, wenn man es sich in der Zeit vorstellt, eine Erinnerung an das ganze in unendlicher Zeit verlebte Leben, abstrakt ausgedrückt aber das Bewußtsein vom eignen Bewußtsein.

Die Erinnerung aber, in der Zeit gedacht, ist nichts anderes als das Bewußtsein von der Kontinuität meines Lebens, abstrakt ausgedrückt aber das Bewußtsein jenseits der Zeitlichkeit meines Lebens.

Und noch 3. Der Mensch macht sich von der Zeit los, wenn er sein Bewußtsein erkannt hat, und gerade dies ist für ein rechtes Leben notwendig.

17. Mai 1903. J. P.

Leide an Magenstörungen. Heute nachts hatte ich in den Augen die Empfindung von einem hellen Lichtfunken und, ich weiß nicht

wie es kam, gleich hinterher nicht sowohl eine deutliche Vorstellung als vielmehr ein Gefühl, welches das ganze Wesen durchdrang, von dem Illusorischen alles dessen, was Empfindungen erregt und was wir für die reale Welt halten.

H.-M. ausgebessert. Bin bis zu Nikolaj Pawlowitsch gelangt, und es scheint sich zu klären.

Einzuschreiben ist eins:

1. Ein Beweis dafür, daß die Erinnerung ein Bewußtsein ist und umgekehrt, ist dies, daß das Erinnerungsvermögen um so schwächer wird und das Bewußtsein sich um so mehr steigert, je älter man wird.

26. Mai 1903. J. P.

Die Gesundheit ist nicht schlecht. Habe allerlei in das Büchlein eingetragen. Hier will ich das Folgende aufschreiben:

1. Das irdische Leben ist keine Illusion und auch nicht das ganze Leben, — es ist eine Erscheinung unter Erscheinungen, den ewigen Erscheinungen des ewigen Lebens.

27. Mai 1903. J. P.

Heute fahre ich nach Pirogowo. Immer noch habe ich meine Not mit Nik. Pawl. Ist immer noch nicht gut. Dafür gestern viel über die Definition des Lebens nachgedacht. Mir scheint, es ist gut.

Ich dachte Folgendes:

1. Meine Bewegung, die meines Körpers, ist eine notwendige Bedingung der Gesondertheit meines Ichs von allem übrigen. Bewege ich mich nicht, so wäre ich nicht abgesondert. Wäre ich nicht abgesondert, so wäre keine Bewegung. Daraus folgt, daß Gesondertheit und Bewegung einander gegenseitig bedingen.

Aber was ist das erste? — Die Gesondertheit.

2. Ich, ein geistiges Wesen, folglich ein unbegrenztes Wesen, gefangen in meiner Abgesondertheit vom Ganzen, bestrebe mich, die Grenzen, die mich vom Ganzen trennen, zu sprengen. Daraus resultiert die Bewegung.

3. Jede Bewegung ist ein Streben, das Ich zu erweitern, andere Wesen in dieses Ich aufzunehmen, in dieses Ich zu verwandeln. Von dieser Art ist die Unterjochung anderer Wesen, die Unterwerfung derselben unter meinen Willen: Tiere, Pflanzen. Von dieser Art ist die Vereinigung: Familie. Von dieser Art ist die Nahrungsaufnahme durch den Magen, die Lungen, die Haut, die Umwandlung anderer Wesen in mein Wesen — die Ernährung, die allen lebenden Wesen, vom Infusorium bis zum Menschen, eigentümlich ist.

4. Das geistige Wesen offenbart sich in diesem Leben als das Bewußtsein eines Selbsts in der Form eines gesonderten Wesens. Dies ist eine seiner Erscheinungen; doch habe ich nicht das Recht zu sagen, daß dies seine einzige Erscheinung sei. Es kann eine zahllose Menge anderer seiner Erscheinungen geben. Diese Erscheinung aber ist keine zufällige, zeitliche, sondern eine ewige. Verlasse ich sie, so weiß ich doch, daß andere gesonderte Wesen in ihr verbleiben.

5. Darum ist meine Tätigkeit hier keine unnütze, sie ist für andere Wesen nötig. Ich bereite ihnen den Weg, gebe ihrer Tätigkeit eine größere Kraft.

6. Wozu diese Abgesondertheit der geistigen Wesen, die ihre Grenzen erweitern, nötig ist, das zu wissen, ist dem Menschen nicht gegeben; doch ist sie zweifellos eine nötige Sache.

7. Das Leben ist keine Illusion, sondern ein ewiges Leben, das sich in den einzelnen Wesen, als deren Sonder-Bewußtsein auftretend, manifestiert.

8. So daß der Mensch, wenn er diese Form des Lebens verläßt und in eine andere Form übergeht, in diesem Leben eine ewige Spur hinterläßt.

29. Mai 1903. J. P.

Gestern in Pirogowo gewesen. Bin glücklich hingekommen und habe dort alles wohl angetroffen. N. N. ist mir sehr unangenehm. Kämpfe mit wechselndem Erfolg. Heute, als ich spazieren ging, fiel mir etwas sehr Wichtiges ein, das ich auch aufschreiben werde. Sascha ist weggefahren. Lenotschka ist angekommen. Abends war ich spazieren und war von der Schönheit der Natur entzückt.

Einschreiben muß ich das Folgende:

1. Das Leben beginnt mit dem Erwachen des Bewußtseins, daß man ein geistiges (in Grenzen eingeschlossenes) Wesen ist. Dieses Bewußtsein aber erwacht mit der ersten Erinnerung an das, was mit mir geschah. Was ist die Erinnerung? Die Erinnerung ist ein (offenbar immaterieller) Akt, vermöge dessen ich zwei oder mehrere verschiedene Ereignisse oder Eindrücke auf mich beziehe: ich fühle und sage, daß dieser und jener Zustand mein Zustand war. Dieses Bewußtsein von der Einheit verschiedener Zustände ist der Anfang des geistigen Lebens. Nur wenn er dieses Bewußtsein erlangt hat, begreift der Mensch, daß er ein geistiges, von allem abgesondertes Wesen ist. Bis zu diesem Moment weiß er, selbst wenn er sich als ein abgesondertes Wesen betätigt (was er nur nach Aussagen anderer Leute,

nie aus innerer Erfahrung wissen kann), nicht, daß er lebt. Ein Bewußtsein dessen, daß man lebt und vom Ganzen gesondert ist, beginnt erst mit der Erinnerung, d. h. mit dem Bewußtsein, daß man ein geistiges, in Grenzen eingeschlossenes Wesen ist.

1. Juni 1903. J. P.

Der beste Tröst in Fällen der Unannehmlichkeit mit Leuten ist der: mögen sie tun, was sie wollen und entstehe daraus, was immer: ich kann es nicht ändern. Wenn ich nur tue, was recht ist.

Ich kann ein ungutes Gefühl N. N. gegenüber noch immer nicht unterdrücken.

Noch das muß ich einschreiben, daß ich heute den Nekrolog von Bugajew und seine Monadenlehre gelesen habe; habe verstanden, daß er die Existenz von geistigen, abgesonderten Wesen, die in sich andere, der Beobachtung nach abgesonderte, Wesen einschließen, dunkel begriffen hat.

Das Leben ist das Bewußtsein, das mir ein Ich zeigt, das von einigen, von vielen, von unendlich vielen gesonderten Wesen getrennt ist. Der Verkehr der Wesen untereinander ist Bewegung, — ich kann es mir nicht anders vorstellen denn als Bewegung.

Alles das sind nur Entwürfe von unklaren und oft unrichtigen Gedanken.

3. Juni 1903. J. P.

Noch immer ist der Magen in Unordnung. Immer kämpfe ich noch. Gestern über Nikolaj gut geschrieben.

Heute Briefe geschrieben und das Folgende notiert:

1. Jede Staatsgewalt weiß, daß sie nur existiert dank der Unwissenheit des Volkes, und darum fürchtet sie nichts so sehr als die Aufklärung und haßt sie. Es gibt jedoch Umstände, welche die Macht zwingen, der Aufklärung Zugeständnisse zu machen; dann gibt sich die Macht den Anschein, als ob sie die Aufklärung fördere, sie nimmt sie in die Hand — und verdirbt sie. Es kann aber auch Bedingungen geben, wo das nicht nötig ist. In solchen Bedingungen war Nikolaj. Das wußte er und handelte danach.

2. Nikolaj hielt alle Menschen für solche Menschen, wie die waren, die ihn umgaben. Und die, die ihn umgaben, waren gemeine Menschen.

3. Man muß im Angesichte Gottes leben nicht nur bei Begegnungen mit Menschen, wie ich es aufgeschrieben habe, sondern immer, auch wenn man allein ist: Enthaltbarkeit, Anstrengung usw.

Heute, 4. Juni 1903. J. P.

Wenig geschlafen. Gestern Mischa meine Tagebücher für Poscha zum Abschreiben gegeben. Dort ist viel Interessantes. Heute mich zur Arbeit gesetzt, wollte die Erinnerungen fortsetzen, aber ich konnte nicht, es geht nicht. Gestern über Nikolaj I. gelesen. Sehr viel Interessantes. Muß es, bevor ich weiterarbeite, nochmals durchlesen.

5. Juni 1903. J. P.

Mit der Arbeit geht es noch immer nicht recht vorwärts. Heute, bis jetzt, Magen besser. Lese über Nikolaj.

Einzuschreiben ist nur eins:

1. An sich arbeiten muß man, wenn man allein ist, nicht beeinflußt von Leuten und Dingen. In der Einsamkeit muß man seine Gedanken verbessern, die schlechten zurückhalten, die guten hervorrufen. Ein wenig tue ich das, und es ist gut so. Sich bessern wollen, wenn das Leben in Bewegung ist, ist geradeso wie einen Wagen ausbessern wollen, während er in Fahrt ist.

Gesundheit besser. Finde mich allmählich in Nikolaj Pawlowitsch hinein. Habe drei neue Sachen in Absicht genommen. Es ist Zeit zu sterben, und ich nehme mir vor: 1. die Erzählung vom Ball und dem Spießrutenlaufen, 2. Schrei des Teufels beim Herannahen Christi, 3. Wer bin ich, — eine Selbstbeschreibung, mit meinen Schwächen und guten Eigenschaften.

Einzutragen ist:

1. Dreierlei Antriebe können den Menschen zum Handeln bewegen: a. Gefühl, Reflexe, b. Hypnose und c. vernünftige Überlegung. Die Vernunft wacht über die ersten zwei Antriebe. Die Vernunft wird von keinem der beiden überwacht, vielmehr wacht sie über sich selbst.

Die ersten beiden Antriebe entscheiden beim Zusammenstoß, d. h. wenn eine Handlung durch das Gefühl oder eine entgegengesetzte durch Hypnose hervorgerufen wird, den Konflikt ohne meine Teilnahme. Beim Zusammenstoß des Gefühls oder der Hypnose mit meinem vernünftigen Bewußtsein entscheidet sich das vernünftige Bewußtsein so oder so, d. h. es unterwirft sich entweder oder es siegt.

So daß es also eigentlich nur ein vernünftiges, bewußtes Leben gibt.

18. Juni 1903. J. P.

Die Gesundheit ist gut. Drei Tage schlechtes Wetter, und ich

fühlte mich sehr schwach. Ich reite viel. Besucher: Dawidow, Abrikossow, Maslow, die Gljebowa.

Arbeite nichts, oder doch so gut wie nichts. Habe mich entschlossen, Nikolaj Pawlowitsch liegen zu lassen fast so wie das Kapitel jetzt ist und es separat auszuarbeiten, wenn es sich als nötig erweisen sollte.

Einzuschreiben ist Folgendes:

1. Die Erweiterung des Bewußtseins oder genauer: die Klärung des geistigen Bewußtseins, die Übertragung des eigenen Ichs in das geistige Bewußtsein, drückt sich als Liebe aus. Wesen, die uns ähnlich sind, lieben wir natürlich leichter als andere. So lieben wir von den Menschen die uns Anverwandten leichter als fremde, und von den Fremden wieder diejenigen leichter, die uns ähnlich sind; ebenso lieben wir von den Tieren diejenigen leichter, die uns ähnlich sind, und sogar von den Pflanzen gilt dasselbe.

2. In Aussicht genommen drei neue Arbeiten: 1. Der Schrei der jetzigen verirrtten Menschen: der Materialisten, Positivisten, Nietzscheaner, — der Schrei (Mark. 1, 24): „Halt, was haben wir mit dir zu schaffen, Jesu von Nazareth? Du bist kommen uns zu verderben. Ich weiß, wer du bist: der Heilige Gottes“. (Wäre sehr gut.) 2. Für das jüdische Sammelwerk: Lustiger Ball in Kasan, bin verliebt in die schöne Tochter des Regiments-Chefs — eines Polen —, tanze mit ihr; der prächtige Alte, ihr Vater, umfaßt sie zärtlich und tanzt eine Mazurka. Gegen Morgen, nach schlafloser Nacht, wandert der Verliebte dem Schall einer Trommel nach: man läßt einen Tataren auspeitschen, und der Regiments-Chef befiehlt, fester zuzuschlagen. (Wäre sehr gut.) Und 3. Mich beschreiben, ganz wahrheitsgemäß, mit allen meinen Schwächen und Dummheiten, und dazwischen auch mit dem, was in meinem Leben gut und bedeutsam ist. (Wäre auch gut.) Alles das ist viel wichtiger als der dumme H.-M.*

3. Das Gespräch, das Nikitin mit Abrikossow hatte, war das gewöhnliche. Leute, die keine Christen sind, tadeln oder, wie sich Nikitin verbesserte, begreifen nicht, daß Menschen, die sich zum Christentum bekennen, seine Vorschriften nicht vollkommen befolgen. Wir Materialisten, wenn wir uns ein Ideal (sie nennen es Ideal) aufstellen, leben ihm dann aber auch vollkommen nach.

* „Hadschi-Murad“, Roman aus Tolstois Nachlaß, deutsch in der zweibändigen Ausgabe der Nachgelassenen Schriften Tolstois bei Eugen Diederichs, Jena, und unter dem Titel „Chadschi Murat“ als separates Buch bei S. Fischer, Berlin, erschienen. D. H.

Aber die Sache ist die, daß es überhaupt nur ein christliches Ideal gibt, daß dieses in einem Leben besteht, das Gott geweiht ist, oder in einem Leben nach dem Willen Gottes, und daß ein Mensch, der sich ein solches Leben vorgenommen hat, dieses Ideal nicht vollkommen verwirklichen kann. Menschen aber, Nicht-Christen, die ein tierisches Leben führen (sie mögen immerhin auch andern Gutes tun, was dann aber bloß im eigenen Interesse geschieht), können leicht konsequent sein, wie jedes Tier konsequent ist. Dieses Mißverständnis rührt davon her, daß die Leute, die Nicht-Christen sind, keine Ahnung davon haben, was für eine Anstrengung („Das Reich Gottes wird mit Kraft genommen“) es kostet, sich dem Ideal des christlichen Lebens zu nähern; sie glauben, es sei ebenso leicht, diesem Ideal nachzuleben, wie es leicht ist, seinen tierischen Trieben zu folgen.

Im wesentlichen wird das menschliche Leben, das Leben aller Menschen, durch zwei Grenzen bestimmt: durch die Beziehungen des tierischen Lebens zu einem geistigen Ideal, das ein und dasselbe in allen Philosophien und Religionen ist: zum Ideal des Gehorsams gegen das Gesetz der ganzen Welt — oder zum umgekehrten Ideal der Erfüllung aller persönlichen Wünsche. Die eine Grenze wird durch die vollkommene Hingabe an das geistige Ideal bezeichnet, die andere durch ein vollkommenes Aufgehen im tierischen Zustand. (Jeder kennt diesen Zustand aus seiner eigenen Kindheit.) Zwischen diesen beiden Grenzen gibt es zahllose mittlere Stufen. Alle Menschen stehen auf einer dieser Stufen, und alle entwickeln sich aus tierischen Anfängen zu einem geistigen Leben empor.

4. (Für die Definition des Lebens besonders wichtig.) Das Leben ist Bewußtsein. Es gibt zwei Bewußtseine. Ein niedrigeres Bewußtsein: das Bewußtsein der eignen Gesondertheit von allem andern; und ein höheres Bewußtsein: das Bewußtsein des eignen Teilhabens an allem, das Bewußtsein unserer eignen Außerräumlichkeit, Außerzeitlichkeit, unsrer Geistigkeit, das Bewußtsein unsrer eignen Universalität. Das erste Bewußtsein — das der eignen Gesondertheit — nenne ich das niedrigere deshalb, weil es nur durch das höhere geistige Bewußtsein zustande kommen kann (ich begreife, erkenne mich als von allem andern gesondert). Das zweite Bewußtsein aber, das geistige, bedarf zu seinem Zustandekommen des niedrigeren Bewußtseins nicht. Ich erkenne nur, daß ich erkenne, und erkenne, daß ich erkenne, daß ich erkenne und so fort ins Unendliche. Das erste Bewußtsein (das niedrigere) erzeugt, vermöge der ihm eigenen Gesondertheit, die Begriffe der

Körperlichkeit, der Materie (und deshalb der Bewegung, des Raumes und der Zeit). Das zweite Bewußtsein aber kennt weder Körperlichkeit noch Bewegung noch Raum und Zeit, es ist durch nichts begrenzt und ist immer sich selber gleich. Die einzige Aufgabe des Lebens besteht darin, daß man das eigne Ich aus dem gesonderten in das universelle geistige Bewußtsein überträgt. Eben diese Übertragung des eignen Ichs aus dem Gesonderten in das nicht gesonderte Universelle ist das, was sich uns als das Leben darstellt.

(Es ist wieder nicht das Richtige, ich kann nicht weiter.)

5. »*Ignorabimus*« — sie benutzen mit Vorliebe lateinische, nicht allen verständliche Worte — sagen die Gelehrten. Ja, wir werden es nie wissen, oder vielmehr es gibt Dinge, die wir nie werden wissen können. Sehr wichtig ist es auch, zu wissen, was wir nicht wissen können, damit wir unsere Kraft nicht unnütz auf Versuche verwenden, das Unerkennbare zu erkennen.

Warum ist das in Grenzen eingeschlossene Wesen bestrebt, diese Grenzen zu erweitern und zu zerreißen? Was geschieht mit dem Wesen, das die Grenzen zerrissen hat? Dies und vieles andere können wir nicht wissen . . .

(Bin müde.)

19. Juni 1903. J. P.

Habe nicht geschrieben. Große Schwäche, bin aber ganz gesund. Schreibe nichts.

Einzuschreiben ist zweierlei:

1. Alle Menschen nähern sich mehr dieser oder jener Grenze: die eine Grenze ist: leben nur für sich selbst, die andere: leben nur für die andern.

2. Franz von Assisi wiedergelesen. Wie schön, wenn er sich an die Vögel wendet, als zu seinen Brüdern! Und das Gespräch mit dem *frère Léon* über die Freude!

Zum Selben. Das Leben ist die Erkenntnis der eigenen Einheit mit Gott.

23. Juni. J. P. 1903.

Die Gesundheit ist gut. Esse Beeren. Reite viel. Geistige Trägheit.

Einzuschreiben ist eins:

Ich bin meinem Charakter nach ein sehr böser Mensch, sehr stumpf für das Gute, und darum muß ich große Anstrengungen machen, um nicht ein ganz abscheulicher Mensch zu sein. J. Samarin sagte einmal sehr gut, er sei deswegen ein guter Mathematiklehrer, weil er für

Mathematik keinen Kopf habe. Bei mir ist es hinsichtlich der Mathematik genau dasselbe, aber auch in Hinsicht auf das Gute: ich bin im Guten sehr stumpf und deswegen kein ganz schlechter, ja ich darf kühn sagen: ein guter Lehrer im Guten.

(Wird fortgesetzt)

MICHA JOSEF BIN GORION

Seinem Gedächtnis von

MORITZ HEIMANN

Nach einer schönen jüdischen Sage — sie ist etwas mehr als eine Sage und etwas weniger als ein Glaube — ruht der Bestand der Welt auf sechsunddreißig Gerechten. In der ganzen Menschheit verstreut, im Verborgenen, unerkant vom Auge des Tages, ein Quell des Segens, leben sie das Unzerstörbare. Einer von ihnen ist nun abgeschieden, und die heimliche Krone ist weitergewandert; möge sie niemals sich mit einem weniger würdigen Haupt begnügen müssen!

Meistens sind sie Handwerker, Bauern, kleine Leute, diese Sechsunddreißig, und die geistige Leuchtflamme, von der sie eingehüllt sind, würde von dem Beruf des Geistes, vom Ruhm und der sichtbaren Auszeichnung getrübt und unwirksam gemacht werden. Dennoch gehörte Micha Josef Berdyczewski, der sich später bin Gorion genannt hat, zu ihnen, dennoch; obgleich er ein Gelehrter und ein Dichter war und obgleich der Ruhm ihn schon früh gesucht und gefunden hat.

Daß er berühmt gewesen sei, wird deutsche Leser wundern, selbst wenn ihnen sein Name von den beiden Sammlungen der jüdischen Sagen* vertraut wäre. Aber diese wertvolle, an Umfang der vorbereitenden Studien und der ausführenden Mühe nicht geringe Arbeit war nur ein kleiner Teil seines Werkens und Wirkens, fast nur ein Seitenschößling. Seinen Ruhm hatte er als hebräischer Schriftsteller und als jüdischer Denker bei allen, und es sind ihrer mehr, als der Westen ahnt, zu denen seine Sprache sprechen konnte. Er war etwas wie ein jüdischer Atlas, trug die ganze jüdische Welt auf seinen Schultern und genoß das bittere Bewußtsein, Tieferes und Schwereres davon erkannt

* „Die Sagen der Juden“, bei Rütten und Loening; „Der Born Judas“, im Insel-Verlag.

zu haben als jeder andere. Er wehrte auch jeden andern mit steigender, schließlich stummer Ungeduld von sich ab, mochte von dem geteilten Wissen sich ein guter oder ein böser oder ein törichter Wille nähren, und geehrt von allen, begehrt von vielen, stand er für sich allein. Seine hebräischen Werke hat er noch herauszugeben angefangen, sie werden zwanzig Bände umfassen; dazu sechs Bände in der Vulgärsprache des jüdischen Ostens, dem sogenannten Jargon: Essays, Novellen, Dramen, Erzählungen und Gedichte, — und auch dieses alles zusammen ist nicht das Lebens- und Hauptwerk, dem er zustrebte und von dessen Plänen und Bausteinen der Tod ihn wegnahm.

Er ist sechsundfünfzig Jahre alt geworden, war ein Mann von kleiner Statur und zartem Bau, zart auch, wiewohl unbekümmert, von Gesundheit, zähe gemacht durch Leiden und Entbehrungen, bis eine kurze Krankheit den Rest von Kohle in ihm schnell verbrannte und die Schlacke zurtückließ. Er hatte die Haltung eines in sich selbst eingewickelten Menschen; er war kurzsichtig und beobachtete nie, sah aber alles, zum Erstaunen derer, die nicht bemerkt hatten, daß er sah. Wenn er die Gläser abnahm, verrieten die grauen Augen denselben klaren, fernsuchenden Geist, der die feste, einfache, bedeutende Stirn modelliert hatte. Für Menschen des westlichen Lebensgefühls hatte seine Erscheinung etwas Fremdartiges, ja Unwirkliches; doch ist ihm keiner genaht, ohne seinen Wert und seine Persönlichkeit mit innerlichem Aufhorchen zu spüren; versagen an ihm habe ich in über zwanzig Jahren nur ganz wenige gesehen, Menschen mit jener Art von Egoismus, der selbst die Klügsten dumm macht und sie merken es nicht. Dieser Fremdling, hebräischer Schriftsteller und Durchdenker des Judentums, lebte in Deutschland, sowohl dem politischen als dem geistigen Gebilde, mit einer wunderbaren, von der Erfahrung unabhängigen Zugehörigkeit. Er war ein leidenschaftlicher deutscher Patriot, haßte alle liberalistische Sänftigung und dachte als Politiker kühn, in Staaten und Mächten. Um dieselbe Zeit, wo er seinen vor kurzem angenommenen Schriftstellernamen bin Gorion, das Jüdische betonend, zu seinem bürgerlichen machen ließ, führte er seine Aufnahme in den deutschen Staatsverband durch, und es ist wohl etwas mehr als ein Zufall, daß unter den Paten, die ihn der Behörde empfahlen, Gerhart Hauptmann war.

Er stammte aus der Ukraine. Mit jungen Jahren durchbrach er die Mauer des Ghettos und machte sich auf den Weg nach Westen, immer hinter einer von früh an ersehnten, geahnten Geistesfreiheit her. Die

leibliche Not war schrecklich; in Breslau, seiner ersten Station, ist es vorgekommen, daß er zum Lesen kein anderes Licht hatte als die Straßenlaterne. Seine Pläne stritten widereinander, manche von ihnen waren die halb freiwillige Selbsttäuschung der bedrängten, drängenden Gemüter. Er dachte daran, Maler zu werden, und besuchte die Akademie; er arbeitete um den kargsten Lohn bei einem Buchbinder, und hat sich noch in seiner späten Zeit die vielen, vielen mit Lebensblut erkauften Bücher in den ihm eigentümlichen, wunderlich-zierlichen Schick gebracht. Der Hauptertrag des Breslauer Aufenthaltes war die Einsicht, daß die im Ghetto erworbenen, an Masse ungeheuren Kenntnisse einer ganz andern Systematik bedurften, als der traditionellen, und der Verdacht, daß auch die westliche offizielle jüdische Wissenschaft diese Systematik nicht bis zu Ende, nicht bis zur strengen, vorurteilslosen Wahrheit zu leisten vermöchte. Dann schlug er sich nach der Schweiz und in der Schweiz durch und promovierte in Bern. Der Schlußsatz seiner Dissertation war ein echter Berdyczewski: „das Maß — ist das Maß aller Dinge“; immer hat er den allzu schnellen, allzu bereitwilligen Relativismus, den Protagoras als Vorwand, verworfen und verachtet.

Von der Schweiz kam er nach Berlin, um deutscher Schriftsteller zu werden. Eine Novelle („Daneben“) glückte ihm und wurde in der „Neuen Rundschau“ (im Jahre 1899) abgedruckt. Er versuchte, mit einem Roman aus seiner Heimatwelt, den größeren Wurf — und erlebte eine Katastrophe. Alles, was er erzählte, war klar, scharf, humoristisch und witzig gesehen; aber es gelang ihm trotz unendlicher, peinvoller Mühe nicht, der Sprache Herr zu werden. Er hatte das feinste Ohr für die Sprache, ertrug kaum ein andres, als das beste urbürtige Deutsch, die Bibel von Luther, Grimms Märchen, Keller; dabei ließ er sich nicht vom Reiz des Altertümlichen einfangen, erkannte Emil Straußens Prosa als die beste, die heute geschrieben wird, und war auch sonst nach allen Seiten hin hellhörig und bereit, — ich erinnere mich noch, daß er als erster uns die eben erschienenen „Notizen aus Mexiko“ von Keßler rühmte. Aber wenn er selbst schrieb, versagte er. Wir halfen ihm, Efraim Frisch und ich, doch es half nichts. Er ging in naiver Ratlosigkeit nach Weimar, ob vielleicht der Genius des Ortes ihn befreien könnte, und kehrte in der alten Befangenheit zurück. Was ihm fehlte, war natürlich nicht die Kenntnis und Fertigkeit in den elementaren Regeln; es stand schwieriger, er vermochte auf keine Weise, dem vordenkenden, vorordnenden autonomen Willen der Sprache nach-

zudenken, nachzuordnen. Die Tragfähigkeit der Sätze, das Verhältnis zwischen Haupt- und Nebensatz, der Rhythmus zwischen Ausführung und Abkürzung, alles, was für den Dichter schon getan ist, bevor er selbst anfängt — zugleich ein Zwang und eine helfende List — alles das war und blieb ihm ein Kreuz. Man würde, bei einem Manne von seiner Intelligenz, vor einem Rätsel stehen, wenn nicht zwei Tatsachen das Mißlingen erklärten; die eine, daß seine Muttersprache hebräisch war, nicht der Jargon, und die zweite, daß sein Charakter ihn zur bloßen geschickten Anpassung unfähig machte. Er konnte sogar russisch nicht, so sehr war das Hebräische seine Form des Fühlens und des Denkens, der Seelenkunde und sogar der Logik. Er ließ mir einmal durch seinen Sohn Emanuel den ersten Monolog der Iphigenie in der hebräischen Übersetzung vortragen und behauptete, daß das Original dagegen um eine Schwebung läßlicher klinge; vollends das Neue Testament schien ihm erst in der alten Sprache — es ist zweimal übersetzt worden — die rechte Heimat gefunden zu haben. Er selbst gilt als einer der Initiatoren und stärkster Vertreter einer neuen hebräischen Literatur.

Allein das Schicksal, das ihn von Tag zu Tag hart angefaßt hat, meinte es in den großen Dingen doch gut mit ihm. Er fand schließlich die deutsche Sprache, er fand seine Frau. Ihr Name, Rahel Ramberg, steht über den Sagen und über dem Born Judas als der der Übersetzerin, das Verhältnis ist damit nur ungenügend bezeichnet. Sie konnte hebräisch, las sich in das Idiom des Talmuds, als einer der Hauptquellen zum Sagenschatz, hinein, und vor allem: sie konnte deutsch. Zwischen den beiden Menschen entwickelte sich etwas, was über Ergänzung und Harmonie hinausging: eine wechselseitige Einorganisation des einen in den andern; so daß sie sein Mund wurde und sein Deutsch sprach, nur daß es richtig war, und er, welcher sammelte und zusammenfügte, ihrer Sprache geruhig vorahnend seine Texte aufs neue belebte. Die Einheit war so groß, daß sie, mit ihrem jungen Sohn und gelehrter Hilfe, es wagen kann, den großen Nachlaß zu sichern, ja bis zur letzten vorhandenen Andeutung auszuführen.

Indessen, weder vom Hebräischschreiben, noch von den neuen Hoffnungen konnte man leben; und so finden wir Berdyczewski noch einmal in Breslau, wo seine Frau, die kurz entschlossen ihr medizinisches Studium ins Zahnärztliche verengt hatte, mit bescheidenen Erfolgen praktizierte und er zahntechnische Arbeit, die er erlernt hatte, beitrug. Das Kind wurde geboren, die literarischen Pläne nahmen ein immer

strengeres Gesicht von Unaufschiebbarkeit an, und noch einmal wagte der Vielgeprüfte, die Schiffe zu verbrennen. Er kam nach Berlin, um nichts zu betreiben als sein Werk. Anfangs ging es knapp genug, nur gerade hart an der Grenze der Not vorbei, die letzten Jahre aber wurden ihm freundlich erhellte; er hatte in einem amerikanischen Kaufmann einen Verleger gefunden, der ein Verehrer seiner Person und seiner Sache war und nichts wollte als beide nach Kräften hochhalten. So schien alles gut. Im Sommer 1920 schrieb er mir, er habe etwas Schweres erlebt, könne sich mir aber nicht mitteilen. Im Herbst besuchte er mich draußen auf dem Dorf, und als er am Tische stand, lag etwas über ihm, was mich bewog, zu ihm zu sprechen: „Kannst du mir sagen, was dir begegnet ist? wo nicht, so habe ich nicht gefragt“. Ich sah, wie seine Augen erloschen, sein Gesicht wurde schrecklich blaß, und die Kiefer zitterten, nur seine Stimme hatte ihre unveränderte Ruhe: „ich wollte eben sprechen“. Und nun erzählte er, daß sein Vater, ein fast achtzig Jahre alter Mann, sektiererischer, in Gott heiterer Rabbiner und ein älterer Bruder bei einem der unzähligen ukrainischen Progrome grausam massakriert worden waren. So griff die Heimat, die er hinter sich gelassen und sogar durch seinen Namen nicht länger mit sich in Verbindung gehalten hatte, doch noch einmal nach seinem Herzen, und der Griff war tödlich. Er hat sich nicht mehr davon erholt, wurde von der Erinnerung oftmals wehrlos überfallen, und sein Gemüt erlebte die Gefahr, durch das Leid allzu sehr über das Leben erhoben zu sein. Er war in Dingen milde geworden, in denen er es vorher nicht gewesen wäre, und selbst über den zionistischen Kongreß in Karlsbad, der sonst wohl seinen Grimm hervorgerufen hatte, sprach er sich nachsichtig aus. Nur gearbeitet hat er, wie sein ganzes Leben lang; noch zwei Tage vor seinem Tode diktierte er seinem Sohn den Schluß eines hebräischen Romans, den er vor zwei Jahren angefangen hatte.

Am Morgen seines Todes stellte er seinen Arzt: „Wie wird der heutige Tag verlaufen, Herr Doktor? Sie wissen, ich bin ein Systematiker.“ Er war ein Systematiker. Wie alles um ihn herum nett und sauber war, so war es ihm ein Bedürfnis, Ordnung in geistige Materien zu bringen. Er liebte es, wie Goethe, Schemata zu entwerfen, und Bucheinteilungen, Kapitelüberschriften waren ihm eine Lust. Daran hatte wohl zunächst der Künstler in ihm seinen Anteil, dann aber das Bedürfnis, der gewaltigen Stoffmassen Herr zu bleiben, die zu seinem Hauptwerk ihm gefügig waren und in immer wachsendem Schwall hinzuströmten. Zu dem Werke liegt, wie schon gesagt, kaum

etwas anderes vor als ein gewaltiges Material, Plan und Pläne, Dispositionen und einige Bausteine. Schon deshalb ist es mir schwer, einen Begriff davon zu geben, und obenein bin ich gänzlich außerhalb der betreffenden Kenntnisse. Aber bin Gorion hat oft, wenn auch immer in einer gewissen vorsichtigen, das Geheimnis wahrenen Art, sein Lebensthema mit mir besprochen, und so wage ich eine Andeutung.

Man erinnere sich, daß Hebräisch seine Sprache war. Indem sein dichterisches Ohr dem kritischen zu Hilfe kam, bemerkte er, daß selbst den größten Gelehrten der westlichen Wissenschaft vom Judentum ein hemmendes Etwas anhafte, eine Sterilität der Empfindung, eine Mechanisierung der Kenntnisse, für ihn konnten sie alle nicht hebräisch. Er hatte ihre kühnste Textkritik angenommen, aber auch die kühnsten Chorizonten gingen ihm nicht weit genug. Eine auf andern Gebieten längst durchgeführte Maxime — zum Beispiel, daß über deutsche Mythologie ein im neunzehnten Jahrhundert aufgezeichneter Kinderreim mehr Aufschluß geben kann, als Dutzende von Büchern aus frühen Jahrhunderten — schien ihm auf die jüdische Geschichte in keiner andern Weise anwendbar, als daß er sie anwendete. Nicht bloß eine freie, zu unendlichen Konfrontationen fähige Kenntnis des gesamten Schrifttums von den ältesten Texten der Bibel an bis auf unsere Tage schien ihm dazu nötig, sondern die lebendige, volkstümliche und dabei dichterisch-kritische Vertrautheit. Der jüdische Gelehrte wird die Befangenheit irgendeiner, wenn auch unbewußten Tradition nicht los, der nicht jüdische ebenso wenig die der innerlichen Unverbundenheit; und während beide das Wichtigste schon getan glauben, schien es bin Gorion, als sei es noch zu tun: Als sei die rechte Geologie der israelitischen und jüdischen Geschichte, die Folge der Schichten und Stufen, noch zu entdecken; und dadurch erst ans Licht zu bringen, was, hinter dem Schutz, dem Schleier und dem Trug der Traditionen, vom Volke wirklich gelebt wurde. Alle bisherige Kritik schien ihm zur Ordnung der verschobenen und verschrobenen Texte bei weitem nicht hinzureichen; er hatte einen neuen Schlüssel gefunden. Im einzelnen, das ist mir bekannt, gewann er Resultate, die deutschen Gelehrten, wie Hugo Winckler, Aufmerksamkeit und Interesse abnötigten. Wie weit das Ganze reicht, wird hoffentlich nicht verborgen bleiben.

Immer aber handelte es sich für ihn um Wissenschaft, die, zwar in sich völlig rein und tendenzlos, doch gerade darum ins unmittelbare Leben wirken sollte. Weil er glaubte, daß die Fragen nach den Anfängen der israelitischen, der jüdischen Geschichte, zum Teil sogar

des Christentums, manche wichtige, vielleicht entscheidende Antwort noch nicht gefunden hätten, entzog er sich in wachsendem Maße allen versuchten, gewagten, aufgetrumpften Urteilen über diese Erscheinungen. Nicht nur das Urteil, sondern auch die Praxis sei unmöglich, so lange man nicht wisse, was das Ding eigentlich sei, das man in der Hand drehe. Insbesondere über Israelitertum und Judentum wollte er keines der heutigen Worte gelten lassen, weder eines der Wissenschaft noch eines der populären Öffentlichkeit. Alle trieben sie ihn immer entschiedener in sein Wissen und in seine Einsamkeit, die Zionisten und die Assimilanten, die neuchristlichen Mystiker und die Orthodoxen, die Abtrünnigen und die Helden eines kurzfristigen „Nun gerade!“ Wäre sein Verhalten aus dem Hochmut des Gelehrten entsprungen, so würde es ein Achselzucken, günstigenfalls ein Lächeln verdienen. Aber so war es nicht mit ihm. Seine negative Stellung zu allen Problematikern und Tendenziösen war die schönste denkbare positive. Er sah, daß alle Theorien nicht nur die Wissens-, sondern auch die Lebensaufgabe gröblich vereinfachten. Sich des Judentums schämen, sich seiner rühmen, untergehen wollen in der Anpassung, sich durchsetzen im eigenen Land, — in alle dem sah er für die Menschen einen Ausweg vorbereitet, nicht wirklich das zu tun, wozu sie da sind. Er dachte beiläufig über den Sozialismus und seine Sekten ebenso. Will man das Individualismus nennen, so begeht man sogleich wieder den Fehler, den er durch sein ganzes Leben hin bekämpft hat. Es gibt keinen Namen für das, was er als die Stellung des Menschen empfand; ohne Namen weiß es jeder, mit einem beginnt die Usurpation. Für bin Gorion bedeutet dieses Verhalten keinerlei Mystik, sondern einfach die Realität, in die jeder Mensch hineingeboren ist. Einsicht und Charakter gingen darum bei ihm in völliger, vorbestimmter Harmonie. Was auch aus seiner Lehre, aus seinem Werk, aus seinem Ruhme werde, im Augenblick, wo der Kreis sich geschlossen hat, hört das auf, noch etwas zu wiegen; denn der Mensch war da und bleibt. Auf seinesgleichen ruht der Bestand der Welt.

ERINNERUNGEN AN OSCAR WILDE

von

FRANK HARRIS

Im Herbst des Jahres 1898 verkaufte ich die „Saturday Review“ an Lord Hardwicke und seine Freunde, und sobald der Kauf abgeschlossen war, — ich glaube im November — telegraphierte ich Oscar Wilde, daß ich sehr bald in Paris eintreffen und bereit sein würde, mit ihm nach dem Süden zu fahren, wo er seine Erholungszeit verbringen sollte. Ich sandte ihm auch etwas Geld, um ihn den Weg zu ebnen.

Einige Tage später fuhr ich hinüber und bat ihn telegraphisch von Calais aus, mit mir bei Durand zu speisen und wenn ich verspätet eintreffen sollte, schon mit dem Essen zu beginnen.

Als wir nun auf das Essen warteten, sagte ich:

„Ich möchte zwei bis drei Tage in Paris bleiben, um mir ein Paar Bilder anzusehen. Kannst du am nächsten Donnerstag zur Abreise nach dem Süden bereit sein?“ Ich glaube, das besprachen wir an einem Montag.

„Am Donnerstag?“ wiederholte er. „Ich glaube wohl, Frank.“

„Hier hast du etwas Geld, wenn du dir irgend etwas kaufen willst“, sagte ich und reichte ihm einen Scheck, den ich für eigene Rechnung ausgestellt und unterschrieben hatte, denn er wußte, wo er ihn einlösen konnte.

„Wie gut du bist, Frank, ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll. Du reist Donnerstag“, fügte er hinzu, als ob er sich das überlegte.

„Ich möchte dir nur noch ein Wort sagen“, und er zog mich vom Wagen fort, an dem der Chasseur mit der wollenen Decke wartete. Als er mich drei oder vier Schritte weiter geführt hatte, sagte er zögernd:

„Frank, könntest du kannst du mir ein paar Pfund geben? Ich bin arg in Verlegenheit.“

Ich blickte ihn erstaunt an; denn ich hatte ihm doch zu Beginn des Abendessens einen Scheck gegeben, hatte er denn das vergessen? Oder wollte er vielleicht die hundert Pfund aus irgend einem Grunde nicht angreifen? Plötzlich kam mir der Gedanke, daß er vielleicht nicht einmal genug hatte, um den Wagen zu bezahlen. So nahm ich einen hundert Frankenschein heraus und gab ihm das Geld.

„Vielen, vielen Dank“, sagte er und steckte es in die Westentasche.

„Es ist sehr gütig von dir.“

„Willst du dich morgen um ein Uhr zum Mittagessen einfinden?“ sagte ich, als ich ihm beim Einsteigen in den kleinen Brougham behilflich war.

„Ja, ja, natürlich,“ rief er, und ich ging fort.

Am nächsten Tage beim Mittagessen schien er mir mit einer gewissen Verlegenheit entgegenzukommen.

„Ich möchte dich etwas fragen, Frank. Ich bin wirklich beschämt wegen der Sache am gestrigen Abend; wir haben mit ‚großen Verstand, doch zu viel gespeist.‘* Heute Morgen habe ich entdeckt, daß du mir einen Scheck gegeben hast, und außerdem entdeckte ich in meiner Westentasche einen Hundertfrankenschein. Habe ich dich zum Schluß darum gebeten? ‚Angezapft‘, wie die Franzosen es nennen?“ fügte er hinzu und versuchte zu lachen.

Ich nickte.

„Wie schrecklich!“ rief er. „Wie schrecklich die Armut ist. Ich hatte vergessen, daß du mir einen Scheck gegeben hattest, und ich war so arg in Verlegenheit und in Angst, du könntest fortgehen, ohne mir etwas zu geben, daß ich dich darum gebeten habe. Ist die Armut nicht schrecklich?“

Ich nickte, ich konnte kein Wort sprechen; die Tatsache war so vielsagend.

„Wenn du lieber noch ein bißchen warten möchtest, sage es nur, ich bin ganz damit einverstanden.“

„Nein, Frank, ich glaube, es wird sich Donnerstag machen lassen. Wir gehen also wirklich den ganzen Winter über nach dem Süden. Wie herrlich; wie prachtvoll es da sein wird.“

Das Essen war festlich, und wir plauderten ohne Ende. Er sprach über ein paar moderne Franzosen und sehr ausführlich über Pierre Louys, den er als seinen Schüler hinstellte.

„Ich bin es gewesen, Frank, der ihn dazu bestimmt hat, seine ‚Aphrodite‘ in Prosa zu schreiben.“ Er sprach auch vom Grand Guignol-Theater.

„Das Grand Guignol-Theater ist das beste in ganz Paris. Es sieht aus wie eine Nonkonformisten-Kapelle, ein scheunenartiger Raum mit einer Galerie im Hintergrund und einer kleinen Holzbühne. Da kannst du die schlichten Tragödien des wirklichen Lebens sehen. Sie

* Anspielung auf Shakespeares Othello, Akt V, Szene II: „who loved not wisely, but too well“.

sind so häßlich und so reizvoll wie das Leben selbst. Das mußt du sehen, und wir wollen auch ins Antoine-Theater gehen. Du mußt Antoine's neues Stück sehen; er leistet Vorzügliches.“

Wir dehnten das Abendessen unverhältnißmäßig lange aus. Ich hatte viel aus London zu erzählen und viel aus Paris zu hören. Wir plauderten und tranken Kaffee bis ein Uhr, und als ich den Vorschlag machte einen Nachtimbiss einzunehmen, fand diese Idee bei Oscar begeisterten Beifall.

„Ich habe oft mit dir von zwei bis neun Uhr Mittagbrot gegessen, Frank, nun werde ich mit dir von neun Uhr bis zum nächsten Morgenfrühstück Abendbrot essen.“

„Was wollen wir trinken?“ fragte ich.

„Bleiben wir bei demselben Champagner, Frank, wenn es dir recht ist“, sagte er und zupfte sich am Unterkinn. „Kein anderer Wein ist so begeisternd, wie dieser herbe Champagner mit der köstlichen Blume. Du warst der Erste, der gesagt hat, daß meine Theaterstücke der Champagner der Literatur sind.“

Es war drei Uhr geworden, als wir aufbrachen; ich war von der Reise ermüdet und schläfrig, und Oscar hatte vielleicht mehr getrunken, als ihm gut war. Da ich wußte, wie verhaßt es ihm war, wenn er zu Fuß gehen mußte, ließ ich eine „voiture de cercle“ kommen und bat ihn, den Wagen zu benutzen, ich würde zu Fuß nach meinem Hotel gehen. Er dankte mir, schien aber noch zu zögern.

„Was denn nun?“ fragte ich, da ich mich nach meinem Bett sehnte.

Die demütige Stimmung der Selbstverdammung hielt bei ihm nicht lange vor und saß nicht tief. Bald plauderte er ebenso lustig und heiter wie je.

Ehe wir auseinander gingen, sagte ich zu ihm:

„Du vergißt doch nicht, daß du am Donnerstag Abend abreist?“

„Ach! wirklich!“ rief er zu meiner Verwunderung. „Es ist ja schon sehr bald Donnerstag; ich weiß nicht, ob ich es ermöglichen kann, mitzufahren.“

„Was in aller Welt meinst du damit?“ fragte ich.

„Weist du, um die Wahrheit zu sagen, habe ich Schulden zu bezahlen und nicht genug Geld.“

„Aber ich werde dir mehr geben“, rief ich, „wieviel brauchst du, um ins Reine zu kommen?“

„Ich glaube noch einmal fünfzig — das wird genügen. Du bist wirklich zu gut.“

„Ich werde sie dir morgen früh mitbringen.“

„Bitte in Scheinen und in französischem Geld, wenn es dir recht ist. Es fällt mir ein, daß ich es brauchen werde, um ein paar Kleinigkeiten gleich zu bezahlen, und die Zeit ist knapp.“

Ich dachte nicht weiter über die Angelegenheit nach. Aber am nächsten Tage beim Mittagessen gab ich ihm die Summe in französischem Papiergeld. Und an demselben Abend sagte ich zu ihm:

„Du weißt doch, daß wir morgen Abend abreisen; hoffentlich bist du fertig? Ich habe Billets für den ‚Train de Luxe‘ besorgt.“

„Ach, es tut mir zu leid!“ rief er, „ich werde nicht fertig.“

„Was soll denn das nun?“ fragte ich.

„Nun, es handelt sich um Geld. Es sind noch ein paar Schulden hinzugekommen.“

„Weshalb bist du mir gegenüber nicht offen und sagst mir, wieviel du schuldig bist? Ich werde dir einen Scheck über das Ganze geben; denn ich möchte dich nicht im einzelnen mühselig danach ausfragen. Nenne mir eine Summe, die dich von allen Verbindlichkeiten befreit, und ich gebe sie dir. Ich will, daß du ein ganz glückliches halbes Jahr verlebst, und wie kannst du das, wenn dir deine Schulden Sorgen machen?“

„Wie gütig du zu mir bist. Ist das wirklich dein Ernst?“

„Aber selbstverständlich.“

„Wirklich?“ sagte er.

„Gewiß“, antwortete ich, „sage mir, wieviel es ist.“

„Ich denke, ich glaube . . . noch einmal fünfzig, wäre das wohl zu viel?“

„Ich werde sie dir morgen geben. Ist das auch ganz bestimmt genug?“

„Ach ja, Frank; aber laß' uns erst Sonntag fahren. Der Sonntag ist ein so guter Reisetag, da ist's überall so langweilig, daß wir ihn ebenso gut im Eisenbahnzuge verbringen können. Außerdem reist in Frankreich kein Mensch am Sonntag, da werden wir es uns ganz sicher in unserem Zuge bequem machen können. Geht's nicht Sonntag, Frank?“

„Natürlich geht's“, erwiderte ich lachend, aber nach ein bis zwei Tagen war er wieder ganz verlegen und erzählte mir wieder, es handle sich um Geld. Und dann gestand er mir, er habe zuerst befürchtet, ich würde nicht seine gesamten Schulden bezahlen, wenn ich die ganze Summe gewußt hätte. Wenn ich sie aber nach und nach von ihm

erfahren würde, konnte er wenigstens mit Sicherheit auf etwas rechnen. Dieses klägliche und beklagenswerte Geständnis wirkte um seiner willen niederdrückend auf mich. Es bewies, daß er Übung in solchen kleinlichen Winkelzügen und allzu wenig Stolz besaß. Selbstverständlich wurde meine Bewunderung für seine Vorzüge dadurch nicht verringert und mein Entschluß nicht erschüttert, ihm alle Möglichkeiten zu bieten. Wenn er gerettet werden konnte, so war ich dazu bestimmt, ihn zu retten.

Wir trafen uns am Sonntag Abend auf dem Bahnhof „Gare de Lyon“. Wie ich bemerkte, hatte er im Wartesaal gespeist, denn leere Flaschen in erstaunlich großer Zahl standen auf dem Tisch. Er schien furchtbar niedergedrückt zu sein.

„Ich habe mit jemand, — mit einem Freunde gespeist, Frank“, führte er als Erklärung an.

„Weshalb ist er nicht hier geblieben? Ich hätte ihn gern kennen gelernt.“

„Ach, du hättest dir nichts aus ihm gemacht, Frank“, erwiderte er.

Ich setzte mich zu ihm, und wir tranken eine Tasse Kaffee, während wir auf den Zug warteten. Seine Stimmung war düster und jämmerlich, und er sprach tatsächlich kaum ein Wort. Ich konnte mir das nicht erklären. Von Zeit zu Zeit seufzte er tief, und ich bemerkte, daß seine Augen rot waren, als ob er geweint hätte.

„Was ist dir?“ fragte ich.

„Vielleicht werde ich's dir später erzählen. Es ist sehr schwer; — Abschiednehmen — das ist wie sterben,“ und seine Augen füllten sich mit Tränen.

Bald saßen wir im Zuge, der ins Dunkel hinausrollte. Ich war so froh gestimmt, wie es nur sein konnte, in dem Gedanken, daß ich nun von der journalistischen Tätigkeit befreit war und nach dem Süden fuhr, um mein Buch über Shakespeare zu schreiben, und daß Oscar auch arbeiten würde, wenn die Verhältnisse erfreulich waren. Aber ich konnte ihm kein Lächeln abgewinnen; er saß niedergeschlagen da und seufzte von Zeit zu Zeit wie verzweifelt.

„Was ist dir denn, um alles in der Welt?“ rief ich. „Nun fährst du dem Sonnenschein, dem blauen Himmel und dem weinfarbenen Mitteländischen Meere entgegen und bist doch nicht zufrieden. In einem Hotel dicht bei einem kleinen, sonnendurchglühten Tale, das bis zum Meer hinabführt, werden wir wohnen. Vom Hotel aus schreitest du über einen Teppich aus Fichtennadeln, und wenn du aufs freie Feld

kommst, blühen Veilchen und Anemonen um deine Schritte, und du wirst den Duft von Rosmarin und Myrthen einatmen. Aber anstatt vor Freude zu singen, läßt der Vogel die Flügel hängen und senkt den Kopf, als hätte er den ‚Pips‘.“

„Ach nicht doch“, rief er, „nicht doch“, und er sah mich mit tränenerfüllten Augen an. Du weißt nicht Frank, was eine große romantische Leidenschaft ist.“

„Das ist es, was dich quält?“

„Ja, eine große romantische Leidenschaft.“

„Gerechter Gott!“ sagte ich lachend, „wer hat dich denn zu dieser neuen Anbetung begeistert?“

„Du darfst dich nicht über mich lustig machen, sonst erzähle ich dir nichts; wenn du mir aber zuhörst, will ich versuchen, dir alles zu erzählen, denn ich glaube, du mußt es erfahren. Und außerdem glaube ich, daß es meinen Schmerz mildert, wenn ich's erzähle. Komm' also und höre mir zu.“

Entsinnst du dich, daß du mir einmal im Sommer aus Calais telegraphiert hast, dich im Restaurant Maire zu erwarten, um nachher ins Antoine-Theater zu gehen, und daß ich mich sehr verspätete? Du entsinnst dich doch, — an dem Abend speiste Rostand am Nebentisch. Nun, also an diesem Abend ist's geschehen. Ich fuhr pünktlich ins Restaurant und stieg gerade aus der Viktoria, als ein kleiner Soldat vorüberging und unsere Blicke sich trafen. Mir stockte das Herz; er hatte große dunkle Augen und ein köstliches Gesicht von olivenfarbenem Kolorit — eine Florentiner Bronze, Frank, von Meisterhand geschaffen. Er sah aus wie Napoléon als er Konsul wurde — nur weniger herrisch und viel schöner . . .

Wie hypnotisiert stieg ich aus und folgte ihm wie im Traum den Boulevard hinunter. Ich entsinne mich, daß der ‚cocher‘ mir nachlief. So gab ich ihm ein Fünffrankenstück und winkte ihm, zu gehen. Denn ich hatte keine Ahnung, was ich ihm schuldig war; ich wollte nur seine Stimme nicht hören, sie hätte den Zauber brechen können. Stumm folgte ich meinem Schicksal. Nach kurzer Zeit holte ich ihn ein und forderte ihn auf, ein Glas mit mir zu trinken. Und in seiner wunderlichen französischen Art antwortete er mir:

„Ce n'est pas de refus!“

Wir gingen in ein Kaffeehaus, ich bestellte etwas, — ich habe vergessen, was es war — und wir fingen an, zu plaudern. Ich sagte

ihm, daß mir sein Gesicht gefiele; ich habe einmal einen Freund gehabt, der ihm ähnlich sah. Nun wollte ich alles über sein Leben wissen. Ich hatte Eile, meine Verabredung mit dir innezuhalten, aber vorher mußte ich mit ihm Freundschaft schließen. Er erzählte mir zuerst alles über seine Mutter, ja Frank, über seine Mutter.“ Hier mußte Oscar wider Willen lächeln.

„Aber schließlich brachte ich in Erfahrung, daß er jeden Donnerstag frei war und sich dann sehr freuen würde, mich zu sehen, obwohl er nicht wußte, weshalb ich an ihm Gefallen finden könnte. Ich hörte heraus, daß ein Zweirad sein sehnlichster Wunsch auf der Welt war; er sprach da von vernickelten Lenkstangen und Ketten — und endlich sagte ich ihm, daß sich das wohl machen ließe. Er war mir sehr dankbar, und so verabredeten wir ein Zusammensein am nächsten Donnerstag, und dann ging ich schleunigst, um mit dir zu speisen“.

„Du meine Güte!“ rief ich lachend, „ein Soldat, ein vernickeltes Zweirad und eine große romantische Leidenschaft!“

„Wenn ich von einer Brosche, einer Halskette oder irgendeinem anderen Schmuckstück gesprochen hätte, so würdest du es ganz natürlich finden.“

„Gewiß,“ gab ich zu, „aber ich glaube nicht, daß ich die Halskette gleich am ersten Abend angebracht hätte, wenn an der Sache etwas Romantisches war, und das vernickelte Zweirad kommt mir unwiderstehlich komisch vor.“

„Frank“, rief er vorwurfsvoll, „ich kann nicht mit dir reden, wenn du lachst; mir ist es ganz ernst. Ich glaube nicht, daß du weißt, was eine große romantische Leidenschaft ist; ich werde dich davon überzeugen, daß du nicht weißt, was das bedeutet.“

„Nur zu“, erwiderte ich, „ich bin ja hier, um mich überzeugen zu lassen. Aber ich glaube, du wirst mich nicht lehren können, daß es überhaupt etwas Romantisches gibt, wenn es sich nicht um das andere Geschlecht handelt.“

„Sprich mir nicht von dem anderen Geschlecht“, rief er, und seine Stimme und Gebärde drückten Widerwillen aus. „Vor allem ist vom Schönheitsstandpunkt aus ein Knabe nicht mit einem Mädchen zu vergleichen. Denk' nur an die ungeheuerlichen dicken Hüften, die jeder Bildhauer mildern und leichter formen muß und an die großen, schwer-hängenden Brüste, die der Künstler klein, rund und fest nachbilden muß und stell' dir dann die köstlichen schlanken Linien eines Knabenkörpers vor. Kein Mensch, der die Schönheit liebt, kann

einen Augenblick im Zweifel sein. Das wußten die Griechen; sie hatten Verständnis für plastische Schönheit und sahen ein, daß es da keinen Vergleich gibt.“

„Das darfst du nicht sagen“, erwiderte ich. „Du gehst zu weit. Die Venus von Milo ist rein als Schönheit betrachtet, so vollendet wie irgend eine Apollo-Gestalt; die milden, weichen Rundungen sagen mir mehr als deine hageren Linien.“

„Das kann wohl sein, Frank“, gab er zurück, „aber du mußt einsehen, daß der Knabe sehr viel schöner ist. Dein Geschlechtstrieb, dein sündiger Geschlechtstrieb ist es, der dich hindert, die höhere Schönheitsform zu verehren. Eine hohe Gestalt und lange Glieder verleihen Vornehmheit, und Schlankheit verleiht Anmut. Die Frauen sind gedrungen gebaut. Du mußt zugeben, daß der Knabenkörper schöner und der Eindruck, den er erweckt, edler und geistiger ist.“

„Eins ist so gut wie das andere“, grollte ich. „Dein Bildhauer weiß, daß es genau so schwer ist, einen idealen Mädchenkörper als einen idealen Knabenkörper zu finden. Und wenn er an dem allervollendetsten Mädchenkörper etwas modeln muß, so muß er das auch an dem allervollendetsten Knabenkörper tun. Wenn er die Brüste und Hüften des Mädchens verfeinert, so muß er auch die Rippen des Knaben abrunden und die großen spitzen Kniescheiben und die unschönen breiten Knöchel mildern. Aber bitte sprich weiter. Deine Sophisterei macht mir Spaß, und deine romantische Leidenschaft interessiert mich, obwohl du bis jetzt noch nicht zur Romantik gekommen bist, geschweige denn zur Leidenschaft.“

„Ach Frank“, rief er, „die Geschichte ist ganz romantisch, jedes Zusammensein wurde mir zum Erlebnis. Du hast keine Ahnung, wie klug er ist; jedesmal, wenn wir einen Abend zusammen verbrachten, zeigte er sich von einer anderen Seite. Er war gereifter und entwickelter geworden. Ich borgte ihm Bücher, die er las, und sein Geist entfaltete sich wie eine Blume von Woche zu Woche, bis er nach kurzer Zeit, — nach ein paar Monaten, ein vorzüglicher Gefährte und Schüler war. Kein Mädchen reift so schnell, Frank, sie haben keinen Geist, und ihre ganze Klugheit verwenden sie für elende Eitelkeiten und persönliche Eifersüchteleien. Mit ihnen ist eine geistige Kameradschaft unmöglich. Sie wollen von Kleidern und nicht von Ideen sprechen, sie wollen darüber reden, wie die Leute aussehen und nicht, was sie sind. Wie kannst du die Blume der Romantik ohne Verbrüderung der Seelen pflücken?“

„Ich finde eine Verschwisterung der Seelen unendlich schöner,“ sagte ich, „aber sprich weiter.“

„Ich werde dich überzeugen,“ erklärte er, „ich muß das fertig bringen, denn alles Recht ist auf meiner Seite. Ich möchte dir ein Beispiel erzählen. Selbstverständlich erhielt mein Knabe sein Zweirad; er pflegte es zu benutzen, wenn er zu mir kam und fuhr auch nach der Kaserne hin und zurück. Als du nun im September nach Paris kamst, ludest du mich eines Abends zum Essen ein, — gerade an einem Donnerstag Abend, als er mich besuchen sollte. Ich sagte ihm, daß ich ausgehen müßte, um mit dir zu speisen, und er machte keine Einwendungen. Er freute sich, als er hörte, daß ich mit einem englischen Redakteur befreundet war, und daß ich mit jemand über London und über meine früheren Bekannten plaudern konnte. Hätte es sich um eine Frau gehandelt, die ich liebte, so hätte ich sie belügen müssen, denn sie wäre auf meine Vergangenheit eiferstüchtig gewesen. Ihm sagte ich die Wahrheit, und als ich von dir sprach, zeigte er großes Interesse und wurde ganz aufgeregt, und schließlich trug er mir einen Wunsch vor. Er wollte wissen, ob er hinkommen, sein Zweirad draußen stehen lassen und ins Fenster des Restaurants gucken dürfte, nur um uns bei Tisch zu sehen. Ich sagte ihm, daß möglicherweise auch Frauen eingeladen wären. Er aber erwiderte, daß er mich so gern im Gesellschaftsanzug mit Herren und Damen plaudern sehen würde.

Und er blieb dabei: „ob er hinkommen dürfte?“

Selbstverständlich sagte ich ja, und er kam hin, aber ich habe ihn nicht gesehen.

„Als wir das nächste Mal zusammenkamen, erzählte er mir die ganze Geschichte, daß er dich nach meiner Beschreibung herausgefunden, daß er Bauer an seiner Ähnlichkeit mit dem älteren Dumas erkannt hatte, und daß er von allem ganz entzückt gewesen war.

„Glaubst du, Frank, daß irgendein Mädchen hingekommen wäre, um zuzusehen, wie du dir mit anderen Leuten die Zeit vertreibst, daß irgendein Mädchen durchs Fenster gestarrt und sich gefreut hätte, wenn du dich im Restaurant mit anderen Männern und Frauen amüsierst? Du weißt, daß kein Mädchen auf Erden einer so selbstlosen Hingebung fähig ist. Ich sage dir, es gibt keinen Vergleich zwischen dem Knaben und dem Mädchen. Und ich wiederhole noch einmal mit voller Überlegung, du weißt nicht, was eine große romantische Leidenschaft oder die edle Selbstlosigkeit wahrer Liebe ist.“

„Du hast das mit außerordentlicher Geschicklichkeit zum Ausdruck gebracht“, sagte ich, „was ich dir natürlich zugetraut habe. Ich glaube, ich kann den Reiz solcher Kameradschaft begreifen, aber nur vom Standpunkt des jungen Mannes, nicht von deinem Standpunkt aus. Ich kann begreifen, daß du ihm einen neuen Himmel und eine neue Erde erschlossen hast, was aber hat er dir gegeben? Nichts. Andererseits hätte jedes feinbegabte Mädchen dir etwas gegeben. Hättest du wirklich ihr Herz bewegt, so würdest du bei ihr eine gewisse instinktmäßige Zärtlichkeit, irgendeinen Beweis selbstloser, edler Hingebung bemerkt haben, so daß dir im Gefühl deiner Minderwertigkeit die Augen übergegangen wären.“

„Letzten Endes ist es der Kernpunkt der Liebe, der edelste Sinn jener Kameradschaft von der du sprichst, — der Verschwisterung der Seelen, daß dieses andere Wesen auch dich anregt, auch dir neue Horizonte erschließt und neue Möglichkeiten entschleiert. Wie konnte denn dein Soldatenjüngling dich auf irgendeine Weise fördern? Er bot dir keine neuen Ideen und Gefühle und konnte dir keine neuen Gedanken offenbaren. Bei einem solchen Verhältnis kann ich keine Romantik, keine seelische Entfaltung entdecken. Aber das Mädchen ist in jeder Weise anders geartet als der Mann. Du hast von ihr ebensoviel zu lernen, wie sie von dir, und keiner von euch kann auf irgendeine andere Weise zur idealen Entfaltung gelangen. Ihr seid die beiden Hälften der Menschheit, — die gegenseitige Ergänzung, ihr braucht einander.“

„Du hast das sehr schlau zum Ausdruck gebracht, Frank, was ich auch — um dir dein Kompliment zurückzugeben — von dir nicht anders erwartet habe. Aber du mußt zugeben, daß du jedenfalls bei dem Knaben keine Eifersucht, keine kleinlichen Neidgefühle, keine törichten Nichtigkeiten findest. Das ist's ja eben, Frank, mancher Mensch kann die „Katzen“ nicht leiden. Ich habe Gründe für meine Abneigung, die für mich entscheidend sind.“

„Der Knabe, der um ein Zweirad bittet, ist wohl schwerlich von kleinlichen Neidgefühlen frei“, erwiderte ich. „Nun hast du von Romantik und Kameradschaft gesprochen,“ fuhr ich fort, „aber kannst du wirklich Leidenschaft empfinden?“

„Was für eine törichte Frage, Frank! Entsinnst du dich, daß Sokrates sagt, er fühle es, wenn die Chlamys auseinandergeweht werde und Charmides' Glieder enthülle? Entsinnst du dich, daß das Blut in seinen Adern loderte, und daß er vor Begierde mit Blindheit ge-

schlagen war, — eine Szene, die dämonischer wirkt, als Sapphos leidenschaftliche Liebeslieder?

Keine andere Leidenschaft kann mit dieser verglichen werden. Die Leidenschaft der Frau ist erniedrigend. Sie verlockt dich unablässig. Sie braucht deine Begierde zur Befriedigung ihrer Eitelkeit mehr als irgend etwas anderes, und ihre Eitelkeit ist unersättlich, wenn ihre Begierde weniger stark ist. Und so verlockt sie dich unablässig bis zum Übermaß, und schilt dich dann um deines körperlichen Überdrusses und Ekels willen, die sie selbst hervorgerufen hat. Bei einem Knaben ist keine Eitelkeit im Spiel, daher gibt es keine Lockungen und zehnmal weniger Unsittlichkeit. Folglich bleibt das Verlangen stets rege und stark. Ach, glaube mir, Frank, du weißt nicht, was eine große romantische Leidenschaft ist.“

„Was du sagst, beweist nur, wie wenig du die Frauen kennst“, erwiderte ich. „Wenn du das alles einem Mädchen auseinandersetzt, das du liebst, würde sie es sofort einsehen, und ihre Zärtlichkeit würde mit ihrer Selbstverleugnung größer werden. Wir alle werden größer, wenn wir schenken. Eine Frau hat mehr Sinn für Liebkosungen und Freundlichkeiten, weil sie eben mehr Zärtlichkeit empfindet und innigerer Hingebung fähig ist.“

„Frank, du weißt nicht, worüber du sprichst“, gab er zurück. Du wiederholst die alten beglaubigten Gemeinplätze. Der Knabe begleitete mich also gestern abend zum Bahnhof und wußte, daß ich sechs Monate fortbleiben würde. Sein Herz war schwer wie Blei; er konnte den Tränen nicht gebieten, die unablässig seine Augen füllten, und doch bemühte er sich um meinetwillen heiter und fröhlich zu sein. Er wollte mir zeigen, wie er sich freute, daß ich eine glückliche Zeit verleben sollte, wie dankbar er für alles war, was ich ihm angetan und für das neue geistige Leben, daß ich in ihm wachgerufen hatte. Er tat sein Möglichstes, um meine Stimmung zu heben. Ich weinte, er aber unterdrückte seine Tränen. „Sechs Monate gehen schnell vorüber“, sagte er „und vielleicht kommst du zu mir zurück, und dann kann ich wieder froh werden.“ Inzwischen wird er mir gewiß reizende Briefe schreiben.“

Würde irgendein Mädchen so Abschied nehmen? Nein; sie wäre eifersüchtig und neidisch, sie würde wissen wollen, weshalb du dir im Süden die Zeit vertreibst, während sie dazu verurteilt ist, im regnerischen, kalten Norden zu leben. Würde sie dich etwa bitten, ihr von allen schönen Mädchen zu erzählen, die du kennen gelernt hast, ob sie lieb und fröhlich waren, — wie der Knabe mich gebeten hat,

ihm von allen interessanten Leuten zu erzählen, die ich kennen lernen werde, damit auch er sich für sie interessieren kann? Ein Mädchen wäre an seiner Stelle vor Neid, vor Bosheit und Eifersucht vergangen. Ich wiederhole es noch einmal. Du weißt nicht, was eine edle, romantische Leidenschaft ist.“

„Deine Argumente sind unlogisch“, rief ich, „ein Mädchen ist eifersüchtig, weil sie sich restloser hingeeben hat: ihre Ausschließlichkeit ist die Kehrseite ihrer Hingebung und Zärtlichkeit. Sie will alles für dich tun, bei dir sein und dir in jeder Weise zur Seite stehen. Und wenn du erkrankst, verarmst oder in Gefahr kommst, würdest du sehen, wieviel mehr sie dir zu bieten hat, als dein Soldat mit seinen roten Hosen.“

„Das ist nur eine plumpe Anzüglichkeit, Frank, aber kein Argument.“

„Ein ebenso gutes Argument wie deine Katzen,“ erwiderte ich. „Über deinen kleinen Soldatenjüngling mit seinem vernickelten Zweirad kann ich nur lächeln.“ Und ich lachte wirklich.

„Du benimmst dich unverzeihlich“, rief er, „unverzeihlich, — und in deinem Herzen weißt du, daß die ganze Wucht der Argumente für mich spricht. In deinem Herzen mußt du es wissen. Wodurch wird die Leidenschaft genährt? Durch die Schönheit, — durch die Schönheit allein und allezeit, und bei der Formenschönheit und Lebenskraft gibt es keinen Vergleich. Wenn du die Schönheit so innig liebtest wie ich, würdest du ebenso empfinden wie ich. Die Schönheit ist es, die mir Freude beschert, die mich berauscht wie Wein, die mich vor unersättlichem Verlangen mit Blindheit schlägt“

(Ins Deutsche übertragen von Tony Noah)

GERHART HAUPTMANNS „ANNA“

von

ARTHUR ELOESSER

Am 15. November feiert Gerhart Hauptmann seinen 60. Geburtstag, und wir freuen uns auf diesen Tag, nicht weil die Hauptstadt seiner auseinandergerissenen Heimat ihn einer Festwoche aussetzen wird, nicht weil ihn noch einige Fakultäten zu ihrem Ehrendoktor und alle literarischen Gesellschaften Deutschlands zu ihrem Ehrenmitglied

ernennen werden. Wir freuen uns vielmehr auf das Geburtstags-geschenk, das der Dichter uns machen wird, auf das große Epos „Tyll Eulenspiegel“, das dem Weltkrieg mit derselben Bedeutung und Würde zu folgen verspricht, wie unser großer tragischer Roman der „Simpli-zissimus“ aus den Schmerzen des Dreißigjährigen Krieges als der nun letzte Überlebende geboren wurde. Die deutsche Seele wird ihr Trost-gedicht haben. Gerhart Hauptmann war nicht Epimenides, er hat den Krieg nicht verschlafen. Selbst wenn wir von dem neuen tra-gischen Narren nichts wüßten, der dem alten Bruder im Narrenkleide die Hand reicht, es wäre unnütz zu fragen, ob Hauptmann während der Jahre der apokalyptischen Heimsuchung bei seinem Volke stand. Wo sollte er anders gewesen sein, der Dichter des Mitleids, der Erniedrigten und Beleidigten, der wie kein anderer aus unserer Erde genommen ist! Und wo haben wir denn andere Heimat, andere Geborgenheit als in unseren Schaffenden, und wo anders finden wir die neuen alten Lebenskräfte, die unterirdischen unter allem Menschenwerk, zu denen Zerstörung und Zerstörtheit nicht hinabreicht. Wir müssen es Haupt-man danken, daß er tiefer lebend, tiefer leidend als irgendeiner von uns sein Herz zusammengehalten, daß er den Krieg überstanden und sich uns für die Zeit der Läuterung, für die Zeit einer neuen Be-stimmung und geschichtlichen Würde aufbewahrt hat.

Der Dichter ist kein Sprachrohr und nicht einmal ein Herold; ge-rade wenn er von heute und von immer ist, beliebt es ihm zu ant-worten, wann es ihn drängt, auch wenn unsere bange Frage Jahrzehnte warten müßte. In Wahrheit wissen wir nie, wo der Dichter steht – das bringen die Biographen erst nachher in Ordnung – aber wir können uns darauf verlassen, daß er immer richtig steht. Selbst wenn wir von Gerhart Hauptmanns großem Kriegsgedicht nichts wüßten, brauchten wir gar nicht zu zweifeln, daß für ihn, der nie vom Er-lernten und Gedachten, der immer von seinem Eigensten und Nächsten, Blut und Nerven gelebt hat, das Geschick seines Volkes nun zu seiner größeren Biographie, zu seinem weiteren Leibe geworden ist mit der Fähigkeit aller Schmerzen, aber auch mit der glückhaften Fähigkeit jeder Gesundung. In seiner großen Wiener Rede hat uns Hauptmann zu Füßen des Berges der Läuterung gestellt, den wir nun ohne alle schillernde Wehr mit der Tapferkeit des Herzens und in froher De-mut zu erklimmen haben. Aber Hauptmann ist kein Dante, kein Hasser über alle Gräber hinaus und kein Höllenrichter, der dem alten Hades das Richtschwert abnimmt. Hauptmann ist gütig wie die Erde

selbst, im Tiefsten froh und sogar mutwillig wie ein Gebirgsflüßchen seiner Heimat, das die Wiesen grün, das die Mühlen und Spindeln geschäftig macht, und er hat nie anders als aus Liebe geschaffen. Wie wir überhaupt vor einem Völkergericht, wenn es ein echtes gäbe, uns damit ausweisen könnten, daß die wahrhaft deutschen Dichter immer die wahrhaften Friedensbringer gewesen sind. Auf Eros und Neikos, auf Liebe und Haß hat der griechische Mythos die Entstehung der Welt gegründet. Hauptmann ist der Dichter des Eros, wenn je einer war, ein Priester vom Mysteriumskult der Zeugungskraft, der unbefleckbaren Empfängnis, und so hat er uns unvermutet und überraschend, bevor sein tragischer Narr die deutsche Seele aus dem Inferno ins Purgatorio hineinläutet, mit einem ländlichen Liebesgedicht beschenkt, das uns vor allem seiner und das wäre auch unserer Gesundheit versichert. Sagen wir ruhig eine Weihnachtsgabe vor dem Geburtstagsgeschenk und eine große Freude, die uns um manche Geißel allzu betriebsamer Bußfertigkeit und Zerknirschung aus selbstschändlichen Händen entwaffnen wird.

Auch Hauptmann hat den Virgil angerufen, aber den friedliebenden Sänger der „Bucolica“, der den wieder trächtigen Acker, den wieder grünenden Wald und das schönste Jahr pries. Seine „Anna“ (S. Fischer Verlag, Berlin) nennt sich ein ländliches Liebesgedicht und wurde in Hexametern geschrieben. Das in antiker Form besungene Land ist aber Schlesien, und sein Sohn empfing die Weihe von der Nymphe des Salzbrunnischen oder, wie es hier heißt, des Salzbornischen Brunnquells — er war eins mit der Flut des Kastalischen Quells des Parnassos. Hauptmann hat sein ländliches Liebesgedicht aus dem Eigensten und Nächsten seines Lebens, seiner Jugend geschöpft, die er sich ein fast Sechziger noch einmal zurückeroberte. Wir wissen aus seiner Lebensgeschichte, wie er noch ganz ungewiß gegen seine Berufung bei Onkel und Tante Schubert auf ihrer Besitzung im Striegauer Kreise als Stoppelhopsler diente, wie er von dem pietistischen Paare, das wir auch Vockerath nennen, bestimmt wurde, ihm den früh gestorbenen Sohn Erwin zu ersetzen; der ihn, den Unentschiedenen, den Langsamen, von der eigenen Jugend Bedrückten, schon im Leben verdunkelt hatte — durch die Fülle äußeren Reizes und innerer Gaben. Es ist die Geschichte von den Berufenen und von den Auserwählten, die sich gewöhnlich erst am Ende aufklärt, und wir wissen auch, daß der junge Hauptmann in diesen Lehrjahren trotz aller christlichen Liebe unter

dem stummen Vorwurf von vier Augen gelitten hat: warum gerade er? warum nicht du?

In dieser ländlichen Besetzung, die nun statt Lederose schöner Rosen heißt, ist der junge Gerhart, der nun nicht schöner Luz heißt, noch einmal eingekehrt; er besucht Onkel und Tante „Schwarzkopp“, jetzt aber ein anderer Kerl als der zweifelhafte Stoppelhopser, ein angehender Dichter mit dem kühnen Kalabreser über dem Saffiangelock, das bis auf die Schulter herabfällt; und er hat auch schon das erste Manuskript, sein Hermannslied, seine Rechtfertigung, seine Unsterblichkeit in der Tasche. Die bedrückende Stromtid hat er abgeschüttelt nach der erniedrigenden Schulzeit, die ihm das Rückgrat lädierte, die ihm die Wahrhaftigkeit und den Freimut nahm. „Welch unendliches Glück, rief er aus, ist die Freiheit des Geistes.“ Nicht nur ein schlesischer, ein jungdeutscher Apollo klopft bei den biedereren Landleuten an; auch ein Weiser, ein Tapferer, ein Lebenskenner in allen Lebenslagen läßt sich zu den einfachen Menschen herab, um seine Freiheit, wo er einmal Knecht war, nun doppelt zu schätzen, um mit der egoistischen Wehmut des Überlebenden, des Geretteten, ihren Schmerz und ihre Trauer mitzugenießen. Und nun kommt Anna, und nun — hebt den Liebesgesang, ihr Musen, den Liebesgesang an!

Anna ist als E Levin in die Dachkammer ihres Vorgängers eingezogen, von einer herrnhutischen Familie da abgegeben worden, und eine feindselige, spannungsvolle Atmosphäre geht um sie her, als ob viel an ihr zu retten und noch mehr über sie zu schweigen wäre. Meisterhaft und nach dem besten ältesten Kunstwissen verteilt Hauptmann die schicksalhafte Begegnung. Luz sieht sie zuerst ganz als Bild wie eine Gudrun mit dem Korbe am Arm, die dem Geflügel sein Futter hinstreut. Von der zweiten Begegnung erfahren wir überhaupt erst nachträglich aus einer nächtlichen Unterredung Luzens mit seinem Schlafgenossen, dem merkwürdigen Onkel Just, dem alten Säufer und Zyniker, den Oberamtmanns das wievielte Mal schon zu seiner Rettung und Besserung in ihr christliches Haus gelagert haben. Und so geht es in kleinen unwillkürlichen Schritten weiter — Lessing hätte da für seinen Laokoon noch ein paar klassische Beispiele gefunden — bis zum ersten Alleinsein, bis zum Kuß auf die Stirn, bis zur ersten gemeinsamen Träne und bis zu den Stelldicheins im Garten und Wald, die von einer wachsamen, heimlichen, boshaften Vorsehung immer unterbrochen oder vereitelt werden.

Das Erlebnis ist von Luz, nicht von Anna aus gesehen, die wir

selten für uns allein haben, so daß immer Geheimnis um sie bleibt. Was Luz aus dem Schweigen um sie erahnt, aus dem Geraune zusammensetzt und auch durch die Wände erlauscht, das letzte Wort von dem allen haben wir wohl schon vor ihm heraus. Anna ist wirklich nicht, wie sie sein sollte; ihre Schönheit hat schon einen Gymnasiasten das Leben gekostet, und mit ihrer Schönheit hat Onkel Just, der rüdicke Zyniker, der wieder Stellungslose und durch die Säuerliste Ausgezeichnete, nicht erfolglos gebuhlt. Und dieser schöne Vampyr bleibt dennoch Gudrun, nicht nur für uns, sondern auch für Luz, den Lebenskenner in allen Lebenslagen. Der Dichter hat das Mädchen nicht auf einmal beschrieben — seine Kunst macht wirklich einen neuen Laokoon nötig — er nennt zuerst die märchenhaft schillernden die Opalagen, dann setzt er das Näschen, das so spröde und rein im reinen Oval des Gesichts steht, und schließlich zieht er die Strenge des Mundes darunter, aber doch den Mund eines saugenden Kindes. Doch vor allem sind es die abgearbeiteten Hände, die Luz den Apollinischen erschüttern, Heiligtümer und Wundmale aller Erniedrigung. Gudrun hat sechs kleine Geschwister aufgefüttert; sie ist die gefährliche Schönheit, die Mißtrauen, Ablehnung, Vorwurf aller guten Christen wie von selbst umzischen; sie ist die stolze, spröde, einsame Seele, mit aller Schmach buhlend, die ihr angetan werden soll. Luzens Liebe befiehlt ihr, daß sie rein sei, und der Weise, der Dichter Gerhart Hauptmann gibt seinem Schwärmen Recht aus einem tieferen Wissen, obgleich er die eigene Jugend mit ironischer Güte ganz außer sich selbst gestellt hat. Wer liebt, wird Schöpfer und Geschöpf zugleich, und es gibt in der ganzen Weltliteratur wohl kaum ein höheres Lied der Liebe, das diese Wiedergeburt, dieses Wiederaufwachen, dieses Augenaufschlagen zu einer neuen jungen heiligen Welt vollständiger, ergreifender, brausender aus tiefen Urelementen gesungen hätte. —

Anna, erbarme dich mein! Auf Erden nicht und nicht im Himmel warst du je so geliebt. Und bleibst du in ewiger Jugend und erlebstest das tausendjährige Reich Jesu Christi, nie mehr wirst du, kein zweites Mal, solche Liebe erwecken. Sprich ein Ja, wenn ich frage: du Heilige, darf ich dich lieben? Dieses Ja, dieses kleine Ja nur, es tilgt von der Erde alles Leid, allen Gram, alle Ängste und Nöte und Mühsal und die goldene Zeit, die noch jeder vergeblich herbeirief, sie ist da. Und ich sage noch mehr: dieses winzige Jawort

tilgt, vernichtet mit einem Schlag die von Sünde verderbte Erde, zaubert hervor das verlorene Eden, auf daß wir, wie dereinst, uns darin und glücklich und sündlos ergötzen.

— — — — —

Brot bist du mir und Wein, bist Luft mir, bist Sonne und alles. Sieh, ich bebe, ich bin eiskalt, und mir perlt auf der Stirne etwas, was mir beinah wie Schweiß eines Sterbenden vorkommt. Rühr mich an, und ich bin gesund, ja, und läg ich im Sarge, tot, und sprächst du zu mir: Geliebter! und nur eine Träne tropfte brennend auf mich herunter, nicht würd ich mehr tot sein.

Man ließe sich leicht hinreißen, das ganze Gedicht zu zitieren, das so erschütternd wie beruhigend, das nicht wegen seiner Hexameter sondern wegen seiner inneren Vollkommenheit und tadellosen Bildung klassisch genannt werden muß, und das uns einen feinen Rausch läßt von dem echten Nektar der Unsterblichkeit. Unsere Liebenden werden wieder in Hexametern sprechen und sie werden von einem Sechzigjährigen das Vertrauen zu der großen Passion wieder lernen und die Ehrfurcht vor Eros dem Allsieger in Streit. *Le coeur n'a pas de plis*, sagt ein in seiner entzückenden Banalität so gültiges französisches Sprichwort. Aber wie hoch sich auch Luz verschwärmt, die Staats-*trappe* des Pathetischen ersteigt sein Dichter doch nicht, der im Gegenteil jeden Augenblick die Stufe vom Erhabenen zum Lächerlichen herunterzuspringen vermag, wie er sie ebenso sicher wieder herauffindet. Über die Liebe, die wir Deutsche immer ein wenig allgemein und im Vertrauen auf ihren mystischen Nimbus hinnehmen, ist selten so substanzial gehandelt worden, und sie hat sich selten so rein und rund, so sehr als episches Geschehnis oder sagen wir ruhig als Helden-*gedicht* dargestellt. Hauptmann bemüht die Psychologie nie für sich in lauernder Beobachtung, er holt die Seele nicht aus dem Leibe heraus, er läßt beide hübsch zusammen in ihrer sinnlich-übersinnlichen Undurchdringlichkeit. Hauptmann kann nie als Gehirnmensch aus seinem warm zeugenden Klima, aus der lieblichen Vegetation seines Gemüts heraustreten und mit der Natur hat er sich ja immer einverstanden gezeigt. Wie Luz erst durch Neugier zu Anna gezogen, durch Mitleid gekuppelt wird, wie er sich fühlt im ersten Bewußtsein seiner Manneskraft, wie er gleich einem Hirsch durch das Gutshaus röhrt, damit alle die bangen Christen merken, daß er furchtlos, voll hoffender Kraft und auch sonst ganz ein Mann war — wie

der stürmische Frühling zum Sommer wird, durch den liebeszornige Hummeln ihren Baß brummeln, durch den Finken geigen, Pirole schmetternd, und wie dieses ungeheure Naturkonzert aus Tönen, Farben, Düften doch ein süßes Schweigen nicht ersticken kann, das fruchtbar und schläfrig im Licht liegt: das ist Kapital, wie der Sänger von „Hermann und Dorothea“, nun der vorletzte Homeride, zu sagen pflegte.

Hebt, ihr sikelischen Musen, den Sang, den Liebesgesang an! Aber man soll diese vierundzwanzig Gesänge nicht etwa für ein einziges Liebesduett halten. Bukolika und Georgica! Die Musen singen auch die tägliche Arbeit des Landmanns, die unbarmherzige Fron, die ihm die Natur feindlich macht. Hauptmann kennt diese Kette zu gut, um ein Schäfergedicht zu bebändern, und seine Musen halten sich nicht einmal vor dem Jauchefaß die klassischen Nasen zu. Wir werden mit dem Gütchen Rosen befreundet, wir wohnen uns in Tante Juliens Zimmer ein, wo die fromme Christin für den Herrn Jesus sang, und wo keines inbrünstigen Tones Helligkeit das graue Gespenst der Trauer um den Sohn zerreißen soll, den der Herr Jesus zu sich genommen hat. Und hinter diesem alten Pietistenpaare, das die Anna und den Onkel Just und überhaupt alle armen Seelen retten will, brummelt die ganze Herrnhutische Brüdergemeinde und von ihr kommt endlich auch das Schicksal mit den breitwandelnden, den langschäftigen Männern, denen der Herr den Glauben so fest und die Kuh so fett macht. Und der Bruder Tobler, nachdem Vater und Mutter und Onkel und Tante Nächte lang mit ihr gebrummelt haben, wird dann Gudrun mit sich nehmen, damit sie ihm das Bett warm hält und seinen sechs früh verwaisten Kindern die Nase putzt. So wie es ihm der Herr im Traume eingegeben hat.

Hauptmanns Musen halten sich auch vor dem moralischen Jauchefaß die klassischen Nasen nicht zu. Es ist ein besonderes Meisterstück, wie ihr Dichter den Onkel Just, den Säufer, den Zyniker, den Weiberkenner wachsam und tätig im Hintergrunde hält, wie er hinter der Tragödie der großen Passion mit groteskem Schattenhusch noch ein erschütterndes Satyrspiel aufführt. Onkel Just, die Schande der Familie, an der bisher jedes Gebet und auch die Säuferliste versagt hat, ist wieder einmal verschwunden. Onkel Oberamtmann und Neffe Luz suchen nach ihm in der Familienkutsche auf allen Landstraßen und in allen Wirtshäusern, bis die Pferde mitten auf der Straße vor irgendeinem Klumpen scheuen. „'s wird halt a Mensch sein“, meint der

erfahrene Kutscher. Und es ist auch ein Mensch oder wenigstens etwas Ähnliches.

Schnarchend lag er, ein atmender Tod, in dem eigen Gespeie,
überkrochen und rings umsummt von Dungkäfern und Fliegen.
Mühsam lud man ihn auf, diesen einen der Sieger,
den sich Eros gekrönt . . .

So endet Luzens Liebe oder vielmehr so endet sie nicht; denn da der langschäftige Bruder Tobler die ihm verhandelte Braut nach Gottes Willen mit sich führt, begreift Luz wohl, daß sie sich ihm versagt hat, weil sie ihn liebte. Warum Eros' Ratschlüsse als die eines Gottes besonders unerforschlich sind, das wird er im Leben noch lernen. Aber er hat geliebt, er wird ein Liebender bleiben, er hat einmal mit Ehrfurcht, mit Reinheit die große Stunde der mystischen Weihung erwartet und das Leben, das wir vom Weibe zweimal empfangen, hat für ihn mit Anna angefangen. Hauptmanns Liebesgedicht ist naiv und nicht sentimentalisch, um nach Schiller zu unterscheiden. So sehr der Dichter in Anna Wendland verliebt ist, und er verführt uns alle mit, so jugendlich er mit Luz schwärmt und leidet, er hat ihm keine Tragödie gegeben, und er hat keinen neuen Werther zu seinem Grabe, nicht einmal zu dem seiner Illusionen geleitet. Das Leben hat sich ihm aufgetan, und es wird ihm so tief, so groß, so fruchtbar werden, wie ein Erwachter es erfüllen und erfassen kann. Es braust nicht nur Mut durch dieses Gedicht, es lächelt auch Übermut hindurch eines Überlebenden, eines Geretteten, den sich die Götter nach allen Bänglichkeiten der Jugend statt eines Erwin doch schließlich auserwählt hatten. Und sie wußten warum, nicht zuletzt der Eros, der dem Apoll die goldene Leier stahl. Hundertmal hat ihm der Kuckuck gerufen, dem Gerhart oder dem Luz; es ist eine Lieblingserinnerung von Hauptmann — und es schien nicht zuviel ihm. Auch ein großes Lachen geht durch das Buch, und Hauptmann handelt so liebenswürdig wie künstlerisch weise, da er die anderen zuerst über ihn lachen läßt. Sag' doch, Lieber, sprach heut Onkel Schwarzkopp über dem Schachbrett, als er eben die dritte Partie an den Neffen verloren, sag' doch, bitte, wie stehst du denn eigentlich jetzt mit der Dichtkunst? Gut gelaunt kam die Frage heraus. Schwarzkopp liebte das Necken. Und es lachte der Onkel, es lachte der Neffe, es lachte selbst die Tante kurz auf, die am Stickrahmen saß. Es war Abend, Schlafenszeit, und es gaukelten rings um die brennende Lampe Falter, trunken vom Licht, das ihnen die Flügel verbrannte.

Dieses ländliche Liebesgedicht würtzt eine kraftspendende Freude am Leben, die wir heute nicht schlecht brauchen können. Das Leben macht den Vers, aber der Vers erwéckt wiederum Leben, und der Dichter schafft Menschen nach seinem Vorbilde, zu leiden und zu weinen, zu genießen und sich zu freuen. Die heutige oder die gestrige literarische Jugend haspelte sich die Seele aus dem Leibe und sie experimentierte wie im Halbdunkel einer spiritistischen Sitzung; aus dem schlafenden Leibe des Mediums schossen Protuberanzen, die einige als optische Täuschungen, andere als Taschenspielerereien und wieder andere als gallertartige Masse zu erklären suchten. Hauptmanns Gedicht ver trägt Luft und Sonne, es ist aus Luft und Sonne zusammengewachsen und aus der warmen Ackerkrume, den drei alten Elementen für die ehrwürdige Form des Epos, zu dem es neue Rezepte nicht zu geben scheint. Durch vierzig Jahre aufgespeicherte Wärme und ein Ausatmen in langen glücklichen Stößen! Wer in Hexametern schreibt, kann so ganz schlesisch nicht mehr sein, wie er seine traulich geschwätzigten Landsleute im Drama reden ließ.

Et nunc omnis ager, nunc omnis parturit arbos, nunc frondent silvae, nunc formosissimus annus.

Der dies Bukolikon aus einer zweiten Jugend seiner ersten widmete — die Jahre der Reife schließen den Ring — der hatte inzwischen seinen „Griechischen Frühling“ erlebt. Wir wissen, daß Gerhart Hauptmann sich nichts geschenkt hat von dem Leid der letzten Jahre, das uns allen zuerteilt war, und wir werden das bald in seinem großen Gedichte von der deutschen Seele, der die Welt immer zu eng bleibt, bestätigt finden. Hauptmann war immer ein Roi des gueux, christlicher Beistand der Armen, aber es lag ihm nicht daran, das Leben um der Gleichheit willen für sie arm zu machen. Wer richtig gibt, wird immer reicher, weil er Freude gibt. Menschen lernten wir kennen und Nationen — so laßt uns unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreuen. Was auch heute von Menschheitsaposteln deklamiert werden mag, Hauptmann ist der eigentliche Friedensbringer, er hat das Herz, darin wir wohnen, er gibt aus seiner Brust das warme Blut, das Leben schafft und erhöht. Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen. Hier ist alles in einem; Gerhart Hauptmann ist unser allerheidnischster, unser allerchristlichster Dichter.

VERTRUSTUNG

von

ALFONS GOLDSCHMIDT

Die demokratische Kartellverfassung, das Stadium der vorgespiegelten Atemfreiheit innerhalb loser Bindungen, war in den Hauptindustrieländern schon lange vor dem Kriege grundsätzlich beendet. Zwar hörte die Kartellbildung nicht auf. Im Gegenteil: die Kulturindustrien wurden durchkartelliert, aber es waren keine eigentlichen Kartelle mehr. Der Kampf der sogenannten „freien“ Wirtschaftskräfte wurde in den Kartellen und mit Hilfe der Kartelle weitergeführt. Es war der Kampf um die Minderung des kapitalistischen Risikos, der Kampf gegen das Sinken der Profitrate, der Kampf um die Stabilisierung der Gewinne, um die rentenmäßige Gestaltung des kapitalistischen Nutzens. Die Kartelle haben diesen Kampf immer mehr zugunsten der Großen entschieden. Schließlich durchbrachen die Großen die Kartellmauern, sie griffen über die Mauern hinweg und holten produktionsverwandte Betriebe unter ihre Gewalt. Damit war die Periode der horizontalen Industriezusammenfassung zwar nicht abgeschlossen, aber die Kraft dieser Zusammenfassung wurde fortwährend geringer. Die großen Unternehmungen erkannten die Kartellpolitik nur noch insoweit an, als sie ihrem Machtdrang nach außen diene. Der Kampf der Werke im Kohlsyndikat, im Stahlwerksverband, im Roheisenverband usw. ging zwar direkt um die Vorherrschaft in diesen Verbänden, aber darüber hinaus um die Benutzung dieser Verbände zur Expansion. Die Vertrustung hatte begonnen. Zunächst entstanden in Deutschland sogenannte gemischte Werke, verhältnismäßig kleine Gebilde, die die Zusammenfassung vom Rohprodukt bis zum letzten Fertigfabrikat einer Produktionslinie anstrebten.

Eine Rentensicherheit, eine Stabilisierung der Gewinne, gelang jedoch nicht. Die Ballung bedeutete wachsende Produktion, steigende geldwirtschaftliche Belastung, Minderung der Kaufkraft des Innenmarktes. Auch die Trustunternehmungen wurden von Überproduktionskrisen geschüttelt, die Gewinnausfallgefahr war keineswegs beseitigt. Es fehlte die Absatzsicherheit, das Absatzgebiet war zu eng. Es war also notwendig, das Absatzgebiet zu erweitern. Deshalb wurde die deutsche Großindustrie imperialistisch. Der Kampf um Vorherrschaft und Rentensicherheit wurde auf dem Weltmarkte weitergeführt. Nunmehr waren die Kartelle nicht allein Förderer des Binnenmarktstreites,

sie wurden auch, und immer mehr, zur Unterstützung des Großindustrie-imperialismus benutzt. Die Kampfformate auf dem Weltmarkte waren andere, Kampfgrund und Kampfziel blieben die gleichen. Die Großindustrie drang in den Weltmarkt als Vorposten der gesamten Landesindustrie. Jetzt ging der Kampf um die Vorherrschaft einer oder mehrerer Nationalwirtschaften. Hierbei bediente man sich ebenfalls jener demokratischen Verfassung, des Kartells. Aber das Kartell im Weltausmaße war noch viel loser als das Kartell im Ausmaße einer Nation. Es war von vornherein brüchig, es wurde bald nach Entstehung durchstoßen. Es zeigte sich, daß die imperialistischen Kräfte viel zu explosiv, zu dehnungskräftig waren, als daß sie den Kartellrahmen auch nur einige Jahre ertragen hätten. Kennzeichnend ist die Entwicklung des Internationalen Schienenkartells oder des Transatlantischen Pools. Im Innern befeuerten die trustartigen Großunternehmungen die ihnen untergebenen Kartelle zur Expansion. Die Schleuderkonkurrenz auf dem Weltmarkte begann. Um das Risiko abzuschwächen, wurden die Binnenpreise geschraubt. Dadurch wurde die Konsumkraft des Binnenmarktes noch tiefer gedrückt. Von Zeit zu Zeit entstanden Doppelkrisen, wenn nämlich der Weltmarkt überschluckt war. Dann saß die Industrie auf den für den Binnenmarkt und für den Weltmarkt bestimmten Beständen. Die Krise verschärfte sich ungeheuer, denn nunmehr standen Doppelläger der Kaufunlust des Weltmarktes und des Binnenmarktes gegenüber.

Anstatt das Risiko zu mindern, beziehungsweise den rentenmäßigen Gewinn zu sichern, erhöhte diese Entwicklung die Lasten und die Gefahr. Indem sie die Vertrustung, das heißt den Prozeß der Angliederung und des Aufkaufens beschleunigte, vermehrte sie schnell die geldwirtschaftliche Beschwerung der Produktion. Dieser Prozeß war in allen Industriekulturländern wesentlich derselbe. Die Formen, die Erscheinungen waren je nach dem Gesetz und nach den besonderen Bedingungen verschieden, aber der ökonomische Trieb, die Ursachen, das Ziel waren nicht unterschiedlich. Die Ableitung der Gefahr auf die kolonialen Märkte geschah zu langsam. Infolgedessen wurden die Krisen gewaltiger, und die Erlangung der Vorherrschaft zwecks Stabilisierung des Gewinnes auf dem bisherigen Wege der friedlichen Weltmarktkonkurrenz wurde unsicherer.

Schließlich mußte der ökonomische Kampf gegen das Risiko sich politisch auswirken. Deutlicher als je zuvor war die offizielle Politik

der Prokurist des Kapitals. Ein Akkord kam nicht zustande. Jene Kartelle im Weltausmaße waren Akkordversuche gewesen, aber sie waren, wir sahen es, mißglückt. Unter solchen Umständen konnte die Diplomatie den Krieg nicht verhindern. Sie hätte ihn vielleicht hinauszuzögern vermocht. Gelang es ihr jedoch nicht, die Kräfte, der sie diente, zu einem Gesamtgeschäft, zu einer Gesamtfirma, mit Produktions- und Absatzabteilung, zu vereinigen, so mußte der Krieg ausbrechen.

Logisch konnte dieser Krieg nichts anderes sein, als die Fortsetzung des Kampfes um die Rente, um die Abwendung des unerhörten Risikos, der Gefahr eines katastrophalen Sinkens der Profitrate. Der kapitalimperialistische Kriegsdrang wurde schon 1908 sehr deutlich, als das deutsche und angloamerikanische Kapital im Patentstreit gegeneinander platzten. Einige Jahre später zeigte sich dieser Drang nackt in Marokko und in Kiew auf dem allrussischen Exportkongreß. Es hätte nur eine Möglichkeit gegeben, diesem Drang die Zähne auszubrechen: die Erhebung des internationalen Proletariats gegen ihn. Aber die Erhebung unterblieb. Infolgedessen wurde mit den Waffen um die Vorherrschaft auf dem Weltmarkt gestritten. Es bildeten sich zwei große gegeneinander abgeschlossene Konzerne, die während der Frontkämpfe und unter Ausnutzung dieser Kämpfe jene Vereinigung anstrebten, die das internationale Kartell nicht hatte erreichen können. Jeder Konzern, die Entente sowohl wie die Mittelmächte, mühte sich um eine ökonomische Gegenseitigkeit innerhalb seiner Grenzen zwecks Stärkung der Schlagkraft gegen den Unterliegenden, zwecks Vorbereitung des Weltmarktmonopols. Die Großkapitale arbeiteten netzmäßig. Beispielsweise und insbesondere die Großbanken und die Großbankkonzerne. Durch Zwischenhandelskammern, durch Filialmassengründungen, durch Darlehungen, durch Interessengemeinschaften wurde der Zusammenschluß der Nationalwirtschaften auf beiden Seiten versucht. Entente und Mittelmächte waren nichts anderes als waffenumstarrte Gesamtfirmen, deren Expansionsdrang, das heißt deren Politik im Kriege dieselbe blieb wie vor dem Kriege. Es war eine Niederringungspolitik, nach Osten gerichtet.

Da der Akkord nicht zustande gekommen war, sollte der Zwang ihn ersetzen. Mit anderen Worten: jeder Konzern strebte durch Kampf und Interessenverquickung die Hereinholung des unterworfenen Konzerns in den Geschäftsbezirk an.

Es ging nun nicht mehr um eine Weltmarktvereinbarung, sondern um das Weltmarktmonopol. Im nationalen Kartell hatten die Großen

die Kleinen und Mittleren niedergerungen. Sie hatten die sogenannte demokratische Verfassung des Kartells ihren Zwecken unterworfen. Die Kleinen und Mittleren mußten die von der demokratischen Verfassung garantierte Atemfreiheit aufgeben; sie mußten dem Monopoldrang der Großen dienen. Sie wurden an die Wand konkurriert. Der Krieg war nichts anderes als ein blutiger Gang nach einer solchen „Vereinigung“.

Bei Kriegsende war Deutschland zunächst auf die Innenkonzentration beschränkt. Die Weltmarktexpansion kam zunächst für die deutsche Industrie nicht mehr in Betracht. Aber die Innenkonzentration wurde gerade durch den Kriegsmißerfolg beschleunigt. Insbesondere konnte nunmehr die deutsche Montangroßindustrie ihre Vertrustungspolitik viel intensiver und in viel rascherem Tempo als bisher betreiben. Sie brauchte Materialergänzungen, Lieferungssicherungen. Sie brauchte die Zusammenballung gegen den ungeheuren Druck von außen, gegen eine Erschütterungsgefahr, die weit größer war als die Erschütterungsgefahr vor dem Kriege. Wenn sie, in ihrer Abgeschlossenheit, die Profitrate stabilisieren wollte, so mußte sie eine Einheit werden. Der Binnenkampf mußte möglichst abgeschwächt werden.

Der Zusammenschluß wurde erleichtert durch die Mittel, die der Großindustrie von den bisher feindlichen Kapitalen zur Verfügung gestellt wurden. Die Wegreißung wichtiger Industriebezirke, die Abgliederung großer Werke geschah ja nicht ohne Entschädigung. Die deutsche Großindustrie erhielt ungeheure Mittel und konnte damit den Zusammenschluß beschleunigen. Sie zwang, während sie eine Anzahl produktionsbestimmender Zentralunternehmungen verschweißte, schwächere Betriebe in ihre Gewalt. Was in der Vorkriegskartellzeit erst anfänglich war, gedieh nun rasch. Die Trusts wuchsen und strebten sichtlich zu einem Gesamttrust hin. Hauptanziehungsgewalt war Stinnes. Augenblicklich ist der Stinnestrust der breiteste, der Trust mit der stärksten magnetischen Kraft. Gegen ihn oder mit ihm: die deutsche Industrie wird immer abhängiger von ihm, formiert sich um ihn, entwickelt sich zum Gesamttrust.

Die deutsche Industrievertrustung hat, mit dem Endziel der Rentenmäßigkeit des Gewinnes, der Ausschaltung des Risikos, zwei Hauptmotive: die Beendigung der Konkurrenz im Innern und durch sie die Ermöglichung, die von außen aufgezwungene Last zu tragen. Dabei nimmt sie zwar eine Kampfstellung gegen den „inneren Feind“, das

Proletariat ein, aber mit dem „äußeren Feind“, mit der Entente, sucht sie zu paktieren. Mit anderen Worten: sie sucht durch die Ausschaltung der Konkurrenz im Innern, durch die Gesamtvertrustung, das Proletariat unter eine Gewalt zu disziplinieren, um im Einverständnis mit dem Großgläubiger die Kriegslasten zu erledigen. Die Entente unterstützt sowohl die Disziplinierung des deutschen Proletariats wie auch das Bestreben der Industrie, die Abgeltung der Kriegslasten geschäftsmäßig zu formulieren. Sie hat zwar die Möglichkeit des Zwanges auf Grund des Versailler Vertrages, aber sie verhandelt um die Ausübung des Zwanges. Es entsteht mit Hilfe des Zwanges ein Akkord, an dem beide Teile mit ihrem Leben interessiert sind.

Wir sahen: der Krieg war der blutige Austrag des Kampfes um das Weltmarktmonopol. Wir sahen ferner: das Weltmarktmonopol ist die Stabilisierung des kapitalistischen Gewinnes. Sie war nicht möglich auf dem Wege der demokratischen Vereinbarung, des Kartells, der losen Bindung. Sie soll jetzt ermöglicht werden durch die erzwungene Vereinbarung. Das Resultat des Krieges soll die von der Entente geforderte und vom deutschen Kapital akzeptierte Rentenfestsetzung und Ausschaltung des Risikos sein. Auf diese Weise will man die Weltmarktkonkurrenz, den alten Weltmarktkampf, erledigen und dem internationalen Kapital Gewinnsicherheit verschaffen.

Wie immer bei Sanierungen, wird der Akkord durch die große Schuld beschleunigt. Was das Kapital im Frieden nicht erreichen konnte, dazu wird es von den Riesenforderungen gepeitscht. Die unerhörte Last drückt die alten Konkurrenten in die Verhandlungen; sie zwingt sie zum Akkord. Das Risiko ist ins Fabelhafte geschnellt, und die Minderungsnotwendigkeit ist entsprechend drängender geworden. Der Kriegsraubbau hat ein Vakuum gelassen, in das die Preise hineinschießen, in dem sie torkeln. Es ist keine Ausgleichung von Geld und Produktion bis auf den einigermaßen stabilen Vorkriegsmehrwert vorhanden. Die Wirtschaftsunsicherheit ist enorm, der Mehrwertsbedarf ist um den Kriegsausfall gewachsen. Die Kaufkraft der Millionen vermag die Leere nicht auszufüllen. Infolgedessen entsteht in allen kulturindustriellen Ländern Arbeitslosigkeit, das heißt neuer Produktions- und Absatzverlust oder erweitertes Vakuum. Nie zuvor war die Profitrate so schwankend, die Kalkulation so unsicher wie jetzt. Die Reproduktion des Kapitals ist offenbar wesentlich gestört. Dagegen sucht das Kapital mit nationaler und internationaler Vertrustung zu kämpfen. Denn wie

alle Binnenvertrustung Sanierungsversuch ist, so auch die Vertrustung im Weltmarktausmaße. Hier ist ein Gesetz, das bisher nur geahnt wurde, dessen Ergründung und Aufzeigung aber bald geschehen wird. Man wird dann den Selbstmord des Kapitals erkennen. Hier sind Gefahren und Vernichtungssicherheiten, die das Entsetzen wecken. Von diesem Gesetz aus wird man die Unproduktivität, den Verschwendungsjammer, die furchtbare Behinderung der kapitalistischen Produktion sehen. Es ist das Gesetz der Vertrustungsagiotage, das heißt der zwangsweisen, gebundenen Vernichtung immer größerer Teile der lebendigen Wirtschaft, des Proletariats. Es ist das Gesetz des Kräfteabbaus und keineswegs, wie bisher geglaubt wurde, der automatischen Entwicklung nach einem besseren Reich.

Wenn das internationale Kapital in Versailles, in Wiesbaden, in Oberschlesien den zwischenkapitalistischen Akkord versuchte, so wehrte es sich damit gegen den Zusammenbruch der Rechnungsgrundlage. Es beginnt, sich weltmarktmäßig zu organisieren, um seine Existenz gegen die Instinkte der lebendigen Wirtschaftskraft zu verteidigen. Mit anderen Worten: die durch den Krieg verursachte kapitalistische Weltwirtschaft will das Proletariat durch Zentralisation disziplinieren, um jenen rentenmäßigen Charakter des Gewinnes auch während seines Sterbeprozesses zu sichern. Aller Kampf gegen das Aufsteilen und Abschießen der Valuten, das Hochjagen und Purzeln der Güterpreise, gegen die Entsetzlichkeit des Vakuums, ist ein Streben zum Welttrust.

Es ist gleichgültig, auf welchem Objekte sich der Akkord vollzieht. Nicht gleichgültig ist es, wenn man die Entwicklung national sieht. Wenn man sie international sieht, ist es nur eine buchmäßige Zusammenlegung und Verrechnung der Forderungen und Schulden. Daran würde kein neuer Krieg, keine neue Grenzverschiebung etwas ändern. Ob der Akkord auf dem Objekt Deutschland oder auf einem anderen Objekt versucht wird, ist kein Unterschied.

Wunderbar fast ist die ungeheure Beschleunigung durch die Kriegslastenpeitsche. Vor wenigen Jahren noch sich mit der nationalen Anfangsvertrustung quälend, hat das Kapital nicht nur seine Vertrustung im Ausmaße Europas begonnen, es schickte sich schon an, in Washington einen Weltmarkt-Akkord zu schließen. Es kann, getrieben von dem Gesetz des steigenden Risikos, den Trustakkord nicht vermeiden. Es braucht nicht nur die Geld- und Kreditvereinbarung, es braucht auch die Produktions- und Absatzdemarkation. Washington ist der Anfang der Einteilung der Welt.

Aber die Akkordbasis, die Vertrustungsbasis, ist noch zu schmal. Das Kapital kann jenes Vakuum nicht ausfüllen, die Absatz- und Währungskrise nicht überwinden, wenn ihm nur der bei Kriegsende vorhandene Weltmarkt zur Verfügung steht. Es ist das Gesetz des Kapitals, daß es seinen Selbstmord auf immer breiterer Basis zu verlangsamen sucht. Das ist der Sinn der Kolonisierungspolitik, des kapitalistischen Imperialismus. Das Kapital überspült immer neue Ausbeutungsgebiete, es ist gezwungen, die Kaufkraft der ganzen Welt zu lähmen. Es will und muß teuer liefern und billig kaufen. Dadurch verschärft es seinen Konfliktsstoff, aber es kann nicht anders.

Deshalb sind Versailles, Wiesbaden, Oberschlesien, Washington nicht nur Akkordetappen, sondern auch Etappen zur Front gegen Rußland. Die Verlängerung der kapitalistischen Weltwirtschaft ist nicht möglich ohne die Ausbeutung Sowjetrußlands. Die Forderungen an Sowjetrußland sind nicht verschwunden, sie lasten weiter auf dem Weltkapital. Das riesige Absatzgebiet von Ostsibirien bis nach Polen ist dem Kapital unentbehrlich. Ob mit Waffen oder ohne Waffen, das internationale Kapital wird versuchen, seinen Akkord auf Vertrustungsbasis durch Einbeziehung Sowjetrußlands zu verbreitern. Rußland ist nur ein Kolonisierungsobjekt, augenblicklich aber dem Kapital das wichtigste.

Ob dieser Kampf des akkordierenden, internationalen Kapitals gegen Sowjetrußland mit einem Erfolg des Kapitals enden wird, läßt sich jetzt noch nicht sagen. Bleibt Sowjetrußland, das heißt: gelingt es ihm, die Produktion in ein sozialistisches Schnelltempo zu bringen, so wird der Konkurrenzdruck von Osten ungeheuer. Wird Rußland vom Kapital belegt, so ist das Kapital, der unerhörten Verzinsungsnotwendigkeit wegen, gezwungen, die russische Produktion ins Ungeheure zu steigern. Ob ohne, ob mit kapitalistischer Herrschaft: die russische Produktion ist der Todfeind des internationalen Kapitals. Nirgends zeigt sich das Gesetz so deutlich wie hier: je umfassender, disziplinierender, formell geschlossener die Vertrustung ist, um so furchtbarer ist der Raubbau, den das Kapital begeht. Die Vertrustung schaltet den Wettbewerb nicht aus; sie konzentriert und vereinfacht ihn nur zu entsetzlichen Dimensionen. Schließlich muß doch die Produktion, da das Kapital ihr den Markt nicht verschaffen kann, die Geldlast überspülen.

Inzwischen wären heftige und vielleicht entscheidende kapital-imperialistische Konflikte unvermeidbar. Der Kampf um den Weltmarkt

würde dann von Großgruppen ausgefochten werden, die viel riesenhafter und ökonomisch eindeutiger wären als die Gruppen Entente und Mittelmächte. Es wäre trotz Akkord, trotz Vertrustung noch einmal ein Krieg um das Monopol. Es ginge um die östlichen Kolonien, vom Rhein über Rußland und Indien bis an die letzten Kolonialküsten. Eine kapitalistische Weltwirtschaft ist nicht denkbar als friedliche Weltwirtschaft; auch die Großgruppe, die den letzten Krieg gewinnen würde, müßte sterben. Schon deutet sich die Großgruppenbildung an. Deutlich wird sie an den Hegemoniegelüsten des französischen Kapitals, die vorläufig über Deutschland, Polen, den Balkan und die Ukraine nach Odessa zielen, deutlicher noch an der englisch-amerikanischen Ausschaltungspolitik in Washington.

Die sowjetrussische Revolution ist, weltökonomisch gesehen, der Versuch, von Osten die internationale Geldlast, die entsetzliche internationale Mehrwertsnotwendigkeit, das furchtbare Vakuum zu beseitigen, und an die Stelle eines sich abbauenden kapitalistischen Trusts eine rationelle sozialistische Weltproduktion und Weltgüterverteilung zu setzen.

POLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS*

I

Die Feststellung: der Bankrott der Staatsfinanzen und, in weiterer Folge, der Staatshoheit sei unsre einzige Gemeinsamkeit, er allein halte uns zusammen, er allein treibe zur Bildung einer Art allnationaler, überparteilicher Einheitsfront in Regierung, Parlamenten und Öffentlicher Meinung, ist gar nicht witzig oder paradox und enthält nicht die Spur einer rhetorischen Übertreibung. Sie registriert genau den Zustand, der den nach Jahre langer Abwesenheit zum Dienst in die und an der Heimat zurückkehrenden Chronisten empfängt. Sie sagt aus, daß wir seit Jahr und Tag, genauer: seit der Revolution, von

* der seit Februar 1919 geschwiegen hat und mit diesem Hefte seine Chronistentätigkeit an dieser Stelle wieder aufnimmt.

einer Negation leben, — während wir die große Zeit vorher von dem scheinbar positiven Durchhalteprinzip lebten. Setzt sich dieser Zustand noch lange fort, so bedeutet das den nationalen Tod, den Untergang.

Unsere seitherigen Regierungen waren politische und kulturelle Zwitter. Die sie bildenden Parteien verkörperten mit ihrem innersten Wesen, soweit sie Welt- und Klassenanschauungen vertraten, polare Gegensätze. Über Staat, Wirtschaft, Eigentum, kollektive ökonomische Verpflichtungen, Schule, Rechtsformen dachten (und denken) sie verschieden; die Volksgeschichte lasen (und lesen) sie verschieden; was sie aneinander kittet, war (und ist) vielmehr physischer und materieller Zwang; ist die feindliche Gewaltmaschine; ist die dem Volksganzen aufgebürdete Vertragslast, der sich kein Teil entziehen darf; sind endlich die unauflösbare Gewöhnung an Einen Wirtschaftskörper und die Imponderabilien der Sprache und Sitte, die sogar die schärfsten Klassengegensätze überbrücken helfen. An diesem Wall zerbrachen bisher alle Separatismen, auch die der Stämme und Länder, nachdem das von Bismarck so gepriesene dynastische Band abgefallen war. Das sind lauter Negationen; sie sind es, die bisher uns das karge Leben fristen ließen. Die Willensträger der deutschen Demokratie, des neuen deutschen Staatsgedankens dienen ihm in Scharen mit bösen zentrifugalen Gesinnungen. Es ist so: der Bankrott der Staatsfinanzen, die Furcht der Privatwirtschaftler, unter seinem Schutt begraben zu werden, das den deutschen Ordnungsmenschen schreckende Beispiel des sowjetistischen Paradieses kitten uns zusammen. In den gemeinschaftlichen Nenner geht Ideales, das die ganze Volksgemeinschaft begeistert bejaht, nicht ein. Die Parteitage der sogenannten Mittelparteien in Görlitz, Bremen, Stuttgart geben darüber Auskunft. Sie ist nicht erhebend.

Ich weiß wohl und übersehe nicht: wesentliche Teile unserer Souveränität sind nach außen abgewandert; der Versailler Vertrag hat sie in Obersten Räten, Botschafterkonferenzen, Wiedergutmachungs- und Garantiekommissionen lokalisiert. Allein schon das uns entzogene Recht, die Meistbegünstigung nach unserem Wirtschaftsbedürfnis zu gewähren oder zu versagen, raubt uns, bei dem lecken Zustand der weltwirtschaftlichen Solidarität und dem Totenschlaf des Freihandelsprinzips, die jedem Zwergstaat in die Hand gedrückte Vergeltungswaffe, — während das in Washington residierende Imperium eben die für China und den eigenen kapitalistischen Betätigungsdrang in Anspruch genommene Offene Tür mit der Weihe der sittlichen Forderung umkleidet. Die Gnade einer bevorrechteten, durch Blutprobe und Ahnenforschung belegten Vater-

landsiebe ist wahrlich nicht nötig, diesen Zusammenhang zu erkennen und zu begreifen, daß unser ‚freier Wille‘ noch lange unter den Drucke von Ultimaten und drohender Exekution stehen wird. Die Technik dieses Vorgangs ist uns vertraut, sie macht uns vor jeder neuen Fähigkeit beben. Vom Vertrage her empfing der neue Staatswille seine konstitutive Schwäche.

Aber es zeugte von bettelarmer Gesinnung, unaufhörlich um zunächst Unabänderliches zu streiten. Der Gewalt von außen muß innere Freiheit entgegengestellt werden; und das versuchte mit einer neuen Methode der Anpassung zum erstenmal seit der Revolution das erste Kabinett Wirth, von ihm her datiere ich den Übergang zu einer neuen moralischen Offensive, an der, bei richtiger innerpolitischer Taktik, der Terror der feindlichen Gewaltformen schließlich doch irgendeinmal zerschellen muß. Es erklärte: ‚Wir wollen und werden zahlen, erfüllen; wir werden Euch zeigen, welche Folgen für die Finanzen und Wirtschaft Deutschlands und seiner Gegenspieler der Wille zur buchstäblichen Erfüllung Eurer Forderungen haben wird, — selbst wenn wir dadurch in die Assignatenflut geraten und die Markwährung international völlig ausgehöhlt wird. Es ist ein lebensgefährliches Experiment, das wir unternehmen, Eure eigenen Experten warnen Euch davor; wir können darüber zugrunde gehen, aber Europa mit uns. Ihr zwingt uns dazu. Wir sind und wollen keine Katastrophenpolitiker sein, wir meiden die Gemeinschaft mit denen von links wie von rechts, doch die Katastrophe selbst kann kommen und muß kommen, wenn Ihr gegen alle Vernunft, gegen die Logik der Tatsachen, gegen das Urteil aller Sachverständigen der Welt bei Eurem Shylockismus verharret . . .‘ Das war die Sprache eines heroischen Entschlusses und eines politischen Willens, im Gegensatz zu der eines rein ökonomisch bestimmten, der dem kapitalistischen Gehirn des Gegners verdächtig sein mußte, weil er aus verwandter Denksphäre stammt. Wir dürfen nicht vergessen, daß jede deutsche Politik auf eiskaltes Mißtrauen stoßen muß, die von den aus der Kriegszeit her so wohl bekannten mächtigen Wirtschaftsverbänden sich aufklären läßt, die Aufklärung mag auch noch so sehr mit sachlicher Überlegenheit (die nur Dummheit ihr abzusprechen wagt), noch so stark von patriotischem Opferwillen bestimmt, noch so gründlich von privatwirtschaftlichem Interesse gereinigt sein. Wer darf heute leugnen, daß die Methode der Wirthschen Politik, des Ad-absurdum-führens, weil sie den Gegner durch eine beinahe zynische Wahrhaftigkeit moralisch entwaffnet, wenigstens einigen moralischen

Erfolg gehabt hat. Freilich, die Zeit hat mit- und vorgearbeitet. Selbst für England, den alten Weltgläubiger, ist die Rückkehr zur Goldwährung bis auf weiteres unmöglich, es kann, bei der Schwächung seiner Stapelindustrien (Textil, Eisen, Kohle, Schiffsbau) und der Schrumpfung seiner Absatzmärkte, auch nicht daran denken, seine Dollarschuld an Amerika in Papierovereigns zu löschen. Sie beträgt nicht weniger als 1200 Pfund Sterling; selbst nach der alten Goldparität (4 Dollar 86 $\frac{1}{2}$ Cents auf den Sovereign) ergäbe das etwas über 865 Millionen Pfund Sterling, also ungefähr das Doppelte der englischen Nationalschuld vor dem Kriege. Kein Anteil an der deutschen Kolonial-, Schiffs-, und Kriegsentschädigungsbeute kann die Erschütterung der englischen Industrie- und Handelsgrundlagen wettmachen; und kein Versuch, den innerbritischen, also Größer-Britannien umfassenden Markt zu beleben, kann dem modernen Venedig die Kaufohnmacht des vor seinen Toren liegenden kontinentalen Abnehmers ersetzen. Das sind nun schon Banalitäten; aber sie beginnen zu wirken.

Nun aber steht das neue Kabinett Wirth am Scheideweg. Es weiß, daß ohne radikale Reform der Steuergesetzgebung, ohne radikale Belastung dessen, was man die Substanz der deutschen Wirtschaft nennt, das heißt ohne irgend eine Form ihrer Überfremdung der ‚gute‘ Wille unserer Tribut-Herren — und es ist gut, wenn sein aufgeklärter Egoismus handlungsbereit gemacht wird — nicht erzwungen werden kann; und es weiß auch, daß die durch Assignatenwirtschaft, Ausverkauf und unerschwingliche Nahrungs- und Rohstoffpreise herbeigeführte Überfremdung weit üblere Folgen haben kann. Es ist eine Schmach, daß von außen her die innere Ordnung der deutschen Finanzen und Staatsbetriebe gefordert wird, und daß die Notenpresse wegen der fast balkanisch lässigen Methode der Steuereinzahlung nicht einmal zeitweilig zur Ruhe kommen darf. Wenn dem Kabinett Wirth nicht gelingt, die großen Wirtschaftsverbände dem Gebot des Staatsnotwendigkeit gefügig zu machen, ist seine Mission gescheitert; dann tritt das alte Verhältnis ein, das während des Kriegs das Verhängnis der deutschen Politik gewesen ist. Wenn die große Koalition nur zustande kommen kann, indem die Verwalter des Staatswillens sich dem Willen der Industriemagnaten und Bankokraten unterordnen, dann ist's besser zu verzichten und sich der Auflösung zutreiben zu lassen. Ist der Staatswille so heruntergekommen, daß er bittelt, wo er zu fordern hat, verwirkt er das Recht auf Dasein. Er hat eine mächtige organisierte Staatsfeindschaft zu besiegen, die gerade die reich und satt in Besitz gebetteten Schichten

bis auf das (und die) Mark durchdringt, und Herr Wirth, der an der Spitze eines an aufrechter Gesinnung reichen, an geist- und willensstarken Persönlichkeiten armen Kabinetts steht, muß sich nach den seit Brüssel gemachten Erfahrungen heute klar sein, wo er die Hilfen und Helfer findet, die er braucht, um den inneren und äußeren Feind zur Vernunft zu bringen — oder ad absurdum zu führen. Daß an sich ein Kabinett, welches an drei wichtigsten Stellen Löcher aufweist, einem lecken Schiff gleicht und zum Beschwören von Springfluten nicht gerade geeignet ist, braucht seiner Klugheit nicht erst bewiesen zu werden. Die Zeiten für halbe Energien sind vorüber.

2

Ist Washington die Hauptstadt der Welt geworden? In grau anmutender Vorzeit, vor etwa hundert Jahren, hat der geniale französische Publizist und Staatsmann Alexis von Tocqueville diese Möglichkeit geahnt. Ein paar Jahrzehnte hernach hatte ein geistig bescheidenerer, wenn auch berühmterer Mann, der Freihändler Richard Cobden, schon eine deutlichere Vorstellung vom neuen Weltimperium, das die alten überschatten werde. Aber als Rathenau, im Vorgefühl davon, vor dem Brande warnte und ausführte, der sogenannte Sieg werde nur den Vereinigten Staaten zugute kommen, sagte er etwas, was von den Heutigen zwar als belästigende Banalität empfunden, damals aber belächelt wurde. Nun ist Washington wirklich schon im Begriff, Welthauptstadt zu werden. Nur Toren können diese weltgeschichtliche Tatsache noch leugnen; sie wird das zwanzigste Jahrhundert ebenso charakterisieren, wie der Aufstieg Großbritanniens das neunzehnte. Die Verfügung über ungeheure Wirtschaftswerte und eine geographische Vorzugslage sichert einem frischen, begabten, mit dem Elixier unbedingter Zukunftsgläubigkeit genährten und, vor allem, noch nicht überhistorisierten Hundertmillionenvolke die entscheidende politische Macht. Höchste kulturelle Rangstufe und Leistungsfähigkeit nach europäischem Vorbild, die den Prozeß der menschlichen Entbarbarisierung fast bis zum Ende, bis zur letzten Verfeinerung und Ästhetisierung geführt hat, sucht und erwartet drüben noch auf lange Zeit niemand; aber da wir rings um uns herum die Rebarbarisierung in beschleunigtem Tempo vor sich gehen sehen, ist dieser Angst machende und überhebliche Hinweis überflüssig. Daß Washington die Hauptstadt der Welt werde, haben wir gewollt. Es sei, weil es ist.

Was die Beteiligung der Vereinigten Staaten von Amerika am euro-

päischen Kriege bedeutet, zeigt sich so recht erst jetzt. Es gehört offenbar zu ihrer Bestimmung, daß sie ihn gewinnen halfen: ohne spürbaren Blutverlust, und indem sie als Weltgläubiger, als Weltfrachtführer und als Wahlvormund englischer Dominions, wie Kanada und Australien, an die Stelle von Großbritannien traten. Die nationalen Atavismen, die sich wild und die großen mitteleuropäischen Wirtschaftszusammenhänge zerreißen ausgetobt haben und die unsre Politik und Menschlichkeit nicht zu meistern (höchstens zu reizen) verstand, hat Versailles wahrlich nicht zu beruhigen vermocht; aber das erscheint in weltgeschichtlicher Betrachtung als Nebensache. Und nun erst zieht das Weiße Haus die Folgen aus seinem ‚Schicksal von Aufgabe‘: die klugen und politisch instinktsicheren Männer, die dort regieren, schieben Versailles, das den europäischen Frieden verhindert und eine dauernde Lähmung unsres Erdteils herbeizuführen sich alle Mühe gegeben hat, einfach beiseite, setzen an die Stelle blasser und von Eitelkeit verzerrter Ideologie common sense und versuchen, auf dem Umweg über die Etablierung des Weltfriedens, auch Europa den Frieden wiederzugeben. Das bedeutet Washington. Es benutzt die gewonnene Machtstellung und verwertet die an der europäischen Selbstzerfleischung gemachte Erfahrung, um zunächst sich frei zu machen und die durch Japans Wachstum erzeugte Hysterie des amerikanischen Volkes ein für allemal zu verjagen, indem es, ohne Umschweif und ohne Raum für Hintergedanken zu lassen, das Schachbrett der Kräfte und Gegenkräfte aufstellt. Das konnte geschehen, weil die Ideologie des Landes ein ehrlicher Pazifismus ist; will sagen: ein mutiger, ein mannhafter, ein entschlossener Pazifismus, der einen mit drohenden Entladungsmöglichkeiten geladenen Zustand einfach nicht erträgt. Die amerikanische Diplomatie ist in Europa lange als ‚Diplomatie in Hemdsärmeln‘ verspottet worden, sie machte auf dem parfümierten Parkett neben Türken und Russen (von den Kulturträgern an der Spitze zu schweigen) zuweilen einen linkischen Eindruck und leistete sich nicht selten allerhand Naivetäten; aber beginnt nicht die in der Zentrale gemachte amerikanische Politik die unsrer wirklich Alten Welt zu beschämen?

Man kennt das Programm der Konferenz; man kennt den Zwang zur Fragestellung und die Verschlungenheiten der Probleme im Pazifik, in China, in Sibirien, schließlich in ganz Asien. Schon die Beschränkung des Programms war klug; und der bisherige Verlauf erfüllt selbst starke Erwartungen, — sofern sie berechtigt waren. Der Krieg wird

vermieden werden: Japan hatte vorausgesetztmaßen nur die Wahl zwischen Isolierung und Kompromiß; die Seertüftungen werden eingeschränkt, die japanischen Lebensinteressen in China werden geschont, neue Interessensphären dort nicht zugelassen werden; das Himmlische Reich wird als Pürschgebiet den großen Kapitalmächten reserviert bleiben (Offene Tür!), das anglo-japanische Bündnis aber, das Rußland und Deutschland zerschlagen, Indien in Hörigkeit erhalten half, verschwindet, als es anfang aus einer Wohltat eine Plage zu werden, und macht einem Viermächteabkommen (neben den zwei angelsächsischen Mächten und Japan auch Frankreich) Platz. Das Endprotokoll ist noch nicht gefertigt, wir warten. Aber was war von den Mit- und Gegenspielern zu erwarten? Von einem so ungeheuren, und ungeheuer empfindsamen, Gebilde wie Größerbritannien, das seit Verlust seiner industriellen Monopolstellung und durch das Emporblühen neuer Groß- und Weltstaaten schon lange in die Defensive gedrängt worden war, das sich nicht einbilden durfte, selbst durch und nach Besiegung Deutschlands irgend wesentlich zu wachsen, sondern nur sich besser zu erhalten: von einem solchen Gebilde, sage ich, konnte nur die Absurdität annehmen, es könne aus Gründen der handelspolitischen Rivalität — aus Bilanzfeindschaft, aus wetteifernder Jagd nach kolonialen oder sonst jungfräulichen Absatzmärkten, aus dem zwischen Throgmortonstreet und Wallstreet angespannenen Wettrennen und ähnlichen Gründen in einen Konflikt mit Amerika getrieben werden. Diese Anschauungen wurden unserem Publikum vor und nach dem spanisch-amerikanischen Kriege und dem Greifbarwerden der chinesischen Interessen des amerikanischen Kapitals dick aufgetragen und von unseren imperialistischen Heißspornen zu bekannten Zwecken ausgebeutet; und falsche Nutzenwendung aus der gelben amerikanischen Literatur trug das Ihrige zur Steigerung der Verwirrung bei.

Das Verhältnis von Mutter und Tochter war nun so, daß seit Jahren feststand: gerät das britische Reich bei einer weltgeschichtlichen Krise in Lebensgefahr, so treten die Vereinigten Staaten von Amerika helfend und rettend an seine Seite. Die ‚erbfeindlichen‘ Stimmungen und Spannungen zwischen den beiden Reichen haben den Sezessionskrieg nicht lange überlebt; allein schon die englische Abhängigkeit von der amerikanischen Lebensmittelversorgung und die Einsicht, daß der ‚Zwei-Mächte-Standpunkt‘ zur See der kraftstrotzenden Union gegenüber nicht aufrecht zu erhalten sei, haben sie radikal zum Verschwinden gebracht. Die kulturelle und politische Annäherung machte dann gegen Ende des neun-

zehnten Jahrhunderts Riesenfortschritte. Als Chamberlain am 30. Dezember 1897 in Toronto erklärte: „Ich weigere mich, irgendwelchen Unterschied zwischen den Engländern von England, Kanada und den Vereinigten Staaten zu machen. Wir sind Zweige einer einzigen Familie“, hat er eine Entwicklung prophezeit, die mit Händen zu greifen war und nur dem Kalkül unserer Weltpolitiker fernblieb. Tausende englischer Imperialisten fühlten und sprachen ihrem Meister nach, daß „Union Jack und Sternenbanner zur Verteidigung einer gemeinsamen Sache flattern könnten, die durch Humanität und Gerechtigkeit geweiht ist“, aber auch in radikalsozialistischen Kreisen glaubte man lange vor dem Kriege an eine politische Vereinigung mit den Vereinigten Staaten, deren Mittelpunkt — Washington sein werde. erinnert man sich noch an Haldanes Vermittlungsversuch in Berlin, um der Katastrophe durch eine Vereinbarung über die Seerüstungen und ein Neutralitätsabkommen vorzubeugen? Derselbe Mann hielt 1911, als Lordkanzler, in Montreal vor den vereinigten Juristen der beiden angelsächsischen Reiche eine Rede, die an aufklärenden Warnungen nichts zu wünschen übrig ließ (sie wurde hier erwähnt), in der Wilhelmstraße aber als Häufung leerer Schälle behandelt wurde. Man hatte das Gefühl: hier findet eine Aussprache innerhalb der gleichen Familie statt; das Bekenntnis zur selben Rechtsideologie trug unverkennbar eine politische Färbung, aber die bezwingende menschliche Form seines Ausdrucks gab ihm noch erhöhte Bedeutung. Zehn Jahre einer schrecklichen Prüfung haben in der glücklicheren angelsächsischen Welt den Kitt ungemein verstärkt. Und nun? Nun findet ein Teil unserer Presse, nachdem der weltgeschichtlich erzwungene Moment der Vereinigung von Mutter- und Tochterstaat eingetreten ist, wieder den Mut, von dem Washingtoner Bluff zu reden . . . Der letzte Schatten, der zwischen London und Washington stand, das irische Problem, scheint jetzt auch zu verwehen. Gelingt dies Lloyd George, so ist seinem aphoristischen Genie eine staatsmännische Leistung ersten Ranges geglückt, die ihm manchen früheren Dilettantismus, manche opportunistische Stümperei . . . vergeben läßt, wenn man es als Deutscher über sich bringt, an die bis zur ‚vicious perfection‘ gediehene Verdunklung seines europäischen Gewissens in Versailles zeitweilig nicht zu denken.

ANMERKUNGEN

Chronik des Auslands

Die New-Yorker „Nation“ widmet, wohl aus Anlaß der Konferenz von Washington, eins ihrer letzten Hefte der Entwaffnungsfrage. Frasier Hunt berichtet über die Entwaffnung in Mexiko, die von der Regierung durch Einrichtung von Soldaten-Kolonien („Bandit colonies“) durchgeführt worden ist. „An dem Tage, als dieser Befehl erging, wurde an alle Staatsgouverneure ein Rundschreiben gesandt, das ohne Staatskosten alle Truppen in ihren Bezirken für Wegebauten zu ihrer Verfügung stellt; zu gleicher Zeit erließ General Calles, der Chef des Kabinetts und Minister des Inneren, mit Billigung des Präsidenten Obregon einen Befehl, durch den alle aktiven Offiziere, deren Dienst durch diese Friedenszeit verringert worden ist, gezwungen werden, in den verschiedenen Regierungsstellen, in Staat und Bezirk, ohne besondere Bezahlung zu arbeiten; in den Konzentrationslagern sind Schulen eröffnet und tüchtige Schritte unternommen worden, um den Soldaten für einen nützlichen bürgerlichen Beruf auszurüsten zu helfen; und die mexikanische Flotte, so klein sie ist, erhielt den Befehl, von nun an Frachten, Passagiere und Post zwischen den Küstenstädten, wo der Verkehr immer arm gewesen ist, zu befördern.

So geht es im barbarischen, im dunklen Mexiko zu: eine Armee, die auf die Hälfte verringert ist; Soldaten, die aufs Land gebracht wurden, für das sie so lange fochten; Schulen für Krieger, die durch die bisherige Ord-

nung betrogen und mißbraucht worden waren; und eine Marine, die sich in eine Handelsflotte verwandelt hat.

Es lebe Mexiko!“

In den „Ecrits Nouveaux“ (Paris) gedenkt André Germain in schmerzlicher Erschütterung der Toten des Krieges: „Wie soll ich die Millionen von Toten kennen und wie jedem von ihnen die Träne und die Gewissensqualen weihen, auf die sie Anspruch haben? Ich denke nicht an die einzelne individuelle Katastrophe; gäbe es nur diesen einzigen befohlenen Massenmord, so würde das genügen, um durch seine Ungerechtigkeit die ewigen Gesetze umzustößen und um durch seinen Blutgeruch die fruchtbaren Felder des Weltalls zu vergiften. Der Tod hat in diesem Kriege nicht gewählt; die Besten und die Schlechtesten hat er zu Tausenden genommen, ohne zu wägen und ohne zu zählen. Ich beweine sie alle: die Mittelmäßigen und Unfertigen und die besonders Schlechten. Ich werde niemals zugeben, daß ihnen ihr Teil geraubt werden dürfe, ihr Platz an diesem Bett, an diesem Tisch, den die Gewohnheiten des Alltags lieb werden ließen und sogar heiligten, alles, was sie an Kraft und Licht ausströmten, alles, was in diesem Erdenleben aus ihnen hätte sprießen können, um sich dann an unbekanntem Ufern zu entfalten. Man hat sie des Kleides beraubt, in das sie die unerschöpfliche Natur hüllte, und der Gabe, die Gott ihnen lieh. Und deshalb leuchtet eine gewisse Aureole auch über die Unbedeutend-

sten und die Niedrigsten und umgibt sie mit einem Purpur, den die Könige nicht mehr besitzen.

Besonders die Schlechten und Mittelmäßigen, gleich uns, ganz eins mit unsern schweren Freuden und unserm armseligen Unglück, völlig unsere Brüder! Ich weiß indessen, daß es unter ihnen solche von anderer Artung, von anderem Ursprung, von beflügeltem Schicksal gibt. In die verfluchten Gräben rollten sie, gemeinsam mit Bauern und Bürgern; ihr zartes Diadem zerbrach im Gewühl gehässiger Stirnen und im Brei eingeschlagener Schädel. Zu ihnen steigt meine Erinnerung auf wie das Leid der hochzeitlichen Erde, wie die Befreiung vertrauender Herzen, wie ein Ruf in die Spiele des Morgens, wie ein Gebet in die menschliche Nacht.“

Albert Thibaudet, der besten kritischen Köpfe einer, schreibt, bei Gelegenheit des Buches von Abel Chevalley über den zeitgenössischen englischen Roman, in der „Nouvelle Revue Française“ Prinzipielles über englische Romandichtung: „Der Roman ist eine imperialistische Gattung. Es ist in ihm der Wille zu Herrschaft, die Macht der Unterwerfung ähnlich wie in der angelsächsischen Rasse. Wenn er anfangs sich von den Überresten von Poesie und Drama zu nährte, so hat er sich jetzt an der Tafel niedergelassen; das Haus gehört ihm und die anderen müssen es verlassen. Heute ist es in Frankreich wie in England wie überall so, daß Literatur und Roman dasselbe bedeuten. In Frankreich war es noch vor zwanzig Jahren so, daß literarisch schaffen so viel hieß wie Dramen schreiben, wie im achtzehnten Jahrhundert; ebenso bedeutete Kritik Kritik über Dramen. Heute ist das Theater eine beschlossene, den Fachleuten ausgelieferte Welt (ich habe geschrieben: tüchtige Fachleute, wie man schreibt: bedeutender Geschäfts-

mann — aber nein, nicht einmal das). Und die Kritik, die ihm folgt wie der Schatten dem Körper, magert ab wie er. Wenn die tapferen Alten, die sie noch verteidigen, nicht mehr sein werden, wird man, um sie zu ersetzen, Truppen herbeischaffen. (Die Akademie zeigt sich voraussehend und versieht sich mit Militär.) Der Roman verschlingt alles.

Der große Erfolg und starke Glanz von Walter Scott hat, wie Chevalley sagt, „die Tugend des Romans sicher eingesetzt“. Oberhalb von Alexander Hardy, oberhalb von Corneille nimmt dieser Schriftsteller, den man nicht mehr liest, in der Familie der im gleichen Gebiet angesiedelten Heroen Platz. Es ist kein Zufall, daß Walter Scott zur selben Zeit auftritt wie Arkwright und Speel, und daß die Geburt des großen Romans zur selben Zeit geschieht wie die Geburt der großen Industrie. Der große Roman — ich will sagen: die Roman-Werkstatt oder das Roman-Hüttenwerk. Seit Walter Scott werden die großen — und auch die kleinen — Romandichter Fabrikanten, oder vielmehr: was Fabrik bei den kleinen ist, ist Natur bei den großen. Shakespeare, Corneille sind Naturen ähnlich der Natur, und diejenigen, die sich von ihr lossagten, indem sie sie nachahmten und ihre schöpferische Bewegung forsetzten, haben sich wie die Planeten von der Sonne losgesagt. Seit Walter Scott wird im Abendland diese Rolle der „Naturen“ von Romandichtern innegehalten. Dickens, Balzac, Dostojewski, Flaubert, Kipling sind Naturen nicht wie Menschen, sondern wie Frankreich, England oder Rußland, d. h. wie unkörperliche Wirklichkeiten, wie Erzeuger von Menschen. Wenn Walter Scott in einer solchen Welt nicht Platz nimmt, so hat er als erster, in der Sache und in der Zeit, ihr äußeres Aussehen, ihr Schema gezeichnet.“

R. K.

Joseph Caillaux

Alle großen Geister sind Verräter, denn sie versuchen, den Irrtum an die Wahrheit, das Vergangene an die Zukunft zu verraten. Darum ist Joseph Caillaux so unendlich gehaßt, aber auch so unendlich geliebt worden. Sein Buch über seine Gefangenschaft (*Mes Prisons*), das jetzt in einer von Victor Henning Pfannkuche besorgten und mit einem ausgezeichneten Nachwort versehenen deutschen Übersetzung* vorliegt, ist erfüllt von einer kosmischen Wehmut über die Schande des europäischen Menschen und den Selbstmord des Kontinents, die, unmittelbar aus der Ruchlosigkeit der Tatsachen hervorstehend, uns tiefer und stärker als eine Dichtung bewegt. Das tragische Schicksal eines Menschen wird offenbar, den sich die höchste und letzte Idee einer untergehenden Ordnung zu ihrem Träger erwählt, um ihn daran fruchtlos sich zerquälen und scheitern zu lassen.

Höchste Leidenschaft, unbeugsamer Stolz und tiefer Ernst, gepaart mit seltenem Blick für den Zusammenhang der Dinge, hatten Caillaux in Konflikt mit seiner Welt gebracht. Ihm mangelte der Zynismus eines Clemenceau oder die Voraussetzungslosigkeit eines Briand. Seine Tugenden, sein Charakter, seine Ehrenhaftigkeit, sein Wissen mußten ihm zum Verderben gereichen; seine weitausgreifenden, zu inneren sozialen Zugeständnissen und zu äußerer Verständigung bereiten Pläne am Widerstand kleinlicher Interessen zerbrechen. Da er der Kugel Villains, der ihn in den letzten Julitagen des Jahres 1914 nicht aufzuspüren vermochte, entronnen war, mußte man ihn durch die Justiz morden.

* Rhein-Verlag, Basel.

Ich zweifle daran, daß es diesem Mann, wenn er auch zusammen mit Jaurès ein Kabinett gebildet hätte, gelungen wäre, den Weltkrieg abzuwenden. Eines aber scheint sicher: der Krieg wäre beizeiten abgebrochen worden, Europa, und insbesondere Frankreich, wäre nicht in dem Maße daran verblutet, wie es geschehen ist, und die abendländische Kultur, wenn man von einer solchen heute noch sprechen darf, würde nicht an sich selbst verzweifeln und vor Amerika oder Rußland sich neigen müssen.

Es ist wohl wahr, daß man den Krieg vom Standpunkt der allgemeinen Zersetzung aus vielleicht mit einem gewissen philosophischen Wohlwollen betrachten darf, aber das tun Caillaux' Feinde gewiß nicht. Um diesen Mann richtig zu würdigen, muß man ihn in seine wahre Welt hineinstellen, ihn von innen heraus zu begreifen suchen, vom Zentrum seiner mehr oder minder utopischen, aber jedenfalls gutgemeinten Wirtschaftspolitik her, die sich den nationalistischen Auswüchsen der größeren, sie natürlich umrahmenden und einschließenden bürgerlichen Ideologie vergebens entgegenstemmte.

Das tragische Schicksal Caillaux', zwischen Reaktion und Sozialismus, besteht vielleicht zutiefst darin, daß er die bürgerliche Gesellschaft auf eine Weile hätte retten können, wenn die Entwicklung der Dinge es nicht vorgezogen hätte, Reaktion und Nationalismus momentan zu stärken. So scheint es heute, als gehöre Joseph Caillaux, der einzige Gerechte, um dessentwillen der französischen Bourgeoisie dieser Jahrzehnte einmal von der Geschichte wird verziehen werden, einer wohl möglich gewesen, aber durch den Krieg verschütteten und zukunftslos gewordenen Welt an.

Bernard Guillemin

AN DEHMEL IN DEN WELTEN

von
ALFRED MOMBERT

I.

Ein hohes weißes Roß mit herrlichem Schweif,
mit Augen voll dunkler Fülle,
und Nüstern, die sprühen,
läuft und tänzelt dahin
durch Deutschlands duftende Gärten.
Durch die Gärten, durch die Haine,
durch die kühlen Gründe der Veilchen und Primeln.
Es trägt den Reiter durch lichte Birken-Thäler,
durch Vogelsang, durch Flötenklang.

Es ersteigt die Alt-Granitgebirge:
Hoch auf der Kuppel
ragt es geheimnisvoll:
am Himmel horchend
über den Ländern.

Dann zurück hinunter in das Land.
Entlang Brandmauern dröhnender Fabriken.
Nachts über Marktplätze plätschernder Brunnen;
hinter alten Giebeln steigt der Mond.
Dunkle Forsten nehmen es jetzt auf,
Wipfel-Rauschen beugt sich zu ihm nieder;
es sprengt vorbei dem Geheimnis des rufenden Kuckucks.
Bis wieder Licht wird: da lagern Rebhügel
unter schweren Sommer-Gewitterwolken.
Altgebückte Winzer staunen feiernd —

Zwischen Paukenschlägen Beethovenscher Orchestren —

vorwärts! weiter! gen den Strom: Den Rhein.

Auf den Wiesen an den Ufern des Rheins
lagern Gruppen kranker deutscher Krieger.
Enthelmt. Entwaffnet. Hunger-ohnmächtig.
Schlafversunkene: verhärmtte Gesichter,
Blut tropft aus den Schläfengruben,
aus finstern Herzhöhlen rinnt dunkles Blut;
tropft zur Erde;
aus dem Herzblut entsprossen Anemonen —

Sie träumen. Sie träumen entgegen ihrer Stunde,
die einmal kommt. Die langsam! kommt. Die näher kommt.
Die Stunde: sie kommt.
Leise rollt ein unterirdischer Donner.

Drüben überm Strom —: Auf Dom-Plätzen —
in Gassen — in Gärten — in Wäldern — auf Späh-Türmen —:
Lagern Völker-Heere der Feinde:
Die Sieger-Herren.
Tag und Nacht in Schlachtordnung, in Stahlrüstung:
in Gasmasken, Flammenwerfer
angriffertig lärmend auf den Sturm-Maschinen.
Haßverzerrte Gesichter — die Rotgier —
(innen bleicht die Angst —
die herzpressende Furcht —
geheim würgt schlotternde Angst —) —
Dahinter an den Horizonten aufgefahrene endlose Wagen-Raub-Züge:
viele schon hochbepackt, fest verschnallt:
mehrere leer wartend: beutegierig: raffegierig.
Durch den torkelnden schwatzenden Troß
wandeln prahlende Pfaue
mit hochgespreizten tausendäugigen Sieger-Rädern —

In leichtem Sprung setzt das Roß über sie hinweg —

Ins freie Glück der morgenglühenden Erde!
Es betritt den sonneschauenden Firn der Alpen.
Steht. Und wiehert freudig vor der
aufgezauberten ätherischen Eis-Mauer:

Glanz von der Wildspitze bis zu dem Montblanc!
Vor ihm stürzen sich die Gestirne erbleichend in den Abgrund.
Nur der Morgenstern hält Stand.

Dann hinunter in die warmen Länder.
Durch Alleen immergrüner Pinien
zu den Orten der schönen Jugend,
wo das Glück der Liebe seligtrunken
schwanken läßt hochwandelnde Gestalten.
Zu den Hainen heiligen Alters,
wo die Göttersage von der Sängerkharfe
träuft ehrfürchtig lauschendem Geschlecht.

An die blauen Küsten, an die Ströme,
wo die Vögel flügeln in Wonne,
wo die Blumen blühen beglückt.

Ätna-Feuer. Trunk am Nil.
Folgend in der Silber-Kielbahn träumender Schiffer
zu den Buchten, zu den Inseln.
Immer überwölbt hier großer Licht-Himmel
unvergänglich den Garten Freude.
Um ihn kreistanzen die Jahreszeiten,
ihn umreigen alle Zeitalter.
Wer hineinspähen darf, ist glücklich.
Der drin wandelt, ist geborgen.

Einmal naht das wandernde Roß dem
Hochzeit-Tanz-Fest lieblicher Jünglinge und Jungfrauen.
An den süßen Wassern Asiens,
unter alten Eichen, unter Platanen
paukt und zimbelt es,
singt und flötet es.
Da wehen luftige Schleier,
da schimmern Augen-Sterne.
Zierlich durchschreitet das Roß den Reigen
mit seinem träumenden Reiter.
Durchduftete Stunden —
An Abend-Teichen blühender Nymfäen

Stunden zärtlicher Musik —

— Draußen auf ehernem Nacht-See
 stößt ein Glühender in die Trompete —
 — Ein Adler besteigt die Lüfte —
 flügelt ins tiefe Asien.
 — Unten folgt das Roß —

Dort sind viele Adler.
 Hall von fernen Brandungen.
 Ein einsamer Baum bebt ruhelos im Zitterlaub.
 Ganz traumhaft ward die Erde.
 Von Strauch zu Strauch fliegen Nachtigallen.
 An dunkle Seen drängen sich goldene Tauben;
 da galoppieren funkelnde Steinwider.
 Am Gebirge wandert ein Geist:
 rührt die Schwingen —: da brausen die Mitternacht-Stürme.
 Dämonen der Leidenschaften durchirren die Wüste
 gehüllt in Glutwirbel; lagern auf Felstrümmern.
 Am einsamen Tarim-Strom steht ein Mann mit einem Weib
 in ewigem Nacht-Gespräch. Derweil steigt der Mond
 aus dem Krater des qualmenden Vulkans
 und treibt auf grüner Wolke unterm Nacht-Himmel.
 Traum-Musik schwebt über Asien!
 In ihr badet Himalaya das trunkene Eis-Haupt.
 In den tiefen Ländern schlägt eine Bacchantin die dumpfdröhnende
 Handpauke —

*

Wunderbar ruht die Südsee:
 ruht hehr und weit
 in der unendlichen Zeit.
 In glänzenden Nächten erblicken dort die Schiffer
 spähend von einsamen Masten
 in den letzten Fernen:
 Ein riesenhaftes Roß.
 Lautlos läuft es über die stillen Wogen
 hin gen einen immer-ruhend-schwebenden,

zaubrisch-glänzenden,
magisch-winkenden titanischen Stern.

* * *

II.

Auf diesem Rosse sitze ich. So reite ich
durch das Rollen der Schicksal-Donner;
über stille Mittag-Meere;
in einsamer Licht-Wüste.
Im Spiel der Welt.
Zwiesprache pflegend mit den Unteren der Tiefe,
mit Jenseitigen in den Sphären.
Derweil sitzt vor meinem Fensterbrett
zwischen stillen Blumenstöcken
das Rotkehlchen, und pickt an die Scheibe.
Die dunkle Cypresse breitet
ihre hängenden Äste über das Dach.

Endend: nachts: ausgeschöpft:
im alten Hause mit flackernder Leuchte
— draußen braust Sturm —
schlummerkrank taumelnd in mein Schlafgemach —:
Wieder lehnt dort an den Thürpfosten
— an der Pforte der Unterwelt —
die Nacht-Gestalt: Ägypterin:
die Sibylla Zauberin.
Auf schwarzer Stirnkrone erglänzt ihr Gestirn-Zeichen.
Ihre Augen-Tiefen stehen sprudelnd offen.
Sie sieht mich: aber sieht mich nicht.
Sie starrt mich an: aber denkt mich nicht.
Sie lauscht fernen Tönen. . .

— Wer hat sie hergesandt in meine Träume? —
— Was kreist hinter ihrer Stirn? —

Du! — Von Dir gesandt!

Du in den Welten! Du tönst!

Dein Herz ist worden selige Harfe!
 Du tönst in Himmeln deinen ewigen Tag!
 Gegenüber dem Morgenstern:
 am flügelschlagenden Meer,
 am göttlichen, am wunderbaren,
 Thronender im Ansturm klingender Kristall-Wolken —
 Geister umlauschen Dich — blind hingerissen — —

Weltfern — nacht-ausgeschöpft — auf Erden —:
 Krank vorüberwankend
 Dir Tönendem —
 vorüberwinkend deiner Sibylle
 der Flüsternden —:
 Stürz' ich hinunter in Tiefschlaf zwischen alten Mauern. —

Im Innern des Hauses
 dröhnt die Uhr Mitternacht.

*

Furchtbar flackert Gewitter an den tobenden Horizonten!
 Kometen stürzen aus den Räumen —
 zerschellen im Granit!
 Du in den Welten!
 Um dein Antlitz schießen blendende Strahlen! —

Ich lehne harfenspielend an den Regenbogen.
 Aus den Höhen sinken goldene Blätter ab.
 Das Meer ist da. Der Traum ist da. —

*

So Traum-Welt-Schaffender in Glut-Versenkung.
 Menschen-Jahre: aber nie gezählt:
 aber immer irdisch-tiefer durchfühlt;
 eine selige Lilie an der Lippe.
 Im Herbst-Sturm
 erschüttert das ergraute Haupt hinabgesenkt in die Hand:
 zugeschüttet vom gelben Laub.
 Menschenleben! Wind über die Hand! —

Mein Roß: meine Seligkeit: du meine Jugend:

deinen Sänger trägst du über das Eis von Seen
durch sehr herzerbrechende Abende,
wo Flöten klagen, irdische Schmerzen-Flöten —
wo mein Bild zerspiegelt im Nebel bereifter Fichten
nordisch-grau, uralt-verhüllt und brausend-stürmisch.
Durch Nächte blinder Gassen verrufener Städte
trägst du einen erschütterten Lauscher.
Aus den Häusern dringt Fluch-Geheul der Hölle,
ein wildes Achzen, Seufzer und Verdammnis.
Es tönt im Takt der Gesang der Gefangenen aus den Kerkern.
Aber Fruhlicht kommt immer wieder,
wird Alles immer wieder neu —
immer gehen brausend freie Klänge durch die Seele —
immer umfließen schöne liebende Himmel.

Strahlen-Sammler bin ich aus den Welten.
Strahlen-Sender in die Welten.
Bald selber Strahl.

Die Winde! die aetherischen Winde!
Oft hebt sich mein Ro im Tönen des Aethers —
steigt! steigt auf! in den Zugeln!
Klopfend kos' ich seinen Hals,
ich lenk' es ab auf die Wiese von Enna,
in den Duft des Krokus umstanden von Frühling-Birken.
Sieh: wie hier die Amseln springen!
Sieh: wie hier Thautropfen sprüht! —

Aber traumender immer. Traum-williger immer.
Es kommen Geister herab mit tönender Botschaft —
sie umschweben mich, umleben mich —
blicken sinnend auf mich —
blicken dann wieder hinauf zu Kassiopiea:

Dort, wo die Plejaden singen! —
Dort, wo der Orion glüht! — —

Es beginnt das große Rufen im Welt-All.
 In finstern Höhlen erstrahlen silberne Leuchter.
 Sonne glüht auf den metallenen Meeren.
 Jubelnde Inseln jauchzen sich los vom Grund.
 Wohin ich trete:
 da flammt es unter meinem Fuß.
 Und wohin ich jetzt die Hand lege:
 da sprießt ein Wunder: und blüht.

Das ist Menschentum:
 Plötzlich auserwählt aus allen Geister-Schaaren
 sich zu erheben:
 Aus finsterner Schlaf-Gruft donnernd aufzusteigen in den höchsten
 Glanz-Himmel! —

*

Einer ist da, Einer meldet:
 — „Schau' hinaus“ —

Draußen um mein Haus
 lagern die Gebirge, die Meere und Wüsten:
 mit laufendem Fackelschein, und Trommeln, und Musik-Chören.
 Aufgezäumt, geschmückt mit Blumen,
 strahlend aus Azur-Augen,
 führen sie heran mein Roß —

Du in den Welten!
 Von Dir gesandt! —

*

Ein ungeheurer Pauken-Wirbel herrscht über der Erde.
 Marsch-Musik erschallt.
 Gekommen ist die Stunde des Gesanges.

*

Eine Weide, babylonische Weide,
 steht ragend auf der Erde.
 Die Äste hingegen sausenden Winden,
 ihre langen Zweige peitschen um die rollende Erde,

und langen hinaus in die Fluten des Himmels.

An ihrem Stamme hauste ich einst.
In irdischen Stammes Liebe zärtlich angelehnt das Haupt,
sah ich hinauf, und sah die Sterne.
So sitzend: schauend: wurde ich alt.

Sfaira der Alte bin ich, Sfaira der Ewige:
Ich verlasse jetzt die Weide:
ich besteige das Roß.
Ich schwinde im Sturm des Lichts.
Ich ziehe ein in meine schimmernden Himmel.

* * *

III.

Gegenüber dem Atair:
Da strahlt eine Sonne.
Dahinter strahlt die zweite —: die zehnte Sonne:
schwebend in einer ungeheuren Wand von Glanz.

Es zucken Zeichen. Es winken Signale.
Es wogt ein Strahlen-Thor.

Ich reite heran.
Ich reite ein. Ich durchreite die Glanz-Wand.
Ich reite auf der Bahn des großen Glanzes.
Ich reite durch ein ewiges Glanz-Jahr.
Und ich lebe den Glanz. Und lobpreise den Glanz.

*

Ich bin hervorgebrungen aus dem Glanz —
schaut mich Glanz-Geborenen!
Ich finde mich wieder in einem Spiegel:

Ich ward ein Jüngling in goldenem Haar.
Mich schmückt ein blaues Äther-Gewand,
mich umkreist ein lichter Kristall-Gürtel.

Ich trage einen Hut bekränzt mit Sternen.
 Aus meiner Brust entsproß ein Rosenstrauch,
 den umschwirren goldene Bienen.

*

Ich trabe heiter durch den Tierkreis.
 Trabe aus den Zeiten in die Weiten
 unter dem goldenen Laub weltseliger Bäume:
 sonnehaft: der himmlische Held.
 Summend träumerischen Frühling-Sang.
 Aus der Licht-Mähne meines Rosses
 rinnt Kometen-Licht in die Welten-Stürme.
 Sein goldener Schweif fegt über die Milchstraße;
 hinter sich her schleift es die Sphären.

Steinbock: Löwe: Widder: fahret wohl!

*

Zuschauer sind die Welten:
 Ich reite durch die Pforte des Orion.
 Anlehnen zwei riesige Giganten;
 halten Wache — flüstern
 in der ewig-hellen Nacht —
 schwere Stein-Hände auf glühenden Herzen.
 Ihre Keulen erzittern, da ich einreite —
 ihre Augen starren auf mein goldenes Haar —

Zuschauer sind Canopus und Arctur.

*

Ich reite vorüber dem Sternbild des himmlischen Zechers.
 Vorüber schon dem Bilde der Blüte des Chaos.
 Fernhin, fernunten: schnell sinken sie hinunter.
 Rasend schnell unter.

*

Ein Brausen kommt vor mich.
 Verwogt dann leise:
 Gefühl in himmlischer Sprache.

Neben mir erflimmern heilige Herz-Lichter.
Chöre der Aeonen rühren sich.
Und die Wandelsterne sind am Weg versammelt.
Da kommen, da kommen herunter die himmlischen Licht-Stürze
Da spielen, da spielen über mich hinweg die seligen Pole.

Es läuft das Roß. Es tönt mein Äther-Gewand.

Der Rosenstrauch vor meiner Brust
duftet, und die Bienen schwirren.

*

Die Plejaden tanzen mir entgegen:
halten Himmel-Sträuße in den Händen.
Ihr Schönen —: Aber was sollen mir die Blumen?
Einst gehörte mir die ganze Erde,
fern, ganz fern die selige Erde.
Die drehte sich in ihrem eigenen Himmel,
trieb die schönsten Blüten aller Himmel.
Und alle blühten mir.
Seht es mir an!

Der Rosenstrauch vor meiner Brust
duftet, und die Bienen schwirren.

*

Aber du dort: Einsamste Tänzerin in fernsten Licht-Nebeln:
Du Rätselvolle Leuchterin im letzten Äther-Licht:
Du einst mir Gesandteste: einst mir Verwandteste:
einst durch tausend Traum-Bilder von mir Genannteste:
Liegt hier deine Heimat? — steht hier dein Haus? —

*

Im Himmel eine singende Stimme.
Sie erstirbt. Sie ersteht
in Klängen des ewigen Lebens.

*



Es läuft das Roß. Es tönt mein goldenes Haar.

*

Feuer-Ströme überlaufen den Himmel.

„Du —: Wer bist Du —?“

Aus einem Schall-Schlund

wirbelt eine Stimme gegen mich an.

Steil aufgerichtet

ragt

ein dunkler Riese —

erhobene Arme —

und sperrt die Bahn —

Hinter ihm erscheint eine Brücke.

Aber die Worte: da sie sich mir nahen:

da kehren sie um —

fliehen vor mir — entsetzt schreiend —:

sie zersplittern in Staub.

Letzter Schrei.

Frage keiner mich mehr!

Fürwahr: an mir zergeht scheinend jede Frage.

Ich reite auf den Riesen ein —:

Reite durch den Geist durch —: Durch Luft.

*

Hinter mir liegt —: Luft.

Hinter mir das All — das durchrittene All.

In mir verhallt jetzt grausig-göttlich seine letzte Melodie.

*

Vor mir steigt die Brücke.

Es schnaubt das Roß. Es tönt mein Licht-Gürtel.

Schon reite ich oben auf dem höchsten Joch.

Blicke zurück in die ewigen Ozeane

drunten, wo alle Sonnen untergingen.

Da geschieht, was mir geschieht:

Aus meiner Brust löst sich der Rosenstrauch:
löst seine Wurzeln —
alle Ader-Wurzeln meines Herzens —
weht — er weht — weht
— von dem höchsten Joch —
über die Brücke in die Tiefe unter —

Ihm nach schwirren alle goldenen Bienen.

*

Auf dem höchsten Joch
halt' ich das Roß an. Eine Stunde.
Ich hebe die Hände auf: Ich segne die Welten.
Ich im Äther-Gewand:
Ich streiche über mein goldenes Haar:

Ich bin der Vollkommen-Träumende
auf dem höchsten Joch.

*

Da wiehert ein Roß:
Posaune.
Mein Roß antwortet:
Pauken-Wirbel.
Es endete der Glanz.
Begann eine tiefe Dämmerung.
Am Brücken-Ende
lehnt ein dunkler Held erwartend an ein Roß.
Manchmal durchfliegt den Wind ein Funken:
überleuchtend sein Gesicht.

Er hebt die Hand;
winkt einen Gruß —
sofort schwingt er sich aufs Roß.
Das donnert ab —

*

Wir reiten nebeneinanderhin.

Die Rosse sprengen dahin. Sie eilen. Eilen.

Manchmal schau' ich stumm zu Ihm hinüber:
 Du in den Welten.
 Hinter deiner Stirne kreisen die unendlichen Sonnen
 in Uranfang der Freiheit:
 in der ewigen Seligkeit.
 Du trägst sie, wie Du einst die Erde trugst
 durch die rollenden Äther-Wogen:
 Stolz in Demut.

Manchmal schaut Er stumm auf mich herüber:
 Du in den Welten.
 Schön bist du:
 In deinem Antlitz dämmert noch nach ein Schimmer
 deiner zaubrischen irdischen Jahre,
 vermählt mit Licht, geliebt von Finsternis.

*

Wir reiten nebeneinanderhin.
 Die Rosse sprengen dahin. Sie eilen. Eilen.

*

Jahre schon reiten wir durch Funken-Wirbel.
 Durch sprühenden Sturm.
 In einer immer helleren Zone fliegender Glut.
 Lauter: immer mächtiger: schallt Gesang.

*

Unsre Augen haben sich geschlossen.
 Wir wehen nebeneinanderhin.
 Scharf gegen den Herd der großen Glut.

Die Rosse brausen dahin. Sie stürmen — orkanen
 durch ungeheure Jahrtausende des Gesanges.

*

Du in deinen Welten, einmal flüsterst Du dunkel:
 Bruder, was wir einst sangen:

Es war hiervon ein Klang.

*

Die Rosse stehn.
Unsre Augen gingen auf.
Wir halten vor der Flamme.
Lohenden, rauschenden Flamme.
Groß füllt sie aus die höchste Nacht.

*

Wir sitzen ab. Entlassen die Rosse.
— Zurück in die Welten jagen sie funkend —
bäumend — wiehernd — fernabklingend —

Hier brauch' es der Rosse nicht mehr.
Hier ist das Ende. Hier ist die Flamme.
Wir treten heran. Wir halten die Wache
vor der Flamme —

Drin die Gottheit sich verglüht im Feuer.
Drin die Gottheit sich erneut aus Feuer.

* * *

Ruhig steht. Ruhig steigt die Flamme.
Die rauschende Flamme.
Die Flamme.

* E N D E *

BRIEFE

von

RICHARD DEHMEL

(Gest. 8. Februar 1920)

An Alfred Mombert

Lieber Alfred!

Blankenese 26. 7. 1909

Jetzt ist's überstanden. Überwunden noch nicht, das wird lange dauern; der Verlust war zu unerwartet. Ich danke Dir für Deinen

Brief. Ich erhielt ihn, als ich gerade den Nachruf geschrieben hatte, den ich gestern an Liliencrons Grab sprechen mußte. Ich hatte eben dem Z. meinen Entwurf vorgelesen, und wir saßen beide mit strömenden Tränen, da kam Dein Brief. Ach Alfred, was ist der Mensch! welches Wunder von Schwäche und Kraft! Wie er auf dem Krankenbett lag, den ich immer bloß als Gesundesten kannte! Mit einer Stecknadel hatte er sich einen Zettel an die Tapete geheftet, auf den er mit seiner zitternden Hand den Namen seiner Krankheit geschrieben hatte, und nun las er mit seiner röchelnden Brust nur diese medizinischen Worte vor, Silbe für Silbe gebrochen herausstoßend, mit einer Stimme, halb wie ein verwundertes Kind, halb wie ein verletztes Tier, ganz unbegreiflich. Und dann: „wenn ich nur schlafen könnte! Seit sechs Tagen nicht geschlafen, Richard!“ Und dann — (Alfred, Alfred, was ist der Mensch!?) — seine Augen qualvoll entzückt zur Zimmerdecke erhebend: „ich sehe immer Alexanderzüge da in der Stuckborte — Alexanderzüge, Richard! — und Geschichten von fremden Sternen!“ — Und dann noch einmal: „Wenn ich nur endlich schlafen könnte!“ — Nun schläft er — und wacht erst recht über uns. Was ich an ihm verloren habe, kann ich nur dadurch ein wenig ersetzen, daß ich Dir zu sein versuche, was er mir gewesen ist. Wir wollen ihm „die Birke schenken“ — — —.

Dein Richard

An Daniel Jacoby

Verehrter Herr Professor!

Blankenese 23. 8. 1909

Sie haben mir eine große Freude bereitet. Sie sind einer von den nur drei Lehrern, die mir Unvergessliches ins Leben mitgegeben haben, nämlich nicht Kenntnisse, sondern Erkenntnis. Wie Sie uns dummen Jungen „Emilia Galotti“ vorlasen, mit Ihrer brüchigen, leidenden, aber aus tiefstem Verständnis machthabenden Stimme: damals hat mich zum ersten Mal, mich Unbändigen, die veredelnde Kraft des männlichen Geistes erschüttert. Oft habe ich an diese Stunde zurückgedacht, und mehr als einmal wollte ich Ihnen, nachdem ich reif dazu geworden war, ein Zeichen meiner Dankbarkeit senden. Aber ich wußte nicht, ob Sie noch lebten, und wo ich Auskunft darüber erhalten könnte; nun bringt mir der Tod meines Freundes die Auskunft. Sie haben Recht: Liliencrons grenzenlose Liebenswürdigkeit, so unsterblich sie war, enthielt doch viel sokratische Ironie — und es würde geradezu ein Unding sein, alle Äußerungen

seiner Gnadensonne an die Öffentlichkeit zu bringen. Ich habe mir aber doch Abschrift von der anbei zurückfolgenden Postkarte genommen und werde erwägen, ob ich sie (mit Ihren Huldigungsversen zusammen) in die von mir geplante Auswahl aus seinen Briefen aufnehmen kann, ohne Sie in den Schwarm der Dilettanten zu schieben; es werden freilich Jahre vergehen, bis die Arbeit beendet ist. Daß Sie von mir einen Schulaufsatz aufgehoben haben, setzt mich eigentlich in Verlegenheit. Ich hatte nämlich als Schüler noch gar keine „literarischen Ambitionen“ und brach solche Aufsätze stets übers Knie. Nur an einen erinnere ich mich, bei dem ich mir — und zwar in der Tat unter Ihrer Ägide — etwas Mühe gegeben habe, weil Sie uns die Wahl des Themas freigestellt hatten; es war eine Antikritik zu Schillers Kritik am „Egmont“. Wenn es der etwa sein sollte, den Sie aufgehoben haben, dann würde es mir trotz aller Verschämtheit doch einiges Vergnügen machen, ihn jetzt wieder in die Hand zu bekommen, und Sie werden mir das Heft wohl gern überlassen. Ich habe inzwischen verschiedene Aufsätze geschrieben, an denen hoffentlich nichts mehr zu „korrigieren“ ist, und erlaube mir, den Sammelband als Gegengabe zu überreichen. Und erlaube mir, außerdem einen Band beizufügen, der eine kleine, aber großgemeinte Fruchtspende für das von Ihnen empfangene Samenkorn vorstellen soll. Mit einem von Herzen kommenden Gruß

R. Dehmel

An Charles Andler

Verehrter Herr Professor!

Blankenese 18. 9. 1909.

Es war mir keine Mühe, sondern eine Freude, Ihren Essay*) durchzusehn. Allerdings eine etwas beschämende Freude; denn noch kein deutscher Ästhetiker hat Liliencrons Poesie bis jetzt so umfassend und gründlich abgeschätzt. Besonders die Nachdenklichkeit seines Wesens ist noch nie so deutlich beleuchtet worden; und ich könnte höchstens den Einwand erheben, daß Sie in Ihrer Entdeckungslust ein gar zu scharfes Licht darauf werfen. Infolgedessen schlägt im letzten Kapitel Ihre bis dahin ganz psychologische Kritik unwillkürlich ins Ideologische um und wirkt durch diese Einseitigkeit gröber, als wohl eigentlich Ihre Absicht war; ich glaube, Sie könnten mit

*) „Detlev von Liliencron“, *Revue de Paris*, 15. Okt. 1909. Fortsetzung 1. Nov. 1909.

wenigen Worten Ihr strenges Schlußurteil etwas mildern, und ich habe mir daher erlaubt, Ihnen an den Rand des Korrekturbogens ein paar andeutende Notizen zu schreiben. Da Sie überdies aus meiner Grabrede einige Stellen citieren wollen, wird ja der Schluß Ihrer Betrachtung schon deshalb milder im Ton werden müssen. Mit Ihrem Vorhaben, eine vollständige Übersetzung der Grabrede in der „Revue Germanique“ zu veröffentlichen, bin ich natürlich gern einverstanden; der im „Literarischen Echo“ erschienene Wortlaut ist in der Tat der richtige. All solcher Austausch geistiger Güter dient ja am besten dem „Ideal einer neuen romanisch-germanischen Kulturepoche“; sobald der Austausch ein regelmäßiger würde, wäre das Ideal doch verwirklicht. Und warum sollte das nicht erreichbar sein? Angebahnt war dieser Bildungsverkehr ja schon im gothischen Mittelalter bis zur frühen Renaissance, und nur die vermaledeiten kirchlichen Kriege haben ihn damals abgebrochen. Das ist jetzt nicht mehr zu befürchten; und wie glücklich könnten sich die Naturanlagen unsrer beiden Nationen ergänzen! Ich habe schon mehrmals dafür in französischen Blättern plaidiert, zuletzt im „Siècle“ 1905 auf ziemlich ausführliche Weise; ich werde auch wieder die Rundfrage des „Gil Blas“ beantworten, die Ihr Schützling Guilbeaux mir zugestellt hat, muß mich diesmal aber kurz fassen, weil ich entsetzlich mit Arbeit überhäuft bin. Das Eine ist sicher: Deutschland und Frankreich vereint, könnten ganz Europa in Schach halten, auf allen Feldern der idealen wie der realen Politik.

In der Hoffnung darauf

Ihr Dehmel

An Chr. Flaskamp

Sehr geehrter Herr Flaskamp!

Blankenese 26. 6. 1910

Ich habe Ihnen bereits geschrieben, daß ich Ihnen religiös näher stehe, als Sie ahnen. Schon vor 10 Jahren, als meine erste Frau (wir sind Beide Dissidenten) unsere Kinder aus den üblichen Nützlichkeitsgründen taufen lassen wollte, sagte ich ihr: dann wenigstens katholisch! Sie hat sie daraufhin ungetauft gelassen, zu meiner Freude —, denn ich bin der Meinung, daß die Taufe und überhaupt die Aufnahme in irgend eine „sichtbare Gemeinschaft“ erst an einigermaßen reifen Menschen vollzogen werden sollte. Ich selbst bin aus der protestantischen Kirche nur deshalb ausgetreten, weil ihre Versteifung auf logische (genauer gesagt: intellektuelle) Dogmen den spontan religiösen Instinkt unterbindet. Ich wäre wahrscheinlich allerdings auch aus der katho-

lischen Kirche ausgetreten, denn die ist heute fast ebenso antireligiös (also im ursprünglichen Sinne antikatholisch) in sensuellen Dogmen erstarrt. Wir wollen uns doch nicht verhehlen, daß heute der heilige Franciscus vom katholischen Klerus genau so als Erzketzler, oder vielmehr sogar als Heide, exkommuniziert würde, wie die protestantische Orthodoxie Luthern hinausmaßregeln täte. Ich begreife natürlich, daß ein katholisch Erzogener seine konfessionellen Dogmen und Riten, auch wenn er nicht zu den „Armen im Geiste“ gehört, als konstitutive Symbole verehrt; aber ohne mentale Reservationen geht's doch auch da, wie bei aller Symbolik, in der frommen Seele niemals von statten. Und jedenfalls wird ein echter Katholik nicht leugnen können, daß ein echter Heidenchrist, der sich aus Gründen der Wahrhaftigkeit (bitte nicht mit „Wahrheit“ zu verwechseln) solchen Reservationen nicht unterziehen will, ein wesentlicheres Mitglied der „unsichtbaren Gemeinde“ ist als irgend ein vorschriftsmäßig Getaufte, den der geistige Fittig der heiligen Taube nie im Innersten berührt hat. In dieser innersten, unsichtbaren Bedeutung darf ich mich ebenso gut einen Katholiken nennen wie z. B. Chesterton, vielleicht sogar einen besseren. Ich könnte sogar die Trinität, das Mutter-Mysterium und die Heiligen-Anbetung unter gewissen Klauseln anerkennen, wenn ich nicht wie gesagt in unsrer Zeit jede solche Verklausulierung für einen antireligiösen Kompromiß mit konfessionellen Borniertheiten hielte. Ich kann fast Alles unterschreiben, was Sie über die natürliche Lebenskraft und kulturelle Wirkungsmacht der katholischen Wahrheit sagen, speziell auch Ihre Ausführungen über den Protestantismus als eine Art Pubertätsperiode des germanischen Selbstbewußtseins; sogar Ihre Verteidigung der vielbeschriebenen letzten Encyclica würde ich vollkommen gutheißen, wenn der Papst sie in Ihrem Sinne erlassen hätte. Das ist dem braven Pius decimus aber leider nicht eingefallen, sonst hätte er nicht nachträglich dies klägliche „Bedauern“ geäußert; das Ganze war eben auf beiden Seiten — wie heutzutage beim Klerus immer — „viel Geschrei und wenig Wolle“. Auch ich glaube an die katholische Zukunft, aber die sichtbare Form der religiösen Weltgemeinde wird nicht eher ins Leben treten, als bis die Kirche ganz und gar mit ihrer atavistischen Ambition der politischen Weltmachtsstellung aufgeräumt hat; die ist ja nur ein Rudiment teils heidnischer teils jüdischer Traditionen der Priesterkaste, aber dies Rudiment verstopft und verschnürt das Wachstum des ganzen Organismus. Auch die Person Christi muß erst wieder von diesem irreligiösen Anstrich

gereinigt werden, der allmählich den Salvator Mundi zu einem Triumphator Naturae aufgeschminkt hat; und Sie sind in einem gewaltigen (richtiger: gewaltsamen) Irrtum, wenn Sie behaupten, der „Jesus von Nazareth“ in meinem Gedicht „Auf einem Dorfweg“, das sei nur mein Jesus, nicht der biblische. Es ist freilich nicht der katholische Christus, weder der alte echte Salvator noch der moderne gefälschte Triumphator, aber es ist der evangelische Jesus, der „bei euch alle Tage ist, selbst im Geringsten eurer Brüder“. Hier wollte ich eben einmal ganz klar den nur humanen Gottessohn der Protestanten transfigurieren, wie er dem himmlischen Übermut (ich könnte auch sagen: der göttlichen Natur) jener „Kindlein“ zum Opfer fällt, von denen er sagte: „Lasset sie zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich“. Wer den für meinen Jesus hält, der versteht nicht zwischen den Zeilen zu lesen; meinen Jesus finden Sie im letzten Traum der „Gottesmacht“ (Band VII meiner Gesamtausgabe) – und gerade er repräsentiert in dieser modernen Theurgie den alkatholisch divinen Christus, den ebenso übermenschlichen Salvator mundi, der viel zu gotteins mit der „Natur“ ist, als daß er über sie triumphieren möchte. Ich hoffe, Sie werden katholisch genug sein, um den grotesken Schluß dieses Traumes nicht als Blasphemie aufzufassen, wie das von Seiten frommer Schafe und unfrommer Böcke geschehen ist; der Hohn darin richtet sich ja grade gegen die menschliche Vernunft, gegen dies endliche Begreifenwollen jenes ewig unbegreiflichen Geistes, der „höher ist als alle Vernunft“. Deshalb verschmähe ich es auch, in Diskussionen über „Gott“ einzutreten oder gar über das Allerweltswort „Natur“; wenn man „natura naturans“ darunter versteht, ist's ja nur eine schwatzhafte Floskel für „Gott“, und die „natura naturata“ ist die mit Brettern vernagelte Welt. Das Allerheiligste läßt sich nicht erklären, sondern immer nur andeuten, mag dies nun in rhetorischer, mag es in poetischer Form geschehen, mit konventionellen oder mit originellen Symbolen. Religion zu predigen, ist nicht Sache des Dichters; Dichten ist religiöses Handeln. Einer kann nicht Alles tun; der Lehrer und Prediger weist den Weg zu Gott, der Künstler baut die Himmelsleiter. Wer darauf strauchelt, der lerne erst steigen, der Künstler hat einfach weiter zu bauen. Er gehorcht eben nur der Stimme Gottes, und diese Stimme heißt Phantasie. Sie spricht das unmittelbarste „Es werde!“; sie ist das „Wort, das im Anfang war“. Dies meine ich nicht bloß metaphorisch, sondern ganz und gar esoterisch – Phantasie ist die göttlichste Gotteskraft des ewig schaffenden Schöpfergeistes – und

alle vergebliche Mühe der Biologen, ein mechanisches Prinzip der „Entwicklung“ zu finden, läuft auf das eine Bekenntnis hinaus, daß die Entwicklung Gott selber ist, dessen Phantasie sich durch immer neue Formen auf all seine andern Wesenskräfte in unerschöpflicher Schöpfung besinnt. Dies ist auch die einzige Theologie, aus der heraus sich der „Geist des Antichrist“ und überhaupt alles Satanische als gottgewolltes Schöpfungsgebilde widerspruchslos begreifen läßt. Und nun werden Sie wohl auch begreifen, warum sich gerade die stärksten Künstler (religiös gesprochen: die göttlichsten) an konfessionelle Symbole nicht binden können, warum z. B. ein Michelangelo scheinbar viel heidnischer damit umspringt als etwa ein Fra Angelico, sie aber der wesentlichen Bedeutung nach viel christlicher und auch katholischer ausbaut, nämlich in den Geist der Zukunft hinein, obgleich er von seinen Zeitgenossen mit Feigenblättern bepatzt worden ist. Dem echten Künstler ist eben die werdende Kunst die höchste Manifestation des religiösen Mysteriums, höher als irgend ein rituelles, legendäres, dogmatisches oder sonst wie konventionelles Symbol, das ja nur durch vergangene Kunst zur Tradition geworden ist; Gottes schaffende Phantasie, als deren Werkzeug er sich fühlt, gilt ihm selbstverständlich für heiliger als alle seine noch so verehrungswürdigen, schon erschaffenen Phantasmen. Auch ist die Kunst die einzige Sphäre des menschlichen Allgemeingefühls, in der auch der teuflischen Wirklichkeit ihr göttliches Daseinsrecht verbürgt werden kann; jede andere Gemeinschaftsform, die religiöse im engeren Sinne wie die soziale im weitesten, selbst die zwischen beiden vermittelnde erotische, muß um der Selbsterhaltung willen jeden dämonischen Eigensinn mehr oder minder töricht verdammen. Deshalb erlangt auch in keiner Kunstgemeinde ein religiöses Urteil Geltung, das von konfessionell borniertem Standpunkt aus über ein Kunstwerk absprechen will. Sie haben zwar jetzt der „Lebensmesse“ gegenüber Ihr leichtfertiges Verdikt „dilettantisch“ auf „unzulänglich“ abgeschwächt, aber auch das begründen Sie nur mit konventionellen Postulaten, die auf meine Dichtung gar nicht anwendbar sind. Das Menschliche in meiner Dichtung schließt keineswegs Ihr Göttliches aus, die Seele der Menschheit ist ja doch Gott; wenn Sie die Demut vor der „Allmacht“ in diesen Streitgesängen vermissen, dann haben Sie einfach den Doppelsinn nicht begriffen, der in der Wendung „dem Schicksal gewachsen sein“ liegt, je nachdem man nämlich „Schicksal“ oder „gewachsen“ stärker betont. Und gerade die ideelle Erringung dieser stolzen Demut vorm Schicksal

(christlich gesprochen: Gottwilligkeit) im instinktiven Wechselspiel zwischen den Einzelfiguren und Chören, die ist die eigentlich heilige Handlung in dieser Messe einer mythischen Menschheit und zugleich die eigentlich künstlerische. „Unzulänglich“ wird sie wohl sein, wenn man sie auf den breitspurigen Boden der historischen Menschheit stellt. Unzulänglich in irgend einer Hinsicht ist schließlich jedes Menschenwerk. Was soll mir der Vergleich mit Shakespeare? Ein mythisches Oratorium ist natürlich kein Renaissance-Drama. Ich könnte den Spieß mit Bequemlichkeit umdrehen und Ihnen lang und breit beweisen, daß Shakespeares realfigürlicher Stil „unzulänglich“ für meinen Konflikt rein idealer Instinkte gewesen wäre. Ich will aber christlicher sein als Sie und schicke Ihnen anbei die Liste der gewünschten „rein lyrischen“ Gedichte, obgleich mir Ihr Anthologie-Prinzip einstweilen noch recht „problematisch“ ist. Mit einem lächelndem Gruß.

R. Dehmel

An Julius Meier-Graefe

Lieber!

Mitte Dezember 1910

Du hast mir mit Deinem *Marées*-Werk eine ausnehmende Freude gemacht: es kam gerade zu meinem Geburtstag an. Hoffentlich ist es Dir nun eine kleine Weihnachtsfreude, wenn ich Dir sage, daß es mir zwar eine Anstrengung, aber eine erhebende war, mich durch den Wälzer durchzuschlagen. Wirklich ein musterhaftes Werk! Ganz abgesehen von dem bewundernswerten Fleiß, der hier mehr ist als Gelehrtentugend, weil Ausdruck einer inständigen Begeisterung: noch gründlicher hat mich der Eifer erbaut, mit dem Du alles künstlerisch Bildhafte ins menschlich Vorbildhafte gedeutet hast. Das ist — mit dieser Planmäßigkeit, oder besser gesagt Beharrlichkeit — ein neuer Zug in Deiner Anschauungsart, an dem ich mir schmeichle, einigen Anteil zu haben; und es ist auch Deiner Schreibart zugute gekommen. Dein Stil ist noch nie so durchweg solid gewesen, so gezügelt bei aller Gelenkigkeit. Am deutlichsten kann man das daran merken, daß die Citate vom alten Herrn *Marées* und besonders von Fiedler nicht aus der Karre rutschen. Überhaupt: wie Du das Verhältnis des Hans zu seinen Freunden und Blutsverwandten dargestellt hast, das ist in jeder Hinsicht ein Beweis dafür, daß Stil- und Taktgefühl sich decken (*le style e'est l'homme*). Ich kann mir denken, was für Skrupel Du gerade bei Fiedler hast durchmachen müssen. Ich weiß sogar, daß er noch weniger Ahnung, als Du ihm zugestehst, von *Marées* hatte, ja

von der Malerei schlechtweg — (noch viel weniger z. B., als Du von der Dichterei, mein Teurer!). Er begriff in der Kunst nur das Konstruktive, nicht das Strukturelle; das ideell Harmonische, nicht das spirituell Organische. Noch 6 Jahre nach Marées Tod (1893, als ich das erste Mal aus Italien kam und Fiedler in München besuchte) wußte er z. B. an dem „Drachentöter“ nichts weiter zu rühmen, als daß „seit Cranach keiner verstanden habe, ein solches Rot richtig hinzusetzen“ (wörtlich so!). Ich habe das deshalb so genau behalten, weil mir an dem spezifischen Marées-Kenner, für den er damals doch galt, unbegreiflich war, wie man Cranachs rote Theatermäntel mit diesem Zaubermantel vergleichen könne. Und das tat er nicht etwa aus Reserviertheit (entschuldige das scheußliche Mischwort) — denn ich kam mit Empfehlungen von Hildebrand und Volkmann, und er gab mir nachher eine große Marées-Mappe und eine von seinen Schriften mit. Wenn er trotzdem in seinen Abhandlungen manchen allgemein wertvollen Satz über das Wesen der Kunst formuliert hat, so ist das nur ein Beleg dafür, daß man ein schlechter Praktiker und doch ein guter Theoretiker sein kann, in der Ästhetik wie allenthalben; er war eben ein vernünftiger Kerl, und die Logik im Kunstwerk ist schließlich dieselbe wie bei jeder andern geistigen Arbeit (bloß daß sie sich am konkreten Einzelfall schwerer feststellen läßt als in abstracto). Bei Dir liegt die Sache umgekehrt; Du hast von Hause aus weit mehr praktischen als theoretischen Kunstverstand (daher auch mehr Verständnis für die bildenden als für die sogenannten redenden Künste) — und doch stimmst Du in allen kritischen Dogmen (Wertregeln, Maßstäben) mit den abstraktesten Idealisten überein. Was natürlich nur ein gutes Zeichen für Deine konkrete Intuition ist. Und weißt Du, was mir den größten Effekt an Deiner ganzen Arbeit gemacht hat, in ästhetischer wie biographischer Hinsicht: daß man vollkommen ausgesöhnt wird mit der späten Anerkennung des Helden. Ich habe mir sogar gesagt: Eigentlich ist es ein wahrer Segen, daß man nicht schon bei Lebzeiten mit solcher Ehrfurcht gewürdigt wird. Man verlöre sonst — nicht etwa die Selbstkritik, sondern im Gegenteil (Du wirst mich nicht mißverstehen) die naive Selbstanbetung, das dämonische Glück der einsamen Andacht vor dem Gott in unsrer Brust; und daraus wächst doch wohl alles vorbildlich Menschliche. Also mit einem untragischen Weihnachtsgruß und Geburtstagsdank.

Dein alter

R. und D.

An Franz Servaes

Lieber Servaes!

Blankenese b. Hamburg 13. 12. 11

Du brauchst Dich gar nicht zu entschuldigen; ich bin bei Dir immerhin besser weggekommen als bei den meisten andern Kritikern. Aber was seid Ihr Herrn Ästhetikuse doch für superkluge Tiftelfritzen! Kein Wunder, daß Ihr dann den Dichter hinter derselben Türe sucht und gar so wenig Naivität bei ihm findet. Du hättest bloß sehen sollen, wie ich losgelacht habe, als ich Deine sinnige Glosse über den schwarzblauen Block las. Nein, mein Lieber, die blaue Brille habe ich dem schwarzen Karl lediglich deshalb aufgesetzt, damit man ihn bei dem Maskenfest von den übrigen Bergknappen gleich unterscheiden kann. Und ähnlich steht's mit dem andern allegorischen Unsinn, den Ihr mir gütigst wieder einmal unterlegt. Die Lise Lied zum Beispiel, die das Volkslied „symbolisieren“ soll, bloß weil sie den wohlklingenden Spitznamen hat und ein paar einfache Lieder singt — ja zum Teufel, was soll denn ein hergelaufenes Zigeunermädel sonst singen als Volkslieder? — Wenn Ihr ahntet, wie wenig das ganze Allegorische und Idealische von Belang ist, nicht bloß in meiner Komödie, sondern überhaupt im Leben! Was im „Michel Michael“ allegorisch aussieht, ist doch nichts als Begleiterscheinung des durchaus realen Maskenfestes; auch im wirklichen Leben hat ja jede Maske etwas Allegorisches. Und daß dieser Mummenschanz in Michels Traum deutungsvolle Hyperdimensionen annimmt, das ist gleichfalls bei jedem wirklichen Traum so; nur tritt es im kompakten Drama mit der typischen Steigerung auf, die in der Kunst allenthalben vonnöten ist, wenn sie nicht in der psychologischen Detailkrämerei des Naturalismus verkümmern will. All dies Traumhafte dient doch aber nur dazu, den wirklichen Lebenskampf in Michels Seele wahrnehmbarer auszugestalten, aus seiner unklaren Triebhaftigkeit zu klarer Handlung hinzuführen; wenn man diesen Kunstbegriff, instinktive Impulse und visionäre Motive des Helden sichtbar zu machen, symbolistisch nennen will, dann sind auch Kleist und Shakespeare Symbolisten gewesen, von Goethe und Calderon garnicht zu reden. Wer meine Komödie in der Tat mit naiven Blicken betrachtet, der muß doch schon aus den Prologen merken, daß ich auf alle Idealfexerei hier pfeife. Und auch innerhalb der Handlung: über mein angebliches Gartenstadt-Ideal macht sich doch Eulenspiegel zur Genüge lustig, und die Lise desgleichen. Was gehn euch überhaupt meine Ideale an? Ich bin kein Prediger, sondern ein Dichter! Ich benutze die Glaubensmeinungen der Zeit-

genossen stets nur als Mittel zu zeitlosen Darstellungszwecken. Hier habe ich die Glücksjägerei eines gewissen Michel Michael dargestellt, d. i. eines tatenlustigen Kerls aus dem Volk, der trotz aller Enttäuschungen durch die Gegenwart, eben weil er ein mutiger Kerl ist, immer zukunftsfreudig bleiben wird. Daß er über sein famoses Neuland-Projekt später einmal ganz anders denken und dann wieder ein neues Luftschloß bauen wird, das scheint mir nach dem Präcedenzfall mit seinem nicht minder famosen Stadt-Projekt ziemlich sicher. Wenn wirklich irgend eine Moral aus dieser Komödie gezogen werden darf, dann ist es höchstens (wie bei jeder Komödie) eine negative: von der Eitelkeit und Nichtigkeit aller Volksbeglückerei. Die hat allerdings eine positive Kehrseite: nur Selbstbeglückung ist wirkliches Glück. Aber das wird nirgends nach Idealistenmanier gepredigt, sondern steckt ganz und gar in der Handlung; schließlich läßt sich ja jeder natürliche Konflikt in eine moralische Antithese übersetzen. Der Gang der Handlung führt hier eben zu dem Ergebnis, daß ein Mensch auf der Suche nach äußerem Glück durch allerlei unausbleibliche Quertreibereien zu seinem inneren Glück zurückfindet, daß er sich unter dem feindlichen Eindruck des widerspruchsvollen Kulturrummels auf sein Urnatürlichstes besinnt, auf die unbeirrbar Stimme seiner Liebeskraft und Schaffenslust. Das ist der einfache rote Faden meines angeblich schwarzblau verzwickten Possenspiels. Und daß ihn Leute, die einfach aufpassen, ohne Mühe finden können und ihr rein menschliches Vergnügen dran haben, das hat der nicht bloß stürmische, sondern geradezu jubelnde Beifall bei der Hamburger Erstaufführung bewiesen. Natürlich hat dann die kritische Camorra, die allmählich aus ihrem Vehmrichterbund schon zur Totschlägerbande ausgewachsen ist, das Publikum mit der tiefsinnigen Entdeckung kopfscheu gemacht, der Beifall habe nicht dem Dramatiker, sondern dem „berühmten Lyriker“ gegolten. Merkwürdig ist bloß, daß ich als Lyriker von den Herren Kritikern auch immer Hundsloden geerntet habe, und daß mir übrigens auch das Publikum bei meinen lyrischen Vorträgen noch niemals solchen Beifall gespendet hat, noch nicht den zehnten Teil davon. Einstweilen also erlaube ich mir, mich trotz euern wohlmeinenden Warnungen doch für einen bewährten Dramatiker zu halten, der sich auch weiter bewähren wird. Ihr mögt immerhin sagen, daß ich nicht fähig sei oder doch nicht vollkommen fähig, euern „innersten Herzpunkt erwärmend zu treffen“; das habt ihr mir ja nach jedem meiner Bücher gesagt, bis ihr mit der Zeit dahingekommen seid, daß andre

Leute sich dran erwärmen. Ihr dürft auch bei jedem meiner künftigen Bücher mit vollstem Recht verkündigen, daß mir „das Letzte und Höchste noch nicht gelang“; das gelingt den Dichtern nämlich immer erst, wenn sie bereits so lange tot sind, daß sämtliche Herren Ästhetiker ihren innersten Herzpunkt an den Rockschößen des „verewigten Meisters“ erwärmen können. Bis dahin aber hoffe ich euch noch manchen „geschmacklosen“ Anlaß zu geben, daß ihr eure taktvollen Taschentücher gegen meine Bausteine schwenken könnt.

Mit einem ganz bescheidenen Gruß
Dein alter, noch immer zu junger
Dehmel

TAGEBUCH

von

LEO TOLSTOI

(Schluß)

12. Juli 1903. Jassnaja Poljana.

Zwei Tage lang Herzanfälle. Jetzt, morgens, noch kein Anfall. Nachts etwas sehr Wichtiges gedacht:

1. Uns verwirrt der Begriff der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit. Das kommt daher, daß wir unwirklichen, scheinbaren Erscheinungen Wirklichkeit zuschreiben, den zeitlichen und räumlichen Erscheinungen nämlich. Diese Erscheinungen stellen sich uns als unendlich dar. In Wirklichkeit aber existieren sie gar nicht und können daher weder endlich noch unendlich sein. Wirklich existiert nur das Geistige, und dieses ist nicht etwa unendlich, sondern es kann ihm kein Attribut der Endlichkeit oder der Unendlichkeit beigelegt werden. Wir sehen in unserem Leben die Erscheinungen in einer gewissen Reihenfolge — in Raum und Zeit — und denken uns diese Reihe über unser Leben hinaus fortgesetzt. Hierin liegt eben der Irrtum. Der Irrtum liegt darin, daß wir unser Leben für etwas Vorübergehendes halten, die Welt aber als das unveränderlich Dauernde, während in Wirklichkeit unser geistiges Leben unveränderlich ist, auf das die Begriffe Endlichkeit und Unendlichkeit nicht passen. Die Welt aber mitsamt der Bewegung ist nur eine vergängliche Erscheinung, die von unserer Vorstellung abhängt.

2. In der Medizin gibt es zwei Irrtümer, die beide Extreme darstellen. Der eine ist die größtmögliche Verfeinerung der Untersuchungsmethoden, mikroskopische Untersuchungen, wo so leicht Fehler vorkommen können (Phagozyten usw.), der zweite die plumpe Vorstellung des Organismus als eines Mechanismus, den man mechanisch oder chemisch ausbessern könnte.

3. Es gibt unzugängliche, unangenehme, ungerechte, böse Menschen, die aber doch hin und wieder sich zu Gott zurückfinden und dem Guten und der Wahrheit zugetan sind. In solchen Zeiten kann man ihnen alles verzeihen. Es gibt aber auch angenehme, gute Menschen, die nie zur Erkenntnis der reinen Wahrheit und des Guten gelangen. Und diese Menschen sind noch schwerer zugänglich. (Nicht gut, nicht wahr.)

15. Juli.

Noch immer kann ich nicht schreiben. Die Gedanken sind nicht klar, und ich habe keine Lust; indes klären sich unerwarteterweise einige Gedanken zur Definition des Lebens. So dachte ich heute:

1. Es ist nicht richtig, Perioden des klaren und unklaren Bewußtseins (Schlaf, Wahnsinn) der Zeit nach zu unterscheiden. Es gibt nur ein außerzeitliches Wesen, das eben mein Ich ist. Meine Beschränktheit verdunkelt es mehr oder weniger, wie die Wolken oder die Atmosphäre die Sonne verdunkeln, aber es ist immer dasselbe zeitlose Bewußtsein.

2. Man sagt: nur das ist die wahre Unsterblichkeit, bei der meine Persönlichkeit fort dauert. Aber meine Persönlichkeit ist auch das, was mich quält, was mir von allem in der Welt am meisten verhaßt ist. Auf ewig mit dieser Persönlichkeit verbunden zu sein, wäre eine wirkliche Ahasverus-Qual.

16. Juli 1903. J. P.

Der Magen ist noch immer in Unordnung. Mit dem Arbeiten will's nicht gehen.

Heute, im Bett, fiel mir etwas sehr Wichtiges ein:

1. Man kann nicht vorsätzlich einschlafen, wohl aber kann man vorsätzlich erwachen. Man kann nicht vorsätzlich etwas lieb gewinnen, wohl aber kann man sich in einer leidenschaftlichen Aufwallung zurückhalten. Die Hauptsache ist, man kann nicht willkürlich einschlafen. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß nur das Leben, das sich im Bewußtsein offenbart, das Unzerstörbare, einzig Reale ist; alles übrige ist nur etwas, das dieses Leben verhüllt.

2. Leben ist nur das, was sich im Bewußtsein vermittelt des Bewußtseins offenbart. Dieses Leben ist zeit- und raumlos.

3. Ich sagte und dachte früher, daß das Leben Bewußtsein sei. Das ist falsch. Das Leben ist das, was durch das Bewußtsein offenbar wird, und es ist immer und überall vorhanden, d. h. es ist außerzeitlich und außerräumlich. Unser Irrtum besteht darin, daß wir das für das Leben halten, was es verbirgt.

4. Die Liebe ist nicht das Urprinzip des Lebens. Die Liebe ist eine Folge, keine Ursache. Die Ursache der Liebe ist das Erkennen der eigenen Geistigkeit. Dieses Erkennen fordert Liebe und ruft Liebe hervor.

17. Juli 1903. J. P.

Die Gesundheit ist gut.

Heute, im Bett, fiel mir ein:

1. Leben nennen wir zweierlei: a) unsere Erkenntnis des geistigen Prinzips, wie es sich in der Welt offenbart, und b) die von uns in Raum und Zeit erschaute Erscheinung dieses Prinzips. In Wirklichkeit gibt es nur den einen Begriff des Lebens als Offenbarung des von uns erkannten geistigen Prinzips. Dieses allein ist wirklich; gäbe es dieses nicht, so existierte überhaupt nichts. Aus diesem allein entspringt alles, was wir wissen und was es auch sein mag, aus diesem entspringt auch der zweite Begriff, nach welchem wir als das Leben das bezeichnen, was wir nicht kennen und worüber wir nur nach der Beobachtung an anderen Wesen urteilen.

Wenn jemand behauptete, daß es noch einen dritten Begriff des Lebens gäbe, nämlich den, daß jenes das Leben sei, was sich in unserem Bewußtsein widerspiegelt, jener Urgrund des Seins, auf welchen alles zurückzuführen ist, so wäre dies ebenso unrichtig, wie die Auffassung, daß die von uns beobachteten Erscheinungen das Leben sind. Das, was allem zugrunde liegt, ist das, was wir Gott nennen, was wir nicht erkennen und nicht erkennen können, ob wir gleich wissen, daß es existiert. Die Erscheinungen in Raum und Zeit aber sind ebenso unbegreiflich, wie Gott, wenn sie auch beobachtet werden können. Das erste (Gott) kann nur erkannt, nicht beobachtet werden, das zweite (die materielle Welt) kann nur beobachtet, nicht erkannt werden.

Möchte für das Sammelwerk gern eine Erzählung schreiben; aber ich kann nicht, es will nicht gehen.

18. Juli 1903. J. P.

Auch dies im Bett gedacht:

1. Die Bewegung, der Begriff der Bewegung, ist nur möglich bei der Erkenntnis von etwas Unbeweglichem — unserm geistigen Wesen.
2. Die Bewegung, von der wir Kenntnis haben, ist nur ein Wachstum, eine Erweiterung und überhaupt jede Art Veränderung der Grenzen der Wesen. Gäbe es keine Veränderungen, so gäbe es auch keine Bewegung.

21. Juli 1903. J. P.

Meine Gesundheit ist immer gleich gut, ich lebe noch immer rein vegetativ. Versuchte ein Märchen zu schreiben, es ging nicht.

Heute, im Bett, fiel mir eine neue — nein, nicht neue, aber eine andere Formulierung der Definition des Lebens ein:

1. Das unendliche, geistige, außerräumliche, außerzeitliche Wesen, das heißt das, was wir als das Existierende ($\tau\acute{o}\ \delta\upsilon$) kennen, das wir aber nicht begreifen und dessen Eigenschaften wir nicht kennen, ist das, was wir Gott nennen. Dieses Wesen erscheint uns in körperlicher Form. Wir bezeichnen als Leben, als unser Leben unsere Erkenntnis dieses Wesens. Wir nennen auch die von uns beobachteten Erscheinungen dieses Wesens außerhalb von uns in Raum und Zeit Leben und nennen die Erscheinungen dieses Wesens in Zeit und Raum, die von andern beobachtet und uns mitgeteilt werden, unser Leben. Das erste ist das wahre Leben, das zweite ist eine Erscheinung des Lebens.
2. Mir fiel ein, daß weder die Form der Betrachtungen, noch die der Aufrufe, noch die der dichterischen Werke mein Verhältnis zur Staatsgewalt vollkommen ausdrücken kann und daß eine neue Form gefunden werden muß. Vielleicht suche ich sie schon.
3. Ich kann mir (und den andern) nicht oft genug wiederholen, daß es dreierlei Bewegungsgründe des menschlichen Handelns gibt: a) das Gefühl, das der Umgang des Menschen mit anderen Wesen erregt, b) Nachahmung, Einfluß, Hypnose, und c) vernünftige Überlegung. Auf eine Million Handlungen, die durch die beiden ersten Beweggründe veranlaßt werden, kommt immer nur eine Handlung, die aus vernünftiger Überlegung stammt. Dieses Verhältnis hat auch hinsichtlich der Handlungen des einzelnen Menschen statt, das heißt auf eine Million Handlungen des einzelnen Menschen entfällt immer nur eine, die auf vernünftige Überlegung zurückzuführen ist, während alle übrigen durch die beiden erstgenannten Beweggründe veranlaßt werden. Dasselbe gilt von Gruppen, Verbänden usw.

Der Papst, seine Wahl und Seraphim. Wie illustriert dies doch die Macht der Einflüsterung!

25. Juli 1903. J. P.

Habe drei Märchen geschrieben. Sind noch schlecht, können aber noch ordentlich werden.

Dachte dreierlei. Werde mich zu erinnern suchen.

1. Man wendet sich an den Zaren und rät ihm, dies und das zu tun fürs allgemeine Wohl. Auch ich habe das getan. Man erwartet Hilfe von ihm, Taten; und er selbst kann sich kaum halten. Es ist geradeso, wie wenn man einen Menschen, der sich mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte, mit Nägeln und Zähnen, an einen Ast klammert, der über einen Abgrund hinaus hängt, bäte, einen Balken auf eine Mauer heben zu helfen.

2. Alle Staatsfreunde begründen die Notwendigkeit des Staates damit, daß sie sagen, kein Verband von Menschen, auch nicht einmal der einzelne Mensch, könne ohne den Staat seine Ziele (wie sie es nennen) erreichen. Das ist geradeso, wie wenn man sagen würde, daß das seit Jahrhunderten zahme Haustier seine Ziele nicht anders erreichen könne als indem es eingeschlossen und in Gefangenschaft lebe.

3. Gott wollte, wir sollten glücklich sein; darum pflanzte er das Verlangen nach Glück in unsere Seele ein. Aber er wollte, daß alle glücklich wären, nicht bloß einzelne Menschen. Und die Menschen sind darum auch unglücklich, weil ihr Streben nicht auf das allgemeine Glück, sondern auf das Glück der eigenen Person gerichtet ist. Das höchste Glück der Menschen ist: geliebt zu werden, darum ist dieser Wunsch auch in jedes Menschen Herz gelegt (verkehrt drückt sich dies durch Eigenliebe und Eitelkeit aus). Doch um geliebt zu werden ist es wohl nötig, selbst zu lieben.

Heute, 27. Juli 1903. J. P.

Die Gesundheit ist gut. Ich erhole mich und — sonderbar! — fühle zugleich die Annäherung des Todes. Habe das Märchen verbessert. Nicht gut. Gestern und heute steht es mit der Gesundheit wieder schlechter, Arme und Beine schmerzen, auch der Magen tut mir weh.

9. August 1903. J. P.

Die ganze Zeit her gesund. Habe in einem Tag „Vater und Tochter“* geschrieben. Nicht schlecht. Das Märchen beendet.

* „Vater und Tochter“, später „Und Sie sagen . . .“ betitelte Tolstoi

Heute muß ich etwas sehr Seltsames eintragen. Menschen, die man nicht leiden kann, nenne man in Gedanken „Lieber“, „Armer“. Lieber A., lieber B., lieber Pobjedonoszew. Es ist dies Selbsteinflüsterung. Man wendet die Aufmerksamkeit sofort und unwillkürlich auf jene Eigenschaften hin, die in N. N. gut sind, und findet solche immer.

12. August 1903. J. P.

Gesundheit sehr gut. Hitze 32°. Gestern ein Gespräch mit Ljowa und Nikitin. Ich setzte meine Weltanschauung auseinander. Aus diesem Gespräch sind zwei Dinge einzuschreiben:

1. Die Wahrnehmung der Materie ist die Wahrnehmung verschiedener Grenzen der Wesen.
2. Wenn ein Streit entbrennt über die Frage: Was ist die Grundlage: die Materie oder das geistige Wesen? so kann die Antwort gar nicht zweifelhaft sein. Die Kenntnis der Materie schöpfen wir aus unserer Vorstellung, die auf Eindrücken beruht; von uns selbst, unserem geistigen Wesen aber haben wir das allergewisseste Wissen.

20. August.

Erst heute habe ich die Märchen zu Ende gebracht, und nicht drei, sondern nur zwei. Bin unzufrieden. Dafür ist aber „Und Sie sagen . . .“ nicht übel. Gesundheit immer gleich gut. Heute fahre ich nach Pirogowo.

Hatte manches einzuschreiben, habe es aber vergessen. .

1. Eine Kleinigkeit. Hat man einen Namen vergessen und fragt man einen andern darum, so wird dieser angesteckt und vergißt ihn auch.
2. Lerne leben in der Zeit einer Umdrehung um dich selbst: „Vervollkomme dich!“ „Seid vollkommen wie euer himmlischer Vater.“ (Das übrige vergessen.)

27. August 1903. Jass. Polj. Nachts.

In Pirogowo gewesen. Serjoscha* besser als ich erwartet hatte. Mich gefreut mit Mascha. Das dritte, weggelassene Märchen hinzugefügt. Bin gesund, reite viel; gestern in Tapykowo gewesen.

anfänglich seine Erzählung „Nach dem Ball“ (s. Tolstoi, „Nachlaß“, Band I, bei Eugen Diederichs, Jena, 1912).

* Tolstois Bruder Graf Sergej Tolstoi. D. H.

Beständig über Nikolaj I. nachgesonnen. Muß beendigen, sonst versperrt es andern Arbeiten den Weg.

Heute mit Tscherbak ausgeritten. Sprachen über die Freiheit des Willens. Habe, wie mir scheint, genau definiert, was wir Freiheit des Willens nennen:

1. Es gibt zwei Gebiete des menschlichen Lebens: das geistige und das körperliche. In beiden hat die Freiheit nicht statt. In beiden sind alle Handlungen und Erscheinungen Wirkungen von Ursachen, die ihrerseits wieder Wirkungen von entfernteren Ursachen sind. Weder in diesem noch in jenem Gebiet können die Handlungen oder die Erscheinungen als frei, das heißt nicht bedingt von Ursachen, gelten. Wenn demnach der Mensch sein Bewußtsein nicht aus dem körperlichen Gebiet in das geistige zu übertragen vermöchte, wäre gar keine Freiheit des Willens möglich. Da der Mensch aber sein Bewußtsein aus dem körperlichen Gebiet in das geistige übertragen kann und darin sogar das Wesen des menschlichen Lebens besteht, so ist der Mensch frei. Seine Freiheit besteht eben in der Möglichkeit, sein Bewußtsein aus dem körperlichen Gebiet in das geistige zu übertragen. Der Mensch ist unfrei im körperlichen Gebiet, und er ist ebenso unfrei im geistigen Gebiet. Aber die Unfreiheit im geistigen Gebiet ist nicht peinvoll und schwer zu ertragen, sondern beglückend. Diese Unfreiheit ist die Unterordnung des Menschen unter sein eigenes Gesetz; die Unfreiheit im körperlichen Gebiet ist aber stets peinvoll und schwer zu ertragen.

Darum: je vollkommener ein Mensch sein Bewußtsein aus dem körperlichen Gebiet in das geistige überträgt, desto freier ist er.

Morgen ist der 28. August 1903. Jassn. Polj. Wenn ich lebe, werd ich morgen 75 Jahre alt sein.

3. September 1903. J. P.

Lebe, bin aber nicht gesund. Am 29. ritt ich aus, das Pferd trieb mir auf den Fuß, kam ein Gelbsuchtanfall, ich bin ganz übel dran und kann das Bein nicht bewegen.

Der 28. war ein lästiger Tag. Die Gratulationen direkt lästig und unangenehm-unaufrichtig: Gratulationen der russischen Erde und ja erdenkliche Dummheit. Den Kitzel der Eitelkeit habe ich nicht gespürt. Vielleicht ist auch nicht mehr viel zu kitzeln. Es ist Zeit

Gedacht sehr Wichtiges, aber nicht zu Ende gedacht. Ich konnt darauf nachher zurück und will jetzt einschreiben, was mir sonst merkwürdig erschien:

1. Oft verwechsle ich die Leute: die Töchter, einige Söhne, Freunde, unangenehme Menschen, so daß also in meinem Bewußtsein nicht Personen, sondern Sammelbegriffe, geistige Wesen, sind. So daß ich mich nicht dann irre, wenn ich die eine Person für die andere nehme, sondern dann, wenn ich jede als einzelnes Wesen nehme. Unklar. Aber *je m'entends*.

2. Über Literatur. Gespräche über Tschechow. Im Gespräch mit Lasarewskij über Tschechow machte ich mir klar, daß er, wie Puschkin, die Form vorwärtsgebracht hat. Das ist ein großes Verdienst. Inhalt ist, wie bei Puschkin, keiner da.

6. September 1903. J. P.

Seit dem Unfall fühle ich mich sehr schwach. Hier war Dobroljubow, ein christlich lebender Mensch. Ich gewann ihn lieb.

Eine Menge Briefe, muß antworten. Einzuschreiben ist nichts.

8. September.

Gesundheit besser. Geschrieben Briefe und über Gott und über das ewige Leben.

Einzuschreiben:

1. Wer weiß nicht, wie ein Sinn den andern kontrolliert: ich sitze hier und erblicke einen Kasten; ich rücke näher und der Kasten erweist sich als ein Lampenglas und eine Wand; kreuzweise übereinandergelegte Finger fühlen zwei Kügelchen; der Spiegel; ich höre Schellengeklingel und es sind Truthennen; ein übler Geruch scheint auf Unrat hinzudeuten, aber es sind Eier usw. Gesicht, Gehör, Geruch, Getast, Geschmack — alles täuscht, und man wird der Täuschung inne, sobald man seine Lage verändert oder durch die Kontrolle eines anderen Sinnes. Daraus folgt, daß alles, was wir wahrnehmen, als solches ganz anders sein könnte, wenn unsere Lage eine andere wäre oder ein neuer Sinn dazukäme. In diesem Leben korrigieren wir im Laufe unseres Lebens die Sinnestäuschungen sehr bald. Ob nicht ein neues Leben mit seiner Veränderung der Lage und Sinne eine Richtigstellung aller Irrtümer dieses Lebens sein wird?

Überhaupt haben wir von allen Dingen, die wir kennen, ausgenommen unser eigenes geistiges Ich, nie eine unmittelbare Kenntnis, sondern bloß eine mittelbare, durch die Sinne. Die Eindrücke der Sinne, angefangen vom niedrigsten, können fort und fort vervollkommen werden; jedoch auch die vollkommensten Eindrücke können

nie ein vollkommenes Wissen vermitteln, und darum sind auch die Sinne einer unendlichen Vervollkommnung fähig.

2. Der Umstand, daß wir die Dinge als das, was sie an und für sich sind, nicht erkennen (ausgenommen unser eigenes geistiges Ich), beweist noch nicht, daß außer uns nichts ist und daß wir von ihnen überhaupt nichts wissen können. Die andern Wesen, die andern von allem übrigen unterschiedenen Wesen, existieren gerade so gut wie wir; unsere Berührung mit ihnen, unsere Empfindung sagt es uns und sagt uns auch, daß sie dasselbe sind, was wir sind.

3. Erstaunlich ist der Mangel an Voraussicht der Menschen, wenn wir aus Gier Dinge verzehren, die uns schädlich sind und obgleich wir wissen, daß uns daraus Leiden entstehen werden; erstaunlich ist der Mangel an Voraussicht, wenn wir unsre besten Güter vergeuden; aber ebenso erstaunlich ist der Mangel an Voraussicht, der die Menschen nicht an den Tod denken läßt, und die daher auch nicht an das Leben denken.

22. September 1903. J. P.

Schreibe seit einigen Tagen (seit mehr als einer Woche) ein Vorwort über Shakespeare. Gesundheit gut. Fuß heilt. Wenig Gedanken. Einzuschreiben sind drei Sachen. Gott sei Dank, ich bin innerlich ruhig und nicht böse.

6. Oktober 1903. J. P.

Gesundheit nicht fest und immer dieselbe Trägheit und Gedankenarmut. Schreibe beständig an dem Vorwort zu *Crospy*.

Eingeschrieben ist nur das Folgende:

1. Alle unsere Vorstellungen und Kenntnisse setzen sich aus zwei Elementen zusammen: aus dem Eindruck, den uns die Sinne vermitteln, und aus dem, was wir erwarten und wie wir uns den Eindruck erklären.

2. Je mehr eine Handlung durch die Verhältnisse einer größeren Anzahl von Wesen bedingt ist und je mehr sie in Abhängigkeit gestellt ist zu einer entfernten Zeit, desto sittlicher ist sie. Vollkommen sittlich ist eine Handlung nur dann, wenn sie durch ein Verhältnis zum Ganzen und zur unendlichen Zeit bedingt ist, oder wenn sie unabhängig ist von aller Zeit, d. h. wenn sie im Namen Gottes geschieht.

14. November 1903. J. P.

Fünf Wochen nicht eingeschrieben. Während dieser Zeit war ich mit Shakespeare beschäftigt. Die Arbeit wuchs an Umfang und ist

jetzt, wie mir scheint, beendet. Geistiger Energie kann ich mich nicht rühmen, doch ist mein seelischer Zustand gut.

Vor etwa drei Tagen erkrankte ich mit einem heftigen Gallenfieber. Ich dachte in Ruhe an den Tod; nur eine leise Ungeduld, der Wunsch, nicht lange leiden zu müssen, regte sich. Dies war gewiß nicht recht, denn die Leiden selbst können der ewigen Sache des Lebens dienen. Verstand wohl, daß dies möglich sei, aber nicht mit dem ganzen Wesen.

War in Pirogowo, mir scheint am 9. Das Wiedersehen mit dem Bruder war ein freudiges. Sein Körper löst sich, wie der meinige, auf, aber sein Geist wächst. Bei ihm, der so einfach und wahrhaftig ist, ist dies besonders erfreulich zu sehen. Als wir von seinem Kummer und seiner Krankheit sprachen, sagte er: „Gott hat sich nach mir umgesehn, wie die Bauern sagen.“

Im Büchlein ist eingetragen:

1. Wenn das Leben der Menschen unsittlich ist und ihre Beziehungen untereinander nicht auf Liebe begründet sind, sondern auf Egoismus, machen alle technischen Verbesserungen, Vergrößerungen der Macht des Menschen über die Natur: Dampf, Elektrizität, Telegraph, alle Maschinen, Dynamite, Robulite den Eindruck gefährlicher Spielzeuge, die man Kindern in die Hände gegeben hat.

2. Selbst die größte Vorstellung von der Gottheit (vom Unendlichen und von einem künftigen Leben), wie grob auch die Formen seien, in welchen sie sich ausdrückt, stellt doch immer eine hohe Stufe der Aufklärung dar, zu der die Menschheit gelangt ist. Ein Mensch möge alle Wissenschaften durchstudiert haben, alle Sprachen sprechen, er möge seine geistigen, logischen Fähigkeiten zur höchsten Entwicklung gebracht haben — er steht, sofern er diese Stufe nicht betreten hat, das heißt sofern er keine Vorstellung von Gott (vom Unendlichen) und von einem künftigen Leben hat, das heißt sofern er sein Verhältnis zum Ganzen nicht festgestellt hat, dennoch tiefer als das Bauernweib, das an den heiligen Nikolaus, an die Mutter Gottes, an den Erlöser und daran glaubt, daß ihre Seele durch alle Fegefeuer hindurchgehen, ewige Höllenqualen erdulden oder im Himmelreich unaussprechliche Seligkeit genießen werde. Dieses Weib ist aufgeklärter als jener, weil sie doch eine Antwort auf die wichtigste Frage des Lebens hat: wozu sie lebt und was sie erwartet. Jener aber, obgleich er die spitzfindigsten Antworten auf die verwickeltsten Lebensfragen hat, hat doch

keine Antwort auf die Hauptfrage eines jeden vernünftigen Menschen: wozu er lebt und was ihn erwartet.

3. Gewöhnlich meint man, der Fortschritt sei ein vermehrtes Wissen und ein vollkommeneres Leben. So ist es aber nicht. Der Fortschritt besteht nur in der Aufhellung der Grundfragen des Lebens. Der Zugang zur Wahrheit ist dem Menschen immer offen. Es kann auch nicht anders sein, weil die Seele des Menschen ein göttlicher Funken und die Wahrheit selbst ist. Die Aufgabe besteht nur darin, diesen Gottesfunken (die Wahrheit) von alledem zu befreien, was ihn verdunkelt. Nicht in der Vermehrung der Wahrheit besteht also der Fortschritt, sondern in der Befreiung der Wahrheit von den sie verdeckenden Hüllen. Die Wahrheit wird wie das Gold nicht durch Vermehrung, sondern durch Auswaschung dessen gewonnen, was nicht Gold ist.

4. Der Tod wäre eine furchtbare moralische Qual, wenn er den Menschen im Vollbesitze all seiner Kräfte anträte. Alter und Krankheit machen den Tod leicht. Sogar bei einem gewaltsamen Tode — durch Wunden, durch Ersticken und dergleichen — tritt der Tod nicht augenblicklich ein, sondern es bereiten ihn physische Leiden vor. Diese Vorbereitung vollzieht sich bei einem gewaltsamen Tode nur schneller.

5. Der Mensch zeigt sich als aus zwei Wesen zusammengesetzt: aus einem körperlichen, das immer schwächer wird und dem Tode anheimfällt (Lao-Tse sagt sehr schön, daß das, was schwach und nachgiebig ist wie ein Kind, mächtig und voll Leben ist, das aber, was stark und fest ist, dem Tode verfällt), so daß das körperliche Leben des Menschen von der Geburt bis zum Tode den Weg der Selbstvernichtung geht. Aber es gibt noch ein anderes menschliches Leben — das geistige Leben —, und dieses nimmt von der Minute, da es geboren wird, bis zum Tode beständig zu. Wenn ein Mensch dieses zweite Leben nicht kennt, ist er tiefunglücklich, er ist nur ein zum Tode Verurteilter. Aber der Mensch muß nur das geistige Wesen in sich erkennen und dann sieht er das Entgegengesetzte: nicht den beständigen Verfall, sondern ein beständiges Wachsen dessen, was er sein Selbst nennt.

6. Den Soldaten wird eingeprägt, in der Erfüllung ihrer Pflichten zu sterben, und viele von ihnen gehorchen — sie sterben mit der Waffe in der Hand. Warum ist es denn einem Christen, das heißt einem Menschen, der im Gottedienen sein Leben sieht, unmöglich, ebenfalls mit der Waffe in der Hand zu sterben, das heißt in Erfüllung

seiner Pflichten? Das ist um so eher möglich, als das Tun eines Menschen um so bedeutsamer und wichtiger wird, je älter er wird und je näher er überhaupt dem Tode steht. Daher auch stammt die Pflicht der Achtung gegenüber dem Alter.

7. In meinem Büchlein ist eingeschrieben: „Der Körper ist ein Organ des Verkehrs mit der Welt.“ Inzwischen sage ich auch, daß sowohl mein Körper als auch der anderer Wesen nur eine Grenze meiner Gesondertheit von der Welt ist. Eine Grenze gehört doch immer mit einem Teil zu dieser und mit dem andern Teil zu jener Seite des Dinges, das sie trennt. Mein Körper ist auch diese innere Seite meiner Grenze. Er ist völlig so eingerichtet, um ein Organ meines Verkehrs mit der Welt zu sein. (Nicht klar, nicht gut.)

8. Ich weiß nur von einem einzigen sündlosen und größten Glück der Welt, und dieses Glück ist die Liebe der Menschen — die Liebe, die man dir entgegenbringt. Aber dieses Glück wird einem nicht zuteil, wenn man es nur zu erlangen sucht. Das einzige Mittel, es zu erlangen, ist die Erfüllung des Gesetzes des Lebens, des göttlichen Willens, die Vervollkommnung. Das größte Glück ist jenes „übrige“, das euch von selbst zufallen wird, wenn ihr nach dem Reiche Gottes wahrhaft strebet.

9. Habe die Universitäts-Skizzen Gegidses gelesen. Der bedauernswerte, aufrichtige junge Mensch sieht die Absurdität der Universitätswissenschaft und der ganzen gelehrten Literatur, sowie auch ihre gänzliche Demoralisation vollkommen ein. Was soll man tun? fragt er. Wo ist ein würdiges Ziel, dem man zustreben könnte? Und nachdem er schnell entschieden hat, daß dieses Ziel jedenfalls nicht die Vervollkommnung sein könne, untersucht er alle anderen Möglichkeiten, die ihn aber alle nicht befriedigen. Gott verzeihe denen, die der jungen Generation eingeflößt haben, daß eine äußere Tätigkeit zwar notwendig, die innere Vervollkommnung aber überflüssig und sogar lächerlich und schädlich sei. Der arme Junge wirft sich hin und her, ist stets bestrebt, ein würdiges Ziel seines Strebens zu finden, und natürlich glaubt er es endlich in der Liebe zu den Weibern zu entdecken, da er sich einbildet, die höchste Bestimmung des Menschen sei eben diese Liebe. Da er ein geistiges Ziel nicht sieht, so scheint es ihm natürlich, daß der unserer tierischen Natur eingepflanzte Trieb zur Fortpflanzung des Geschlechts, der in einem mehr oder minder poetischen Gewand auftritt, die höchste Bestimmung des Menschen sei. Ich habe Lust, einige Worte bei dieser Gelegenheit drucken zu lassen.

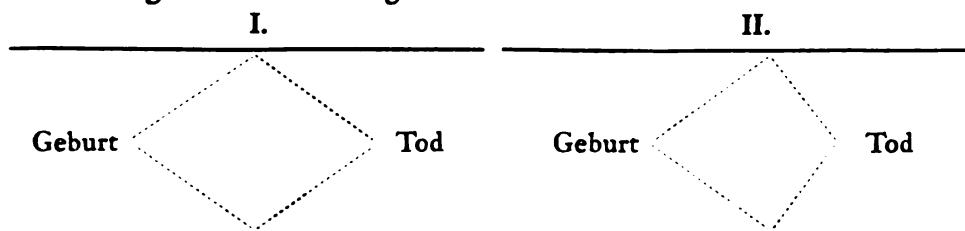
24. November 1903. J. P.

Immer noch bin ich mit dem Vorwort über Shakespeare und Garrison beschäftigt. Fast beendet. Gesundheit gut, aber geistig nicht beweglich.

Soeben etwas, wir mir scheint, sehr Wichtiges, gedacht, nämlich:

1. Wir wissen von zwei Leben in uns: von einem geistigen Leben, das durch innere Erkenntnis erkannt wird, und von einem körperlichen Leben, das durch äußere Beobachtung erkannt wird. Diejenigen nun, die das geistige Leben für das Grundlegende halten (zu diesen gehöre auch ich), sind geneigt, die Realität, Notwendigkeit und Wichtigkeit des Studiums des körperlichen Lebens, das augenscheinlich zu keinem definitiven Resultat führen kann, zu verneinen. Ebenso verneinen diejenigen, die nur das körperliche Leben gelten lassen wollen, die Metaphysik, wie sie es nennen. Nun ist mir aber völlig klar geworden, daß beide Parteien und beide Anschauungen unrecht haben und daß beiden Richtungen Bedeutung zukommt, wenn sie sich nur enthalten, einseitige Schlußfolgerungen zu ziehen. Die materialistische Methode kann wertvolle Daten für die Erkenntnis der äußeren Welt liefern, sie kann aber für die sittliche Lebensführung keine Direktiven geben, wie manche Materialisten geglaubt haben, zum Beispiel die Darwinisten. Die metaphysische Methode hat es nur mit den inneren Gesetzen des Lebens zu tun und stellt die Frage nach dem Ziel des Lebens, — dieselbe Frage, die alle religiösen Wortführer aufwerfen und zu beantworten suchen; hingegen kann durch diese Methode keinerlei Aufschluß über die Welt der Erscheinungen erlangt werden. Jede dieser Methoden hat ihre Berechtigung und ihr bestimmtes Gebiet, über das sie nicht hinausgreifen darf.

2. Die zwei Leben, welche der Mensch lebt, kann man graphisch wie in Figur I oder in Figur II darstellen:



Die punktierten Linien bedeuten das leibliche Leben: Geburt, das Heranwachsen, das Altern und den Tod, das Zunichtwerden des leiblichen Lebens; die schwarzen Linien aber, die sich zu beiden Seiten hinziehen, bezeichnen das ewige, wahre, nicht sterbende, geistige, allgemeine Leben.

Im Verlauf seines leiblichen Lebens berührt sich der Mensch früher oder später mit dem ewigen Leben und überträgt in dasselbe sein Ich. Dann erblickt er in seinem leiblichen Leben schon nicht mehr sein Ich. Das leibliche Leben erscheint ihm als unreal nicht bloß in der Zukunft, sondern auch in der Vergangenheit. Sobald der Mensch das wahre Leben erfaßt hat, wirft er das ihm unnütze leibliche Leben von sich. Dieses leibliche Leben war die Stufe, von welcher er sich zum wahren Leben erhob, und sie ist nun nicht mehr nötig; das leibliche Leben ist nur die Leiter. Es ist zeitlich, in ihm ist Vergangenheit und Zukunft, da es einen dem Menschen erreichbaren Zielpunkt hat; das wahre, geistige, allgemeine Leben aber, das durch die schwarzen auf beiden Seiten ins Unendliche gehenden Linien dargestellt ist, hat kein dem Menschen erreichbares Ziel und darum gibt es für dieses keine Zeit.

Das leibliche Leben vereinigt sich mit dem ewigen zuweilen unbemerkt, manchmal ruckweise, manchmal früh, manchmal spät. Bei mir geschah es ruckweise. Selige Zeit. Ich denke, diese Vereinigung erlebt jeder Mensch ein Mal.

(Das ist alles. Ich habe es gesagt, wie ich konnte, aber ich weiß, daß es so ist.)

30. November 1903. J. P.

Das Vorwort beendet, nicht schlecht. Einige Briefe geschrieben. Shakespeare noch immer nicht beendet, doch nähere ich mich dem Ende. Die Gesundheit war während dieser ganzen Zeit sehr gut. Einschreiben muß ich zwei Sachen:

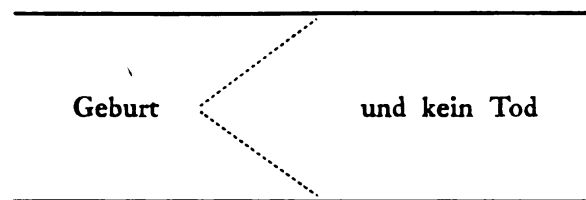
1. Neulich, als ich zu Bette lag, begann ich wieder nachzudenken, über das Leben und über Gott; da hörten der Sinn des Lebens und Gott auf mir klar zu sein. Die Schrecken des Zweifels erfaßten mich. Mir wurde sehr bang. Das Herz zog sich mir zusammen. Doch nicht lange dauerte dies. Das Schrecklichste war mir, daß man nicht beten kann, daß niemand das Gebet vernimmt, daß es nichts Verpflichtendes gibt. Nicht Angst vor dem Tode war es, sondern Angst vor der Sinnlosigkeit. Dies dauerte nicht lange. Der erste Hoffnungsstrahl entzündete sich an dem, was immer allem zugrunde liegt: von Dem ich ausgegangen bin, zu Dem kehre ich wieder zurück. Dann ging mir wieder auf, was die Macht, die mich ins Leben gesandt hat, von mir will, und mir wurde wieder leicht ums Herz, die Zweifel schwanden. Es war eher eine physische

Umnachtung, während der man sich nur bewußt bleiben muß, daß es eine physische ist, eine Art Schlaf, ein Schlaf der höheren geistigen Vermögen. In solchen Augenblicken darf man nicht fragen, sondern man muß nur warten, bis es vorüber ist.

(Den ganzen Prozeß des Zweifels und der Befreiung daraus schlecht beschrieben, aber empfunden habe ich es sehr stark.)

2. Ich dachte früher, das Leben des Menschen bestehe in einer immer umfassender werdenden Erweiterung der Grenzen. Aber dies ist nicht richtig, kann nicht sein. Worin das Wesen des Lebens besteht, dies zu wissen ist uns nicht gegeben. Das eine, was wir wissen, ist, daß die Vervollkommnung des Menschen in der innigsten Vereinigung mit dem ihm unerfaßbaren ewigen Leben besteht, in einer immer innigeren Vereinigung seiner Lebenslinie mit diesen zwei parallelen, unendlichen Linien, die ihn zu sich ziehen.

Ein ideales Leben müßte so sein:



(Sinnlos, mir aber nötig.)

3. Vorgestern träumte mir, daß ich eine der Form nach komische, aber rührende Erzählung dichtete, von einem Bauern, der sich allerschlechteste Ausdrücke angeeignet hatte, mit denen er um sich warf. Die Sache machte sich recht gut. Überhaupt war mein Gehirn in dieser ganzen Nacht in sehr lebhafter Tätigkeit. Noch drei andere Typen standen mir vor Augen: Der eine: Athlet, Riese, zaghafter Mensch, jedoch Wutanfällen unterworfen, wobei er zum Tier wird. Der andere: Schwätzer, Aufschneider, Poet, zarter Mensch, minutenweise der Selbstaufopferung fähig. Der dritte: Egoist, aber ein prachtvoller, liebenswürdiger, begabter Mensch und Schürzenjäger.

Will jeden Tag, wenn auch nur ganz allmählich, an meinen Erinnerungen schreiben.

2. Dezember 1903. J. P.

Gesundheit mäßig. Noch immer arbeite ich am Shakespeare herum, habe nun beschlossen, nicht mehr am Morgen daran zu arbeiten und etwas anderes vorzunehmen: entweder ein Drama, oder

über Religion, oder ich beende den Coupon. Wenn die Stimmung danach ist, abends Shakespeare oder die Erinnerungen schreiben. Zwei Tage nicht eingeschrieben.

Es war etwas Gutes aufzuschreiben — hab es vergessen.

7. Dezember 1903. J. P.

Die letzten zwei Tage unapfänglich — Leber. Nichts getan, nur Shakespeare durchgesehen.

Eine Menge Gäste: die Suchotins, Boulanger, Schosja, Serjoscha, Natascha O. — Etwas sehr Gutes nicht eingeschrieben und vergessen. Mit Schosja über die Duchoboren gestritten — nicht recht.

19. Dezember 1903. J. P.

Bemühe mich zu tun, was ich kann. Die Gesundheit ist sehr gut, doch die geistige Tätigkeit noch immer schwach. Suche mich darin zu finden und teils gelingt es auch. Habe aufgehört, mich mit Shakespeare zu beschäftigen und angefangen über die Bedeutung der Religion. Habe aber zwei Anfänge geschrieben, und beide sind nicht gut. Ein wenig an den Erinnerungen geschrieben, aber leider nicht fortgesetzt. Keine Lust. Den gefälschten Coupon überdacht, aber nicht weitergeschrieben.

Im Büchlein ist manches eingetragen:

1. Gelesen: Macdonald, über die Entwicklung des religiösen Gefühls bei den Tieren, beim Schwamm sogar. Darüber an Tsch.*) geschrieben. Der Irrtum liegt darin, daß er die Illusion von einem Realen, die wir haben, wenn wir in Raum und Zeit hinausblicken, für etwas wirklich Reales hält, geradeso wie der einfache Mensch das Himmelsgewölbe für etwas Reales hält. In Wirklichkeit sieht sich der Mensch, der sich seines geistigen Wesens bewußt ist, immer inmitten von Raum und Zeit und nimmt sich wahr als etwas, das sich selbst bewegt und das alles um sich herum in Bewegung setzt. Die Bewegung aber, die er wahrnimmt, desgleichen die vielgestaltige Welt der Dinge im Raum, sind nur die notwendigen Bedingungen seiner Gesondertheit. Alles bewegt sich und erscheint als vielgestaltige Welt nur darum, weil sich der Mensch als ein von allen anderen Wesen gesondertes Wesen erkennt.

* Wladimir Tschertkow, Tolstois Freund, der damals in England in der Verbannung lebte.

Dem einzelhaften Menschen scheint es, daß er sich bewege und daß die ganze Welt sich bewege; in Wirklichkeit bewegt sich aber das, was der Mensch als sein innerstes Wesen erkennt, nicht; es weiß sich vielmehr stets in der Mitte der Zeit und des Raumes, zwischen Unbewußtem, halb Bewußtem und vollkommen Bewußtem, und ist immer bestrebt, sich mit dem Bewußtsein anderer Sonderwesen zu vereinigen. Dies wird erreicht durch die Lossagung von den Leidenschaften, durch Selbstentäußerung, durch Liebe, durch Umwandlung der Selbstliebe in Liebe zu den anderen. Und der Zweck des Ganzen? Den wissen wir nicht und werden ihn nie erfahren. Gott atmet in unseren Leben.

(Unsinn, und doch auch wieder nicht Unsinn.)

2. Ich vermag mich in einen schrecklichen Bösewicht zu versetzen, nicht aber in einen dummen Menschen. Und doch sollte man es können.

3. Wir sagen, nur der Mensch sei frei, die Tiere aber seien dem Gebot der Notwendigkeit unterworfen. Das ist nicht richtig. Wir glauben das nur, weil wir nur die letzten allgemeinen Resultate des Tierlebens sehen, während uns der Kampf, den vielleicht alle durchmachen, entgeht und weil wir die Ausnahmen nicht kennen. Wenn es Wesen gäbe, die sich zum Menschen verhielten, wie sich die Menschen zum Tier verhalten, so würde es solchen Wesen scheinen, daß die Menschen den Naturgesetzen streng unterworfen seien, daß die Freiheit des Wählens ihnen nicht gegeben sei, und diese Wesen würden keine Acht haben auf die seltenen Ausnahmen unter den Menschen wie wir keine Acht haben auf die seltenen Ausnahmen unter den Tieren.

4. Künstler, Dichter und Mathematiker oder überhaupt Gelehrter. Der Dichter kann nicht die Sache des Gelehrten tun, weil er unmöglich nur das eine ins Auge fassen und das Allgemeine außer acht lassen kann. Der Gelehrte kann die Sache des Dichters nicht verrichten, weil er nur eines sieht und das Ganze nicht sehen kann.

5. Es gibt Maschinen-Menschen, die ausgezeichnet arbeiten, wenn man sie in Bewegung setzt, die aber von selbst nichts leisten können.

6. Ein wahrhaft keusches Mädchen, welches seine ganze Kraft einer mütterlichen Selbstaufopferung dem Dienste Gottes, der Menschen weiht, ist das herrlichste und glücklichste menschliche Wesen. (Tantchen T. A.)

20. Dezember 1903. J. P.

7. In jeder Religion finden sich drei Elemente:

a. Das Verhältnis des Menschen zu Gott und die moralischen Folgerungen daraus.

b. Der entzückte Ausdruck dieser Wahrheiten — Pathos.

c. Erfindung, Lüge, bewußte und unbewußte.

Im Stoizismus fehlen die Elemente des Pathos und der Lüge, daher ist der Stoizismus fast keine Religion.

Im Mormonentum ist alles Erfindung und Lüge, die beiden Elemente des Pathos und der Moral sind entlehnt.

Im Mohammedanismus ist das vorherrschende Element Pathos. Es enthält auch Lüge. Das moralische Element ist entlehnt.

25. Dezember 1903. J. P.

Habe den Gefälschten Coupon zu schreiben angefangen. Schreibe sehr nachlässig, aber es interessiert mich durch die sich entwickelnde neue Form; sehr *sobre*.

Einzuschreiben ist manches, — vergessen. An eins erinnere ich mich, und zwar:

1. Ich versuche einzuschlafen und kann nicht, weil ich mich immer frage: schlafe ich schon? Das heißt, ich bin mir meiner noch bewußt. Bewußtsein ist eben Leben. Wenn ich im Sterben mir meiner bewußt bliebe, könnte ich nie sterben.

29. Dezember 1903. J. P.

Die Gesundheit ist gut. Fröste. Schreibe seit zwei Tagen nicht. Sinne nach über Religion. Heute folgendes gedacht:

Die Menschen haben nie ohne alle Religion gelebt. Wir, ein kleiner Teil der Menschheit, die wir es auf uns nehmen, die Menschen zu belehren, leben ohne Religion und denken, sie sei auch gar nicht nötig. Daraus stammt alles Unheil der Menschen. Indessen sollte es doch jedem klar sein, daß man ohne Religion nicht leben kann. Man kann ohne sie nicht leben —

1. weil nur die Religion zwischen Gut und Böse unterscheidet; daher kann der Mensch nur auf Grund der Religion wählen zwischen Gutem und Bösem, — in den Augenblicken, wo seine Leidenschaften schweigen;

2. weil der Mensch ohne die Religion nie wissen kann, ob das, was er tut, gut oder böse ist;

3. weil nur die Religion den Egoismus zerstört, nur religiöse Motive den Menschen veranlassen, für andere zu leben;

4. weil nur die Religion die Todesfurcht bannt, nicht in der Art, daß sich ein Mensch nun eher in Todesgefahr begibt oder daß er sich selbst das Leben nimmt, sondern in der Art, daß er nun ruhig den Tod erwarten kann;

5. weil nur die Religion dem Menschen den Sinn des Lebens offenbart;

6. weil nur die Religion Gleichheit unter den Menschen aufrichtet;

7. weil nur die Religion den Menschen von allem äußeren Zwang befreit.

Es wäre noch manches einzuschreiben, doch ist es zu spät, ich gehe schlafen. Im Herzen ist mir wohl,

30. Dezember J. P. 1903,

Geritten. 2° Kälte. Gesundheit gut, aber keine Kraft zur Arbeit. Über mancherlei indessen nachgedacht.

Ich hätte Lust folgendes zu schreiben: 1. eine Volkserzählung von dem Engel, der ein Kind getötet hat, 2. von einem Muschik, der nicht in die Kirche ging und 3. von einem Raskolnik im Gefängnis und einem Revolutionär, 4. über meinen eigenen psychischen, sinnlosen, schwachen Zustand, 5. „Jesus, Sohn Gottes, du bist gekommen um uns zu quälen“.

Eingeschrieben:

1. Wenn du die Freude einer guten Handlung ganz empfinden willst, tue das Gute insgeheim, so daß nur deine eigene Seele, Gott, davon weiß. Die gute Handlung wird dann nicht außer dir sein, sondern inwendig in dir.

2. Dreierlei Motive bestimmen das Handeln des Menschen: entweder überläßt er sich dem Gefühl, oder er unterwirft sich der Einflüsterung, oder er gehorcht nur seiner eigenen Vernunft; das letztere ist der höchste Grad von Besinnung, zu der ein Mensch gelangen kann. Befreie dich zuerst vom Gefühl, dann von der Einflüsterung und zuletzt von deiner eigenen Vernunft, unterwirf dich aber der ewigen Vernunft — Gott.

(Berechtigte Übertragung von L. und D. Berndt)

TSCHECHEN UND DEUTSCHE

von

JOHANNES URZIDIL

I.

Der tschechoslowakische Staat ist seinen Schöpfern unter den Händen gewachsen. Seine Keimzelle versprach vielfach ganz andere Entwicklungen, als heute infolge einer einzigartigen weltgeschichtlichen Konjunktur das Staatswesen Masaryks nimmt. Vor mir liegt eine Studie, „The future Bohemia“, die der gegenwärtige Präsident der Republik im Jahre 1917, als er noch mitten auf seiner Propaganda-odyssee in den Ententestaaten weilte, zur Information von Ententepolitikern geschrieben und in der Londoner Revue „New Europa“ veröffentlicht hat. Der Grad der Selbständigkeit und die erhofften Konturen des Staatskörpers kommen da noch sehr unvollkommen zum Ausdruck. Sogar der Name Tschechoslowakei steht noch nicht fest. Masaryk schlägt für den aus Böhmen, Mähren, Schlesien und der Slowakei zu gründenden Staat den Gesamtnamen „Čechy“ (Böhmen) vor. Über die Staatsform ist ebenfalls noch nichts Sicheres ausgesagt. Masaryk erklärt, der neue Staat sei als Monarchie projektiert, obgleich radikalere Politiker sich für eine Republik einsetzen . . Er steht heute selbst an der Spitze der Republik. Den nationalen Minderheiten, vor allem den Deutschen, ist in dieser Broschüre ebenso wie in dem später vom Außenminister Beneš der Friedenskonferenz vorgelegten Memoire III Gleichberechtigung mit dem tschechischen Staatsvolk zugesichert.

Nur wer die Umsturztag 1918 selbst in Prag miterlebt hat, weiß, wie unsicher und unklar es damals um die neue Selbständigkeit des tschechischen Volkes stand, mit welcher Seelenangst die wenigen inländischen Führer, ohne Machtmittel, ohne Armee, bloß von der Autorität des Befreiungswerkes getragen, die Fundamente des Gebäudes legten, die jeden Augenblick wieder zerrüttet zu werden drohten. Damals in den ersten Stunden gab es wenig vernünftige Deutsche in Böhmen, die im Grunde die staatliche Selbständigkeit der Tschechen nicht begrüßt hätten. Wenn die damaligen Machthaber sogleich den richtigen Weg zu den Deutschen des Landes gefunden und ihnen wie Gleiche den Gleichen die Hand geboten hätten, es wäre wohl nicht erst zur Gründung der kurzlebigen unstäten deutschböhmischen Landesregierung gekommen, es wäre die Wurzel des deutsch-tschechischen Gegensatzes ausgetilgt worden, und heute gäbe es in nationaler Hinsicht

nur untergeordnete Probleme zu lösen. Leider fehlte dem tschechischen Volke in dieser Schicksalsstunde der überragende Innenpolitiker. Die vornehmsten Führer des Volkes befanden sich im Auslande. Die in Prag anwesenden waren kleine Köpfe oder kurzsichtige Chauvinisten. Was sie verdarben, hat bisher noch niemand mit Erfolg wieder gut zu machen verstanden.

Der tschechische Staat wurde von außen nach innen gegründet. Außenpolitik war darum und ist seine starke Seite. Sie hat die älteren Traditionen und die größeren Persönlichkeiten für sich. Die Innenpolitik fehlte dem Staat lange und fehlt ihm zum größeren Teil noch heute. Sie ist im eigentlichen freilich auch das schwierigere Element. Aber es ist klar, daß im allgemeinen, besonders aber in der Tschechoslowakei, Außenpolitik ohne zielbewußte und konsolidierte Innenpolitik nicht betrieben werden kann. Darum ist es die hervorragende Aufgabe der tschechischen Staatskunst, die Traditionen einer Innenpolitik heranzubilden. Wenn der bisherige Minister des Äußeren Beneš vor kurzem die Ministerpräsidentschaft seinem Amte hinzugefügt hat, so ist darin ohne Zweifel die Erkenntnis dieser Diskrepanz zwischen Außen- und Innenpolitik und wahrscheinlich auch der Wille zu ihrer Beseitigung zu erblicken.

Zu den Hauptaufgaben der Staatengründer gehörte auch in diesem Falle, ein staatsbewußtes Volk zu schaffen. Die Idee des tschechischen Staatsrechtes war freilich nicht neu und von einem großen Teil der Nation unter Führung Kramář in ihren historischen Voraussetzungen schon zu Zeiten Österreichs eifrig verfochten worden. Ihre kotyledonartigen Ansätze sind in dem Föderalismus des österreichtreuen Palacky zu finden, und auch die ehemalige Politik Kramář kann mit Fug als eine durchaus österreichische Politik bezeichnet werden. Aber diese auf dem Begriff des historischen tschechischen Staatsrechtes fussende Staatsidee hatte im Laufe der Jahrhunderte ihre positiven Wurzeln verloren, bestand zuletzt der Hauptsache nach in einer Negation Habsburgs und Österreichs und konnte auch nicht angesichts der Wirtschafts- und nationalpolitischen Verhältnisse des Augenblicks mit Erfolg geltend gemacht werden. Das, was die Tschechen in Paris forderten, wurde ihnen gewährt nicht mit Rücksicht etwa auf ihre berechtigten Ansprüche, sondern mit Rücksicht auf die Notwendigkeiten der westlichen Siegerpolitik. Der neue Staat entstand aus einer doppelten Negation, Aus der inneren Negation des zentralistischen Österreich durch die Tschechen und aus der äußeren Negation Deutschlands durch die

Westmächte. Daß die innere Negation Österreichs durch die Tschechen zugleich mit einer Negation des Deutschtums in Österreich zusammenhängend, ist eine Sache für sich, die allerdings die Wirksamkeit der äußeren Reichsdeutschland betreffenden Negation wesentlich stärkte. Da nun aber Staaten nicht auf Negationen, sondern nur auf Positionen begründet werden können, so war und ist es notwendig, allmählich ein neues und wirkliches Staatsbewußtsein dem tschechischen Volke zu schaffen. Es muß gesagt werden, daß in diesem Zusammenhang die Sendung Masaryks ein wahres Heil für das tschechische Volk hätte bedeuten können und noch bedeuten könnte, wenn sie vollkommen und richtig erfaßt worden wäre. Denn Masaryk erkannte, daß es notwendig sei, in jene Epoche zurückzugreifen, in der ein positiver Begriff des tschechischen Staates und der tschechischen Mission noch bestanden hatte. Es mußte dort angeknüpft werden, wo Johannes Hus und Comenius, wo Havlíček und Palacky, die Erwecker des tschechischen Volkes, aufgehört hatten und wo es noch klar umrissene Konturen der tschechischen Mission gab. Als diese Mission erkannte Masaryk die Humanität, deren Begriff am deutlichsten Herder formuliert hat, der überhaupt für die Entwicklung des tschechischen Geisteslebens von fundamentaler Bedeutung war. So war es äußerst sinnvoll, daß der neue Präsident der Republik seine erste Botschaft an das tschechische Volk im Dezember 1918 mit den Worten des Comenius, des „Lehrers der Nationen“, eröffnete: „Auch ich hoffe zu Gott, daß nach Entschwinden der Hasseswirbel, die durch unsere Sünden über unsere Häupter heraufgeführt worden sind, die Regierung deiner Geschicke wieder in deine Hände zurückkehrt, o tschechisches Volk.“

Was indessen unter diesem Begriff der Humanität zu verstehen war, konnte nicht sogleich aus den Gefilden esoterischer Erkenntnis den breiten Schichten des Volkes vermittelt werden und ist darum bis heute unverstanden geblieben. Die einen sahen darin den traditionellen Gegensatz gegen Rom; aber diese Auffassung mußte, abgesehen davon, daß auch sie wieder negativ war, von der realpolitischen Gebundenheit der böhmischen Länder an die erkatholische Slowakei scheitern. Andere wieder sahen, deutlicher und der Wahrheit näher, eine vermittelnde Stellung des neuen Staates zwischen dem Osten und dem Westen, die Austauschstelle zweier Kulturen, den Knotenpunkt des europäischen Friedens durch Vereinigung der Gegensätze. Andere noch sahen einen Wall gegen den durch die neuen Machtverhältnisse nach Nordwesten hin vorgeschobenen Balkan; noch andere sprachen von einer höheren

Schweiz, Die meisten aber, die lautesten und erfolgreichsten, wollten von Humanität nichts hören und sahen in der Neugründung nichts anderes, als die endliche Erfüllung des rein tschechischen Nationalstaats. Die edle ideologische Auffassung Masaryks vom Staate als Erfüllung des Humanitätsideals vermochte sich die Realpolitik in keiner Weise anzueignen. Die Masse des tschechischen Volkes sah und konnte angesichts der innerpolitischen Hetzterminologien in diesem Staate nichts anderes sehen als einen Nationalstaat, für die Tschechen vor allem als Heimat geschaffen, für die übrigen Nationen aber bloß von der Bedeutung einer Gaststätte. Von Anfang an erklärte man die Slowaken als gleichberechtigt neben der tschechischen Staatsnation, aber das lebhafteste Streben ging und geht darauf aus, beide Volksstämme miteinander zu verschmelzen, was nicht mehr bedeuten würde, als daß eben die gewandteren und zivilisierteren Tschechen die dauernde Herrschaft über die weniger gebildeten primitiven Slowaken erhalten würden. Diese Auffassung der These vom tschechischen Nationalstaat bildete und musste für die übrigen Nationen den ersten und hauptsächlichsten Stein des Anstoßes bilden. Die Friedensschlüsse, so hieß es ja, waren im Zeichen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker geschlossen worden, wo aber bliebe dieses Recht, wenn in einem Staate $3\frac{1}{2}$ Millionen deutscher und über einer Million magyarischer Bewohner der tschechischen und slowakischen Hauptnation unterworfen sein sollten? Die tschechischen Interpreten des Selbstbestimmungsrechtes stellten zwar eine These auf, nach welcher jede Nation zumindest in einem eigenem Staate das Recht haben müsse, sich völlig unbehindert auszuleben, daß das deutsche Volk dieses Recht bereits in zwei Staaten für sich in Anspruch nehme und daß infolgedessen zum Zwecke der Verwirklichung des tschechoslowakischen Selbstbestimmungsrechtes Bruchteile des deutschen und magyarischen Volkes aus geographischen, wirtschaftlichen und historischen Gründen das Opfer auf sich nehmen müßten, im tschechoslowakischen Nationalstaat untergeordnet zu sein. Aber es ist klar, daß diese Deutung des Selbstbestimmungsrechtes den nationalen Minoritäten in der Tschechoslowakei keineswegs genügen konnte, und daß sie in der (auch in der ersten Botschaft des Präsidenten zum Ausdruck kommenden) Auffassung, als wären sie bloße „Kolonisten“, keine befriedigende Formulierung ihrer verfassungsmäßigen Stellung erblicken konnten. Dies betraf vor allem die Deutschen, welche große geschlossene Gebietskomplexe Böhmens seit Jahrhunderten bewohnen, in die sie ehemals freiwillig von böhmischen Fürsten als Kulturbringer

gerufen worden waren. Es ist auch klar, daß sich bei der ausschließlich tschechisch-nationalen Auffassung des Staates die Deutschen nicht ohne weiteres auf den Boden der Republik stellen konnten, daß sie zu dem fast eineinhalb Jahre lang das Land regierenden, ungewählten, rein tschechischen und slowakischen Nationalkonvent die schärfste Opposition einnehmen mußten, um so mehr, als durch eine systematische Tschechisierungspraxis in Bürokratie, Wirtschaft und Schule den Grundprinzipien Masaryks wenig Ehre angetan wurde. Es war auch ziemlich naiv, einerseits zu verlangen, die Deutschen mögen sich auf den Boden des Staates stellen, ihn anerkennen und ihn unterstützen, andererseits aber stets darauf hinzuweisen, der Staat sei eine rein tschechoslowakische Domäne, in welcher die übrigen Nationen sich nur als Gäste zu betrachten und demgemäß bescheiden aufzutreten hätten.

Sah man also in der Sendung des neuen Staatswesens vor allem die Erfüllung des Minimums des tschechischen Nationalismus, während er de facto sich als ausgesprochener Nationalitätenstaat präsentierte, so mußte notwendig der Gegensatz zwischen den Tschechen und den übrigen Nationen als erstes Gift den Staatskörper verheerend befallen.

2

Der Kampf gegen den österreichischen Zentralismus war bis zum Zusammenbruch des Habsburgerstaates das oberste Schlagwort aller tschechischen nationalistischen Parteien, die Aufrichtung eines möglichst lückenlosen tschechischen Zentralismus war die erste Sorge der Gründer des neuen tschechischen Staates, obgleich für jeden deutlich sein mußte, daß dieser Staat seiner nationalen Zusammensetzung nach nur eine Verjüngung des alten österreichischen Nationenkonglomerats darstellte. Präsident Masaryk selbst hat in einer seiner ersten Kundgebungen nach dem Umsturz zugestanden, daß man es nicht mit einem „nationalem Gebilde“, sondern mit einem Nationalitätenstaat zu tun habe, und der Abgeordnete Klofač, ein Mann, dessen nationaltschechisches Fühlen wohl niemand in Zweifel ziehen wird, sprach sogar von einem Umbau der Republik zu einer „höheren“ Schweiz. Aber diese Ansätze zu einer demokratischen Regelung der Verhältnisse verflogen im Sturmwind der neuauflebenden nationalistischen „Hasseswirbel“. Der neugebackene Zentralismus begegnete jedoch einem immer lebhafteren Widerstand auch seitens slawischer Bewohner der Republik . . . Mähren, das sich schon zu österreichischen

Zeiten eines günstigen tschechisch-deutschen Ausgleichs erfreute, wurde durch den Zentralismus in die antideutsche nationalistische Strömung hineingerissen und ist mit dem Verlust seiner Selbstverwaltung kaum restlos zufrieden. Die Slowakei, überflutet von einer Heerschar schlecht beratener tschechischer Bürokraten, war dem Prager Regime bald recht von Herzen abgeneigt und der Autonomismus schlägt in diesem Gebiet, das sich sprachlich und kulturell sowie seinen Verwaltungstraditionen nach wesentlich von den übrigen Ländern des Staates unterscheidet, immer weitere Kreise. Karpathorußland, der von Ruthenen bewohnte Korridor nach Osten, ist durch die Friedensverträge ausdrücklich als autonome Einheit im Rahmen des tschechischen Staates erklärt worden. Aber der Prager Zentralismus suchte um diese Klausel herumzukommen und interpretierte den Friedensvertrag ganz anders, als man es in Karpathorußland wohl erwartet hatte. Von einer Autonomie haben die Bewohner dieses Ländchens bisher noch nichts zu spüren bekommen, ja nicht einmal die Wahlen getraute man sich dort durchzuführen, da man antitschechische, magyarenfreundliche Resultate mit Recht befürchtete. Dieser Standpunkt der Prager Regierung ist allerdings begreiflich, wenn man bedenkt, daß eine Autonomie Karpathorußlands, eines Gebietes mit 80 Prozent Analphabeten, unzweifelhaft die Autonomieforderungen der Slowakei und der Deutschen stärken würde. Wenn der tschechische Kampf gegen den alten österreichischen Zentralismus ein Kampf um die Autonomie und das Staatsrecht der historischen Länder der böhmischen Krone war, so durfte man nach der revolutionären Durchsetzung dieses Rechtes diesen Kampf nicht in unvorsichtiger Hast mit zentralistischen Resultaten krönen, indem man die historisch längst einem anderen autonomen Ganzen, nämlich Ungarn, zugehörnde Slowakei auf das Prokrustesbett des Prager Zentralismus spannte. Bei der Gründung des tschechoslowakischen Staates kamen zwei Prinzipien in sehr widerspruchsvoller Weise zur Anwendung: das historische Prinzip in Böhmen, Mähren und Schlesien und das ethnographische Prinzip in der Slowakei. Wirtschaftliche Regulative mußten erhalten, um die Unzulänglichkeiten der beiden Prinzipien auszugleichen. Denn das historische Prinzip konnte nicht auf die Slowakei, das ethnographische nicht auf die deutschen Gebiete der böhmischen Krone angewendet werden, wenn man den tschechischen Staat in seiner heutigen Form anstrebte. Es mußte daher die These von der wirtschaftlichen Gebundenheit in beiden Fällen zu Hilfe gerufen werden, eine These, die, was die Slowakei anbelangt, auf

recht ungleichen Füßen stand, denn das alte Ungarn bildete einen vortrefflichen wirtschaftlich abgeschlossenen Komplex. Aber der Widerspruch, auf Grund dessen das neue Staatswesen zusammengefügt wurde, wird solange bestehen und den Staat bedrohen, solange der Prager Zentralismus in seiner heutigen Form aufrecht erhalten bleibt. Dieser Widerspruch kann nur dadurch aus der Welt geschafft werden, daß man versucht, ihm gerecht zu werden, und der Slowakei, diesem administrativ und wirtschaftlich anders gearteten Gebilde, jene Autonomie gibt, die Masaryk selbst im Pittsburger Abkommen diesem Lande versprach, Karpathorußland aber jene Autonomie, die ihm auf Grund der Friedensverträge zukommt. Geht man soweit, dann stürzt natürlich die These vom zentralistischen tschechoslowakischen Nationalstaat zusammen, die ja auch ohnehin konkret den Tatsachen nicht entspricht, denn es gibt wohl eine tschechische und eine slowakische Nation und Sprache, nicht aber eine „tschechoslowakische“.

Der Kampf um die Autonomie ist für die Slowakei und Karpathorußland ein wesentlich einfacheres Problem als für die Deutschen in den sogenannten historischen Ländern. Die Stellung, welche diese Deutschen dem Staate gegenüber einnehmen, ist bis heute nicht eindeutig bestimmt. Die Schuld an dieser unklaren Einstellung der Deutschen zum Staate tragen die Tschechen zum gleichen Teil wie die Deutschen. Man kann wohl sagen, daß unter den vernünftig denkenden deutschen Politikern keiner sein wird, der sich heute noch in einer grundsätzlichen Ablehnung des Staates als solchen ergeht. Der Kampf der Deutschböhmen gilt im wesentlichen nicht dem Staate, sondern dem System. Mit dem Staate würden sie sich abfinden, ja man kann die Behauptung aufstellen, daß sie zu seinen nützlichsten Bürgern gehören würden; mit dem seit dem Umsturz geübten Regierungssystem können sie sich niemals einverstanden erklären. Nichts wäre leichter gewesen, als die Deutschen für die Bejahung des Staates zu gewinnen, eines Staates, zu dem sie wirtschaftlich gravitieren und mit dessen anderssprachigen Bewohnern sie durch jahrhundertelange Wechselwirkungen verknüpft sind. Aber die Politik der bisherigen Regierungen, die von Anfang an keine Deutschen, sondern nur gemischtsprachige und „germanisierte“ Gebiete kennen wollte, enthüllte nur zu deutlich die Absicht, diese vor vielen Jahrhunderten durch Deutsche besiedelten Landstriche allmählich dem Deutschtum zu entfremden. Es entbrannte ein nationaler Kampf, der zu einem ganzen System einseitig tschechisch eingestellter Gesetze

führte, unter denen das Verfassungs- das Sprachen- und das Kriegsleihegesetz die Deutschen wirtschaftlich und moralisch am härtesten treffen. Es ereigneten sich zahllose Übergriffe mutwilliger Soldateska die viele deutsche Menschenleben forderten. Es kam zu einer Diktatur im Schulwesen, bei der die Deutschen um zahllose Bildungsanstalten verkürzt wurden. Der deutsche Handel wurde zurückgesetzt, ein rein tschechische Bürokratie schaltet und waltet in rein deutschen Gebieten. Es wäre eine Verfälschung des Gesamtbildes, wollte man diese seine historischen Voraussetzungen unaufgezählt lassen. Man kann kaum annehmen, daß die geradezu automatische Ablehnung sämtlicher deutscher Anträge im Parlament seitens der tschechischen Mehrheit rein sachlichen Gründen entspringt und auch wenn man den Tschechen zugesteht, daß sie ein Recht dazu haben, den Deutschböhmen aus Gründen der Vorkriegs- und Kriegszeit böse zu sein, so kann man doch nicht umhin, in dem Gebaren der tschechischen Mehrheit zum großen Teil eine Revanchelust zu sehen, die mit den realen Interessen ihres Staates, den sie so sehr zu lieben behauptet, keineswegs im Einklang steht. Das Verhältnis der Deutschen zum Staate ist bis heute nicht völlig eindeutig, nicht etwa deshalb, weil die Deutschen diesen Staat als ein Provisorium ansehen (dazu sind weder sie unklug genug, noch würden es die Tschechen verdienen), sondern deshalb, weil die Tschechen den Fehler begehen, den Staat mit dem System zu identifizieren, das die zentralistischen Regierungen bisher gegen die Deutschen in Anwendung brachten. Der Staat aber müßte den Tschechen mehr sein als das System und die Existenz des Staates mehr als die Erhaltung einer zweifelhaften Gewaltherrschaft über das deutsche Viertel der Staatsbürger.

Einer der Hauptgründe für die Zähigkeit des tschechisch-deutschen Kampfes liegt ohne Zweifel in der starken Vermischung beider Nationen. Wären die Rassen reiner und ihre besondere Eigenart weniger gefährdet, dann wäre freilich die Angst, von der anderen Rasse gefressen zu werden, nicht so ausgeprägt. Es ist klar, daß diese Angst bei den Tschechen lebhafter und mehr begründet ist als bei den Deutschen. Deshalb war und ist der Deutschenhaß bei den Tschechen immer stärker als umgekehrt die Abneigung der Deutschen gegen die Tschechen. Man kann eine ganze Reihe tschechischer Literaturdenkmäler ältesten Datums anführen, in denen von diesem Deutschenhaß der Tschechen die Rede ist. Umgekehrt findet man in der deutschen Literatur wenig, was in diesen Zusammenhang

gehören würde. Rechnet man hinzu, daß das tschechisch-deutsche Problem nicht bloß ein nationales, sondern zum guten Teil ein soziales Problem ist, daß der Deutsche als Vermittler höherer Kultur ins Land kam und dadurch notwendig eine gewisse Überlegenheit den tschechischen Einwohnern gegenüber behielt, so muß man zugestehen, daß der gegen das Deutschtum gerichtete Haß der Tschechen tiefer sitzt als in der Epidermis des letzten Jahrzehnts. Aber auch bei diesem historischen Haß, der sich hauptsächlich auf die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg stützt, sind schwerwiegende Irrtümer am Werke. Ferdinand verteilte nicht den Besitz des tschechischen Adels an den deutschen, sondern den des protestantischen Adels, der größtenteils tschechisch war, an den katholischen Adel, der größtenteils deutsch war. Aus dem ursprünglich religiösen Gegensatz hat sich erst durch Verschiebungen der Perspektive und durch Entwertung des religiösen Moments in der modernen Zeit ein nationaler Gegensatz entwickelt. Auf dem Altstädter Ring in Prag wurden im Jahre 1621 tschechische und deutsche Herren ohne Unterschied wegen ihrer antihabsburgischen Gesinnung hingegerichtet, und Friedrich von der Pfalz, den die böhmischen Stände zum König gewählt hatten, war ein deutscher Fürst. Der Kampf gegen die Habsburger war damals keineswegs ein Kampf gegen das Deutschtum, wie man heute gerne dem tschechischen Volke weismachen möchte. Es war ein Kampf in erster Linie um die Stellung des böhmischen Adels überhaupt der Macht der Habsburger gegenüber, der in zweiter Linie erst durch den Gegensatz der katholischen und evangelischen Stände verschärft wurde. Eine nationale Grundlage hatte dieser Kampf nicht. Deshalb ist der Vorwand, die Deutschen hätten 1621 tschechisches Land verschlungen, den man heute unter andern zur Beschlagnahme deutscher Großgrundbesitze ins Treffen führt, völlig nichtig. Ich zitiere, um nicht parteiischer deutscher Quellen verdächtigt zu werden, absichtlich, was der Tscheche Karl Kramář in seinem deutschen 1896 im Verlage der Wiener „Zeit“ erschienenen Buche „Das böhmische Staatsrecht“ über diese Frage sagt: „Der böhmische (nicht bloß der „tschechische“) Adel rang nach der Macht und Bedeutung des späteren polnischen Adels und wurde endlich nach verschiedenen Peripetien des jahrelangen Kampfes in der Schlacht auf dem Weißen Berge vollständig geschlagen, und man kann nicht einmal sagen, daß er sein Schicksal nicht verdient hätte. Es waren unter den justified Führern der Bewegung edle Charaktere, welche Märtyrer einer tiefen religiösen Überzeugung waren und welche wohl glaubten, für ihren Glauben und die Rechte

der Stände den Kopf hinzugeben, aber die eigentlichen Führer der Bewegung dachten weniger an die Freiheit des Gewissens als an die Vorrechte und Privilegien des Adels. Es war nicht die Sache des Volkes, welche unterlag; der Besiegte war der Adel, welcher das Volk geknechtet, in Unfreiheit geworfen hatte und ruhig zusah, wie das Bürgertum der Städte seine Macht und Bedeutung verlor, und welcher nichts anderes wollte, als eine Oligarchie des Adels mit einem Scheinkönig auf dem Thron.“ So beschreibt Kramář die Katastrophe von 1621 und man sieht aus seiner Beschreibung, um was es eigentlich ging, welcher Entstellungen sich die heutigen nationalistisch frisierten tschechischen Historien schuldig machen, die lehren, die Niederlage von 1621 sei eine von den Deutschen herbeigeführte Niederlage des tschechischen Volkes gewesen, die erst durch den Umsturz von 1918 endgültig gestühnt worden sei. Wohl war diese Niederlage in ihren Folgen nicht nur, wie Kramář sagt, eine Niederlage des Adels, sondern auch eine Niederlage des Volkes, aber diese Niederlage diente zunächst nicht deutschen Interessen, sondern den Interessen der politischen und religiösen Raison der Habsburger. Als Habsburger, nicht als Deutsche, hatten die Habsburger den Sieg davongetragen. Allerdings haben sich im weiteren Lauf der Geschichte die Deutschen den Sieg zunutze gemacht, und so kam es, daß der Tscheche beide Prinzipien miteinander identifizierte, obgleich im Grunde das Verhältnis der Deutschen Böhmens zum Hause Habsburg niemals ein sonderlich warmes war. Aber die Deutschen begingen den Fehler, ihre Interessen dem Reiche gegenüber von denen der Tschechen zu trennen, anstatt bei Wahrung ihrer nationalen Rechte gemeinsam mit ihnen vorzugehen. Diese Gemeinsamkeit, die sich noch im Jahre 1848 und auch bei einigen späteren Anlässen äußerte, wurde ehemals nicht unnatürlich empfunden. Die Tschechen, als die westlichsten Slawen, dem generalisierenden Einfluß des Westens am meisten ausgesetzt, ihre Kultur größtenteils aus deutschen Händen empfangend, mußten freilich eifersüchtig darüber wachen, daß unter der Wirkung der ständigen Rassenvermischung nicht der letzte Rest ihrer völkischen Eigenart verloren gehe; sie waren auch darum auf die Erhaltung des unseligen tschechisch-deutschen Gegensatzes bedacht. Aber auch Wien, dessen Zentralismus bei einem tschechisch-deutschen Zusammengehen äußerst gefährdet schien, hatte ein Interesse an diesem Gegensatz, der den Triumph des böhmischen Staatsrechtes und eine Dreiteilung oder gar Vierteilung der Monarchie verhinderte. Mochte aber der tschechisch-deutsche Gegensatz für die

im Gefüge des Habsburgerreiches lebenden Tschechen von politischer Bedeutung sein, so ist er heute, nach Schaffung eines tschechischen Staates, ein böseartig fortwuchernder Anachronismus, der mit der Zeit die beste Errungenschaft der Tschechen zu verschlingen droht.

Aus falschen Identifikationen gehen die politischen Hauptsünden hervor. Wie es falsch war, einen konfessionellen Konflikt mit einem nationalen zu identifizieren, weil der konfessionelle Gegensatz sich zum größten Teil mit nationaler Verschiedenheit deckte, (wobei die Deutschen gewiß nicht von dem Fehler freigesprochen werden sollen, den Sieg des Katholizismus ungerechterweise für das Deutschtum ausgenützt zu haben), so ist es heute falsch, den Staat mit dem tschechischen Volk zu identifizieren. Es ist nicht nur seitens der Tschechen, sondern auch seitens der Deutschen falsch. Seitens der Tschechen, weil sie aus einem lebensfähigen Nationalitätenstaat, über dessen bunte Zusammensetzung eben nicht hinwegzukommen ist, gewaltsamerweise einen lebensunfähigen Nationalstaat machen. Seitens der Deutschen, weil sie, indem sie die Tschechen mit dem Staate identifizieren, diesen von selbst eine größere Rolle einräumen, als ihnen gebührt. Die Tschechen sind nicht der Staat, und der Staat ist nicht eine tschechische Privatangelegenheit: diese Erkenntnis müßten sich Deutsche wie Tschechen stets vor Augen halten. Das Verhältnis der Deutschen zum Staate würde dadurch positiver, das Verhältnis der Tschechen zu den Deutschen und umgekehrt müßte reibungsloser werden. Allerdings haben die Hauptarbeit hiebei die Tschechen zu leisten; denn sie sind es, die sich des Staates in seinem vollen Umfang angemäßt haben, die sich selbst unberechtigterweise mit dem Staate als Ganzem identifizieren. Solange diese falsche Identifikation herrschen wird, solange wird sich das Verhältnis der Deutschen zu diesem Staate niemals klären können; denn es wäre unbillig, von ihnen zu verlangen, dem tschechischen Staatsteil allein das zu gewähren, was sie gerechterweise nur dem Staate als Ganzem gewähren können.

3

Um erfolgreich Politik machen zu können, müssen sich die Deutschen im Moldaustaat zunächst darüber klar werden, welche Stellung sie im Rahmen des Deutschtums als Gesamtbegriff überhaupt einnehmen und welche Richtlinien aus dieser Stellung für ihre Politik hervorgehen. Es sei ohne weiteres zugegeben, daß die Stellung der Deutschen in der Tschechoslowakei eine der schwierigsten des Deutschtums über-

haupt ist und daß die Sendung der Sudetendeutschen eine der wichtigsten Sendungen für die gesamtdeutsche Kultur und Politik bedeutet, die ebensoviel Selbstüberwindung als Kraft erfordert. Um einen Begriff von dieser Sendung zu erhalten, wäre es gut, wenn die Deutschen in der Tschechoslowakei nach jenen Aufgaben zurückblicken würden, die bereits Bismarck den Deutschen im alten Österreich in der großen Konzeption seiner gesamtdeutschen Politik zuwies. Die Gründe, aus denen Bismarck in seiner nationalen Einheitspolitik hinsichtlich der Deutschen in Österreich inkonsequent war, sind die Gründe, von denen bei Beantwortung dieser Fundamentalfrage ausgegangen werden muß. Diese Deutschen außerhalb Deutschlands waren Bismarck wichtiger als die Lückenlosigkeit der deutschen Einheit, und sie sind unter anderem auch deshalb ein Opfer der gegenwärtigen Katastrophe geworden, weil sie ihre von dem umsichtigen Kanzler klar empfundene Mission nicht richtig erfaßt, ihre Aufgabe falsch erfüllt hatten. Nach der Zertrümmerung Österreich-Ungarns und der Schaffung eines reindeutschen Österreich, haben die österreichischen Deutschen ihre Bedeutung für das Gesamtdeutschtum in dem früheren Sinne verloren: ihre Tendenz kann nur mehr sein, früher oder später in dem deutschen Mutterstaate aufzugehen. Ihre Existenz als selbständiges Staatswesen hat für das Deutschtum keinen Sinn. Aber die Last ihrer Sendung ist auf die Deutschen in der Tschechoslowakei übergegangen. Wenn die Deutschen in der Tschechoslowakei — auch in den schwierigsten Stunden ihrer nationalen Existenz — über die Reichsgrenze schießen und den Anschluß an das Reich als Rettung aus ihrer Lage erhoffen, so beweist dies, daß sie die Bedeutung ihrer Aufgaben nicht erkannt haben. Die Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen sind für das Deutschtum viel wichtiger als etwa ihre Zugehörigkeit zum Reiche. Sie sind auf einen Posten gestellt, auf welchem zu kapitulieren sündhaft und verhängnisvoll wäre. Ihre Aufgabe ist auch keineswegs eine Aufgabe des Kampfes, sondern eine Aufgabe des Friedens. Sie hat eine ebenso starke kulturelle wie wirtschaftliche Seite. Kulturell hätten die Deutschböhmern eine ausgesprochene Vermittlerrolle zwischen Deutschtum und Slawentum zu spielen. Sie hätten nicht bloß, wie dies bisher geschah, deutsche Kulturgüter den Slawen, sondern auch, wie dies bisher nicht geschah, slawische Kulturgüter den Deutschen zu übermitteln. Politisch und wirtschaftlich haben sie eine Gewähr dafür zu bilden, daß ein Gegensatz zwischen den Tschechen und Reichsdeutschland unmöglich werde. Wenn sie diesen

Gegensatz heraufbeschwören oder schüren wollen, handeln sie ihrer Bestimmung zuwider, und es ist kaum anzunehmen, daß eine fernsichtige deutsche Politik aus ihrem Verhalten Nutzen ziehen könnte. Die Deutschen in der Tschechoslowakei sind eine kostbare Garantie. Ebenso sehr aber, wie darauf zu achten ist, daß sie ungeschmälert in den Rechten ihrer Existenz erhalten bleiben, ebenso sehr müssen sie sich davor bewahren, ihre Aufgaben mißzuverstehen.

Es muß zugegeben werden, daß unter solchen Umständen die Lage der Deutschen in der Tschechoslowakei ungewöhnlich schwer und entsagungsvoll ist, daß sie sich gleichsam hingeopfert fühlen für Zwecke, deren Genuss in vollem Umfang ihnen selbst versagt bleibt und es ist psychologisch begreiflich, daß sie in Reaktion auf dieses Gefühl immer wieder ihre Blicke nach dem deutschen Mutterreiche hinwenden.

Es liegt darum auch ohne Zweifel im allerhöchsten Interesse der Tschechen selbst, den Deutschböhmen die Erfüllung der oben ange deuteten Aufgaben zu erleichtern. Denn ein als Folge falscher tschechischer Politik notwendig bei den Deutschen eintretendes Mißverstehen ihrer Mission birgt für die Tschechen die Gefahren eines Pulverfasses. Die Deutschböhmen im Rahmen des Moldaustaates sind nicht nur für das Deutschtum, sie sind auch für die Tschechen selbst von hervorragender Wichtigkeit. Jeder Versuch, sie etwa zu entnationalisieren, wäre immer auch gegen das Interesse der Tschechen selbst gerichtet; abgesehen davon, daß eine konsequente Entnationalisierung bei einer kompakten Masse von $3\frac{1}{2}$ Millionen Menschen mit einem Hinterland von 70 Millionen, die die gleiche Sprache sprechen, fast als unmöglich bezeichnet werden kann und einen Kampf bis aufs Messer mit allen seinen beiderseitigen Verirrungen zeitigen müßte, erfolgt jede Entnationalisierung immer nur äußerlich und schwächt im Grunde den aggressiven Volksstamm. Ein Nationalitätenstaat ist auf die Dauer nur denkbar, wenn er die Bedingungen des schweizerischen Zusammenlebens von Nationen für sich modifiziert. Betrachten sich aber die Tschechen als ausschließliche Staatsnation, dann nehmen sie die nicht unbeträchtlichen Gefahren einer imperialistischen Ausbreitungstheorie auf sich, für deren Erfolg nach den bisherigen Erfahrungen im Völkerleben wenig Gutes prognostiziert werden kann. Es würde dann auch in diesem Falle scheinen, daß Nationen nur ins solange lernen, solange sie selbst im gefährdeten Zustand sind, daß sie aber, einmal in Sicherheit, es verschmähen, aus politischen Erkenntnissen praktischen Nutzen zu ziehen

und das Lernen wieder den Schwächeren oder momentan Geschwächten überlassen. Kein vernünftiger Tscheche wird im Ernste daran denken, das deutsche Volk in der Tschechoslowakei zu entnationalisieren, d. h. das zu tun, was Masaryk einmal als „Barbarei des geistlosen Materialismus und politischen Mechanismus“ bezeichnet hat. Das Streben des realpolitischen Tschechen muß sein, dem Staate durch eine definitive Regelung des deutschen Problems die lang ersehnte Innenpolitik zu geben. Die Schaffung dieser Innenpolitik – und dies bildet auch ihr Haupterschweris – ist freilich nicht bloß die Ausfüllung des durch die Paravents der tschechischen Außenpolitik gebildeten leeren Innenraums. Die Schaffung einer Innenpolitik wäre vielmehr gleichbedeutend mit einem Umbau des Staates. Denn der Staat, in welchem das deutsche Problem in befriedigendem Sinne gelöst wäre, wäre nicht mehr der Staat, den die Herren von Versailles meinten. Es wäre vielmehr der wirklich freie tschechisch-deutsch-slowakisch-magyarische Staat, und als solcher stände er westlicher Politik allerdings nicht zu Gebote.

Das Fundament der Politik der Deutschen in der Tschechoslowakei muß in der Beantwortung der Frage liegen: Gehören wir unserer inneren und äußeren Aufgabe gemäß natürlicherweise dem neuen Staatsgebilde an der Moldau an oder nicht? Die Antwort darauf liegt nun keineswegs in den Bestimmungen des Versailler Diktats, sondern in der vernünftigen Erwägung der eben angedeuteten Probleme. Auf Grund der ganzen historischen Kontinuität, der eminenten wirtschaftlichen Wechselwirkung, der jahrhundertelangen kulturellen Beziehungen zu den Tschechen und nicht zuletzt der Erkenntnis, daß der geistige Typus des Deutschböhmern (um diesen Ausdruck für alle in der Tschechoslowakei wohnenden Deutschen zu gebrauchen) sich von dem Typus der übrigen Deutschen beträchtlich unterscheidet, auf Grund der Erkenntnis der großen politischen Aufgaben, die das Deutschtum in der Tschechoslowakei zu erfüllen hat, kann die Antwort nicht anders als für das tschechische Staatswesen positiv ausfallen. Diese Art der Beantwortung aber, und darüber müssen die Tschechen sich ein für allemal klar sein, schließt jeden Gedanken eines tschechischen Nationalstaates, in welchem die Deutschen die Rolle von Kolonisten oder Gästen zu spielen hätten, grundsätzlich aus. Diese Beantwortung bedeutet das, was die Tschechen vom deutschen Volke in der Republik verlangen: „sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen“; diese Beantwortung erlaubt den gegenwärtigen Machthabern einen Säufzer der

Erleichterung, aber bei dieser Beantwortung, welche den Nationalitätenstaat statuiert, muß die Rolle der imperialistischen alltschechischen Ideologie auch endgültig ausgespielt sein oder von den Lenkern des Staates als staatsfeindlich verdammt werden.

Erst nach dieser klaren Erkenntnis der Zugehörigkeit zur Moldau-republik kann die Frage nach den Zielen und der Art der Minderheitspolitik aufgeworfen werden, die das deutsche Volk in der Tschechoslowakei zu befolgen hat. Und eben, weil diese Frage bisher noch nicht eindeutig beantwortet war, bzw. weil man nicht den Mut hatte, sie zu beantworten, fehlt es der bisherigen deutschböhmischen Politik an der notwendigen Eindeutigkeit. Ist aber diese Frage einmal in dem angeführten Sinne beantwortet, dann tauchen zunächst tschechischerseits zwei Möglichkeiten auf: Entweder die Tschechen würdigen diese Art der Beantwortung in ihrer vollen Tragweite und richten sich danach ein, was früher oder später soviel wie eine Art Schweizerisierung der Republik bedeuten würde, oder der chauvinistische Teil unter ihnen behält Oberwasser, wertet den positiven Standpunkt der Deutschen als Schwäche und sucht die Situation durch eine um so lebhaftere Offensive gegen das Deutschtum in der Tschechoslowakei auszuschroten. Über die erste Möglichkeit erübrigt sich jede kritische Betrachtung. Sie erscheint vernünftigerweise als das Resultat des natürlich verlaufenden Werdegangs der Dinge. Die zweite Möglichkeit, so wahnwitzig sie für das Interesse der Tschechen selbst wäre, ist jedenfalls der bloßen Erwägung wert, um so mehr, als auf tschechischer Seite sich sicherlich Anhänger beider Theorien vorfinden werden. Gegen die zweite Möglichkeit könnten die Deutschen zwei Arten des politischen Kampfes anwenden. Die eine wäre die Kampfart etwa der Iren, die andere wäre jene nationale Durchsetzungs- und Zersetzungs politik, wie sie am besten aus der politischen Geschichte der Tschechen in Österreich gelernt werden kann.

Die Politik der Tschechen in Österreich — so sehr sie im Zeichen ständiger staatsrechtlicher Verwahrung stand — war doch eine bis in die feinsten Details ausgebaute und tadellos funktionierende aktive Realpolitik, besonders aber in den letzten Jahrzehnten, nach dem Aufkommen der Jungtschechen. Die Taktik der tschechischen Minoritätenpolitik kann in vielfacher Hinsicht den Deutschen in der Tschechoslowakei nur vorbildlich sein. Ihr bezeichnendstes Abbild findet man in den Memoiren des Tschechen Kajzl, der als österreichischer Finanzminister eine hervorragende Rolle spielte. Die Tschechen, auf der

einen Seite gegen Österreich völlig oppositiv, waren doch umsichtig genug, die verhaßte deutsche Staatssprache sich in einer Weise anzueignen, die ihnen die Möglichkeit gab, in allen Staatsämtern mit Erfolg zu fungieren. Die tschechischen Hochschulen produzierten eine derartige Masse von Absolventen mit deutschen Sprachkenntnissen, daß binnen kürzester Frist alle Staatsämter von ihnen überfüllt waren. In allen österreichischen Zentralbehörden und Ministerien saßen Tschechen, bedeutende Portefeuilles, wie das der Finanzen, des Handels, der öffentlichen Arbeiten des Ackerbaues u. a. waren abwechselnd in ihren Händen. Von einer Ausschaltung, wie sie die Deutschen der Tschechoslowakei, die in der zentralen Bureaukratie überhaupt nicht vertreten sind, gegenwärtig beklagen, konnten die Tschechen im alten Österreich nicht sprechen, da sie durch ihren eigenen Fleiß sich die Bahn zu allen Ämtern freimachten. Der Umstand, daß nach dem Umsturz ein geradezu unaufhaltsamer Rückstrom von tschechischer Bureaukratie aus Wien und den österreichischen Ländern in die Tschechoslowakei erfolgte, so daß die Bureaukratie dieses neuen Staates die des alten Österreich an Zahl unverhältnismäßig übertrifft, ist der beste Beweis dafür, welche Stellung und welchen Einfluß auf die Staatsmaschinerie die Tschechen in Österreich sich zu verschaffen wußten. Die Tschechen also waren gleichzeitig gegen die Monarchie, beherrschten aber gleichzeitig einen großen Teil ihrer Organisationsapparates. Diese Position ermöglichte es ihnen, die denkbar erfolgreichste Politik zu treiben und aus dem Umsturz den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Das Hauptmittel zur Verwirklichung dieser Taktik lag in der Beherrschung der deutschen Amtssprache.

Die Situation der Deutschen in der Tschechoslowakei ist (nicht historisch, aber de fakto) mit der Situation der Tschechen im alten Österreich vergleichbar, und im Falle die tschechische Mehrheit jene Politik betreiben sollte, die der zweiten oben erwähnten Möglichkeit entspricht, liegt nichts näher, als daß die deutsche Minderheit zur Abwehr dieser Politik sich der gleichen Mittel bediene, wie die ehemalige tschechische Minderheit in Österreich. Das erste Gebot zur Ermöglichung solcher Taktik ist die absolute Erlernung der tschechischen Sprache durch die junge deutschböhmisches Generation. Ja die Lage der Deutschen ist in diesem Falle weit sicherer und besserer, als die Lage der Tschechen, die sich nicht der natürlichen kulturellen Rückendeckung von 70 Millionen Stammesgenossen erfreuen konnten.

Aber auch diese Art von Minderheitspolitik mußte bei den Deut-

schen der Tschechoslowakei keinen absoluten Kampf bedeuten. Es wäre nicht ein Streben nach Oberherrschaft über den tschechischen Volksteil; es wäre lediglich ein Streben nach jenem Einfluß auf die Verwaltung des Staates, der dem deutschen Viertel der Bevölkerung von Rechts wegen voll gebührt und von niemandem abgesprochen werden kann. Es würde weder ein Kampf gegen den Staat als solchen, noch ein Kampf gegen das tschechische Volk, es wäre vielmehr nur der Widerstand gegen das System und seine Repräsentanten, es wäre, wenn wir schon die Bezeichnung „Kampf“ dafür verwenden wollen, geradezu ein Kampf für den Staat und gegen die einseitige und katastrophale Ausdeutung seines Begriffs.

Die Deutschböhmen sind keine Iren. Aber die Iren sind auch erst Iren im heutigen Sinne geworden und es nicht von Anfang an gewesen. Vielleicht würden die Deutschböhmen nach einer ähnlichen langwierigen Entwicklung auch ihren tschechischen Lloyd George finden. Was aber würde bis dahin aus dem Staate werden? Weder den Tschechen noch den Deutschen ist es im Ernste zuzutrauen, daß sie diesen verderblichen Gang der Dinge begünstigen würden. Die beiden Heerscharen, die sich hier schlagen würden, wären „eine große Heerschar, die Selbstmord begeht“.

Mit der notwendigen Erkenntnis des natürlichen Verhältnisses der Deutschen zum Staate ist es indessen noch nicht getan. Dieses Verhältnis bedarf seiner verfassungsmäßigen Basis, um fruchtbar werden zu können. Diese Basis stellt sich der größte Teil des deutschen Volkes als politische und Territorialautonomie vor und folgt dabei dem Beispiel der Slowaken und Karpathorussen, von denen die ersten ihren eigenen Landtag in dem vom Professor Masaryk unterzeichneten Pittsburger Abkommen, die zweiten im Friedensvertrag garantiert haben. Auch Präsident Masaryk hat sich in früheren Zeiten (so in seinem Buche „Die tschechische Frage“) die Regelung des deutschböhmischen Problems als größtmögliche Autonomie im Sinne des selfgovernment gedacht. Karel Havlíček Borovský, der von den Tschechen vergötterte Erwecker des Nationalbewußtseins im Jahre 1848, schreibt über diese Frage: „Nationalität bedeutet bei uns Tschechen, daß dort, wo unser Volk wohnt, auch tchechisches Regime sei, daß bei Gerichten, Ämtern und öffentlichen Anlässen die Sprache des Volkes verwendet werde und daß die tschechischen Ämter nicht bloß dem Volke gegenüber, sondern auch untereinander sich der Sprache des Volkes bedienen. Das Gleiche versteht sich in Schulen, Kirchen, im bürger-

lichen Leben und in der Literatur von selbst. Ebenso, wie wir unseren Sprachinseln entsagen und sie jener Nation überlassen, von der sie umschlossen sind, ebenso fordern wir auch, daß die anderen Nationen ihren Minderheiten entsagen und daß die Nationen zum Zwecke der Landesverwaltung sich gegenseitig auf anständige Weise arrondieren. Nach diesem Prinzipie überlassen wir jene Gebiete Böhmens, in welchen die Deutschen ununterbrochen geschlossen wohnen, der deutschen Verwaltung. Nach diesem Prinzipie betrachten wir z. B. Prag als tschechische, Reichenberg als deutsche Stadt, obgleich in Prag auch Deutsche und in Reichenberg auch Tschechen wohnen. Es versteht sich hierbei, daß wir nicht so unduldsam sein wollen, den Deutschen in Prag für ihre Bedürfnisse keine deutschen Schulen, Kirchen und allerlei Anstalten zu belassen, oder sie zur Annahme amtlicher tschechischer Schriftstücke zu zwingen. Wir wollen anständiges Verhalten und nachbarliche Liebe, indem wir als Leitsatz die Worte aufstellen: Tue keinem anderen das, was du selbst nicht erleiden möchtest.“ So also stellte sich das tschechisch-deutsche Verhältnis der radikale Nationaltscheche Havlicek vor, und man muß gestehen, daß seine heutigen Nachfahren nicht eben auf dem Wege sind, diesem Idealbild auch nur nahe zu kommen. Freilich ist die Frage der Minderheiten heute nicht mehr so primitiv lösbar, wie sie dieser Vorkämpfer des Tschechentums formulierte. Geschlossene deutsche Gebiete werden heute tschechischerseits einfach überhaupt nicht anerkannt, und eine tschechische Minorität besteht heute nach Ansicht Prags schon da, wo unter Tausenden Deutschen ein Dutzend Tschechen wohnt. Hinsichtlich der Duldsamkeit des in Übung begriffenen Sprachengesetzes müßte ein Mann von dem Rechtsbewußtsein Havliceks seinem eigenen Volke gegenüber zweifellos erröten.

Ich weise auch darauf hin, was Karl Kramář in seiner bereits erwähnten Schrift „Das Böhmisches Staatsrecht“ über das Problem des Zentralismus und der Dezentralisation zu sagen weiß. Zunächst gibt es keine glänzendere Desavouierung des auf die deutschböhmisches Gebiete gelegentlich der Geltendmachung der tschechischen Ansprüche in Versailles angewandten sogenannten „historischen Prinzips“ als das, was Kramář gleich im ersten Absatz des betreffenden Kapitels sagt. Es heißt da: „Das Leben mit seiner ewig neuen Entwicklung, mit seinen immer neuen höheren Formen geht oft über die historischen Rechte der Länder und Völker hinweg und ohne gewaltsamen Rechtsbruch, einfach durch das neue Leben, werden sie alt, zu verblaßt, um ihm noch frische Farben geben zu können.“

Wie wohltuend unterscheidet sich doch der um ein Vierteljahrhundert jüngere Kramář von seinem heutigen Namensvetter (wofern die Verwandtschaft nicht noch viel weitläufigerer Natur ist). Das von Kramář im Jahre 1897 für die Tschechen aufgestellte Programm könnten die heutigen Deutschböhmen *mutatis mutandis* ohne weiteres übernehmen, wozu noch der angenehme Vorteil käme, daß die Durchsetzung dieses Programms in der demokratischen tschechoslowakischen Republik ein Leichtes sein muß, während es in der Habsburgermonarchie immerhin auf Schwierigkeiten stieß.

Wie wir gehört haben, sind die bedeutendsten politischen Köpfe der Tschechen, der toten und lebenden, für die Autonomie und gegen den Zentralismus eingetreten. Nicht nur für die Dezentralisation in der staatsrechtlichen Form Kramář', die von Palacky vorempfunden worden war, sondern sogar für die politische Autonomie der einzelnen Nationen innerhalb der einzelnen Länder.

Es wäre ein Fehler, wollte man die Forderung nach Autonomie blindlings in vollem Umfang stellen und von ihrer Erfüllung alle Vorteile erwarten, die sich einem Volke in einem Nationalitätenstaat bieten können. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß eine schablonenhafte Schweizerisierung den wahren Verhältnissen keineswegs entsprechen würde, daß vielmehr das schweizerische System notwendig einer Modifikation unterzogen werden müßte, um auf den Moldaustaat anwendbar zu sein. Denn in der Schweiz leben drei Nationen unter verhältnismäßig gleichartigen wirtschaftlichen und geographischen Voraussetzungen, und ohne wesentliche kulturelle Niveauunterschiede. In der Moldaurepublik leben Völker der verschiedensten kulturellen und wirtschaftlichen Reife in durchaus heterogenen Gebieten, die schon rein geographisch nach verschiedenen Weltgegenden gravitieren. Während beispielsweise die volle Autonomie der wirtschaftlich nach dem Donaubecken hinblickenden und kulturell durchaus östlich getarteten Slowakei auch auf Grund der historischen Verwaltungstraditionen und der religiösen Einstellung ganz natürlich erscheint, wäre eine wirtschaftliche Autonomie der Deutschböhmen, deren Wirtschaftsgebiet durch das tschechische ergänzt wird, undenkbar. Schon in dieser Frage würde sich also ein reicher Konfliktsstoff und ein schwer begründeter Einwand gegen eine Territorialautonomie ergeben. Die Lösung liegt im Falle der Deutschböhmen ohne Zweifel in der Mitte. Der Komplex, auf dem sie mit Recht volle Autonomie beanspruchen können, umfaßt alle kulturellen und Schulfragen, in demselben Sinne,

wie Havlíček, Masaryk und selbst Kramář dieses Problem aufgefaßt haben. In politischer und wirtschaftlicher Hinsicht aber scheint ein vernünftig gedämpfter Zentralismus mit weitgehenden Befugnissen der Kommunen und untergeordneten Verwaltungskörper sowohl für die Deutschen als auch für den Staat weit nützlicher zu sein als eine Autonomie „um jeden Preis“. Freilich müßte dieser Zentralismus der böhmischen Länder, um fruchtbar zu sein, ganz anders aussehen, und mit einer ganz anderen Administrative arbeiten, als dies heute der Fall ist. In diesem Zentralismus müßten die Deutschen überall verhältnismäßig vertreten sein und volle Gleichberechtigung genießen. Ebenso wie der Tscheche im deutschen Gebiet heute in seiner Sprache zu seinem Rechte kommt, so müßte der Deutsche auch im tschechischen Gebiete als voller Bürger anerkannt und nicht wie jetzt als Bürger niederer Ordnung in der tschechischen „Staats“sprache abgewiesen werden. Das gleiche Verhältnis müßte im slowakischen Staatsteil zwischen Slowaken und Magyaren herrschen. Es würde sich aus dieser Praxis eine Modifizierung des ehemaligen österreichisch-ungarischen Dualismus für den Moldaustaat ergeben, der unter einer Zentralregierung den Verhältnissen am ehesten gerecht werden würde und für beide Reichshälften kulturelle Autonomie, sprachliche Gleichberechtigung, aber wirtschaftlichen und politischen Zentralismus mit gerechter verhältnismäßiger Vertretung der Nationen statuieren würde. Über die Wege, auf denen die Deutschen zu ihrem vollen Recht auch im Rahmen dieses teilweisen Zentralismus gelangen können, ist bereits gesprochen worden. Aus der dargestellten Struktur der inneren Politik, die freilich gemäß der Devise Havlíčeks „Verträglichkeit und anständiges Verhalten“ zur Voraussetzung haben muß, würde sich notwendig auch eine feste Form der äußeren Politik ergeben; diese äußere Politik dürfte keine Militärpolitik, sondern könnte keine andere sein als die der Schweiz, eine Politik nämlich des Friedens und der Neutralität nach allen Seiten hin. Der innere Friede in der Tschechoslowakei, dessen psychologische Vorbedingungen zu schaffen die vornehmste Aufgabe der Regierung sein muß, wird für diesen Staat stets auch den äußeren Frieden bedeuten. Die Unzufriedenheit der Nationen aber muß wohl oder übel ihre Reflexe auch auf die Außenpolitik werfen. Denn nirgends sind so sehr, wie in Nationalitätenstaaten, die Bedingungen der inneren mit denen der äußeren Politik verwachsen.

DER WUNDERTÄTIGE FINANZMAGUS

von

SAMUEL SAENGER

Es wird den Vereinigten Staaten von Amerika nichts helfen: es naht der Augenblick, wo sie an die Spitze des (von unseren Renaissancekünstlern vorbereiteten) Sanierungsvereins für Europa treten werden, sie mögen wollen oder nicht. Wie sie das Kriegsende bestimmt haben, so werden sie den Friedensanfang bestimmen.

Erst wollten sie nicht. Sie glaubten, sie seien ‚frei‘, sich aus dem weltwirtschaftlichen und imperialistischen Verschlingungen der Alten mit der Neuen Welt nach Belieben herauszuziehen und zu isolieren. Das europäische Geschiebe und Geschacher stieß den Amerikaner ab; er sah unseren alten Kontinent, trotz der staatlichen Neugeburt der ‚geschichtslosen‘ Völker, nach allen Richtungen mit riesigen Eiterherden übersät, und zwar an ganz anderen Stellen, als wo ihm früher die Irredentaherde gezeigt worden waren; und nun erinnerte er sich wieder der Warnung des weisen Washington: no entangling alliances. Der kleinamerikanische Standpunkt gewann zeitweilig die Oberhand, besonders im mittleren und fernerem Westen, unter dem europafernen und europafremden Kolonisten- und Farmervolk. Die Wucht jener Verschlingungen aber, die sich in dem gewaltigen Zinsendienst für die inneren, die Freiheitsanleihen, dem bis dahin kaum als möglich vorgestellten Steuerdruck, den Fiebern der Inflation und Deflation, der Industriekrise, der Einfuhrschrumpfung, der Arbeitslosigkeit und den seit 1919 gestundeten Zinsen für den Schuldenberg der Alliierten kraß genug ausdrückten, fegte jene Naivitäten schnell wieder weg, nachdem auch die Konferenz in Washington den Zusammenhang zwischen den pazifischen und den europäischen Problemen aufgedeckt hatte. Daher beginnt auch die öffentliche Meinung in Amerika, trotz der vorläufigen Zurtückhaltung der Amtsstellen, sich der Überzeugung zu erschließen, daß an der wirtschaftlichen Neugeburt Europas die Union in eigenem Interesse beteiligt sein müsse. Aber wie wird die Hilfe aussehen, die wir von ihr erwarten dürfen? Sind ihre Finanzkräfte unerschöpflich, und hängt das Maß der Hilfe nur vom ‚guten‘ Willen ab? Ich habe, um eine Antwort zu finden, die allerwichtigsten Angaben und Nachweise zusammengestellt, die neben den großen Finanzzeitschriften des englischen Sprachgebiets besonders der ausgezeichneten Studie von Max

Schippel (Amerikas Wirtschafts- und Finanzlage und die Wiederaufrichtung Europas; Stuttgart, bei F. Enke) entnommen sind.

1. Amerika ist durch den Krieg aus einem Schuldner- ein Gläubigerstaat geworden. Das wurde zunächst als außerordentliches Glück für den Staat als solchen, für das Volk als solches betrachtet. Wie bei uns sah man zahllose Einzelunternehmer und Einzelunternehmungen, die den europäischen Krieg belieferten und finanzierten, sich ungeheuerlich bereichern, und während die Propaganda die Gemüter für den Eintritt in den ‚heiligen‘ Krieg reif machte, taumelten die Massenmillionen, trotz Lohn- und Preisauflähung, in den ‚boom‘ der midasöhrigen Zustände. Die Ausfuhr überstieg, vom 1. Juli 1914 ab, die Einfuhr um drei Milliarden jährlich, die amerikanischen, in Europäerhänden befindlichen Wertpapiere fluteten zurück, und der Goldvorrat in der Union erreichte phantastische Ziffern. So waren von den Aktien des Stahltrustes am 31. März 1914 1285636 oder 25,29 vom Hundert, von den Vorzugsaktien 312311 oder 8,67 vom Hundert in ausländischen Händen; am 31. Dezember 1918 waren die Prozentzahlen auf 9,52 und 3,88 vom Hundert, ein Jahr später auf 7,26 und 3,84 vom Hundert gesunken. Der Goldvorrat erreichte im Juli 1919 mit 3095 Millionen Dollar die Rekordhöhe; dann strömte, nach Aufhebung des Geldausfuhrverbots, etwas Gold wieder ab, doch zeigte das am 31. Juni 1921 abgeschlossene Finanzjahr eine Mehreinfuhr von 535 Millionen Dollar.

2. Das Glücksgefühl herrschte ungetrübt bis zum Eintritt in den Krieg (am 6. April 1917), an dem man sich erst in den letzten sechs Monaten außer mit Munition, Kriegsgerät und Geldleihe auch mit Menschenopfern beteiligte. Inzwischen hatte sich die überlieferte Wirtschaftsart von Grund aus geändert: nach europäischem Vorbild, nur unter viel, viel günstigeren allgemeinen Umständen. Der Zirkulationsprozeß der Waren, die den normalen Wirtschaftsbedarf zu decken pflegten, stockte; die Einfuhr aus Europa verkümmerte; und während das Kapital und die Menschenmassen den Orten der Kriegsgeräteerzeugung und der Nahrungsmittelproduktion zuströmten, trat auf der ganzen übrigen Linie des Warenmarktes Knappheit der Belieferung und Preistreiberei ein. Da die Bundesregierung, unsre Wege des ungedeckten Papiergeldschwindels nicht beschreitend, durch ihre Federal Reserve Bank-Politik den Zinsfuß dauernd ‚widernatürlich‘ niedrig hielt, um die Mammuthsummen der festverzinslichen Weltbefreiungsanleihe vorteilhaft auflegen und unter die Patrioten bringen zu können, so hatten die Privatbanken die ungeheuren Kreditansprüche des fast

ausschließlich für den Kriegsbedarf arbeitenden Unternehmertums zu befriedigen, der Kreditbedarf der Städte, Einzelstaaten und der normalen, dem zivilisierten Leben dienenden Produktionsbetriebe (des Bauwesens; der Eisenbahnen, die völlig heruntergewirtschaftet wurden; der sonstigen Anstalten von öffentlichem Nutzen) blieb unbefriedigt: bis schließlich mit dem Kriegsende die Haussestimmung verflog, die hinaufgepeitschte Preis- und Lohninflation — die also nicht, wie bei uns, durch Notendruck, sondern durch beinahe unbegrenzte Privatkreditgewährung herbeigeführt war — zu schrumpfen begann und die Banken auf den eingefrorenen, d. h. nur langsam und mit größter Vorsicht einzutreibenden Forderungen festsaßen, ähnlich wie der Staat auf seinen Forderungen an die Verbündeten festsaß. Daß man nicht gleichzeitig dem Kriege, der Wertzerstörung, und dem Frieden, der Werterneuerung und Wertvermehrung, dienen kann, zumal das Publikum an die fünfundzwanzig Milliarden Dollar für den Krieg herzugeben hatte, gilt auch für Amerika.

3. Seit Eintritt der Union in den Krieg wurde der Kreditbedarf der erschöpften Europäerländer durch Darlehen von Regierung zu Regierung befriedigt. Deren Gesamtschuld an Amerika beläuft sich auf nicht weniger als elf Milliarden Dollar; die dafür fälligen aber bisher gestundeten Zinsen betragen, nach dem vom Schatzsekretär Mellon dem Kongreß Mitte Dezember 21 unterbreiteten Rechenschaftsbericht, 1 155 502,181 Dollar, von welcher Summe Großbritannien über 509 Millionen, Frankreich weit über 300 Millionen und Italien über 200 Millionen Pfund zur Last fallen. Verzicht? Die vorjährige Mission des Lord Chalmers zielte darauf ab, die Vereinigten Staaten zur gegenseitigen Streichung der interalliierten Schulden zu bewegen; der dem Vorschlag zugrunde liegende und besonders in England mit Sympathie genährte Gedanke war: daß Menschenopfer Geldopfer wert seien. Für England hatte der Gedanke an einem finanziellen Kalkül seine Stütze. Die Geldanweisungen an die Alliierten zweiter und dritter Würdigkeit lauten auf Englands Namen, da dieses als der bei weitem zahlungsfähigste Schuldner galt; die Gesamtsumme, mit der London Washington haftbar wurde, lief schließlich auf zwölfhundert Millionen Pfund Sterling zusammen, während ihm von Rußland, Serbien, Rumänien, Griechenland, Portugal und anderen Verbündeten mit schwindstüchtigen Staatsfinanzen 1731 Millionen Pfund Sterling geschuldet wurden. Natürlich wurde in Amerika, das den englischen Vorschlag im Geiste der Billigkeit zu erörtern sich bereit fand, aber

schließlich wegen der ungemeinen Belastung der Staatsfinanzen und des dadurch notwendigen außerordentlichen Steuerdruckes ablehnte: natürlich wurde dort be- und vermerkt, Forderungen an faule Schuldner — sagen wir z. B. Portugal, Rumänien — solchen an gute (England) einfach gleichzusetzen, sei nicht statthaft. Für Kapital wie Zinsen wurden daher nur die Fälligkeitsfristen immer wieder hinausgeschoben; für eine grundsätzliche Regelung der Angelegenheit war die Zeit noch nicht reif.

4. Die Belastung der amerikanischen Staatsfinanzen infolge des Krieges ist also ungeheuer, wir dürfen das nicht vergessen. Vor dem Juli 1914 betrug die Staatsschuld noch kaum eine Milliarde Dollar, heute gegen fünfundzwanzig Milliarden. Für den 31. März 1921 bezifferte Mellon die fundierte Schuld auf über sechzehn Milliarden. Dazu kommen Berge von allerhand Schatzscheinen und kurzfristigen Anleihen, die nun in Daueranleihen zu verwandeln sind; innerhalb der nächsten achtzehn Monate sind fast sieben Milliarden dafür reif. Die Tilgungsquoten sind vorläufig, gegenüber solchen Lasten (allein die Verzinsung der Kriegsschuld fordert fast eine Milliarde), nicht sehr beträchtlich. Man hilft sich durch außerordentlich radikale Abstriche im Haushalt, mit der Liquidation des Krieges wurden gleichzeitig die Verwaltungskosten um etwa anderthalb Milliarden gegen das letzte Fiskaljahr herabgemindert. Und Schritt um Schritt damit werden die Steuern, insbesondere die ungemein hohen direkten, herabgesetzt. Dieses Steuersystem, das 1917 eingeführt wurde, um der Zerstörung des Staatshaushaltes vorzubeugen, wurde vom Unternehmertum als kurzichtig und schädlich bloßgestellt; es habe, sagt z. B. Herr Otto Kahn, Mitinhaber des New Yorker Bankhauses Kuhn, Löb und Cie., die Kapitalbildung unterbunden und die Kapitalbewegung gewaltsam abgelenkt; darum fehlte Geld zum Bauen und für Hypotheken; darum würden die Anleihen sonst blühender Städte nicht voll gezeichnet; darum verkaufte man amerikanische Freiheitsbonds mit ‚traurigem‘ Kursabschlag. Der Typus Kahn scheint nirgendwo begreifen zu können, daß kein Kapital der Welt ausreicht, gleichzeitig gigantischer Wertzerstörung und der normalen Mehrwerterzeugung zu dienen, und daß die Bundesregierung schon recht tat, als sie einer Zerrüttung der Staatsfinanzen durch derb zupackende Kriegsgewinnsteuer (excess profit tax), durch Einkommensteuerzuschläge und Transportsteuern vorzubeugen trachtete, ohne die Massen durch erhöhte Verbrauchssteuern oder lästige Umsatzsteuern zu reizen. Herr Mellon geht aber nun daran, die Unter-

nehmer- und Kapitalistenklagen zu berücksichtigen und z. B. die Einkommensteuer für das kommende Wirtschaftsjahr um achthundert Millionen Dollar herabzusetzen; er will auch die Sätze für die Vermögenszuschläge wesentlich herabsetzen, um zu verhüten, daß immer größere Kapitalien, um sich so schärferem Zugriff des Fiskus zu entziehen, immer mehr in steuerfreien Staatsanleihen Anlage suchen, statt sich aufbauender Arbeit zuzuwenden. Die in steuerfreien Staatspapieren angelegte Summe beziffert Mellon auf etwa zehn Milliarden. Sehr charakteristisch ist aber auch, daß ein dem Kongreß vorliegender Gesetzentwurf die Refundierung der an die Verbündeten geliehenen elf Milliarden Dollar in Obligationen vorschlägt, die mit nicht weniger als fünf v. H. zu verzinsen und nicht später als bis zum 15. Juni 1947 einzulösen seien.

5. Man wird sich nun schon eine deutlichere Vorstellung von den wirklich riesenhaften Ansprüchen des heimischen Staates und des heimischen Marktes, der nach Erneuerungskrediten dürstet, an das amerikanische Kapital machen können, die Finanzwelt, die noch an den eingefrorenen Forderungen genug zu würgen hat, soll drüben also noch immer neue Kreditansprüche befriedigen, so z. B. an die äußerst bedrängte Viehproduktion, für die fünfzig Millionen Dollar in cattle loans aufzubringen waren. Für die Unterbringung von Reparationsanleihen auf dem amerikanischen Markt, der sich bisher nur hochverzinslichen sicheren Auslandspapieren zugänglich erwiesen hat, besteht daher so gut wie keine Aussicht. Was dann? Trotzdem die Vereinigten Staaten von Amerika nur zehn v. H. ihrer Erzeugung ausführen, sind doch absolut gewaltige Interessen an dieser Ausfuhr beteiligt: der Weizen z. B. mit zwanzig, die Baumwolle mit sechzig, das Kupfer mit fünfundsiebzig v. H. ihrer Ausbeute. Und daraus schloß Herbert Hoover, der Handelssekretär im Kabinett des Präsidenten Harding: 'Finden wir keinen Markt für die Überschüsse unsrer großen Produktionen, so werden weitere fünfundzwanzig Millionen unsres Volkes in ihrer Kaufkraft geschwächt sein. Vielleicht treiben wir sie sogar in volle Armut, bis nach vielen Jahren eine neue Anpassung der Produktion sich durchgerungen haben wird. Die schlimmen Zeiten, die heute an so viele Türen pochen, kamen aus Europa. Unsere einzige Verteidigung ist das Gedeihen unsrer Nachbarn und unsre wirtschaftliche Tüchtigkeit. Die Wiedererholung unsres Außenhandels kann nur im gleichen Schritt erfolgen mit dem Wohlstand und Gedeihen unsrer Abnehmer.' Also selbst für Amerika besteht die wirtschaftliche

Autarkie, der geschlossene Handelsstaat, nur als Illusion, es kann den europäischen Markt einfach nicht entbehren. Damit ist in der Tat der mächtigste Antrieb, dem notleidenden Europa Hilfe zu leisten, bezeichnet. Man zittert vor sich stetig erneuernden Devisenkrämpfen, die die Spannung zwischen dem Golddollar und den europäischen Valuten etwa noch vergrößert, man ersehnt Rückkehr zur Stetigkeit in den Wechselkursen und zu einer Warenzirkulation ohne Stauungen, Stockungen und Marktkrisen. Und wenn diese Wünschbarkeit nur durch ganzen oder teilweisen Verzicht auf die Schuldeintreibung zu erkaufen wäre, so wird sich Amerika, nach der in Washington immerhin erreichten Herabsetzung der Kriegsrüstungskosten, auch zu solchen Opfern bereit halten und europareif machen müssen.

UNTERREDUNG IM GRASE

von

JOSEF PONTEN

Ich bin in einer Gegend aufgewachsen, die mit Bergwerken besetzt ist. Schlot bei Schlot, Halde bei Halde. (Es ist nicht schön da.) Gespenstisch laufen die Förderräder auf hohen Stühlen vor dem Himmel. Unterirdisch ist der Boden zerhöhlt, durchsucht, ausgebaut wie ein Ameisenhügel, oberirdisch entstehen plötzlich Mulden oder Beulen — die Erd feste verbiegt sich. Risse bilden sich wohl in den Häusern (das eine oder andere ist schon eingestürzt), und Erdbeben sind nicht selten. Viktoria war ein schönes vornehmes Mädchen. Ich liebte sie. Ihr Herz antwortete mir nicht. Sie schwatzte aber gern mit mir, wenn ich auf das Landgut des Grubendirektors kam, weil ich, wie man sagte, begabt war und gute Sitten hatte, obgleich ich nur der Sohn eines Obersteigers war. Das Landgut war über die Maßen herrlich, gelb schweiften die Kieswege durch kurzgeschorenen Rasen. Viktoria trug im Sommer weiße Schuhe, Strümpfe und Kleider. Am fernen Horizont sausten die Förderräder. Kein Lärm der Bergwerkstadt drang heraus. Im Landhause hatten sich Risse aufgetan . . .

Viktoria trug schon lange Kleider, während ich noch in kurzen Hosen ging, (die ich, klein geblieben, sehr lange getragen habe). Ich

hatte seit einiger Zeit den merkwürdigen Wunsch zu wissen, welche Strumpfbänder Viktoria trug. Meine Schwestern trugen Strumpfbänder aus schwarzer Gummilitze, einen Ring über dem Knie. Aber ich hatte gehört, daß feine Damen die Strümpfe irgendwie hoch oben am Gürtel befestigten und daß es Strumpfbänder aus Seide gäbe. Ob Viktoria auch Strumpfbänder aus Seide trüge, und hoch oben am Gürtel befestigt —?

Das war die Frage. Aber die Antwort war weit. Viktoria beschrift neben mir die geharkten Wege. Die Glockenform des Frauenrockes ist mir immer irgendwie unpassend erschienen. Wenn sie in einer Laube, auf einer Bank oder auch im Rasen neben mir saß, schlug sie wohl in ungezwungener Weise die Knie übereinander, aber der Kleidersaum war sakrosankte Grenze. Eine gewisse Unnahbarkeit war Viktorias Art, nicht nur gegen mich, den Obersteigerssohn, obgleich sie gegen niemanden ein hochfahrendes Wesen annahm, am wenigsten gegen mich. Wir waren in natürlicher Folge gemeinsamer Spielstunden der Kinderzeit Freunde geblieben. Jetzt philosophierten wir, im Grase sitzend. „Sie sollen ein mathematisches Genie sein, Felix“, sagte Viktoria. Ich lächelte wehmütig überlegen. „Rechenkünstler. Sagen Sie lieber: Rechenkünstler, Fräulein Viktoria“, sagte ich, „ich könnte mich auf Jahrmärkten zeigen“. — „Für mich ist Mathematik einfach Zahl“, sagte Viktoria, „und alles was Zahl ist, hasse ich“. Als sie das gesagt hatte, wurde ihr wohl bewußt, daß es einen Stachel hatte, obgleich ihr das Wort entfahren war, und sie sah mich steif an mit Schrecken und Neugier, wie man einem Balle nachsieht, der einen unbeherrschten gefährlichen Weg geht. Ich hüllte mich im Augenblick in einen Nebel der Vielbedeutsamkeit, wie sich bei Männern Unnahbarkeit auszudrücken pflegt, und sagte ernst: „Zahl ist Kosmos“. Das verstand Viktoria nicht, sollte sie auch nicht verstehen, und da sie es nicht verstehen konnte, weil es nicht zu verstehen war, weil es eine Frase war so voll wie leer, ärgerte ich mich und wurde rot. Aber sie, übermütig, unbarmherzig, auch stolz auf das Können des — Hundes, denn wie ein gelehriger Hund sollte ich springen und Künste zeigen, frug: „Wieviel ist 37 mal 91? Antwort!“ schoss sie hinterdrein. — „3367“, sagte ich sofort gelassen. Sie klatschte in die Hände. „Wunderbar!“ Aber sie mischte Unbarmherzigkeit und Staunen, Übermut und Demut — das kleidete sie gut! — sie frug: „Und 521 mal 267?“ — „149787“ sagte ich, freilich nach einer kleinen Weile. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Nun will ich Ihnen aber . . .“ Doch sie unterbrach mich und sagte ohne aufzusehen: „Ich habe Ihnen nicht wehtun wollen.“ — „Ich weiß wohl, daß Sie mir nicht haben wehtun wollen,“ — nein, ich habe das „Sie“ doch nicht betont, ich war zu stolz, sie etwas merken zu lassen — „dazu wäre ich Ihnen zu gleichgültig“, bemerkte ich, heiter gelassen. Sie schaute fröhlich auf, befreit aus ihrer Unzufriedenheit mit sich, und sagte: „Das ist sehr fein bemerkt . . . Würden Sie,“ nahm sie auf, „wenn Sie einmal eine Frau liebten und Ihre Liebe bliebe unerwidert, würden Sie die Frau Ihre Liebe merken lassen?“ — „Selbstverständlich nein“, erwiderte ich. — „Das habe ich von Ihnen erwartet.“

War das nun dreist oder naiv? Ich neige dazu, das letzte anzunehmen. Mein Herz krümmte sich. Mein Mund wollte zucken, aber ich habe mich von früh auf beherrschen gelernt, sodaß ich auf den Parketten des Landgutes hätte jung sein können, und sagte sachlich-fachlich: „Wie können Sie nur fragen?“

„Ja, wie konnte ich nur fragen . . .!“

„Erstens“, begann ich, „wäre es überflüssig, und zweitens wertlos.“ — „Warum überflüssig? Wie können Sie von einer Frau verlangen . . . die Frau muß doch wissen . . .“ — „Das weiß eine Frau immer, ohne daß man es sagt.“

„So —?“ Ihre Brauen standen wie Bögen. Ihre Augen waren groß wie Mond.

„ . . . und zweitens wäre es wertlos“, setzte ich fort, im gleichen Vortragstone, den sie nach Belieben verstehen mochte. (Oh verzeih mir! Geliebte! Nachtwunder! Morgenstern!) — „Aber warum das?“ meinte sie still. — „Eine Liebe hätte für mich nur Wert, wenn sie automatisch, notwendig wüchse“, sagte ich; „irgendwelcher Zwang würde die Liebe verletzen. Alles, was berührt, verletzt schon. Sie müßte wachsen wie gewisse Pflanzen, von denen man sagt, daß sie nicht nur von der Hand, auch vom Auge des Menschen schon sterben.“ — „Das sagt man nicht,“ unterbrach sie leise, ohne mich anzusehen, „das sagen Sie.“ Ihr Ton war sonderbar. — „Mag sein,“ sagte ich (und ärgerte mich plötzlich maßlos über das Selbstgefällige, ich trieb mir in wilder Wut über mich die Nägel der Faust ins Fleisch), „aber eine Liebe, die für mich Wert haben könnte, müßte so selbstverständlich da sein wie die Sterne am Himmel stehen.“ — „Warum? Bitte“, drängte sie. — „Weil alles Erzwingen, alles Siegen auf meiner Seite die Eigenliebe beleidigen würde.“ — „Das sieht

wie Widerspruch aus,“ bemerkte sie nach einer kleinen Weile, zu der sie sich durch eine Handbewegung das Recht errafft hat, „sieht wie Widerspruch aus und ist doch keiner. Sie wollen geliebt sein so wie Sie sind, bloß wie Sie da sind, weil Sie glauben, daß Sie keinen Finger zu rühren brauchen, damit man Sie liebe.“ — „Ja, ich bin von einem furchtbaren Stolze!“ sagte ich etwas täppisch, doch sehr ehrlich, und der Ernst nahm denn auch allen schlechten Beiklang fort.

„Sie sind herrlich selbstbewußt,“ sagte sie in ihren Schoß, „wie der Kaiser von China, der von einigen hundert Millionen Menschen geliebt sein will und sich doch hinter seinen gelben Mauern niemals einem seiner Untertanen zeigt . . .“ — „Die Mauern sind rot, Fräulein Viktoria“, bemerkte ich lächelnd. Sie sah auf, und ihre Augen waren mir dankbar für die Befreiung. „„Chinese“ nannten mich meine Schulgefährten“, scherzte ich weiter, „wegen meiner gelben Gesichtsfarbe, die ich aus irgendeinem Grunde habe.“ — „Sie sollten etwas für ihre Gesundheit tun, Sie werden sonst nicht lange leben. Nicht soviel in der Stube über Büchern hocken, Tennis spielen . . .“ — „Tennispielen ist nichts für mich“, bemerkte ich trocken mit einem Blicke auf ihre weißen Schuhe und bemühte mich, in meinen Ton soviel Sachlichkeit zu legen, daß er Neid des minderen Standes über-tönte. „Ich komme ja jeden Tag in Ihren Park heraus. Ihr Vater war so freundlich, es mir zu gestatten — unaufgefordert!“ fügte ich schnell hinzu. — „Ja, aber Sie haben stets ein Buch bei sich.“ — „Die Bücher!“ rief ich. „Wenn ich die nicht hätte! Die sind meine Frauen, die ich mit immer erwideter, ewig blühender Liebe liebe.“

„Sie sind ein Aristokrat“, sagte sie, mich voll ansehend. Ihre Worte überraschten mich wie warmes Bad, ich sah sie an mit Blicken, die hießen, sie möchte noch mehr derlei überaus Wohltuendes sagen . . . aber ich unterbrach meine unverschämte Aufforderung und lachte höhnisch auf: „Ich bin der Kaiser von China, Fräulein Viktoria! Der gelbe Kaiser! Welcher der Frau zuliebe, die er lieben möchte, wenn er lieben könnte, wie er lieben müßte, die Mauern seiner Kaiserstadt auch gelb streichen ließe, sie selbst und eigenhändig gelb striche. Anstreicher würde er werden, der gelbe Kaiser, aus Liebe! Aber er muß eine Frau wählen aus engem Kreise nach dem Staatsvorteil und darf sich im übrigen einen Stall — ach verzeihen Sie das Wort — von Nebenfrauen halten, damit er allen Regungen des Augenblicks dienen kann und nicht auf den Gedanken kommt, jene Frau, seine Frau zu wählen und sie zu suchen mit unwiderstehlicher Kraft, die Frau, die

der Staatsvorteil ihm vielleicht vorenthält. Sicher vorenthält, denn niemals findet sich in der neidischen Natur das Schöne mit dem Nötigen in Vollendung verknüpft.“

„Mir scheint, Sie sagen da etwas, das vorseilt“, meinte sie, und ich blickte sie, beschämt durchschaut zu sein, mit unwillkürlicher Bewunderung ihrer Klugheit an (ich hielt für gewöhnlich nicht viel von der Klugheit der Frauen). „Sie sind ein Aristokrat,“ nahm sie beharrlich auf, „neben dem man sich sehr klein vorkommt.“ — „Nicht ohne Wurm ist der Apfel . . .“ — „Unterbrechen Sie mich doch nicht immer,“ unterbrach sie fast böse, „glauben Sie denn . . .“, und ich vollendete in Gedanken: daß Beichten so leicht sei? „Nein“, sagte ich laut und einfach. Ihr Augenstern nickte mir zu und leicht überrotet fuhr sie fort: „Man fühlt sich neben Ihnen als Plebejer, in gewisser Weise. Als Plebs der gesunden Art. Mit den paar Patriziern würde der Staat aussterben. Unnahbarkeit ist um Sie — eine rote Mauer,“ unterbrach sie sich lächelnd — „wie soll ich sagen: Unnahbarkeit einer großen Stunde, wo man unwillkürlich still wird und sich fürchtet. Sonntag sind Sie,“ rief sie lebhaft, als hätte sie sich in ihren hohen Worten etwas verstiegen, „Sonntag, ewiger Anspruch ans Festliche, Hohe, aber es muß doch auch Werkeltage geben. Ohne Werktag wäre der Sonntag ohne Reiz, und auf sechs Werktage kommt ein Sonntag.“ Das Wort „Sonntag“ schwang in der Luft, und ich sagte: „Ich hätte nie geglaubt, daß Lob so bitter sein kann.“ Nun zuckte wirklich mein Mund.

„Schön, daß Sie nicht: ‚Oh bitte‘ sagen und so verlogen bescheiden dabei lächeln. Wir Plebejer sagen immer: ‚Oh bitte‘, wenn wir gelobt werden, entwerten dadurch jedes Lob, das der andere sich mühsam abgerungen hat, zu einem Kompliment und bringen es in den Verdacht einer schlechten Schmeichellüge.“ Und mit der Hand im Grase spielend sagte sie: „Mein Verlobter würde: ‚Oh bitte‘ sagen . . .“

Betäubt war ich. Betäubt wie der Ritter im Turnier, wenn der volle Stoß der Lanze des Gegners auf ihn brach. Aber ich blieb wie der Ritter fest im Sattel.

O liebe schöne Seele, die du sogleich das Gespräch auf etwas anderes brachtest! . . . Es war mir, als spräche jemand hinter sieben Wänden von Glas, ich glaube von Kahnfahren und später von Beethoven, aber ich streckte mich wie ein Hund langhin ins Gras und wie ein Hund ihr zu Füßen. Es kam ganz von selbst und sie hat es nicht durch eine unschickliche Bewegung verhindert, als ich ganz

leise, Spiel und Begleitung zum Gespräche, über ihre weißen Schuhe strich, denn ich sprach plötzlich von Schuhen. „Haben Sie es nicht auch an sich schon erfahren, Fräulein Viktoria, daß man ein besserer Mensch ist, wenn man gute Kleider und Schuhe anhat? Sonntagskleider?“ scherzte ich mit leichter Anzüglichkeit. Sie nickte um Haaresbreite. „Aber vielleicht haben Sie es doch nicht erfahren,“ fuhr ich fort, „da für Sie in dieser Hinsicht immer Sonntag ist. Wenn ich breite große Schuhe an den Füßen habe, die nicht recht passen oder irgendwie, dann lasse ich mich leicht gehen. Wenn ich einen groben Stoff am Leibe habe, dann habe ich auch wohl grobe Gefühle. Wenn mein Anzug nicht sitzt und keinen Schnitt hat, dann hat auch meine Seele sozusagen keine Haltung.“ — „Ja, ich freue mich, daß Sie immer gut gekleidet sind,“ sagte sie mit naiver Ehrlichkeit, und wir beide wandten uns ab, denn es war etwas lächerlich.

Was nicht ganz leicht ist! Was kämpfte ich da mit der Mutter, die mich für einen Stutzer erklärt! sagte ich, natürlich nur zu mir.

„Wenn ich in meinem Zimmer allein bin,“ gestand sie aus ihrer fernen Abgewandtheit heraus, „am Sonntagnachmittag oder auch am Abend, wenn die Familie mich nicht mehr beansprucht, und ein wunderschönes Buch lese, das mich in eine Welt ganz anderer Gefühle versetzt, dann lege ich wohl plötzlich das Buch aus der Hand und meine Kleider ab — (schneller, Viktoria!) — und ziehe ein anderes besseres an. Neulich überraschte mich die Mutter, als ich mit ausgeschnittenen Schultern dasaß, und sagte, ich sei verrückt. Das Festkleid ziehe man nur für die Gesellschaft an. . . .“ — „Ich möchte Sie einmal im Kleide mit ausgeschnittenen Schultern sehen, Fräulein Viktoria!“

Sie stutzte, runzelte die Brauen. Dann zornig: „Ein Schlechter sind Sie!“

„Ja ja, ich bin schlecht,“ trumpfte ich auf und trommelte mit den Händen im Grase, „ich bin schlecht und ein Plebejer und kein Aristokrat, Fräulein Viktoria, kein Aristokrat!“ und lachte ein wenig irr.

Sie rettete die zweideutige Lage, verwandelte sich und sagte: „Es ist komisch.“ Aber ich Tropf rief: „Ich werde Sie nie im Kleide mit ausgeschnittenen Schultern sehen! Ich habe noch keine Dame mit nackten Schultern gesehen! Ihr Vater läßt mich zwar in seinen Garten, aber nicht auf seine Feste, wo Sie mit ausgeschnittenen Schultern erscheinen!“

Das war nun völlig geschmacklos, ich hätte mich prügeln können. Aber sie überhörte das unglaublich Dumme und Grobe meiner An-

klage wider Gesellschaft und die Ordnung der Stände und sagte leise: „Es ist merkwürdig; in der Gesellschaft kann ich vor allen Männern mit ausgeschnittenen Schultern erscheinen, aber Ihnen könnte ich mich nicht so zeigen.“

Und ich Pavian frug unbarmherzig, freilich ins Gras hinein, in das ich biß: „Und warum nicht, Fräulein Viktoria?“ Und sie sagte, freundlich, gutmütig das Überflüssige: „Weil ich mich schämen würde. . .“

Nun waren mir an einem unmöglich dauerhaften Punkte, und wir hätten nur zweierlei tun können: auseinanderrennen auf Nichtwiedersehen — oder sterben, wenn nicht in diesem Augenblicke die Vorsehung einen Sommervogel geschickt hätte, der von Sonne und Lebensfreude trunken an uns vorüber taumelte. Sie sagte: „Das Volk hier nennt die Schmetterlinge Piëpel, das kommt wohl von papillon?“ (denn Grubendirektors waren von fernher aus dem Osten überrhein in unser Land gekommen). Ich empfand die Bemerkung als sehr glücklich. Sie sagte nach einer Weile still: „Ich möchte den Falter haben als Erinnerung an diese Stunde. Aber er ging vorüber wie die Stunde gehen wird. . .“

Ich freute mich über mich, ich war stolz auf mich, daß ich es über mich gewinnen konnte, meinen Kopf im Grase geduckt zu halten und sie nicht anzusehen. Viel Selbstüberwindung brauchen wir, wenn wir nicht halbe Triumphe zu ganzen machen wollen. Denn volle Triumphe kehren sich immer in Schmerz um.

Aber ich frug, versunken im Grase und den Mund voll Erde: „Wie war das mit dem Verlobten, Fräulein Viktoria?“

Es dauerte ein wenig, ehe es oben sprach: „Nun ja, wir heiraten demnächst.“ — „Ist er der mit dem Schmiß über der Wange?“ — „Ja, der Regierungsrat M. . . . vom Bergbauamt. Aber er ist kein mathematisches Genie wie Sie. . .“

„Er ist überhaupt kein Genie!“ erstickte ich in mich hinein. (Nimm noch ein Maul voll Erde, denn aufgepaßt, Junge! nichts ist billiger und abgeschmackter, als den Nebenbuhler schmähen.) Ich sagte: „Er sieht sehr stramm aus.“

Da lachte sie auf. Auch ich mußte lachen, und nun wagte ich aufzusehen. Und konnte aufgeräumt und wie herkömmlich sagen: „Ich gratuliere auch, Fräulein Viktoria!“

„Danke“, sagte sie. . . aber ahnte sie das Grausige meines Spieles, sie wandte sich fort und sprach leise: „Es weiß es noch niemand, außer den Eltern und . . . und den zunächst Beteiligten“, sagte sie rasch.

„Zunächst Beteiligte ist gut!“ rief ich wie ein Teufel.

Unwille durchblitzte ihre ganze Gestalt — aber da feuchteten sich ihre Augen, sie deckte mir, abgekehrt, den Mund mit der Hand zu, die ich von innen — küßte.

Es war zuerst, als wären wir nicht dabei gewesen; aber es wäre nun doch alles verloren gewesen und ich hätte Viktoria, mein Augenlicht, nie wieder sehen dürfen und sterben müssen, wenn sie es nicht gefunden und gesagt hätte: „Sie üben sich. . .“ — „Ja,“ rief ich in der Zuversicht des jungen Mannes von begründeten Aussichten, „ich will doch auch einmal gesellschaftsfähig sein, von Ihrem Vater zu Ihren Festlichkeiten eingeladen werden und Sie mit ausgeschnittenen Schultern sehen dürfen.“

„Warum verderben Sie sogleich wieder alles?“ frug sie unmutig. „Nun hören Sie — schauen Sie ins Gras —: es ist etwas Schamloses dabei, wenn man sich vor einem Manne schämen muß. Es ist, wie soll ich sagen, Schamlosigkeit in der Scham, und . . . sozusagen . . . Anstand und Scham in der. . . Nun ja, Sie wissen es.“

Ich war nun völlig ratlos. Ich mußte mich ihrem Instinkte überlassen. Sie konnte mit dem Augenblicke und mit mir tun, was sie wollte.

„Sie sind so furchtbar anspruchsvoll“, sagte sie leise. „Sie machen einen unsicher. In Ihrer Gesellschaft fürchtet man sich wie auf dem blanksten Parkett, ob man nicht einen falschen Tritt tue. Sie verbreiten kein Glück um sich. Sie sind des Glückes auch selbst nicht fähig. Ich glaube, Sie werden nie heiraten. . .“ — „Das glaube ich auch.“ — „Denn Sie sind schon jenseits dessen, was für uns andere das Glück bedeutet, die, wie soll ich sagen, gewisse Gedankenlosigkeit, Bedenkenlosigkeit, das Sichgehenlassen des Alltags. . .“

Ich hatte mich ganz in der Gewalt. Ich hatte mein armes Herz ausgeschaltet. Ich sagte: „Nun sind wir da, wohin Sie vorhin meinten, daß ich vorausseile.“

„Ja, da sind wir. Und nun sind Sie einsam, Felix.“ — „Ich war es immer, Viktoria.“ — „Sie müssen Ihre Einsamkeit lieben.“ — „Ich versuche es.“ — „Sie müssen es können! Sie können es, weil Sie es müssen! Sie müssen sich selbst mehr lieben.“ — „Es ist so abgeschmackt, sich selbst lieben, Viktoria.“ — „Sie sind ein Christ.“ — „Ich glaube es. . .“ — „Es ist erwiesen.“ — „Ja, ich bin sehr fromm gewesen als Knabe. Das gemeine Volk, wissen Sie, ist fromm.“ — „Sie müssen etwas Heide sein — wie ich zum Beispiel. Sehen Sie,

mein Leben wird nun so hingehen wie das meiner Eltern und meiner Kreise, im guten Alltag. Aber Sonntags möchte ich dann, daß so einer käme wie Sie. Vielleicht gar, daß Sie kämen. Nein, schütteln Sie nicht mit dem Kopf. Warum sollen Sie nicht kommen? Sonntags, am Nachmittag, ist die Frau allein. So wie Papa und Mama. Dann schläft Papa, und Mama liest in einem Buche. Papa liest nicht viele Bücher, er ist immer vom Dienst zu müde. Das ist überall so. Am Abend sind sie dann wieder zusammen und spielen Schach.“

„Glauben Sie denn selbst, was Sie da Vernünftiges sagen?“ frug ich spöttisch und grollend zugleich. — „Ich muß es glauben“, sagte sie leise. — „Und ich sage Ihnen, Sie glauben es nicht! Sie lügen! Sie lügen! Oh, Sie können so schamlos lügen!“

„Ich lüge nicht . . . Nicht böse sein! Bitte! — — So, nun sind Sie doch böse . . . Dann müssen wir gehen. Es wird auch kühl im Grase.“

„Nicht gehen, Viktoria, nicht gehen!“ bat ich. „Was tut das kühle Gras unserer Jugend! Nicht gehen, ich muß vorher wissen — was für Strumpfbänder Sie tragen . . .“

Sie glühte auf wie eine angeschaltete Leuchtbirne, zog die Knie an sich, als wollte sie aufspringen. „Sie müssen ruhig sitzen bleiben, ich will es!“ befahl ich, ohne aufzusehen, und mein Wille zog sie an den Boden nieder wie ein dem Versenkten angehängter Mühlstein ins tiefe Meer zieht.

„Nun will ich Ihnen mathematische Fragen vorlegen“, nahm ich in scharfem Tone an einem früheren Punkte auf. „Sie haben mich wie einen gelehrigen Pudel in Zahlenkünsten springen gemacht. Sie müssen auch vor mir einmal springen, damit die Dinge im Gleichen bleiben und Gerechtigkeit werde . . .“ — „Was haben Sie vor?“ unterbrach sie ängstlich. — „Fiat justitia, pereat mundus!“ vollendete ich mit verdecktem Hohn. — „Was heißt das?“ rief sie wie in Furcht vor einer Verzauberungsformel. — „Gerechtigkeit auch um den Preis der Verrücktheit! heißt das, und das ist eine sehr vernünftige Gerechtigkeit bei den Aristokraten. Denn Aristokratie, müssen Sie wissen, ist immer ein bißchen schöne Verrücktheit auf Kosten der gesunden Natur.“ — „Kommen Sie zum Ende!“ forderte sie.

„Kopfrechnen können, Fräulein Viktoria, auch in etwas verblüffendem Maße, ist keine Begabung für Mathematik. Das ist eine ganz einseitige zufällige Gehirnausbildung, eine genialische Atrophie, wie man medizinisch sagen könnte. Es soll auch Leute geben, denen Sie einen halben Band des Lexikons vorlesen können, die aus dem Gedächtnis

das Vorgelesene zu wiederholen vermögen und doch nur die Intelligenz eines Klauns haben. Ich hatte einen Mitschüler, der die niederen Rechnungen noch fixer im Kopfe bewältigte als ich und in Mathematik das Zeugnis ‚nicht genügend‘ erhielt.“ — „Was soll das? Wohin wollen Sie hinaus? Was geht mich Ihr Mitschüler an?“ — „Geduld, Fräulein Viktoria!“ heischte ich unerbittlich. „Ich habe auch Geduld gehabt und habe nicht vor, Ihnen etwas zu schenken. Denn ich bin von Natur grausam und nicht gut, nicht gut, sollten Sie wissen.“ — „Wenn es nicht feige schiene, würde ich jetzt gehen,“ sagte sie ruhig und tapfer.

„Sie sind nicht feige, und ich bin auch nicht grausam, ich bin nur — glücklich, weil ich doch Felix heiße, und alle Glücksfähigkeit schließt eine Eignung zu unbewußter und immanenter Grausamkeit ein, so etwas Ähnliches sagten Sie ja selbst. Und nun hören Sie: Mathematik ist Genie für den körperlichen Raum, und davon habe ich in der Tat ein klein wenig. Stereometrisch vermag ich auffallend zu denken, und die Markscheider nehmen mich wohl gern mit in die Gruben — wo man in Räumen denken muß, die ja gänzlich verbaut, von der Erde erfüllt sind, Sie können es sich vorstellen — und machen sich, gleich Ihnen, das Vergnügen, mich Pudelkunststücke im Raumdanken ausführen zu lassen und belachen und bestaunen in einem meine Begabung. Ich werde ja auch wohl Markscheider in den Gruben Ihres Vaters werden. Die letzte Nacht war ich unterm Tage, und heute morgen, als Sie aufstanden, genau unter Ihrem Zimmer — ja, vertrauen Sie einmal meinem Genie und glauben Sie, daß ich haarscharf, nicht nur unter Ihrem Hause, nein unter Ihrem Zimmer war. Da sah ich durch die Kruste hinauf und sah, daß Sie mausgraue seidene Strumpfbänder anlegten. Nun möchte ich wissen, ob Sie wirklich . . . die mausgraunen Strumpfbänder . . . anhaben . . .“

Sie war Ofenglut. Rang mit Reden und Schweigen. Schließlich stammelte sie: „Was gehen — Sie — meine Strumpfbänder an —?!“ — „Ach, sie gehen mich leider schrecklich viel an,“ sprach ich in die Erde hinein, „Fräulein Viktoria, haben Sie Mitleid mit mir, sehen Sie von dem Sonderbaren ab und sagen Sie mir: Haben Sie wirklich die grauseidenen Strumpfbänder an —?“

„Nein,“ sagte sie unwillig und doch willfährig, „wenn Sie es denn wissen wollen, Sie Erdenkrustendurchschauer, ich habe . . . in der letzten Zeit immer . . . die weißseidenen an . . . Unverschämter!“ — „Sie haben die mausgraunen an,“ behauptete ich still ins Gras hinein. — „Warum

— habe ich — die mausgrauen —“ — „Weil es nicht anders möglich ist, weil es gar nicht anders sein darf, als daß Sie die mausgrauen anhaben! Haben Sie, während Sie sich anzogen, nicht bemerkt, daß die Erde gebebt hat? Sie haben es vielleicht gar nicht bemerkt oder nichts daraus gemacht, die lokalen Beben sind häufig hierzulande . . .“ — „Ja — ich habe es bemerkt — und nichts daraus gemacht — die Beben sind hierzulande — häufig . . .“ — „Ich höre, Ihr Haus weist einen neuen Riß auf?“ — „Ja, Vater sagt, ein neuer Riß — sei bemerkt worden — in der Tat . . .“ — „Der entstand durch das Beben in dem Augenblicke, als ich aufschaute und Sie die mausgrauen Strumpfbänder anlegen sah.“ — „Schrecklich, nun weiß ich wahrhaftig selbst nicht mehr . . . ich überlegte, ob ich nicht die mausgrauen nehmen sollte, aber ich nahm die weißseidenen.“ — „Die mausgrauen! Um Gottes Gerechtigkeit willen!“

Plötzlich warf sie sich entschlossen auf die Flanke, faßte den Gewandsaum und untersuchte die Strumpfbänder. Es waren die mausgrauen.

„Die mausgrauen!“ stöhnte sie.

Ich streckte mich rücklings ins Gras und schaute den Wolken-schiffen nach, die weiß das Blaumeer durchsegelten . . .

„Sie sind entsetzlich . . . ich fürchte mich . . .“ — „Sehen Sie! Das kommt davon, wenn man andere ohne Grund für Aristokraten hält, die immer mit gefährlichen Waffen umzugehen wußten!“ — „Ich werde Vater sagen, er solle Sie später in die Donezgruben schicken.“ — „Ach, das hilft Ihnen nichts, Fräulein Viktoria. Das produktive Steinkohlengebirge streicht aus den Oststaaten Amerikas durch Frankreich (denn Amerika und Europa schlossen früher dicht aufeinander, ehe Amerika nach Westen davongelgte), durch Belgien, Ruhrland, Schlesien, Galizien ins Donezgebiet Rußlands. Das ist ein Zug nach der Lage des Äquators in der Karbonzeit.“

„ . . . So soll ich nun ewig Ihre Sklavin sein!“ flüsterte sie schauernd in ihre Hände.

„Das Dasein ist furchtbar, Fräulein Viktoria. Die Mächte wachen, wenn sie auch manchmal zu schlafen scheinen . . . Es ist besser, ich komme Sonntags nicht zu Ihnen, wenn der Bergbaurat schläft . . .“

„Ich hasse Sie!“

„Tun Sie das nicht. Es ist gefährlich. Haß ist der Rücken des Eros. Er könnte sich umdrehen.“ Und nun redete ich statt des Himmels die Erde an. „Sie sagten, ich könne nicht glücklich sein.

Gut! Aber kein Wissender kann glücklich sein. Glück: das ist die Entschädigungsgabe der Natur an die, denen sie das Wissen vorenthielt. Denn selbst die Natur möchte gerecht sein. Glück: das ist die gedankenlose Heiterkeit der Seele. Darum können wirklich glücklich nur die Kinder und die jungen Mädchen sein.“

„Ich bin so nackt vor Ihnen. Ich schäme mich. Sie wissen alles von mir. Sie wissen, welche Strumpfbänder ich trage . . .“

„Was gehen mich Ihre Strumpfbänder an!“ Ich sprach untergetaucht in den Teppich des Grases hinein: „Ich habe eine Handbreit Ihres weißen Leibes gesehen, Viktoria!“

Es war mir, als ertränke meine Stimme irgendwo im Raume . . .

Nach einer Weile hörte ich wie um eine Ecke des Raumes herumsprechen: „Hat es nicht wieder im Boden gedonnert? . . . Wir müssen fest auf der Erde stehen. Und vertrauen. Und an Grunddonnern, Bodenrollen, die Erdknalle uns gewöhnen . . . Felix! wenn Sie nun nicht zu mir kommen wollen, wenn der Bergbaurat schläft, und es dann niemand mehr gibt, in den Sie die Verrücktheiten Ihrer wunderlichen Seele ausschütten können . . .?! Was dann —?“

„Dann muß einer sterben, ich oder der mit dem Schmiß!“

„— — Wir haben uns nun genug gegenseitig bange gemacht, Felix . . . Wollen Sie den armen Harmlosen nicht leben lassen, wenn ich ihn ohne mich leben lasse —?“

„Ich schaue nicht auf, Viktoria!“

„Blicken Sie fort, dann spricht sich leichter. Wenn die Blumen und die Bäume und die Vögel und Gott zuhören, dann braucht man sich nicht so zu schämen, als wenn man zu zweien flüstert . . .“

„Können Sie mir verzeihen, Viktoria?“ hauchte ich mit heißem Atem, der das Gras rot versengte.

„Ja,“ sagte sie schlicht, „gern . . . Lieber!“

Ein Jubelruf erstickte in der Wolle des Grases.

„Die Natur können wir nicht zu Ende denken. Nur der Geist kann sich zu Ende denken. Aber dann ist er zu Ende. Wir dürfen die Natur nicht zu ernst nehmen, mein Freund. Denn sie ist ein Kind . . . Ich habe viel von Ihnen gelernt. Mein Gott, ich bin doch nicht alt geworden in dieser Stunde?! Bin ich alt geworden, Felix?“

„Sie sind nicht alt geworden, Viktoria! Sie sind die Jugend!“ —

„Ja . . . gefallen Ihnen denn eigentlich noch junge Mädchen? Sie sollen doch nicht aufstehen! Und nicht aufsehen!“ — „Ja, sie gefallen mir, ja! Manchmal, meist, wenn die Sonne scheint und die

Vögel singen, wenn ich einmal die Nacht lang hingestreckt geschlafen und nicht durchwacht, durchdacht habe. Ich finde sie schön, ihre Farbe, Frische, Geschmeidigkeit, sogar ihre lächerliche Geschwätzigkeit (manchmal!), ihre Unschuld, ihren Kleiderflor, und wenn sie so weiße Schuhe anhaben . . . wie Sie!“

„Gott sei Dank, ihm gefallen noch junge Mädchen!“

Vor diesem aus tiefer Brust geförderten Ausruf fuhr ich auf die Hände. Nichts hätte mich mehr in den dumpfen Rasen niedergebracht. Sie saß wie eine Blume entfaltet im Grase. Sie war unbegreiflich schön.

„Viktoria!“

Sie lächelte wie die Himmelskönigin, wenn neue Selige in die paradiesischen Auen kommen . . .

Die Sonne war hinter die Bäume gegangen, die Grasspitzen schmückten sich zum Fest mit den Sternen. Der Vater war schon lange in naher Ferne hin und her geschritten, zurtückhaltend-auffällig, und voll gezähmter Ungeduld, wie lange unser grünes Grasgespräch denn noch dauern werde. Nun aber kam er geradesweges heran, und ohne mich zu begrüßen sagte er zur Tochter: „Du solltest nicht so lange im Grase sitzen.“ Er zog sie auf und ging mit ihr fort, ohne mich zu beachten.

Von da an durfte ich natürlich nicht mehr in den Garten gehen . . .

FUGE ÜBER EINEN GEDANKEN

von

LEO MATTHIAS

I.

Ich kannte einen Mann, der wurde darauf aufmerksam gemacht, daß es ungehörig sei, in den Suppenteller zu spucken — auch wenn er leer ist. Trotzdem tat er es am nächsten Tage wieder. Als er abermals darauf aufmerksam gemacht wurde, erklärte er: er wisse schon, was sich gehöre; im übrigen habe er nachweisbar nicht in den Suppenteller gespuckt — sondern in die Kompottschüssel.

Ich kannte einen anderen Mann, dem wurde in der Schule gesagt: „Du sollst nicht schlafen“. Das nahm er sich so zu Herzen, daß er nicht nur in der Schule jeden Schlaf bekämpfte — sondern während seines ganzen Lebens die „Abschaffung des Schlafes“ proklamierte. — Er ist an Übermüdung schließlich gestorben.

II.

Die Gefahr, daß irgend ein Satz zur bedingungslosen Regel, zum „Prinzip“, verallgemeinert wird, ist ebenso groß, wie die Gefahr — daß er nicht verallgemeinert wird. Es ist nicht so leicht, die Grenze hier zu finden. Man muß Takt dazu besitzen.

Denn unter „Takt“ versteht man — erstens — ein Maß, ein Tonmaß. Zweitens aber, im übertragenen Sinne, die Fähigkeit „Maß zu halten“, also im gesellschaftlichen Leben bestimmte unbestimmbare Grenzen einzuhalten, die für die Existenz dieser Gesellschaft ebenso lebensbedingend sind wie der Schlaf für das Individuum.

Damit soll nicht gesagt sein, daß jeder Mensch, der im gesellschaftlichen Leben „taktvoll“ ist, auch Takt genug besitzt, um bestimmte Voraussetzungen zu respektieren, die nicht grade die Voraussetzungen der Gesellschaft sind. Man kann ein „Gentleman“ sein — auch ohne Takt. Aber man kann nicht Takt besitzen, ohne zugleich ein „Gentleman“ zu sein — es sei denn, daß man den Kodex der jeweiligen Gesellschaft absichtlich nicht beachtet, um sie zu zerstören. Der gesellschaftliche Takt ist also nur eine „Erscheinungsform“ des Taktes, etwas Wechselndes, Vergängliches — aber dafür Reales; ein Gleichnis — ein Gleichnis für die Kunst, die Grenze einzuhalten.

Man kann ein Feind des gesellschaftlichen Taktes sein, aber kein Feind des Taktes. Denn „Takt“ kommt vom lateinischen *tangere*: berühren, tasten, fühlen; hat also auch den Nebensinn von Kon-takt. Kontakt aber gebraucht man, um alle jene Voraussetzungen zu fühlen, die — wie der Schlaf — stärker sind als der menschliche Wille und ihre Existenz eigentlich nur dadurch beweisen, daß sie sich rächen, wenn man sie nicht berücksichtigt. Die Vernunft kann diese Voraussetzungen nicht ertasten. Sie sagt nur: „Du sollst“ oder „Du sollst nicht“ — unbekümmert um das, was sein kann. Die Erfahrung aber sagt nur etwas darüber aus, was bisher gewesen ist — unbekümmert darum, was vielleicht sein könnte. Takt ist also ein Vermögen, das über der Vernunft und über der Erfahrung steht. Takt ist (auch) Fein-Gefühl. Die Lehre vom Fein-Gefühl, heißt deshalb Taktik.

III.

Die Geschichte der Taktlosigkeit ist bisher noch nicht geschrieben worden.

Man könnte mit den Urchristen beginnen. Sie wollten zwar nicht den Schlaf „abschaffen“, aber den geschlechtlichen Verkehr. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß Paulus anfangs die Ehe nur notgedrungen denen erlaubte, die nicht die Kraft besaßen, ihre Triebe zu beherrschen. Nur so ist der sonderbare Satz verständlich: „Welcher verheiratet, der tut wohl; welcher aber nicht verheiratet, der tut besser“. Es gibt vielleicht in der gesamten Literatur keinen Satz, der so viel — und so wenig Takt offenbart wie dieser. Denn der Takt entspringt bei Paulus nicht dem Kontakt mit der Psyche des Menschen, die so beschaffen ist, daß Keuschheit für einige ein Kraftzuwachs bedeutet und für andere eine Kraftverschwendung — sondern er entspringt der „Taktik“ (im schlechten Sinne), jener Gesinnung, die es mit beiden Seiten hält, um es mit keiner zu verderben. „Ich wollte aber lieber, alle Menschen wären wie ich bin“ — gesteht er einige Zeilen zuvor. Er kennt also im Grunde genommen nur die Alternative: Sittlich und keusch sein oder unsittlich und unkeusch sein. Er ist von der Unsinnigkeit dieser Alternative nicht überzeugt.

Man höre dagegen Manu: „Es ist keine Sünde, irgendeine Speise zu essen oder Wein zu trinken oder geschlechtlich zu verkehren; denn alle diese Dinge sind dem Menschen natürlich. Jedoch kann die Enthaltensamkeit von diesen Dingen ungeahnte Früchte zeugen!“

Merkt man den Unterschied?

Hier wird die Alternative indirekt verworfen — der Geist wird verworfen, der „Entweder — Oder“ sagt, an Stelle von „Sowohl — als auch.“ Denn es kommt nicht auf die Keuschheit an, sondern auf die Fruchtbarkeit des Gebotes. —

Wie Manu hat das ganze Altertum geurteilt. Man lief damals Gefahr sich lächerlich zu machen, wenn man keusch lebte und die „ungeahnten Früchte“ nicht reifen wollten. Deshalb stellte es man selbst den Vestalinnen frei, von einem bestimmten Alter ab ihre Keuschheit preiszugeben.

Kein Urchrist konnte das verstehen. Daß es sittliche Gebote gibt, die bedingt sind, — das ging ihm über die Vernunft. Empört schrieb daher der heilige Ambrosius in seinem Buch de virginitate: „Diejenigen, die für das Keuschheitsgelübde eine bestimmte Zeit vorschreiben, empfehlen dadurch selbst den Jungfrauen nachher nicht in diesem Zustande zu

verharren. Was ist das für eine Religion, die den Jungfrauen die Keuschheit empfiehlt, den älteren Frauen Unkeuschheit frei stellt!“

Gibt es einen geistigen Gegensatz, der ebenso entscheidend wäre, wie der zwischen dem heiligen Ambrosius und Manu?

IV.

Es gibt kaum einen Gegensatz, der von gleicher Aktualität wäre wie dieser.

Denn was geschieht jetzt in Rußland? Daß einige Menschen die Behauptung: Ohne Profit raucht kein Schornstein — widerlegen wollen. Sie sagen: Er raucht auch ohne Profit — wenn wir nur das Kapital abschaffen.

Man begeht also (ideologisch) denselben Fehler wie das Urchristentum. Man verwirft, „was ist“ (Prostitution; Kapitalismus) und bestimmt „das, was sein soll“ (Keuschheit; Altruismus) unabhängig davon, ob es sein kann.

Also hat die Partei der Erfahrung recht, die behauptet: Ohne Profit raucht kein Schornstein?

Sie hat recht. Nur (würde der Manu-Jünger sprechen) ist Profit — kein Fremdwort für Geld. Und das ist das Entscheidende. Denn hat man diese Erkenntnis, so hat man Takt genug, um zwischen den ewigen Kräften (Egoismus; Eros) und ihren zeitlichen Äußerungen (Kapitalismus; römische Prostitution) zu scheiden. Und damit ist die Taktik gegeben. Denn es ergibt sich damit die Notwendigkeit, diesen anders zu begegnen als jenen.

Es ergibt sich also die Notwendigkeit, alle jene Bestrebungen zu fördern, die darauf hinaus laufen, ein Äquivalent, ein Entsprechendes — nicht für das Geld, aber für die Machtfunktionen zu schaffen, deren Träger das Geld bisher war; so wie die Christen gezwungen waren ein Äquivalent für die römische Prostitution zu schaffen. Denn die Menschen werden immer ihren „Vorteil“ suchen, weil sie ihre Macht suchen. Aber es ist ein Unterschied, ob man seinen Vorteil im Gelde sucht oder — etwa — im Range. Denn nur das Streben nach Geld wirkt destruktiv auf die Gemeinschaft, das Streben nach einem Range (oder einem Entsprechenden) wirkt konstitutiv — wie das Beispiel der katholischen Kirche lehrt. Allerdings kann sich auch diese Wirkung in das Gegenteil verkehren — aber das ist kein Einwand. Sonst wäre das Ende ein Einwand gegen den Anfang. Niemand aber wirft seine Arbeit hin, weil er sterben muß oder in 30 000 Jahren die Eiszeit kommt.

Der Kleinkapitalismus, der in Rußland im Entstehen ist, ist daher ganz ungefährlich — sobald man ein solches Äquivalent gefunden hat. Ist es da, so wird man die Geldjäger ebenso belächeln, wie wir heute die Ordensjäger. Denn warum lächelt man? Weil sie sich mit so wenig Macht begnügen!

V.

Dem Schlaf nicht zu entsprechen oder dem Eros oder dem „Egoismus“ — das ist taktlos. Taktlos sind daher auch die, die den Krieg „abschaffen“ wollen.

Der Protest gegen den Krieg entspricht im Grunde genommen dem Protest der Urchristen gegen die römische Prostitution; damals verwarf man mit der Prostitution jeden geschlechtlichen Akt — heute mit dem nationalen Krieg den Krieg „an sich“. Obgleich es diesen Krieg „an sich“ gar nicht gibt — ebensowenig wie es ein Leiden „an sich“ gibt. Sondern es gibt ein Leiden, das bei „überströmendem Lebens- und Kraftgefühl“ als Stimulans empfunden wird (was Nietzsche den Schlüssel zum Begriff des tragischen Gefühls gab) und ein Leiden, das nicht als Stimulans empfunden wird. Man sagt daher nichts über das Leiden aus — sondern über sich, wenn man leidet.

Man sagt auch nichts über den Krieg aus, sondern über sich, wenn man Pazifist ist. Das gestehen die Pazifisten sogar zu. Denn einer sagte mir: „Ich will nicht, daß ich sterbe.“ Sie können es nicht begreifen, daß es Menschen gibt, die verkommen, weil es nichts gibt, wofür es sich zu sterben lohnen könnte. Der Sinn des Opfers, das Glück des Opfers, die Lust „durch einen Gegensatz der eigenen Unerschöpflichkeit froh zu werden“, bleibt ihnen fremd. Das Wort von der „Heiligung des Lebens“ ist daher eine Phrase. Denn je stärker man lebt, um so geringer wird die Angst vor dem Tode — aus demselben Grunde, aus dem ein Mensch, der von einer übergroßen Freude beflügelt wird, alle Gefahren des Wegs mißachtet und losrennt, gleichviel ob er die Erfüllung seiner Sehnsucht mit dem Leben bezahlt oder nicht. Tut er es nicht, so ist es nur die Einsicht, daß es vielleicht besser sein könnte, sich — vorläufig — zu beherrschen, die ihn zurückhält; nicht der Tod. Der Tod ist (für diesen Typus) eine Bagatelle.

Es ist eine psychologische Tatsache — und es verrät daher Taktlosigkeit sie zu übersehen — daß Tod und Leben sich wie zwei Wagschalen verhalten. Je tiefer das Leben sinkt — um so höher steigt der Tod; und umgekehrt.

Man kann den Pazifismus daher nicht mit der Vernunft begründen — und auch nicht widerlegen; denn diese Tatsachen, diese psychologischen Gegebenheiten, ändern sich. Die Logik: „Ich will nicht, daß ich sterbe; folglich wollen alle Menschen nicht, daß ich sterbe“ — kann übermorgen richtig sein. Heute ist sie falsch. —

Aus der Taktlosigkeit gegenüber diesem Phänomen entspringt naturnotwendig die Taktlosigkeit auf beiden Seiten. Denn es ist unsinnig, mit dem nationalen Krieg jeden Krieg zu verneinen, und es ist unsinnig, mit „dem“ Krieg auch den nationalen zu bejahen.

(Der Krieg der Nationalitäten ist ein Unfug, weil die meisten Nationalitäten nur dasselbe wollen. Sie kämpfen nicht um Sonnen — sondern nur um einen Platz an jener Sonne, die von allen angebetet wird.)

VI.

Man kann den Pazifismus nicht mit der Vernunft begründen und auch nicht widerlegen.

Also liegt die Entscheidung darüber, was sein soll, beim Einzelnen? Nein; denn das Gebot des Einzelnen verhält, wenn er (zum mindesten) nicht den psychologischen Voraussetzungen einer Gruppe entspricht. Also liegt die Entscheidung bei einer Gruppe, einer Aristokratie? Nein; denn es kommt nicht auf die Zahl derer an, die sich ihrer Einigkeit bewußt sind — sondern auf die Einigkeit. Die Entscheidung liegt daher beim In-dividuum, d. h. bei einem in sich einigen Wesen, für das alle Alternativen der Vernunft nicht existieren und das nichts hat als seinen Willen und damit sein Ziel. Dieses In-dividuum entscheidet. Es ist gleich, ob es von einem Einzelnen oder einer Gruppe repräsentiert wird.

Es muß nur da sein. Denn dieses In-dividuum ist die Voraussetzung für das Entstehen aller jener Gebilde, die vorgestern Kirche, gestern Staat oder Volk hießen und morgen wieder anders heißen werden. Es ist die notwendige Voraussetzung, weil es, wie im Fall des Krieges, keine Möglichkeiten gibt, über bestimmte Lebensbedingungen durch Vernunft zu einer Einigkeit zu kommen. Die Einigkeit muß da sein. Denn man hat (um bei dem einen Fall zu bleiben) „das überströmende Lebens- und Kraftgefühl“ — oder man hat es nicht. Was gut ist, steht daher erst fest, wenn das In-dividuum feststeht. Erst dann beginnt die Aufgabe der Vernunft. Denn sie besteht im wesentlichen darin, die Lebensbedingungen des In-dividuums, die „Axiome“, zu verallgemeinern und die Folgerungen zu ziehen.

Umgekehrt — durch Verallgemeinerungen zu Axiomen zu gelangen;

etwa die Voraussetzungen, die „Vernunft“, eines bestimmten Individuums zu verallgemeinern und folglich „das Individuum aller Vernünftigen“ zu fordern — das verrät eine Taktlosigkeit, die nur noch von der Ethik Kants überboten wird. Denn die Axiome, die diesem Philosophen „die praktische Vernunft“ gab (Freiheit, Unsterblichkeit, Gott), waren die Axiome — nicht „der“ praktischen Vernunft, sondern der Vernunft jenes ganz bestimmten Individuums, das im Christentum seinen Ausdruck gefunden hatte. —

Ein Produkt dieser selben Taktlosigkeit, dieses Leerlaufens der Vernunft, die nicht mehr weiß, wozu sie da ist, und ihre Grenzen überschreitet — ist der Glaube an die „Menschheit“. Weil es Individuen gibt (Freundschaften, Orden, Stämme, Völker, Rassen, Kirchen etc.), schließt man, müsse auch dies Individuum möglich sein. Man verallgemeinert einfach — unbekümmert um die Grenze, die durch die Voraussetzungen gegeben ist, die das Entstehen eines solchen individuellen Keims bedingen.

Es gibt keine Menschheit. Der Begriff hat nur Sinn als Gegensatzbegriff zur Tierheit. Nur von der Tierheit aus gesehen ist die Menschheit einheitlich. Abgesehen von diesem Gegensatz wäre sie es nur, wenn sie in ihren Zielen einig wäre. Selbst eine Kriegserklärung gegenüber allen Kriegen würde deshalb nicht genügen; man wird nicht einig dadurch, daß man etwas unterläßt.

Es gibt keine Menschheit — ebensowenig, wie es den Einigen gibt. Denn der Mensch ist — abgesehen von seiner körperlichen Existenz — nur da, wenn er wirkt, wenn er Kopf oder Glied einer sichtbaren oder noch unsichtbaren Menschenkette ist. In jedem anderen Falle ist er ein Wilder, ein Tier. Da ist, wirklich ist folglich nicht der Mensch und nicht die Menschheit, sondern nur die Grenze zwischen Mensch und Menschheit — jene Grenze, die durch die Existenz des Individuums gezogen wird.

Nicht auf die „Menschheit“, sondern auf die neue Grenze kommt es daher an; denn die historischen sind unwirklich geworden. Sie bewirken nicht mehr Leben — Befruchtung durch Verbindung. —

Die Partei der Erfahrung, die nationale Grenzen fordert, hat ebenso unrecht, wie die Partei der Vernunft, die die „Menschheit“ fordert.

VII.

Es gibt keinen Gegensatz, der ebenso entscheidend wäre, wie der zwischen dem heiligen Ambrosius und Manu.

Es ist im Grunde genommen nur die Überzeugung des Ambrosius, die Kant auf die Formel gebracht hat, als er sagte, daß „in Ansehung der sittlichen Gesetze“ die Erfahrung die Mutter des Scheins ist und daß es höchst verwerflich ist, „die Gesetze über das, was ich tun soll, von demjenigen herzuziehen oder dadurch einschränken zu wollen, was getan wird.“ Kant verallgemeinert damit jede besondere Einstellung, die die Urchristen zum Eros hatten und nimmt die Einstellung der Bolschewisten zum Egoismus und der Pazifisten zum Kriege vorweg. Er proklamiert die Partei der Vernunft im Gegensatz zur Partei der Erfahrung, die das, was sein soll, nach dem bestimmt, was bisher gewesen ist.

Aber beide Parteien haben unrecht. Denn der Gegensatz entsteht in beiden Fällen nur dadurch, daß man abstrakt denkt und alles, was „ist“, unter der Marke „Sein“ in einen Kasten wirft, ohne zu scheiden zwischen ewigem Sein und zeitlichem Sein, zwischen Notwendigem und Zufälligem — also daß es ebenso ethisch wie unethisch sein kann, das, was „ist“, zu berücksichtigen oder nicht zu berücksichtigen.

Denn es kommt darauf an, was das ist, das „ist!“ — Also sprach Manu. Also sprach Zarathustra.

Was das ist, das „ist“ — darüber aber kann niemals die Vernunft entscheiden, sondern nur der Takt.

VIII.

Es ist klar, daß dieser Takt durch die Vernunft (und also die Begriffe) nicht übermittelt werden kann; — folglich bleiben nur die Sinne übrig. Die Sinne sind jene „tiefe, unbekannte Schicht, welche allen anderen als Stütze dient und die, einmal gebeugt, allen übrigen ihre Neigung mitteilt, so daß fortan alles auf diesem so erzeugten Abhänge herabrollt.“ „Denn unser innerster Grund ist weder der Verstand, noch die Vernunft, sondern es sind die Bilder. Die sichtbaren Gestalten der Dinge, einmal in unser Gehirn gebracht, ordnen, wiederholen und prägen sich dort mit unwillkürlichen Verwandtschaften und Zusammenhängen ein. Wenn wir dann später handeln, geschieht es in dem Sinne und durch den Antrieb der so erzeugten Kräfte, und unser Wille keimt ganz und gar wie eine sichtbare Pflanze aus den unsichtbaren Sämereien, welche die innere Gärung ohne unsere Hilfe hat aufsprießen lassen.“*

* Taine über Loyala.

IX.

Ich habe die Geschichte von dem Mann erzählt, der den Schlaf abschaffen wollte, weil es ihm geglückt war, mit Erfolg gegen einen ganz bestimmten Schlaf zu kämpfen. Und ich habe die Geschichte von dem Mann erzählt, der nicht in den Suppenteller spuckte, aber dafür in eine Schüssel. Ich habe gesagt, daß der eine zuviel Vernunft besaß, und der andere zu wenig — und daß das, was beiden fehlte: Takt war.

Aber ich habe noch nicht gesagt, daß ich, weil ich von der Kraft der Bilder überzeugt bin, Takt genannt habe, was man — im allgemeinen — Geist nennt.

CHRONIK WERENWAGS

III

In keinem Monat liest man so viel wie im Januar. Alle die Bücher, die zu Weihnachten kamen, und die Nachmittage, wenn das Zimmer vom Schnee draußen hell und vom Ofen innen warm ist.

Schön ist es auch, im Jänner nach Partenkirchen zu fahren, gerade noch bevor die Bauern, treuherzig wie ein Pudel und gerissen wie ein Armenier, der der Sohn eines Juden und eines Griechen ist, den deutschen Kurgästen bedeuten, daß sie überflüssig sind, solange die Oberammergauer Passionsspiele dauern und der Dollar klatscht, wenn Christus hängt (wie sie rüsten, streichen, hamstern, nageln, bauen und wie sie rupfen werden, die Schakalorte um Oberammergau) — schön ist es, im Jänner nach Partenkirchen zu fahren, Skier und Frack im Gepäckwagen, und im Netz über dem Sitz nur ein Suitcase mit Büchern, die Zeit zu vertreiben. Laß sehn, was du mitgenommen hast.

Den dritten Band der Propyläenausgabe von Stendhals Werken; Suarès Porträts; Flauberts Reisetagebücher. Das sind drei Übersetzungen von Franzosen in einem Koffer. O deutsche Unbefangenheit, groß und problematisch in einem. Und fünf, sechs Nordländer aus dem Gyldendalschen Verlag, der nun, weil es so billig ist, in Berlin eine Filiale hat und seine Skandinavier deutsch herausbringt — ganz schön, wenn es nur auf Gegenseitigkeit beruhte und die Fremden ihrerseits deutsche Autoren in ihre Edelvaluta übertrügen; sie denken nicht daran.

Und die Biographie Dostojewskis von seiner Tochter Aimée, die auf russisch Lubow heißt, und endlich die deutschen Bücher, eine bunte Reihe. Muckles Nietzsche; Thomas Manns erster Band der gesammelten Werke, schön auf holzfreies Papier gedruckt und in der Ungerfraktur gesetzt, die zu diesem subtilen Geist mit der zarten Männlichkeit paßt; die Heldensagen der germanischen Frühzeit; das erste Heft der Steinerischen Zeitschrift Die Drei und die beiden ersten des Keyserlingschen Wegs zur Vollendung — Geduld, wir werden das alles unter einen Hut bringen.

Nun, mein Lieber, du wirst nicht die ganzen Abende mit der Malayoholländerin, deren Lungen, o nur an den zarten Spitzen, angegriffen sind, beim Teetisch und die ganzen Tage mit ihren beiden Mädchen, betörenden Durchbrüchen des javanischen Bluts, auf der Rodelbahn zubringen können, wenn du das alles lesen willst. Am leichtesten macht es dir Stendhal.

Der kleine gedrungne Herr hat jetzt, was er sich wünschte, die Leserschaft von Neunzehnhundertsovielt und eine schöne, großformatige deutsche Gesamtausgabe, würdig des Namens Propyläen, obendrein, woran er nicht dachte. Bevor er sich zum Schreiben setzte, las er, ein vorweggenommner positiver Dadaist, nämlich ein Verächter der poetischen Locke und des geistigen Toilettemachens, im Code Napoleon, um seinem Stil die Nüchternheit zu geben — so kannst nun du abends im Bett eine Stunde in ihm lesen, damit du dich nicht an jene Fremde, deren Augen so hinreißend pflanzenhaft sind, verlierst und dein Blut klar bleibe.

Aber siehe, was sich vollzieht, wie er auf dich wirkt: er, der der prosaischste aller Schriftsteller zu sein wünschte, enthüllt sich als der feinfühligste von allen und lehrt: mache die Liebe zu einem künstlichen Paradies, in dem du nicht mit der Göttin schlafen gehst. Das teilt der mit, der in Erinnerung an die Leutnantszeit in der großen Armee den Ehrgeiz hatte, der forsche Husar zu sein, der das Hindernis im Galopp nimmt, oder auch der Infanterist, der in jedem Augenblick darauf vorbereitet ist, drei-, viermal zu — entladen. Aber er bleibt tapfer, selbst wenn der Schneid versagt, und bekennt herzhaft als erster das Phänomen der streikenden Pulverpfanne.

Famoser Mensch, sympathisch, herrlich unpoetisch und befähigt darum, Leidenschaft von Pathos zu unterscheiden, dreifacher Vater des Realismus von 1860, der Analyse von 1885 und jetzt des Dritten, Neuen, Kommenden — einer Literatur, die denkt, nicht unbesehn dem

Leben aus der Hand frißt und formen kann, weil sie den Widerstand besitzt.

Auch schon leicht aber liebenswert altmodisch, wenn er sagt, es gebe im Erotischen Dinge, die man nicht darstellen könne; wie ja jene ganze Lehre der übersinnlich sinnlichen Liebe gewiß nicht standhält, sobald man sie mit der Sonde seines eigenen Kritizismus untersucht. Und doch, indem sie im spinnfadenfeinen Unwirklichen schwebt, ist sie wahrlich mehr, als ein Barbar der Wahrheit ersinnen kann, nämlich Artificium, Kunst.

So also kannst du bei ihm lernen, die Verehrung einer Frau als feinste Ekstase in die Reihe der an sich schon sublimierten Reizmittel einzufügen, deren du in diesem Monat Januar teilhaftig wirst: des in der Bewegung eines Eistages brennenden Bluts; der Schneeluft, die wie Champagner Perlen klaren Wassers in der Mundhöhle bildet; des Rausches, wenn man die Hänge höher und höher steigt bis zur Hütte, wo eine Schar junger Mädchen wie ein Rudel Gamsen lockt, lacht, glüht. Flirt: Brücke zwischen Becken und Hirn; Geist ist Leichtigkeit.

Im Suarèsband „Porträts“ begegnet man nochmals Stendhal, zweifach sogar: in dem ihm gewidmeten Kapitel und in demjenigen über Chateaubriand. Denn diesen kontrapunktiert Suarès als Antipoden Beyles, als den ersten modernen *Literaten*. Es ist interessant, diesen Typus auf den Verfasser von René zurückgeführt zu sehn, und man fühlt rasch, daß es richtig ist.

Denn sobald ein Schriftsteller Anarchist wird, wird er Histrione. Der Literat ist Nero, der, indem er mit dem Worte rast, die Diktatur des Wortes anstrebt. Da er für das Bedürfnis, das er mit allen begabten Naturen gemeinsam hat, für den Willen Macht zu werden, keine außer ihm, bei den andern also, existierenden Gegebenheiten findet, in deren Dienst er sich stellen kann, keinen Glauben, keine gewordne Institution, keine künftig zu verwirklichende Idee, hat er auch keine Sachlichkeit.

Stendhal ist sachlich, weil er den Heroenkult und die Liebesbedürftigkeit der fünfundzwanzigjährigen jungen Männer respektiert.

Der Histrione aber, deren erster Chateaubriand war, zerstört entweder das, was die andern verehren, oder er bläst es ihnen mit nachträglicher Beredsamkeit zu einem Feuerwerk auf, beides ist dasselbe. Chateaubriand wählte die zweite Möglichkeit, er propagierte Christentum, nachdem es die Welt erobert hatte.

Das alles ist ausgezeichnet bei Suarès nachzulesen. Wir aber in Deutschland, sollten wir das nicht kennen, dieses Temperament, das den Gaul reitet, indem es ihm Zunder unter den Schwanz legt, diesen Ehrgeiz, Cäsar der öffentlichen Meinung zu sein? Wir kennen das Phänomen und auch schon seinen Ausgang, wenn den Heißspornen nichts übrig bleibt, als aus Aristophanes Sardou zu werden, der Manon Lescaut schreibt, oder aus dem Cowboy Dumas, der euch den neuen Kean hinschmeißt.

Literaten I: „Mit diesem Buche nimmt der dreißigjährige Dichter Abschied von der Welt der Leidenschaften und Abenteuer, die er wie kein anderer glühend geschildert hat, bevor er sich den großen Fragen der Zeit zuwendet.“

Sogar die Hennen gackern erst, wenn sie das Ei gelegt haben, und Selbstverkündigung ist Selbstbefriedigung. Diesen Waschzettel hat nicht der Verlag, sondern der Autor geschrieben. Mag er widersprechen, wenn es nicht wahr ist — Edschmidt wird nicht widersprechen, kein anderer hat den Mut, zu affichieren, daß er sich den großen Fragen zuwenden wird.

Er macht mir übel, dieser Mut. Die armen Fragen, wenn der Dreißigjährige sie aufs Bett werfen wird, wie damals in der Welt der Leidenschaften die Abenteuer.

Literaten II: Vor einem Jahr veröffentlichte ein bayrischer Universitätsprofessor in der Münchner Zeitung einen Aufsatz, der einigen deutschen Schriftstellern wie Curtius, dem Verfasser der mit edelster Distanz geschriebenen „Wegbereiter des neuen Frankreich“, ein Kolleg über nationale Haltung las; das Lob von Péguy, Rolland, Claudel war dem Professor: „Anbiederung mit der Negernation“. Nun gut, ein Nationalist, vielleicht auch nur ein bayrischer Demokrat, das macht keinen Unterschied aus, sagte dem Publikum, was es an der Isar gern hört.

Aber neulich, am Main, begegnete man dem Professor in den Spalten eines Blatts, in das ein Mann von Charakter nicht schreibt, wenn er für die Münchner Zeitung tätig ist; denn die Frankfurter Zeitung, die in den bayrischen Angelegenheiten scharf und sauber den Trennungsstrich zieht, ist für das Münchner Blatt, was das rote Tuch für den Stier ist. Gegen was, glaubt man, wandte er sich hier? Wie es dem Geist der Frankfurter Zeitung entspricht, gegen den Kampf wider die französische Literatur.

Lerch heißt die Lerche, die bald in den nationalistischen, bald in den internationalen Himmel steigt — sie allein kennt die Fäden, die ihr Zwitschern regulieren.

Hätte der Professor in jenem ersten Artikel Maß gewahrt, würde man von selbst so anständig sein, eine Sinnesänderung zu vermuten. Unter den Federn, mit denen ich schreibe, sind auch die spitzen. Aber ich lasse sie rosten, solange es möglich ist. Man muß nachsichtig sein, denn jeder begeht Torheiten.

Man darf nur dann unnachsichtig sein, wenn man deutlich fühlt: hier ist einer nicht entgleist, sondern in einer Geistesrichtung gefangen, die ihn anmaßend macht. Anmaßung aber, ob sie sich selbst verkündet oder zum Richter aufwirft, wirkt, wenigstens auf mich, wie jeder Eingriff in die ungeschriebne Moralität: man wird unpersönlicher Vertreter, unpersönlicher Rächer des Geists, und diese Rache erscheint mir als die einzig erlaubte, Arroganz darf sich nicht spreizen.

Ich zögere, ob ich recht tue, die Prognose Sardou für Sternheim auszusprechen, obwohl ich sie für richtig halte — denn Sternheim war bis zur Revolution echt und sein Zusammenbruch ist der des Radikalismus, objektiv tragisch. Bei Edschmidt, Operntenor, mache ich mir kein Gewissen, und Lerch hat, in einer Erwiderung an die Frankfurter Zeitung, wie Fausts Wagner den Finger an die Nase gelegt und sich nicht zu rechtfertigen, sondern Recht zu behalten gesucht.

Man kann nicht vorsichtig genug urteilen. Jeder geistige Mensch von einigem Rang erlebt es, daß diese Mahnung erst ganz fern an seinem Horizont sichtbar wird, wie die Spitze eines Seglers auf dem gewölbten Meer; daß sie näher kommt (weil er ihr sich nähert, Gesetz der moralischen Entwicklung); daß sie zuletzt über ihm steht, fortan sein Banner, seine Fahne.

Die Wirkung eines Schriftstellers auf die Menschen beruht im wesentlichen darauf, daß er sie diese Vorsicht fühlen läßt. Die Menschen haben eine Vorstellung davon, wie kurzfristig ihre Wertungen sind. Indem sie feststellen, daß sie selbst dem Dämon, der sie zu werten zwingt, erliegen, verlangen sie vom Schriftsteller, daß er der sei, der sich frei hält und sie an die Möglichkeit der Freiheit glauben läßt.

Das ist die Rechtfertigung dafür, daß er mehr als einen Beruf, daß er ein Amt hat. Wir denken mit den andern und für sie, und wir sollen hundertmal kontrollieren, bevor wir einmal verwerfen.

Solche Vorsicht, die als Moralität wirkt, ist es, die den Charme Thomas Manns ausmacht und ihn ins Repräsentative zu rücken beginnt. Wenige Autoren dürfen es wagen, ihre Aufsätze nicht nur äußerlich als kritischen Ergänzungsband zum Gesamtwerk zu schlagen, sondern sie organisch mit ihm zu vereinigen.

Lese ich in „Rede und Antwort“, so fühle ich: Thomas Mann schadet es nicht, wenn er so seine Gesamtausgabe auf einer Sammlung von kleineren Tagesarbeiten aufbaut: weil sowohl Romane als Aufsätze Mittel sind, seine moralische Subjektivität darzustellen.

Einige Jahre, nachdem die „Buddenbrooks“ erschienen waren, in der Zeit unsrer größten geistigen Krise, konnte man fragen, an welcher Stelle Mann den seelischen Durchbruch versuchen werde, denn es war ja klar, daß der Wurf der Buddenbrooks nicht mehr gelingen werde, weil, anders als zu Dickens oder Fontanes Zeit, die bürgerliche Gesellschaft vor dem Ende stand, der Dichter also keineswegs sein Jagdgebiet gefunden hatte — die Pacht war schon gekündigt.

Man darf vermuten, daß die Erkenntnis dieses Zustands auf Mann schmerzlich und auch lähmend wirkte. Sprechen wir nicht davon, alles ist im Fluß — aber der Fluß hat eine Richtung; und wer, wie ich, die idyllischen Epen von Hund und Kind nicht schätzt, mag erkennen, daß sie schon als kleine Inseln im Flußbett zurücktreten.

Bei jedem Buch, bei jeder geistigen Erscheinung fast, taucht jene Mahnung, vorsichtig zu sein, auf. Sehe ich, wie „Der kommende Tag A. G.“ in Stuttgart die Steinersche Zeitschrift „Die Drei“ nicht anders als eine Champagnerfirma ihren Sekt inseriert, wie ihre Aktien an der Börse zugelassen und ich weiß nicht mehr wie hoch über pari gehandelt werden, wie Rudolf Steiner den Stoßtrupp der Mitarbeiter vorschickt, damit die Spannung auf seinen Auftritt wachse, dann zweifle ich nicht, daß er, der die Seelennot der Zeit wie ein Boß zum Geschäftemachen zu benutzen scheint, selbst in dem Geist gefangen ist, den er bekämpft, im Geist der wirtschaftlichen Organisation, der Reklame, der Diktatur. Zu unvergessen ist noch die Dialektik des Bolschewismus, der, um Gewalt zu zertrümmern, alle Methoden der Gewalt übernahm.

Aber dann lese ich in einem Aufsatz des ersten Hefts der „Drei“ ein Wort, zu dem der Verfasser, Ühli, zwar monomanisch wieder und wieder greift, das aber eine Wahrheit enthält: das Wort von der pädagogischen Stoßkraft, die nötig sei, um Altes in Neues zu über-

führen. Und dagegen, daß jedes Zeitalter seine besondere Form des pädagogischen Impulses verlangt, daß in der Ära der Maschinen mit surrender Tourenzahl und den Börsenpaniken auf einen harten Amboß ein sausender Keil gehöre, dürfte nichts einzuwenden sein.

In jedem Fall, der Mut, Philosophie, die als Beschäftigung im Studio bankrott ist, zur Gesetzgebung in die Öffentlichkeit zu führen und einen neuen Philosophentypus, denjenigen des aktiven Eingriffs im Dienst des Geistes zu schaffen — das ist, auch wenn Steiner, den ich nicht als Mensch und nicht als Autor kenne, ein Stück Schauspieler sein sollte, das Ernsthafte.

Es ist derselbe Entschluß, den ich auch bei Keyserling bewundere: sich, den gewiß auf Einsamkeit wie auf Luft angewiesenen Menschen, dazu zwingen, für andere da zu sein, auf die unmittelbare Identität mit sich zu verzichten, lehrhaft zu werden, den Menschen nicht das Buch zu schicken, sondern unter sie zu gehn.

Steiner und Keyserling stehn sich verfeindet gegenüber, und es ist kein Zweifel, daß Steiner den Angriff begann, der noblere und sachlichere Partner Keyserling bleibt. Auch läßt Steiners heftige Reaktion auf die Behauptung, daß er einmal von Haeckel ausging, auf den Wunsch schließen, Spuren zu verwischen, ein Bemühen, das ihm ein Aufsatz der Frankfurter Zeitung schneidend nachwies: es steht fest, daß er in der ersten Auflage eines Frühwerks Entwicklungsgeschichtler und Atheist war, die neuen aber so umgearbeitet hat, daß sämtliche positiven Stellungnahmen in neutrale Referate umgebogen werden — daß sich also seine Behauptung, er habe nichts Wesentliches geändert, als Fälschung aufdecken läßt. Das ist übel und legt den Gedanken nah, daß man es nicht mit einer reinen, sondern mit einer genialischen Persönlichkeit zu tun hat.

Die Beiträge des ersten Heftes „Die Drei“ bemühen sich — man sieht die unsichtbare Hand dahinter — die Anthroposophie von der Theosophie zu lösen, mit der sie in den Augen der Anhängermassen zusammenfällt. Anthroposophie als Lehre von der bewußt geleiteten Seelenentwicklung, als Lehre von der möglichen Freiheit und der Steigerung des Ich durch dieselbe Disziplinierung, die Loyola wohl bekannt war, zu definieren, das hat Hand und Fuß.

Und Verschwommenheit ist es nicht, wenn Steiner das angeblich objektive Studium der Natur für ungenügend und die Entstehung eines Begriffs, des Begriffs Pflanze etwa, aus dem Zusammenstoß zwischen dem Objekt und dem Bewußtsein des Beobachters erklärt:

das ist das Bekenntnis zur unvermeidbaren Metaphysik und Erkenntnis des schöpferischen Aktes, durch den die Erscheinungen in die Dimensionen Zeit und Raum und in die Kategorien der Anschauung gehoben werden — es ist der Koelschsche Moment des „Erlebnisses“, fruchtbar für die Naturwissenschaftler, denen wir wenig mehr glauben.

Am reinsten wirkte unter den Beiträgen der „Drei“ ein Bericht der Walddorfschule bei Stuttgart, in der Reformpädagogen „unter Berücksichtigung Steinerscher Anweisungen“ erziehen.

Der Kristallisationspunkt für schöpferische Intuition ist hier das Kindermaterial. Alles Schöpferische nun ist zunächst Realismus; nämlich Erfassen von Gegebenheiten. Aber schon in diesem Stadium ist es, was die Wissenschaftler noch immer nicht ahnen, Aktivität, nämlich Ausgreifen und Ansetzen eines erregbaren und erregten Kernes im Beobachter. Die Kinder z. B. stellen sich dieser Intuition als Begrenzungen, als Formen dar; der Autor des Aufsatzes, Heydebrand, erlebt so die „Temperamente“ der Kinder.

Danach vollzieht sich Folgendes. Der wirklich lebende Mensch ergänzt die begrenzten Formen (die Temperamente) um ein sagen wir X, das so geartet ist, daß sämtliche Ergänzungen, die also variabel sind, dasselbe Resultat liefern: die Totalität.

Worin besteht diese? Darin, daß Einzelgeschöpf (das beobachtete Material) plus Ergänzung (vom Beobachter vollzogen) das Sein, das ganze Phänomen der Welt ergeben. Wir kennen die Ergänzung seit Jahrtausenden unter dem Namen Religiosität, die nichts als die Sehnsucht einer gegebenen Form nach ihrem Grund ist; man könnte eine Formel aufstellen: Kreatur + Sehnsucht = Gott = Totalität.

Ich gebe nicht die Heydebrandschen Gedankengänge, sondern meine eignen; aber ich glaube so zu veranschaulichen, was bei Steiner positiv ist: der zündende Gedanke, jene Ergänzung oder Sehnsucht nicht einer Gnade oder einem Zufall zu überlassen, sondern zu dem Punkt zu machen, auf den sich die Spannungsenergien der Kreatur konzentrieren. Hier berührt sich die Lehre von der Disziplinierung eben so sehr mit uraltem Indischem wie mit dem Dilettantenkitsch der Spiritisten (aber der Dilettant ist der, der den Instinkt hat und vor der übergroßen Behutsamkeit der Wissenschaft zur Selbsthilfe greift).

Ich breche hier ab, ein Aufsatz muß Form haben, d. h. genau das enthalten, was man für präzise Kritik ansieht, und nicht mehr. Besser zu wenig sagen als zuviel. Vorsicht ist ein Faktor der künst-

lerischen Formung, die also ein moralischer Akt ist. Ich bin gegen Keyserlings gesellschaftliche Veranstaltungen mißtrauisch wie gegen Steiners Propaganda, hinter der ein Riesenfonds „Geschäftskosten“ stehn muß; aber ich vermeide es, Horoskope zu stellen, wo man nur, später einmal, Bilanz ziehn darf.

Aus elsässischen Zeitungen erfährt man, daß neulich in Straßburg zwei Mörder öffentlich hingerichtet wurden, und daß ein Kaffeehausunternehmer den psychologischen Augenblick des Grauens benutzte, um Prospekte verteilen zu lassen, in denen er die Zuschauer aufforderte, ihre Nerven durch eine Tasse heißen Kaffees zu stärken.

Man hat das da unten den Franzosen doch verübelt, und reichsdeutsche Zeitungen rafften ihr Französisch auf, um den Spieß einmal umzudrehn und unter der Überschrift *leur culture* aus dem Bereich der gallischen Zivilisation zu berichten.

Ich gehe weder auf die Vortrefflichkeit öffentlicher Hinrichtungen noch auf die nationalen Noten ein, die auszuteilen die Franzosen noch eifriger als die Deutschen sind, und stelle unbewegt fest: wenn ihr die Unreligiosität der Zeit beklagt, müßt ihr euch klar machen, daß Glaube einerseits, Verbrechen, sinnfällige Handlungen und Gegenhandlungen, also auch grelle Justiz andererseits untrennbar aufeinander angewiesen sind.

Denn Verbrechen und Amtierung der Scharfrichter entspringen dem Sinn für das Elementare. Religion aber ist nichts anderes als ungebrochenes Verhältnis zum Elementaren. Die Hexenbrände, das Ghetto, die Ketzergerichte sind fürchterlich; jedoch: sie sind Projektionen der elementaren Ära.

Jener dritte Band *Stendhals*, von dem ich ausging, enthält die Geschichte der *Beatrice Cenci*, die mit Mutter und Bruder vor der Engelsburg in Rom wegen Ermordung ihres Vaters (der von der Fünfzehnjährigen verlangte, daß sie ihn in ihr Bett ließ) hingerichtet wurde. Dem Bruder geschah folgendermaßen: „Er wurde bis zum Gürtel entkleidet. Dann wurden ihm die Beine auf dem Richttisch festgebunden. Der Boja (Henker) ergriff mit beiden Händen eine Keule und erschlug ihn durch fünf bis sechs Schläge auf seine rechte Schläfe. Darauf schnitt er ihm, ein Knie auf seiner Brust, den Fuß auf seiner Stirn, den Körper auf, riß die Eingeweide heraus und vierteilte ihn.“

Das Volk von Rom sah zu, es war der 11. September 1599, die Glocken läuteten, die Frauen schluchzten, und als der Henker den

Körper des enthaupteten Mädchens am Seil in den Wagen schleifte, war er unachtsam, der Körper fiel herab und die entblößten Brüste wurden mit Staub besudelt. Man sehe jenes Bild des Henkers, der das eine Knie auf die Brust und den andern Fuß auf die Stirn setzt, es ist eminent. Inzwischen betete der Papst, und alles, die Erschütterung und das Rohe, durchdrangen sich, unteilbar.

Stendhal, der sonst getreu den Chroniken folgte, übergang die Hinrichtung des Bruders der jungen Cenci als zu entsetzlich, ich finde den Bericht in einer Anmerkung des Übersetzers. Ich, als Erzähler der Novelle, hätte ihn nicht ausgelassen. Man muß alles maximal darstellen, damit seine bürgerliche Zufriedenheit, der Leser, nicht unterhalten, sondern gepackt werde.

Entweder sind wir gesittet und verzichten auf das Jammern über den verlorenen Glauben, oder wir glauben und wollen das Elementare mit Haut und Haar. Das Starke unsrer Zeit ist, daß wir diese Alternative zu durchschauen beginnen und das Verhältnis von Elementar und Rational bis in seine Tiefen zu sehn fähig werden.

Ich erinnere mich einer Glosse Kurt Hillers über die Pyramiden, eines moralischen Sophismus, der nicht weniger klassisch ist als jener mathematische des Altertums, wonach der schnellste Achill die langsamste Schildkröte nie einholen kann. Hiller sagt: „Wenn es wahr ist, daß die Pyramiden nur haben entstehen können auf Kosten der Freiheit und des bescheidensten Kreaturglücks Unzähliger . . . hören dann die Pyramiden nicht auf, etwas Verehrungswürdiges zu sein? Der Menschenverbundene, der Ethische, der Messianische, der Sozialist wird, weil er Sklaven nicht duldet, auf Pyramiden gern verzichten, oder viel mehr als verzichten; er wird gar nicht erst auf sie zu verzichten brauchen, da sie für ihn wertlos sind.“

Konsequent gedacht; aber nur halb durchdacht. Die Frage müßte lauten: „Wenn auch heute Pyramiden nur wie damals aus dem blutigen Schweiß Unzähliger gebaut werden können, würdest du sie bauen?“ Selbstverständlich nein. Was dagegen geschehen ist, das ist jeder Wertung entrückt und nur anschauend hinzunehmen. Das vollzogene Geschehen ist den Wertungen nicht untertan, nur das Künftige kann durch sie modifiziert werden. Daraus folgt allerdings, daß die Moral nicht eine absolute Gegebenheit, sondern ein Regulativ ist; der Messianische ist nach rückwärts ein Rationalist und ein Kind, nach vorwärts ein Idealist und ein Held.

Als Flaubert die Pyramiden vor sich liegen sah, galoppierte er vor Erregung auf sie zu. Das ist die einzige Andeutung der Gefühle oder Reflexionen, die sich in ihm vollzogen. Die Reisetagebücher enthalten an dieser Stelle wie auch sonst nur die sachlichen Notizen, deren Genauigkeit verrät, was Flaubert suchte: Anschauung, Realität, Konzentration auf ein Leben, das gewesen ist und durch einen Akt der Energie wiederauferstehen wird, damit das mitgeteilt werde, worauf es ankommt, die Erkenntnis des Phänomens Leben.

Hiller nennt diejenigen, die das suchen, die „Dingverfallenen, Ästhetischen, Fetischisten, Heiden“. Ich nenne sie — die „Menschenverbundenen“. Und ich mache es wie die Deutschen, ich erhebe auch einmal „schärfsten Protest“: Protest dagegen, daß der gesinnungstüchtige Rationalismus der Moralisten die Diktatur des Urteils anstrebt und den Menschen der Anschauung Ästheten zu nennen wagt.

Der Aktivist Hiller müßte wissen, daß Anschauung kein passives, sondern das höchste aktive Verhalten ist, daß sie eine äußerste Energieanstrengung darstellt, nämlich diejenige, das Sein rund, voll, ganz zu erfassen — das Sein, in dem der Wille zu den Regulativen nicht souverän, sondern in einen „Konditionalismus“, d. h. ein System von einander relativierenden Kräften eingestellt ist.

Etwas in der Konstitution des Hillerschen Denkens ist noch unfertig, nämlich die Taktik, eine der vitalen Kräfte herauszuheben und abstrakt zu isolieren. Auch das „Politikdenken“ ist Isolierung, man muß Seindenken treiben. Die Isolierten verfallen darauf, alle Energie, damit nur etwas geschehe, auf eine symbolische Forderung zu konzentrieren, wie in Essen auf der Pazifistentagung, als sie die Abschaffung der Reichswehr verlangten — das ist gewiß ein Ziel, zu dem ich ja sage, aber man vergißt nur eine Kleinigkeit, die zähe, geduldige Vorbereitung. Es steht einen Tag in den Zeitungen und fortan im Mond.

Für die Messianischen, um diesen Ausdruck für die Radikalen der Idee zu benutzen (ich verstehe nicht, warum sie nicht zur kommunistischen Partei stoßen, in die sie gehören), gibt es nichts Instruktiveres als die Beschäftigung mit Dostojewski.

Noch im Krieg glaubte ich wenigstens — seither bin ich oft derselben Meinung begegnet — daß auch Dostojewski ein solcher Messianist gewesen sei; daher ich annahm, daß er als gehetzter Anarchist und gequälter Proletarier in Dachkammern gehaust habe. Woher diese

Auffassung? Sie entsprang einem scheinbar logischen, in Wahrheit nur stimmungshaften Trugschluß. Wir brachten zwei Vorstellungen raumgeistig zusammen: erstens die Lehre von Güte und Leid, zweitens das Leben und die Ideologie der vom Zarismus verfolgten Sozialisten. Auch nahmen wir automatisch an, die vier Jahre sibirischer Zwangsarbeit müßten Dostojewski zum Revolutionär gemacht haben.

Heute weiß jedes Kind, daß Dostojewski Panslawist war. Aber mit Staunen liest man in der Biographie aus der Feder seiner Tochter, daß er „Adliger“ war; daß er nach den sibirischen Jahren als Offizier diente; daß der berühmte Pobedonoszew zu seinen Lebzeiten mit ihm befreundet und nach seinem Tod Vormund der Kinder war; daß die radikalen Studenten ihn verwarfen, weil er ihre freie Liebe verwarf; daß er ein bürgerliches Eheleben führte und abends der Familie vorlas; daß er seine Zeit nicht damit zubrachte, entweder in Krämpfen auf dem Boden zu liegen oder am Schreibtisch seine Romane herunterhetzen; daß er den Zar, die Kirche und sogar die Armee billigte, und daß er in einem Kloster begraben liegt.

Nein, es gibt nichts Instruktiveres. Das Revolutionäre steckt anderswo als in Programmen, Resolutionen, Kongreßreden. Es hieß die Wucht dieses Satzes abschwächen, wollte man ihn wie ein Aufsatzthema ausführen. Der einzige ernste Einwand wäre dieser: ebenso religiös wie Dostojewskis Panslawismus kann der gesellschaftliche Radikalismus sein, es handelt sich überall darum, die religiöse Spannung zu besitzen. Ja, eben deswegen packten uns die Anfänge des Bolschewismus und heute das was er, vielleicht, einmal wird.

Nachweise: Stendhal, Gesammelte Werke, 1—3. Band. Propyläenverlag. — Suarès, Portraits. Drei Masken Verlag. — Flaubert, Tagebücher. 3 Bände. Gustav Kiepenheuer Verlag. — Dostojewski. Geschildert von seiner Tochter. Ernst Reinhardt Verlag. — Thomas Mann. Rede und Antwort. S. Fischer Verlag. — Die Drei. 1. Heft. Der kommende Tag Verlag. — Der Weg zur Vollendung. Herausgegeben von Graf Hermann Keyserling. 1.—2. Heft. Otto Reichl Verlag.

POLITISCHE CHRONIK

von
JUNIUS

I

Einmütig erschallt nun aus allen Winkeln der kapitalkräftigen — oder kapitalsüchtigen — Welt der Ruf: der Wiederaufbau Europas sei ohne Rußland unmöglich, es müsse in den allgemeinen Gütererzeugungsprozeß wieder eingespannt, aus der wirtschaftlichen Isolierung, die dieses riesige Bauernland mit Not und Tod bedrohe und durch die hilflose kommunistische Wirtschaftspraxis nicht überwunden werden könne, herausgerissen werden. Von den aktiven westmächtlichen Staatsmännern hat, nach dem kläglichen Zusammenbruch der französischen Interventionpolitik, natürlich die empfindsame Wetterfahne Lloyd George diesen Zusammenhang zuerst erkannt und darum das Handelsabkommen mit Krassin und Kamenew abschließen lassen. Die offizielle französische Politik aber, die den Interessen eines ängstlichen Kleinrentnertums und der großen plutokratischen Gruppen in Paris zu vertreten hat, ließ sich all die Jahre hindurch nicht einmal durch die Warnungen des über Russisches besonders zuverlässig unterrichteten Präsidenten Masaryk (Prag) von kostspieligen Gewaltversuchen und Wrangleien abhalten, bis mit dem Krach die (noch immer verschämt verhüllte) Einsicht kam. Nun steht Sowjet-Rußland riesengroß am Horizonte der Westmächte; nicht mehr als Bedrohung, sondern als Aufgabe.

Daß die etwa hundertundfünfzig Millionen russischer Bauern, deren Landhunger die Revolution gestillt hat, im übrigen zwar demokratisch aber durchaus nicht kommunistisch fühlen, an dem Umsturz von Lenins Regiment kein Interesse haben, ist öffentliche Meinung geworden; daß die adlige und bürgerliche Herrschicht des Zartums mit Stiel und Stumpf ausgerottet, ausgeblutet, verjagt ist oder daheim entmachtet dahinsiecht und von ihr keine Umsturzgewalt zu erwarten sei, wurde nun auf beiden Erdhälften eine die Ansicht über Rußland bestimmende Selbstverständlichkeit; und daß der Weltkapitalismus, um sich und seine Maschinerie und seine Profitrate zu retten, das zwischen dem Rhein und Wladiwostock gelegene große Loch mit seinen dreihundert Millionen konsumtionsunfähig gewordenen Menschen zu stopfen trachtet, ist die Botschaft, die in der auf Cannes folgenden Kette von Konferenzen die konkreten Aufgaben zu stellen haben wird.

In Moskau wimmelt es nun von fremden Missionen und Handels- und Finanzagenten; Lieferungsverträge werden abgeschlossen (aus Deutschland z. B. siebenhundert Lokomotiven zum Frühjahr); so eine Art halb-freien Handels in allen Schattierungen parasitären Schiebertums, das vor allem dem ungeduldig werdenden Warenhunger der Bauern dienen soll, regt sich allerorten. Lenin darf mit dem Bewußtsein, daß die de facto — Anerkennung der auf zwei Millionen Arbeiter und Soldaten gestützten Sowjetrepublik nur noch eine Frage von Monaten ist, in den neuen Zeitabschnitt treten.

Diese Entwicklung der Lage, diese durch den weltwirtschaftlichen Zwang forcierte Anerkennung seiner Republik könnte Lenin als Triumph buchen, wenn sie nicht die Kehrseite des Zusammenbruchs seines überspannten marxistischen Imperialismus wäre. Denn vor seinem eigenen Gewissen und vor aller Welt tritt gleichzeitig der Bankerott des russischen Kommunismus als Wirtschaftssystem nackt an den Tag; der Marxismus des machtvollen und eigenwilligen, aber wirklichkeitsfremden Dialekters bekennt öffentlich seine Ohnmacht und gibt zu, daß die Errichtung und Befestigung der Diktatur des Proletariats (unter Ausschluß der ‚parteilosen‘ Bauern), d. h. also: eines klassenlosen Staates und einer Gesellschaft ohne Privateigentum, von einem unvorstellbaren Wirtschaftsverfall begleitet gewesen seien. Dieses Eingeständnis ist heute, im fünften Jahre der Existenz des Rätessystems, von außerordentlicher Tragweite. Zuerst also wurden die Zerstörungen des Krieges zu Ende geführt und dem Produktionsapparat des riesigen Landes das Rückgrat gebrochen. Um ihn wieder aufzurichten und zu beleben, sollte erst das Transportwesen in Ordnung, dann die Schwerindustrie im Donezbecken, dann die Brennstoffherzeugung (durch Bohrungen im Erdölgebiet), dann der Freihandel mit seinen kreditorganisatorischen Hilfstruppen in Schwung gebracht werden; endlich, als das große Rad sich noch immer nicht in Bewegung setzen wollte und das große Sterben der Massenmillionen anhob und nicht mehr verborgen bleiben konnte, daß die Mißernten an der Wolga durchaus nicht der einzig zureichende Grund für all dieses klägliche Mißlingen sei: endlich blieb man gezwungenermaßen bei der Landwirtschaft als der allerwichtigsten Angelegenheit des Landes stehen. In einem Aufruf an alle Ausschüsse der kommunistischen Partei heißt es: „Die Lage unserer Großindustrie, die innere Stellung der Republik und zum großen Teil auch ihre internationale Stellung hängen im gegebenen Moment von einer erhöhten Erzeugung der Landwirtschaft ab.“

Ist es denkbar anzunehmen, daß Lenin, dessen aufrüttelnde Kapuzinade auf dem eben abgehaltenen Allrussischen Sowjet-Kongreß von Feuilletonisten gerühmt wird, die Bedenken seines Gemüts durch Schönfärbereien zu beschwichtigen sucht? Auf dem letzten Landwirtschaftskongreß pries er die von den Bauern bewerkstelligten Meliorationen, den Spuren des ruhmredigen Kommissars Ossinski folgend. Auf dem Petersburger Rätekongreß aber erklärte der Lebensmittelkommissar Pachomow: „Wenn unsere Ernährungslage so schwer ist, so hängt das nicht so sehr von der Mißernte im Wolgagebiet als von der allgemeinen Verkürzung der Saatfläche ab. Sie ist um zwanzig Millionen Desjatin, d. h. um neunhundert Millionen Pud Ernte zurückgegangen, während die Mißernte im Wolgagebiet ein Minus von bloß sechshundert Pud ergibt.“ Woran dieser Rückgang liegt? Die Bauernmassen, wird weiter erklärt, sind in ungeheurem Maße zurückgeblieben, — trotzdem doch, beiläufig, Millionen von ihnen in deutscher Gefangenschaft die intensiveren Formen der Bewirtschaftung vor Augen hatten; sie kennen nicht einmal die einfachsten Formen rationeller Wirtschaft selbst beim eben noch zugänglichen, äußerst niedrigen Niveau landwirtschaftlicher Technik. Vor dem Kriege, wo achthundert Millionen Pud Getreide ausgeführt wurden, hob sich auch die bäuerlich betriebene Landwirtschaft in Rußland von Jahr zu Jahr, das Genossenschaftswesen griff um sich und ein ländliches Bildungssystem begann sich auszubauen. Die zaristischen Agrarreformen lösten das Problem natürlich nicht, der Respekt vor den zu erhaltenden Latifundien ließ die Bauernwünsche nicht zu ihrem Recht kommen und nährte vorbereitend die Revolution; aber das technische Können des russischen Bauern hob sich doch langsam und stetig. Nun wird wieder Programm, was teilweise schon Tatsache war, und nun ruft auf dem Kongreß der Land- und Waldarbeiter der leidenschaftliche Kalinin seinen primitiven Hörern zu: „Wir müssen auf dem Gebiet der Landwirtschaft Eroberungen machen; andernfalls ist jedes Gespräch über Kommunismus leerer Schall . . . Bringen wir die Landwirtschaft nicht wieder ins Geleise, so können wir buchstäblich die gesamte Bourgeoisie aufhängen: es werden neue Bourgeois und neue Wucherer kommen.“ Da wird vielerlei verschwiegen, und gar nicht Unwichtiges: nämlich daß die politisierten Gewerkschaften, denen Lenin Vernunft predigt, in den Händen von Minderheitsterroristen sind, die die berüchtigten landwirtschaftlichen Staatsbetriebe zur Produktionsfarce stempeln. Und ferner: daß das in der Verlegenheit des Wirtschaftsbankerotts aufge-

griffene System der Landpachtungen und Unterpachtungen Sinn und Idee des Kommunismus glatt aufhebt. Vor der Wirklichkeit streicht man die Segel. Nun will man ihr durch Bildung, Schulen, aufklärende Vorträge zu Hilfe kommen. Wunderschön. Aber die städtischen Schulen und Hochschulen gehen ein, die Mittel reichen nicht aus, sie zu erhalten. . .

Ich klage nicht an, ich stelle nur fest, nachdem wir all die Jahre nicht nur von den paar echten in die westliche Welt verschlagenen Tolstoi-Naturen und den Marxfanatikern, sondern von seelenvollen Snobs und gemütvollen Dilettanten der Feder über Sowjetrussisches das törichteste Zeug vernommen und über die Allmacht der russischen Seele die überflüssigsten Belehrungen empfangen haben. Das alte, das zaristische Rußland ist ein für allemal verwest, es modert unter dem Leichentuch, das der proletarische Imperialismus darüber gebreitet hat; aber die Keime einer Bauerndemokratie werden langsam sichtbar, aus ihren Lenden wird eine neue, eine menschlicher sich gebärdende Intelligenz dereinst an den Tag treten, und es wird vielleicht eine schöne posthume Rechtfertigung des schon ekle Alterszüge tragenden westmächtlichen Kapitalismus sein, ihr die technischen Genesungsmittel zu reichen.

2

Der Faden der Reparationskrise reißt nun nicht mehr ab, auf Cannes werden neue und immer neue Konferenzen folgen, es wird allmählich ewige Wahrheit, daß die Versailler Diktate und die europäische Wirtschaft nicht gleichzeitig zu retten sind. Vielleicht ist bald der Augenblick da, wo der Mann auf der Straße sich schämen wird, so schale Banalitäten in den Mund zu nehmen; der Berufspolitiker scheint aber noch lange davon leben zu wollen, wenigstens in Frankreich. Das politische Weltbild ist erschütternd. In Rußland ist, nach Maßstäben von Mammutgröße, der weltgeschichtliche Versuch unternommen worden, den Privatkapitalismus durch den Staatskapitalismus zu ersetzen und das Wirtschaften in Lebens- und Arbeitsgemeinschaften zu dezentralisieren: mit unreifen Menschen, nach unzulänglichen Methoden, unter Mißachtung individualpsychologischer Gesetze, die auch in der Masse nie zu ertönen sind; aber die seelischen und materiellen Wirkungen dieses Experiments versprechen ungeahnte Folgewirkungen. In England sind, trotz der Niederlage der Gewerkschaften (Verkürzung des Lohnes; Verlängerung der Arbeitszeiten), die vormals völlig neu-

tralen Genossenschaften gänzlich radikalisiert, wodurch das soziale Bild der Insel sich gründlich zu ändern verspricht. Darum ist die Herrschaft der britischen Wirtschaft um ihre alte Selbstsicherheit gekommen; sie empfindet nun allgemein den in Versailles geschaffenen 'Friedenszustand' als Verneinung ihrer Lebensvoraussetzungen und Aufhebung der ökonomischen Grundgesetze, denen sie ihr Dasein und das Imperium seine Blüte verdankt. Man lese die englischen Neujahrsbetrachtungen in den so einflußreichen Cityzeitschriften (*Economist*; *Statist*; *Stock Exchange Gazette*), nie noch, seit der Geburt des britischen Industrialismus und Welthandels, waren sie so schwarz und verdüstert. Der Sieger, der uns Länder, Kolonien, Handelsflotte, Guthaben, Konzessionen, Patente geraubt, an unserm Ausverkauf sich gelobt, und über die Souveränitätsverküppelung auf unsren 'neutralisierten' Binnengewässern (Rhein; Donau; Elbe; Oder) gleichgültig hinweggelächelt hat: er siecht nun an der Gründlichkeit seines Sieges dahin und ist über der Marktschrumpfung und dem vertraglich erzwungenen Dumping unsrer hungri- gen Exportindustrie erwacht. Der Selbsterhaltungstrieb macht human, nun tritt der Solidaritätszwang unverhüllt hervor und beginnt schüchtern Politik zu machen. Aber dem britischen Löwen hängen Frankreich und Belgien an der Gurgel, sie lassen nicht locker und heischen Opfer. Von uns? Ach Gott... Also von den großen angelsächsischen Brüdern? Gewiß, aber da beginnt das Geschacher, das uns das Leben im nächsten Jahr vergiften und veröden wird. So schwer wird es Europa-Münchenhausen, sich aus dem Sumpf zu ziehen.

Das Problem hier technisch aufzurollen, ist überflüssig; jeder Deutsche, der unterrichtet sein will, wird um die Kenntnis von Keynes' Zergliederung des Antichrist nicht herumkommen, er wird auch die vom Manchester Guardian für das laufende Jahr angekündigten zwölf Hefte nicht übersehen dürfen, in denen dieser treffliche Mann und seine Helfer im einzelnen den Neubau Europas zu behandeln versprechen. (Nebenbei: wir werden uns vor der Ansteckung durch den von unsren ehemaligen Wirtschafts imperialisten bekundeten Pharisäismus hüten müssen; sie tun heute so unschuldig und beleidigt.) Dieser kenntnisreiche, scharfsinnige und mutvolle Privatmann hat mehr getan, um eine Friedensatmosphäre zu schaffen und der Vernunft durch sachliche Aufklärung den Weg zu bereiten, als sämtliche Politiker zusammengenommen. Ehre seinem Wirken. Wenn wir heute sagen dürfen, daß im jetzigen Stadium unsrer Erkenntnis über Inflation, Währungs- krankheit, Dumping, gegenseitige Marktverschlingung, über den Bankrott

der früheren Handelspolitik gegenüber der heutigen Produktionslage technisch Wesenhaftes kaum noch zu sagen ist, daß also dies Reparationsproblem eine politische, d. i. moralische, Frage ist, so ist das zum großen Teil diesem Manne zu danken.

Es schmerzt, sagen zu müssen, daß Frankreich, wie groß auch die Rücksicht auf seine Schmerzen und Wunden sei, politisch d. i. moralisch versagt hat. Steht Art und Methode der Psychose, die große Teile seiner Bevölkerung noch beherrscht und in Washington die Sabotage eines neuen Ordnungs- und Friedenswillens über die Geduldgrenze der durch Verträge, Kriegserlebnis und überlieferte Sympathien ihm Verbündeten hinauszutreiben drohte, zum 'intelligiblen' Charakter dieses genialischen Volkes in Widerspruch? Ich glaube nicht. Alexis de Tocqueville hat in seinem Ancien Régime eine Charakteristik seines Volkes gegeben, die offenbar aus der Verzweiflung geboren ist, widerstrebende Eigenschaften auf eine versöhnende Formel zu bringen; ich lasse ein paar Brocken hier abdrucken: Quand je considère cette nation en elle-même, je la trouve plus extraordinaire qu'aucun des événements de son histoire. En a-t-il jamais paru sur la terre une seule qui fût . . . plus conduite par des sensations moins par des principes; faisant ainsi plus mal ou mieux qu'on ne s'y attendait, tantôt au dessous du niveau commun de l'humanité, tantôt fort au dessus; . . .; indocile par tempérament, et s'accommodant mieux toutefois de l'empire arbitraire et même violent d'un prince que du gouvernement régulier et libre des principaux citoyens; aujourd'hui l'ennemi déclaré de toute obéissance, demain mettant à servir une sorte de passion que les nations les mieux douées pour la servitude ne peuvent atteindre; conduit par un fil tant que personne ne résiste, ingouvernable dès que l'exemple de la résistance est donné quelque part; trompant toujours ainsi ses maîtres, qui le craignent ou trop ou trop peu; . . .; apte à tout, mais n'excellent que dans la guerre; adorateur du hasard, de la force, du succès, de l'éclat et du bruit, plus que de la vraie gloire; plus capable d'héroïsme que de vertu, de génie que de bon sens, propre à concevoir d'immenses desseins qu'à parachever de grandes entreprises; la plus brillante et la plus dangereuse des nations de l'Europe, et la mieux faite pour y devenir tour à tour un objet d'admiration, de haine, de pitié, de terreur, mais jamais d'indifférence.

Republikanische Lehrer- und Richterbünde bilden sich, man will sich gegenseitig durch Bruderschaften stützen, durch das Gefühl des Rückhalts soll dem einzelnen das republikanische Bekenntnis leichter gemacht werden. Gut so. Solche Bünde greifen natürlich tiefer als strafgesetzliche Bestimmungen der Verfassung; sie schaffen Gesinnungsgemeinschaften. Aber die leuchtenden Köpfe, die starken Temperamente, um die sich die neue Staatsgesinnung kristallisieren soll, fehlen ganz offenbar noch den republikanischen Parteien, sie ermangeln der Führernaturen; werthaltige Persönlichkeiten, über die sie verfügen, sind in obrigkeitlich dressierten Völkern kein rechter Ersatz. Die 'führenden' Geister, die Mehrzahl der Wissenschaftler, meine ich, die in ihren Fächern Ruhm gesammelt oder etwelche Autorität erworben haben, stehen meistens auf der andren Seite; sie opfern keinen Zollbreit ihrer Anschauungen, die politisch in den Überlieferungen der preußischen Militärmonarchie wurzeln, obwohl sie sich äußerlich unterordnen; sie stemmen sich gegen die Logik der Entwicklung und die deutsche akademische Jugend glaubt ihnen aufs Wort und folgt ihnen. Universitäten, Hochschulen, Gymnasien haben um die geschichtlichen Überlieferungen, wie sie bis zum Ausbruch des Krieges gelehrt wurden und geherrscht haben, einen Ring aus Erz geschlossen; wehe dem, der sich ihm unachtsam nähert. Zwischen Volk und dieser Bildungsschicht führen keine Brücken; und die durch persönliche Enttäuschungen und den Illusionsraub durch schwächliche oder gar impotente Regierungsmänner ungeduldig gemachte Jugend, die zuerst dem Neuen zuströmte oder ihm wenigstens das Ohr lieh, schließt sich in Scharen an, nachdem sie die Friedens-Welt derer geschaut hat, die ausgezogen waren, to make the world safe for democracy. Diese Einstellung ist naiv, kritiklos, von brüchig gewordenen alten Illusionen genährt; aber sie ist psychologisch begreiflich. Die Volksparteiler, die klug genug sind zu wissen, daß der Willen zur demokratisch-republikanischen Staatsform uns von außen durch Luftgeschwader und Tanks aufgezwungen würde, falls er zum Umschlagen ins Monarchische weich würde, pflegen in ihren Konventikeln und ihrer Presse diesen Geist der innerlichen Auflehnung. Ein durchsichtiges aber wirksames Spiel. Daher der gesellschaftliche Boykott der Demokraten, besonders in der Provinz; Industriespitzen und Bankokraten sekundieren; Verwaltung und Diplomatie tun, auf ihre stille aber erfolgreiche Weise, rüstig mit, und es gehört schon eine tüchtige Dosis Zivilkourage dazu, sich einfach zur Verfassung zu bekennen, sogar

unter starken kritischen Vorbehalten. Wie in den bösesten Tagen der guten alten Zeit hört man zuweilen gar schon wieder das Lob der 'nationalen' Wirtschaftspolitik singen, so dumm für uns solche Sehnsuchtsphrase klingt. Der für das Nationalgefühl aufgestellte Kanon wird immer eindeutiger. Auf Originalität wird verzichtet.

Solange die Jugend keine wirklichen Fahnenträger einer neuen Zeit stellt — diese kann der alten nicht gleichen; nicht, weil sie besser, sondern weil sie anders sein muß; unbegreiflich, daß kluge Männer eine Handvoll 'Zivilisationsliteraten' für das dem deutschen Volke aufgezwangene undeutsche (!) Schicksal verantwortlich machen —, so lange die Jugend romantisch steril bleibt, werden wir Älteren, die wir den katastrophalen Unfug unserer früheren Willensträger wie eine Lawine haben heranrollen sehen, auf die Breschen springen und für den geistigen Kampf gerüstet sein müssen. Er wird aber auch gegen die Lauen und Halben im eigenen Lager sich wenden und die elende Parteibonzerei mit ihrer Anbetung der Mittelmäßigkeiten erbarmungslos befehlen müssen, die schuld ist, daß die mit den Bleigewichten dunkler Namen bepackten Listen der demokratischen Parteien auf Intelligenzen wie Vogelscheuchen wirken. Davon wird noch oft und unverhüllt gesprochen werden müssen.

ANMERKUNGEN

Chronik des Auslands

In der New-Yorker „Nation“ erhebt Anatole France seine Stimme gegen den krieglerisch zerstörten Planeten, gegen Raub- und Mordlust, die Erdteil nach Erdteil zu vernichten und ihre kulturellen Werte zu fernen Klängen zu machen drohen. Es gibt heute keinen besseren Europäer als Anatole France, diesen letzten Sohn aus der Rasse Voltaires, diesen lateinischen Sozialisten, diesen milden Skeptiker. Hören wir ihn:

„Die Völker zweier Welten würden miteinander wetteifern, um erregt den Gedanken zurückzuweisen, alle ihre Gegensätze einem Schiedsspruch zu unterwerfen, wenn durch eine unmögliche Gelegenheit dieser Gedanke ihnen überbracht würde. Die europäische Zivilisation ist immer krieglerisch gewesen. Der Feudalstaat vertraute seine Rechte nur dem Schwert. Die demokratische Eroberung Frankreichs und der benachbarten Länder verstärkte den militärischen Geist, welcher zur Religion wurde. Die Fortschritte der Industrie schufen neue Vorwände für den Gebrauch von Gewehren und Kanonen. Fabrikanten und Geschäftsleute der großen Länder drängen auf Krieg, um reicher zu werden, und wenn sie ihn erreichen, verlängern sie ihn unendlich, um auch ihre Einnahmen unendlich zu verlängern. Die Arbeiter, deren Löhne steigen, sind zufrieden. Die Generale gewinnen aus ihren Feldzügen Ehre und Profit. Und den Soldaten ist sehr

leicht der Glaube beizubringen, daß sie für das Vaterland kämpfen. Die Geschäftsleute, nicht zufrieden mit möglicher Hinausschiebung des Friedens, der ihre Gewinne beendet, vereinbaren mit den Politikern, wieder Krieg zu machen, wenn der Friede geschlossen worden ist. So eroberte England nach dem Ende der Feindseligkeiten Mesopotamien und besetzte Konstantinopel. So besetzte Frankreich Syrien und unternahm durch Stellvertreter Expeditionen gegen Sowjet-Rußland, die für die Angreifer reich an Unheil waren.

Wenn der ganze Planet die Beute solchen Wahnsinnes ist, wie kann man dann die Einrichtung eines Gerichtshofs für möglich halten, eine Kraft der Harmonie unter Amphiktyonen? Es ist unmöglich.

Unmöglich jetzt — aber immer? Dinge haben sich in den letzten Jahren ereignet, die die größten Veränderungen in Gedanken und Gewohnheiten der Alten Welt hervorzubringen vermögen. Der Krieg, der mitunter die Völker Reichtümer gewinnen läßt, bringt schließlich auch Untergang und Tod. Dafür bietet die Geschichte eine Fülle von Beispielen. Wir werden jetzt einige sehen, die uns sehr nahe berühren. Es ist nicht unmöglich, daß der große Brand, der Europa verwüstet hat, und der Friede, welcher dem Kriege folgte und nur seine Verlängerung ist, der alten europäischen Kultur grausamere Wunden schlägt, als unsere Unwissenheit und Leichtsinngkeit glaubt. Wir beginnen, die Größe

des Schadens zu ahnen. England, der große Kaufmann, erleidet, während es seinen Betrieb vergrößert, den Niedergang seines Handels und die Arbeitslosen-Krisis, und das Ende ist nicht abzusehen. Deutschland, zum Bankrott gedrängt, zieht Frankreich mit in den Ruin — Frankreich, das unter einer Schuld von 325 Billionen bebt. Italien leidet, Rußland stirbt vor Hunger, Österreich ist tot. Selbst die Vereinigten Staaten sind überrascht zu sehen, daß die Geschäfte schlechter gehen. In der ganzen Welt sind die Nationen durch ein unbekanntes Unheil aus ihren ehrgeizigen Träumen gerissen. Doch die große und furchtbare Lehre wurde noch nicht verstanden. Aber die Zeit wird kommen, wo sie sich selbst verständlich machen wird. Zeitungen lügen, und die falschen Worte der Staatsmänner werden nicht immer die furchtbare Stimme erticken, die durch die ganze Welt das Wort schreit: Europa stirbt, der Krieg hat es getötet!

Die Menschen werden schließlich verstehen, und wenn sie nicht umzukommen wünschen, müssen sie sich vereinigen und, Stolz und Habsucht aufgebend, sich den Entscheidungen eines Friedensgerichtes fügen.“

In der Revue Mondiale stellt Jean Finot die unzeitgemäße Forderung: Werden wir Optimisten! „Wir unterliegen häufig im Kampf gegen die bösen Gedanken, diese kranken Eindringlinge: in Folge unserer schwachen Gesundheit, der außerordentlichen organischen Müdigkeit oder unserer zerstörten Nerven. Man muß sich dann hygienischer Hilfen und vernünftiger Ruhe bedienen, wie unser Dasein sie verlangt. Aber die Hauptsache ist, geistiges Gleichgewicht zu gewinnen und zu bewahren, das sich in geistiger Heiterkeit ausdrückt. Sie verjagt mechanisch ungerechte Störungen und mörderische

Traurigkeiten. Dann wird das Leben leuchtend. Seine Gegensätze streifen unser Gemüt, ohne Spuren zu hinterlassen. Die adligen Seelen, befreit von den von außen empfangenen Wunden, machen sich auf den Weg zur Eroberung ihres eigenen Glücks und der der Gesamtheit. Sie genießen die Fülle des Daseins. Denn das der Pessimisten ist, um die Wahrheit zu sagen, nur eine Parodie.

Als Opfer ihrer dunklen Gedanken gehören sie wie Orest den Furien, die in ihr Leben eindringen, es zerstören und verkürzen.“

In der Revue Critique bespricht Pierre du Colombier ausführlich den Aufsatz „Über Shakespeare und die Wiedergeburt des Tragischen“, den Friedrich Koffka im Oktoberheft unserer Zeitschrift veröffentlichte. „Ich folge Herrn Koffka keineswegs in den Ansichten, die er vorträgt. Ich bin durchaus nicht sicher, ob diese Zeit die Wiedergeburt des tragischen Menschen erblicken kann. Aber seine Interpretation der Shakespeareschen Tragik als Wirkung des Zusammenpralls der elementaren Gewalt im Menschen und der Welt, die ihn umgibt und die harmonisch dem Schlechten wie dem Guten befiehlt, diese Interpretation erscheint nicht ohne Größe, obgleich unvollständig. Mich persönlich veranlaßt sie hierzu: ohne Zweifel ist es keineswegs gerecht, das Shakespearesche Theater im Namen der vernünftigeren Normen unserer klassischen Tragödie und allgemein nach der geläufigen Psychologie zu beurteilen. Aber es ist auch falsch, diese Normen zu vergessen. Es gibt in den Dramen, die diese Namen tragen, nur einen Lear, nur einen Hamlet, aber um sie herum gravitieren all die Statisten, deren alltägliche Wahrheit nur das zu ertragen gestattet, was auch die Helden übermäßig haben, dank dessen sie keineswegs als die aufgeblasenen

Hampelmänner mittelmäßiger romantischer Werke erscheinen, sondern als lebende Wesen. Sie strömen plötzlich aus ihrer Welt, lassen die konventionellen Schranken zersplittern, während ihre Welt um sie herum weiterlebt, ein normales Leben, welches sie stützt. Und sie selbst sind keineswegs bewegt, wenn der Dämon sich ihrer bemächtigt, da wir sie zuvor als Menschen gekannt haben. So übernimmt der demütige und souveräne psychologische Realismus wieder seine Rechte.“ R. K.

Der
fünfzigjährige Alfred Mombert

Mombert* ist von heutigen Schöpfen einer der unentdecktesten, einer der größten, reichsten, klangvollsten. Und wenn er am 6. Februar fünfzig Jahre wird, so bleiben selbst die flinksten Jubiläums-Federn ungerührt; der Ruhm und das Heer seiner Irrtümer sind für ihn noch nicht gekommen; er ist, isoliert in seinem Werk, fern dieser Zeit: in ihren Geräuschen und Eruptionen, und doch ihr nahe: da er, selbst Welt, jede Welt frei und heiß überblickt. Mombert ist glühend und eindringend wie ein tropischer Wind, der Pflanzen und Menschen zu Gott emporpeitscht. Nichts ist ihm ferner als sanfte Frommheit, nichts näher als titanisches Fühlen, aufreckend sich zu jedem Stern und großem Glauben. Er ist der panisch Denkende, Liebende, Bildende. Dies Panische aber ist nicht vorzustellen als Chaos, Maßlosigkeit und ungeordnetes Kräftefeld; auch die stärksten und sachlichsten Geister können die panisch Erlebenden sein: Spinoza der Pantheist, Hebbel der Pantragiker. Momberts Welt-Wesen ist deshalb ganz Phantasie und darum auch ganz Geist.

* Seine Dichtungen erschienen im Insel-Verlag, Leipzig

Seine Vision, leuchtend und üppig wie keine andere, stammt nicht aus erhitzter Intellektualität, nicht aus Pumpwerken verdurstender Länder, nicht aus radikal westlichem Osten. Er ist „Held der Erde“; trunken von diesseitigem Leben; in einer Barke liegend, die Sonnenseele über sich: „erwählter Liebling der Natur“. Er weiß um die Landschaft, weiß um Berg und Blume, Vulkan und Schnee, und wie sie in Herz und Hirn hineinwachsen. Er hat das Sehen, das Farbe und Gestalt völlig begreift, und doch den Blick durch sie hindurchstößt: ins Herz der Welt. Momberts hymnischer Gesang ist Verdichtung zur ungehemmten geistigen Welt, wo Sinn und Form und Klang in eins geflossen sind: in blühendes Meer auf weiter, entfalteteter, musikalischer Erde:

Es wird herrlich sein,
sie zu umschweben, sie zu umsinnen.
Sanft und in langer Zeit
sie in die Sphäre des Geistes einzuspinnen.

Diese „Musik der Welt“ ist nicht Harmonie, durchbrochen von heiteren Kadenzen. Sie hat die Kenntnis der Dämonien, aller Wildheiten des Bluts und der Seele, ist Widerhall jeder Sehnsucht des Daseins, die zwischen dem Traum einer Blüte und den Kämpfen mit Teufel und Gott sich entfaltet. Aber solch seherische, dicke Fülle ist nicht zerlegbar. Sie ist da mit der Kraft der Natur: verwoben mit jeder Einzelheit des Daseins, verschworen mit jedem Sturm und jeder Kreatur, durchdrungen von maßlosem, sieghaftem Leben.

Und wie der Wissende nur selbst sich bescheren kann, so ist die Gabe dieser Blätter an den Fünfzigjährigen der Dichter selbst: Alfred Momberts jüngstes Werk, das wir in diesem Heft zum ersten Male veröffentlichen.

Rudolf Kayser

DIE DEUTSCHE AUFGABE ÖSTERREICHS UND UNSERE ÖSTLICHEN NACHBARVÖLKER

von
KARL RENNER

I

Das schlimmste Verhängnis dessen, der von vernichtendem Schicksalsschlag getroffen ist, das wahre Unglück im Unglück, ist die Gefahr, sich selbst zu verlieren. Die deutsche Nation in Europa — sie und nicht die zwei Staaten Deutschland und Österreich nebst den vielen aufgeteilten Stücken deutscher Erde und deutschen Volkstums im besonderen, ist die geistige und wirkliche Einheit, um die sich der Deutsche zu sorgen hat — ist im Weltkrieg unterlegen, vom deutschen Bürger im Elsaß bis zum baltischen Rittergutsbesitzer, vom hanseatischen Kaufmann über See bis zum deutschen Fabrikarbeiter in Böhmen.

Diese Katastrophe bestimmt unsere Nation vorerst zum Objekt der Politik anderer und scheint ihre politische Selbstbestimmung illusorisch zu machen. Zur Zeit erfüllt die Vorstellung, fremden Willen erfüllen zu müssen, unser Denken. Keine Nation aber kann leben ohne eine politische Idee von sich selbst. Keine Idee von dem, wozu sie in der Welt berufen ist, zu besitzen, bedeutet für eine Nation nicht weniger als sich selbst verloren haben.

Das Starren des Entsetzens über die Niederlage und über ihre Folgen hält die Nation noch völlig in Bann. Allein die Zeit ist da, diesen Zustand zu überwinden. Haben wir Deutsche einen Beruf in der Weltgeschichte? Gewiß, die Idee Fichtes vom deutschen Volkstum, die deutschen Ideen der Frankfurter Paulskirche sind nicht verwirklicht, die Ideenwelt Bismarcks ist samt ihren Entartungen untergegangen. So ist es denn die Aufgabe aller politischen Denker unseres Volkes, eine politische Idee der deutschen Nation, das ist praktisch zugleich eine wirklich einheitliche Politik der Deutschen in Europa, wieder aufzubauen; eine Idee und eine Politik, die zum Gemeingut

aller Deutschen werden kann, diejenigen ausgenommen, die einerseits an die ausschließende Weltherrschaft der Angelsachsen oder andererseits an den national-indifferenten sozialen Weltstaat Lenins, wenigstens für dieses Menschenalter, noch nicht glauben können. Die Nationen, welche Jean Jaurès die Schatzkästchen der menschlichen Kultur nannte, haben jedenfalls vor der Verwirklichung jener einander entgegengesetzter Endziele noch ein Stück Weltgeschichte zu machen, jede für sich und alle miteinander.

Eine bloße Politik aber, welche die Wiederherstellung des Gewesenen, welche Revanche und Revindikation des Verlorenen im Namen des *sacro egoismo* der Nation anstrebte, eine solche Politik würde einer Idee dienen, der nicht die Zukunft gehört und die noch einmal alle anderen Nationen in einem feindlichen Lager gegen uns sammeln und die Aufteilung deutscher Erde, die wir 1919 erlebt haben, in die geschichtliche Perspektive einer ersten Teilung Deutschlands rücken würde — sie wäre angetan, unser Unglück zu vollenden. Ich kann die bloße Reprise der Vergangenheit nicht als politische Idee ansprechen und gelten lassen. Wir schreiben nach 1918 eine neue Welt: sie hat einen anderen Inhalt, sie fordert andere Ziele und Mittel. Die deutsche Politik nach 1918 muß in Urgrund und Endabsicht eine neue sein. Diese denkend und handelnd zu erarbeiten, ist Aufgabe der lebenden Generation Deutscher.

2. Von dieser Arbeit habe ich ein Teilstück zum Gegenstand meiner Studie gewählt. Ich beschränke mich auf die Neuordnung der Beziehungen der deutschen Nation zu ihren nächsten Nachbarn im Osten. Meine Arbeit ist ein erster Versuch und ein schmerzlicher noch dazu. Noch bluten die offenen Wunden an unserem Leibe, von dem die Sudeten-Deutschen, Danzig und Oberschlesien gerissen worden sind. Es ist, das gebe ich zu, heute noch schwer und hart, aber es ist nichtsdestoweniger notwendig, schon jetzt mit ruhiger Vernunft darüber zu denken und sprechen.

Ich spreche also nicht von der ungleich wichtigeren Frage „Deutschland nach Westen“, nicht von dem entscheidenderen Punkte, ob sich Deutschland und wie es sich in das System der Angelsächsischen Beherrschung der Meere einzuordnen habe, auch nicht davon, wie Deutschland seinen Zivilprozeß über Sach- und Geldleistungen mit Frankreich, einen Zivilprozeß, der seltsamerweise unter völkerrechtliche und militärische Strafsanktionen gestellt ist, zu Ende führen soll; auf der anderen Seite schließe ich auch eine Erörterung des künftigen Verhältnisses der

deutschen zur russischen Nation aus, ich unterlasse endlich die methodische Grundfrage zu erörtern, der sich alle anderen einordnen, die Frage eines Völkerbundes, der die ganze Welt verwaltet. Ich beschränke mich auf ein enges Feld, auf dem ich als österreichischer Politiker eher zu sprechen berufen bin, auf die Beziehungen zu unseren östlichen Nachbarvölkern, die zwischen der russisch-ukrainischen und der deutschen Erde ihre Staaten entweder schon besessen oder nunmehr gebildet haben.

Allerdings: da die Politik einer Nation, wenn sie wirksam sein soll, eine geistige Einheit sein muß, so werden sich aus dem Ergebnis des Teilgebietes Rückschlüsse auf das Ganze der Politik machen lassen, und ebenso werden sich diese Ergebnisse aus der Gesamtlage der Nation Korrekturen im einzelnen gefallen lassen müssen.

Außer dieser räumlichen muß ich mir eine inhaltliche Schranke auferlegen: die Welt nach 1918 steht nicht allein, ja nicht einmal vorwiegend unter nationalem Gesichtspunkte; sie drängt nicht nur nach einer neuen Staatenordnung, sondern auch nach einem neuen sozialen System, das selbstverständlich die Beziehungen der Nationen beeinflussen muß. Als Sozialdemokrat fühle ich diese Beeinschränkung sehr beengend und widernatürlich, aber ich muß leider für diesen geschichtlichen Augenblick von dem sozialen Moment absehen, weil der Sozialismus durch die verwirrende Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit seiner Auffassung von der Internationale sich für geraume Zeit selbst ausschaltet. Ich behalte mir aber vor, anderswo auf diese Wirkungen zurückzukommen.

3. Gerade als Österreicher aber fühle ich nicht nur den Beruf, sondern auch die Pflicht, die Aufmerksamkeit der Nationen auf das nahöstliche Problem hinzuweisen. Der östliche Nachbar des früheren Deutschland war das russische Reich. Es hatte dem Anscheine nach die deutsche Nation nur mit Rußland und mit keinem Zwischenvolke zu tun. Es war nebst der Teilung Polens der Bestand der österreich-ungarischen Monarchie, der den Deutschen des Reiches die Nachbarnationen verhüllte und beinahe zu einer vernachlässigenswerten Größe machte. Es war so, als ob das deutsche Nationsganze dem österreichischen Stamme ein für allemal die Auseinandersetzung mit diesen Völkern überlassen hätte. Ja es war schlimmer, die künstliche Konstruktion der Donau-Monarchie ließ diese Staatswesen als halbdeutsch erscheinen und wiegte so die Nation in eine verderbliche Sicherheit. So war für das Deutsche Reich nur Rußland ein Problem der aus-

wärtigen Politik, alle anderen Ostvölker bestanden für es nicht. Und diese geschichtlich-politische Falschmeldung war ein gewichtiges Moment unserer nationalen Katastrophe. Diese Falschmeldung verschuldete die erstaunliche Verständnislosigkeit aller Reichsdeutschen und insbesondere der regierenden Kreise in allen österreichischen Dingen, sie verschuldete die falsche politisch-militärische Wertung des Bündnisses von 1878, sie verschuldete im Kriege die harten Enttäuschungen des Herbstes 1914 auf den östlichen Kriegsschauplätzen, sie verschuldete wenigstens zum Teile die falsche Konzeption der Friedensverträge von Brest-Litowsk und von Bukarest. Nur vereinzelte Schriftsteller des Reiches haben Österreich-Ungarn verstanden, von den entscheidenden Staatsmännern keiner, auch Bismarck nicht.

II

1. Auch heute, auch für die künftige Politik der deutschen Nation im Osten, ist das genaueste Verständnis, sowohl des alten Österreich-Ungarn wie der neuen Republik Österreich, die erste Voraussetzung. Meine Ausführungen sollen darüber einige Klarheit bringen. Bevor ich die reale Stellung der Deutschen im Osten aufzeige, will ich versuchen, die Stellung, welche die Deutsch-Österreicher in ihrem eigenen Bewußtsein sich früher selbst zugedacht haben, festzuhalten. Bekanntlich ist das, was die Menschen sich selbst zu sein einbilden, zwar immer ein Abbild, aber in der Regel ein sehr mangelhaftes und trügerisches Abbild ihres realen Daseins. Halten wir uns also zunächst an das Bewußtsein, um von dort zum Sein vorzudringen.

Die jetzt lebende Generation von Deutsch-Österreichern ist dazu erzogen und daran gewöhnt, alle politischen Fragen austrozentrisch zu betrachten. Das will sagen: der Österreicher und insbesondere der Wiener hat sich im Mittelpunkt des Fünfzigmillionenreiches der Habsburger gesehen, sich niemals als einen bloßen Stamm der Nation, sondern als eigenes Staatsvolk betrachtet und daher auch seine nationalen Aufgaben danach, wie sie in diesem örtlichen und staatlichen Zusammenhang zu verwirklichen sind, beurteilt. Zum Deutschen Reich stand der Österreicher politisch nur in einem sehr indirekten Verhältnis, und zwar durch das Mittel der habsburgisch-wienerischen Spitze des einen Reiches zur Hohenzollerisch-Preußischen Spitze des anderen Reiches. Diese austrozentrische Betrachtungsweise ist seit dem Zusammenbruch gänzlich hinfällig geworden, aber sie wirkt noch immer lebhaft nach und gefährdet die kleine Alpenrepublik, mittelbar auch

das Deutsche Reich und die ganze Nation. Denn wir sind, wenn wir austrozentrisch denken, leicht veranlaßt, mit Revanche und Revidikation für Wien zu spielen und als unsere besondere Aufgabe anzusehen, die Sudeten-Deutschen, die Marburger, die Südtiroler zu befreien. Ich weiß, daß in unseren Offizierskreisen und gerade in gewissen deutsch-nationalen Kreisen dieser Gedanke recht lebendig ist. Ja, dieser austronationale Gedanke, wie ich ihn im Gegensatz zum wirklichen nationalen Gedanken bezeichnen möchte, hat die Restauration der Habsburger wünschenswert erscheinen lassen. Eben diese Auffassung bringt uns in Gefahr, alle unsere Nachbarn in ein einziges feindliches Lager zusammenzuführen. Für einen Kleinstaat wahrhaftig eine geniale Politik, alle Nachbarn zu Feinden zu machen und zu einem Ring zusammenzuschließen! Diesen Geniestreich hat die gegenwärtig in Ungarn herrschende Politik wirklich gemacht, denn sie hat die kleine Entente und die Einkreisung Ungarns vollendet.

Dieser nationale Revidikationsgedanke kann sich leicht mit wirtschaftlichen Erwägungen verschwistern und viele Kaufleute und Industrielle an sich ziehen. Derselbe Austrozentrismus, wirtschaftlich gewendet, nährt die Utopie einer Donauföderation. Und doch liegt es auf der Hand, daß diese von keinem der Nachbarn gewollt wird und daß sie, wenn sie bestünde, Deutsch-Österreich als schwachen, willenlosen Gefolgsmann, buchstäblich als fünftes Rad am Wagen, nach sich ziehen müßte. Es ist der deutschen Öffentlichkeit vielleicht entgangen, daß die österreichische Politik der letzten eineinhalb Jahre von dieser Politik inspiriert war. Die alt-österreichischen politischen und weite wirtschaftliche Kreise haben, trotzdem sie sich äußerlich zum Anschluß an Deutschland bekannten, gerade in dieser Zeit im stillen der Restauration der Donau-Monarchie oder der Installation der Donauföderation gedient. Das neue Klein-Österreich und das neue Klein-Ungarn sollten die Achse des neuen Systems werden, eine autonome Slowakei und ein freies Kroatien sollten sich zunächst daran schließen und den Rest sollten die von Horthy organisierten militärischen Kräfte beschaffen. Verwunderlicherweise haben Münchener und selbst Berliner Kreise diese Projekte favorisiert, ohne ihr Endziel zu durchschauen. Erst die zwei verunglückten Expeditionen Karls haben die Hinfälligkeit dieser Bestrebungen geoffenbart und zum mindesten das protestantische Ungarn ernüchtert.

Rückfälle in die alte Auffassungsweise waren zu erwarten, denn der Wandel im Seelenleben, der den Österreichern zugemutet wird,

ist überaus schwierig. Vom Jahre 1866 bis zum Jahre 1918 ist jeder Deutsch-Österreicher so erzogen worden, daß er sich als Österreicher und als nichts anderes betrachtet hat. Alle seine Geschichtsbücher sind sozusagen austrozentrisch geschrieben. Die Geschichte eines Volkes, wie sie gegenwärtig in seinen Köpfen lebt, ist politisch seine Seele, ist die Verkündigung seines Berufes in der Welt. Die ganze österreichische Reichsgeschichte, wie sie an unseren österreichischen Rechtsfakultäten gelehrt wird und in unseren Lehrbüchern noch immer steht, ist nach 1918 sinnlos geworden. Wir verstehen sofort, daß damit auch unsere österreichische Nationalgeschichte als solche dahin ist, daß wir also ein Volk ohne Geschichte, das ist ein Volkskörper ohne Seele, das ist ein Wesen ohne Beruf und Bestimmung geworden sind und dieses im Grunde furchtbare Schicksal erklärt es, warum die Republik Österreich die meisten ihrer Bürger kalt gelassen hat.

Es ist das Verdienst der österreichischen Sozialdemokratie, daß sie in den entscheidenden Oktobertagen 1918 dem entseelten Körper jenen neuen Geist eingehaucht hat, der ihn aufrecht erhielt und zur neuen politischen Tat fähig machte, der den großen Zusammenhang des südöstlichsten Stammes unseres Volkes mit der Nation in den Brennpunkt des politischen Bewußtseins rückte. Der Anschlußwille war im Herbst 1918 zugleich der einzige Lebenswille.

Mit einem Male sahen wir unsere Geschichte in einem anderen Lichte und in dem richtigen dazu! Bis zum Jahre 1866 waren wir garnicht das Vorvolk eines Nationalitätenreiches von acht Völkern gewesen, sondern derjenige deutsche Stamm, dessen Erzherzog die deutsche Kaiserkrone trug und später den Vorsitz des Bundes einnahm. In unserem Bewußtsein waren wir damals der erste deutsche Stamm. Die dualistische Epoche, das halbe Jahrhundert von 1866 bis 1918 sah uns im Exil, wir waren verurteilt, eine eigene Nation zu scheinen, im Reiche Österreich-Ungarn gleichsam die Schwester-nation der Magyaren zu spielen! Aber wie kurz war diese Episode. Seit der Karolingerzeit (seit dem Vertrage von Verdun im Jahre 843), somit seit mehr als einem Jahrtausend, haben wir zum Deutschen Reiche gehört und waren wir seine südöstliche Grenzmark. Des Reiches Grenzhut im Südosten zu sein — das ist in Wahrheit unsere tausendjährige Bestimmung.

Diese nationszentrische Auffassung unseres eigenen Daseins ergriff im Sturm unser ganzes Volk. Erst das Anschlußverbot des Friedensvertrages von St. Germain hat dieses leidenschaftliche Erkennen abgedämpft und

hat den Austrozentrismus, von dem wir eben gesprochen haben, wieder auf eineinhalb Jahr hervorgehoben. Der Kampf um das Burgenland war das versteckte Manövriertfeld desselben. Wir wissen heute, daß sich im Burgenland eine Restaurationsgruppe sammeln sollte, daß eine wirkliche Verschwörung Wiener und Budapester Habsburgerfreunde sich aufgetan hat. Der Ausgang dieses Streites hat die habsburgische Bewegung als Illusion erwiesen und den deutschen Gedanken in Österreich wie den magyarischen in Ungarn zum Nachteil der Reaktion gestärkt.

Der Druck der Entente und Frankreichs hat allerdings das Bekenntnis zum Anschluß erstickt und die Verbindung des Staates Österreich mit dem Staate Deutschland auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Aber er hat zugleich das Bewußtsein der Nationalgemeinschaft, das nationszentrische Denken geschärft. Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Und am Ende macht es nicht allzuviel, wenn die deutsche Nation sich in einem Groß- und einem Kleinstaat darstellt, wenn nur ein Geist beide leitet.

Wie ist nun von nationszentrischem Gesichtspunkt aus gesehen die Stellung des österreichischen Stammes zu den Ostvölkern zu erfassen? Stellt man die Frage so, dann wird sofort sichtbar, daß die österreichische Stammesgeschichte nur ein Spezialfall ist, den Österreich mit anderen Stämmen teilt.

Die deutsche Nation hat seit ihrer Konstituierung im Osten zwei große über die heutigen Reichsgemarkungen hinausstrebende kolonialisatorische Vorstöße gemacht. Der eine führt nach dem Nordosten über das Gebiet von Polen und längs der Küste der Ostsee. Er war getragen von Sachsen, Brandenburgern, Preußen und insbesondere von den deutschen Hansestädten. Dieser baltisch-polnische Kolonisationsstrom vereinigte sich zum Schlusse unter dem Szepter Preußens. Preußen ist als nordöstliche Grenzmacht, als Pionier des Deutschtums im Nordosten stark geworden, und diese seine Stellung gab ihm den Vorrang vor anderen deutschen Stämmen. Im ganzen aber vermochten die Preußen weder das ganze deutsche Land im Osten noch auch viel fremdsprachige Länder zu gewinnen, und obschon der preußische König über fremdsprachige Völker regierte, blieb er doch überwiegend ein deutscher Fürst. Der zweite Kolonisationsstrom war der ältere und mächtigere. Die Bajuwaren leiten ihn zuerst. Sehr bald aber nahm ihnen Österreich die Führung ab, und die Bayern werden ein Binnenstamm, ohne Tür und Fenster in die Umwelt der Nation. Österreich drang schon 1382 bis nach

Triest vor und übernahm 1526 die Führung sowohl im Sudetengebiet unter den Tschechen wie im Gebiete der Magyaren und Jugoslawen. Die bajuvarischen, fränkischen, sächsischen und schlesischen Stämme der Deutschen im Sudetenland verschmolzen nun mit den österreichischen Ostalpendeutschen zu einer politischen Einheit, in der das bajuvarische Element nur mehr ein Bruchteil war. Die weit älteren Kolonien der Siebenbürger Sachsen (13. Jahrh.) und der oberungarischen Deutschen (Zips, Iglo, Schemnitz) gerieten unter Österreichs Führung. Nach der Zurückwerfung der Türkenflut bevölkerten abermals Deutsche die Festung Ofen (1686), das Vertés- und Pilis-Gebirge, den Banat und die Baszka, und deutsche Kaufleute hielten wieder Markt in Belgrad (1718). Die habsburgische Geschichtslgende beliebt, diesen gewaltigen Vorstoß so darzustellen, als wäre er das Werk Österreichs und der Österreicher allein gewesen, aber Prinz Eugen war der Feldherr des deutschen Reiches und des deutschen Kaisers, die Kolonisten Sachsen, Franken, Schwaben. Nichtsdestoweniger aber waren die Österreicher an diesem Werk hervorragend beteiligt, und von nun ab sind die Österreicher die Vermittler deutscher Kultur bis hinunter zur Adria und bis hinüber zu den transsylvanischen Alpen und dem Eisernen Tor. Die kronstädtischen und hermannstädtischen Sachsen, die Banater Schwaben, die Ofner Bürger, die oberungarischen, jetzt slowakischen Bergstädte und später die deutschen Bauern und Bürger der Bukowina sind mit dem Deutschen Reich verbunden durch Wien. Diese Kolonisation ist weitaus mächtiger und erfolgreicher als die preußische, und mit aus diesem Grunde trägt lange der Erzherzog von Österreich und nicht der König von Preußen die Krone des Reichs.

Man könnte sich vorstellen, daß eine solche Kolonisation sich friedlich und unpolitisch vollzieht. Das war nicht der Fall. Das Kulturwerk, das historisch und politisch notwendig war, war eingekleidet in militärische Eroberungen, in Intrigen der Fürstengeschlechter, in dynastische Erbverträge und Erbschleicherei, in Bauernaufstände und Adelserhebungen. Es ist zufällige Prägung infolge der Zeitumstände, daß diese nationale Kolonisation zum Schluß als Hausmachtspolitik der Habsburger auftritt, genau so wie die nordöstliche Kolonisation als Hausmachtspolitik der Hohenzollern erscheint. Noch viel zu oft finden wir das Werk der Nation in Fürstenchroniken hinübergebucht. Die deutsche Nation hat unter dieser Verkleidung entsetzlich gelitten, und ein nicht geringes Übel ist es auch, daß das, was die

Kultur der Nation vermittelt zweier ihrer Stämme vollbracht hat, zum Schluß als alleiniges Verdienst dieser Stämme ausgerufen wurde und dadurch diese Stämme selbst in Gegensatz zur Nation gelangt sind. Der Versuch, der 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt gemacht wurde, die Nation über ihre Stämme und das Reich über die Fürsten zu stellen, ist gescheitert, und damit ist in letzter Linie schon das Unheil von 1914 gesät worden.

Denn die preußischen Dynasten, die den größeren Teil der Nation sich unterwarfen, haben ihre nordöstliche Mission dem Zarentum zulieb geopfert, die Nation einseitig gegen Westen gedrängt, in das westliche Abenteuer gestürzt, und wenn Deutschland im Weltkrieg unterlegen ist, so nach meiner Auffassung aus dem einen Grund vor allem: die deutschen Armeen hätten sich vor die Vogesenpässe und vor die belgische Grenze legen und die Reichsgrenze im Westen defensiv behüten sollen, dort waren sie mit einem Drittel ihrer Heere unbesiegbar. England hätte nicht so machtvoll, Amerika niemals eingegriffen, inzwischen aber hätte Deutschland seine beiden östlichen Missionen vollenden sollen. Die Nation hatte gegenüber dem Zaren Recht, gegenüber dem Westen und Belgien Unrecht. Worin diese Mission bestanden hätte, darüber später.

Der österreichische Stamm, der 1866 aus dem Reich hinaus gedrängt wurde, übernahm nun allein eine Kolonisationsaufgabe, zu der die ganze Nation, aber nicht ihr sechster Teil stark und groß und kulturreich genug war. Dieses Sechstel der Nation mußte scheitern, und so kam die Katastrophe auch für dieses. Sowohl die Preußen als auch die Österreicher büßten im gleichen Augenblick alle ihre Vorwerke im Osten ein, damit verlor die Nation ihre Stellung im Osten, ohne im Westen und auf dem Meere irgend etwas zu gewinnen.

3. Die kolonisatorische Aufgabe, die im besonderen die Deutsch-Österreicher auf sich nahmen, fiel zunächst Wien und den Deutschen der Alpenländer zu, aber sie veränderte diesen Stamm ethnisch völlig — ein Umstand, der oft übersehen und insbesondere von der sogenannten Wittelsbachischen Propaganda vernachlässigt wird. Diese nimmt Österreich noch immer als bajuvarisches Land in Anspruch und denkt an einen Anschluß Österreichs an Bayern. Untersuchen wir, was aus dem österreichischen Stamm bis 1866 und in den folgenden Jahrzehnten seinem Blut und Wesen nach geworden war. Die Unterlage des Volkes war bajuvarisch, obwohl in den nördlichen Gebieten von Nieder- und Oberösterreich der fränkische Einschlag

auch im Landvolk unverkennbar ist. Aber Wien und alle die deutschen Städte des östlichen Alpenlandes, und nicht nur sie, sondern auch die Dörfer haben durch einen vierhundertjährigen freien Wechselverkehr mit den deutschen Stämmen des Sudetengebietes und Ungarns einen großen Teil ihres Volkstums ausgetauscht. Würde man die alten Wiener Bürger von erwiesenen deutschem Stamme auf ihre Herkunft untersuchen, so würde man finden, daß vielleicht zwei Drittel von ihnen aus allen anderen deutschen Gauen des alten Österreich-Ungarn stammen. Vielleicht die Hälfte kommt aus Deutschböhmen, Deutschmähren und Schlesien, viele aus deutschen Gebieten des ehemaligen Ungarn. Zu diesen Einschlägen kommen alle eingedeutschten Slawen und Magyaren Wiens und Österreichs, man findet überall bis nach Vorarlberg hinaus Familien mit tschechischen, polnischen, ungarischen, ja selbst italienischen Namen, in denen die Erinnerung an die frühere Nationszugehörigkeit verloren gegangen ist. Viele allerdings sind in der letzten oder heutigen Generation eingedeutscht. Zu diesen Mischungen kommt noch ein starker Einfluß der drei jüdischen Stämme, die sich in Wien begegnet sind, der böhmischen, der polnischen und ungarischen Juden, die sich sehr kennbar voneinander unterscheiden. Das österreichische Volkstum, das auf diesem Weg geworden ist, der heutige österreichische Stamm der deutschen Nation, ist daher eine Besonderheit und beinahe allen andern Stämmen gegenüber vergleichslos. Diese Mischung hat eine Beweglichkeit des Geistes erzeugt, wie sie kein deutscher Stamm besitzt, eine außerordentliche Anpassungsfähigkeit und Buntheit, die natürlich sich paart mit dem Mangel an anpassender Kraft. Die Besonderheit dieses Stamm-Charakters spricht sich im Wirtschaftsleben, wie in der Wissenschaft und Kunst deutlich aus. Nicht metaphysisch oder rassentheoretisch, sondern rein praktisch gesehen: dieser Stamm birgt zahllose Individuen, welche die verschiedensten Sprachen sprechen (italienisch, kroatisch, tschechisch, magyarisch, polnisch usw.), welche die verschiedensten Länder und Völker und deren Eigenart kennen, welche ebenso mit der korrekten Geschäftssüance des Westens wie mit den Praktiken des Ostens vertraut sind, welche in der Musik die alpenländische Volksweise verbinden mit dem elegischen Ton der slovenischen Schnitterlieder, dem Rhythmus des Czardas der Puszta, dem tschechischen und dem polnischen Lied usf. Kurz, es ist eine Rasse von der höchsten Plastizität geworden, wie sie ihresgleichen unter den deutschen Stämmen nicht hat. Im Grunde ist es, seit Österreich

in St. Germain auf die paar Ostalpenländer eingeschränkt worden ist, falsch, sie ‚Österreicher‘ zu nennen, viel besser wäre es sie samt den Sudetendeutschen, die den Kern des heutigen Österreichertums gestellt haben, und allen versprengten Volksteilen der jetzigen Nachbarstaaten zusammen als Südostdeutsche zu bezeichnen. Im deutsch-österreichischen Staatsrat, welcher der jungen Republik die erste Verfassung gegeben hat, wurde auch erwogen, die Republik Südost-Deutschland und ihr Volk Südostdeutsche zu nennen. Nach den späteren Erfahrungen von St. Germain wäre dies gewiß von Vorteil gewesen. Dieser Name Südostdeutsche sollte von uns immer wahlweise neben Österreicher gebraucht werden, er drückt unsere ethnische Zusammensetzung wie unsere geschichtliche Mission aus.

Unsere künftigen Geschichtsforscher werden unsere Stammesgeschichte aus der Familienchronik der Habsburger herauschälen und selbständig darstellen müssen. Dann werden sie die Proklamierung des Kaisertums Österreich durch Franz II. (1804) als Akt der Fürstengewalt und die Zeit von 1866—1918 als bloßes Zwischenspiel zu behandeln haben. Während dieses Zwischenspiels waren wir, gleichsam im Exil, zum aussichtslosen Vorzug verurteilt, als Stamm zu erhalten und zu vollenden, wozu die ganze Nation berufen war, bis sich mit der Vollendung der kolonisatorischen Mission die Selbständigkeit und Freiheit der von ihr erweckten Nationen von selbst verstand.

III

1. Nicht ungestraft ist die Kulturmission der deutschen Nation im Osten verkleidet gewesen in das Gewand politischer Unterwerfung der Nachbarvölker von der Ostsee bis zur Adria unter die absolutistische Militärgewalt zweier Fürstengeschlechter. Eine geeinigte freie Gesamtnation ohne dynastische Vorurteile hätte sich mit den neuen Zeitideen und also mit den Ostvölkern ganz anders auseinandergesetzt. Man erinnere sich an die Verhandlungen des Frankfurter Parlamentes: ob schon zu jener Zeit dem Probleme noch nicht gewachsen, kündigt es doch Lösungsformen an. Man denke an die englische Demokratie und ihr Fortschreiten in der irischen Frage bis zur heutigen Lösung. Das Frankfurter Parlament war, so gesehen, schon 1848 der Lösung näher als das englische Parlament etwa um 1900. Das monarchische Prinzip, das selbst in der Person Wilhelm I. Völker bloß als soundsoviel Quadratmeilen Land und soundso viel Tausende Einwohner Privateigentum ansah, war natürlich viel zu starr, um etwa das pol-

nische Problem zu lösen. Wieviel im Weltkrieg darauf angekommen ist, weiß jedermann.

In diesen fünfzig Jahren hat sich im Osten ein weltgeschichtlicher Prozess vollzogen, der wissenschaftlich längst erforscht, aber von der deutschen Nation nie voll in Rechnung gezogen ist, der Prozess des Erwachens der geschichtlosen Nation. Er endet überall mit der Bildung von Nationalstaaten. Der nationale Einheits- und Freiheitskrieg der Italiener und der Deutschen (1859, 1866) war darin nur das Vorspiel für das östliche Europa. Der Krieg vom Jahre 1914, im Westen ein Krieg des Imperialismus, ist im östlichen Mittel- und Osteuropa einfach die Fortsetzung derselben Tendenz, die sich für uns in den Jahren 59 und 66 ausdrückt.

Viele Einsichtige haben vor dem Krieg diese Entwicklung vorausgesehen und sich gefragt, ob es denn kein Mittel gebe, diesem Unheil vorzubeugen, das ist ohne Krieg der Hauptsache nach dasselbe Ergebnis zu erreichen und dabei uns Deutschen das traurige Los zu ersparen, alle unsere nationalen Vorwerke im Osten zu verlieren. Dabei drängte die Reife der ökonomischen Entwicklung der Welt, welche seit 1859 und 1866 für die Völker ganz andere Daseinsbedingungen geschaffen hatte, geradezu gebieterisch auf eine Lösung ohne Krieg hin. Denn die Völker, die sich kraft des Nationalitätenprinzips scheiden sollten, waren ja inzwischen durch eine wunderbare Verflechtung des Handels und durch gesteigerte gegenseitige Abhängigkeit in der Güterversorgung so innig verwachsen, daß jede durch Krieg befreite neue Nation den Preis der Freiheit durch den ökonomischen Ruin zahlen zu müssen bedroht war. Das offizielle Deutschland und Österreich, das ist die Höfe der Habsburger und Hohenzollern mitsamt ihrem Anhang von Diplomaten, Generälen und Staatsmännern, machte sich über diese Dinge überhaupt keine Gedanken. Der Berliner Hof schwelgte in der Romantik der Parsifalszeit, der Wiener verkümmerte im Zeremoniell der spanischen Renaissance und in der Dumpfheit des römischen Klerikalismus.

2. In Deutschland gab es allerdings einen Mann, der Schule machte, der einen Ausweg vorschlug, und das war Friedrich Naumann. Sein Programmbuch „Mitteleuropa“ suchte der aufsteigenden Probleme durch eine der Hauptsache nach wirtschaftliche Zusammenfassung aller Nationen diesseits der ehemaligen russischen Grenze mit Deutschland Herr zu werden. Ich hatte die Freude, mit Naumann vor dem Erscheinen seines Buches wiederholt das Problem Mitteleuropa durch-

zusprechen, und weiß, wie er diese Schöpfung gedacht hat. Er dachte sämtliche Nationen, die seinem Mitteleuropa angehören sollten, mit staatlicher Souveränität ausgerüstet und mit Deutschland verbündet, und wie bekannt, hat er sich in Prag, Budapest und Lemberg persönlich bemüht, für seine Ideen Verständnis zu finden. Ich selbst habe mich zu einer Form von Mitteleuropa bekannt und als die deutschen und österreichischen Truppen in Warschau einrückten, die polnische Nation in einem Leitartikel der Arbeiterzeitung, der mir in Parteikreisen viel herbe Kritik zuzog, zu ihrer Befreiung brüderlich begrüßt. Noch war die entsetzliche Verblendung der beiden Reichs- und Heeresleitungen nicht zu ermessen, die sich hinterher in Brest-Litowsk geoffenbart hat.

Die mitteleuropäische Idee ist wie alle Zeitideen in verschiedenen Lagern eben verschieden aufgefaßt worden. Die herrschende Politik der beiden Staaten nahm sie imperialistisch auf, die oberen Klassen in Deutschland ersahen in der Eroberung des östlichen Mitteleuropas eine erwünschte Ausdehnung ihrer Wirtschaftsgebiete, der Wiener Hof die Gelegenheit, dem Kaiser Karl auch die Krone von Polen zu verschaffen, der Berliner Hof die Gelegenheit, hohenzollersche Prinzen auf verschiedene Throne zu bringen, die deutschen Berufssoldaten als eine immense Ausdehnung des Döberitzer Exerzierfeldes. Ich bin dessen gewiß, daß Naumann all diesen Plänen Feind war, aber gewiß, sie nahmen in den Friedensschlüssen von Bukarest und Brest-Litowsk verhängnisvolle Gestalt an, und das ist nun der zweite große Fehler unserer Nation im Weltkrieg. Das die zweite Schuld, die wir mit der Katastrophe von 1918 gebüßt haben. Das Waffenglück hatte am Ende doch die Westfront auf der defensiven Linie still gelegt und die deutschen Armeen im Bewegungskrieg im Osten bis ans Schwarze Meer und an den Finnischen Meerbusen geführt. Hätte die deutsche Nation die Traditionen ihrer Befreiungskriege, die Tradition der Paulskirche wieder aufgenommen und in hochherziger Opferbereitschaft die Nationalstaaten, die später gegen das Reich geschaffen wurden, selbst eingerichtet, dann hätte sie zwischen Ostsee und dem Ägäischen Meere eine feste Kette treuer Verbündeter gewonnen. Hätte sie noch damals zugleich die Selbstbeherrschung aufgebracht, sich an dem Westen desinteressiert zu erklären, dann wäre sie vor der Welt gerechtfertigt dagestanden und zweifellos Sieger geblieben. Das Verhängnis der Nation waren die zwei Höfe und ihre dynastische Politik, die imperialistischen Tendenzen der Bourgeoisie und der Hochmut des Berufsmilitärs.

3. Naumanns Auffassung trug nach meiner Meinung imperialistischen Charakter nur in bescheidenem Maße. Er dachte Deutschland allerdings eine bevorzugte Stellung und der deutschen Wehrmacht die besondere Mission des Schutzes von ganz Mitteleuropa zu. Aber diese Hegemonie Deutschlands hätten 1917 die nahen Ostvölker gerne als Zahlung für ihre nationale Souveränität innerhalb ihrer derzeitigen Sprachgrenze geleistet. Meine Auffassung von Mitteleuropa deckte sich mit jener Naumanns nicht völlig, und ich habe mich oft darüber ausgesprochen. In der Vorkriegszeit, wo Russisch-Polen und die Ukraine noch fest in den Händen des Zaren waren und alles darauf ankam, eine kriegerische Lösung zu vermeiden, habe ich das nationale Problem nur im Rahmen der Donaumonarchie behandelt. Ich verfuhr selbst austrozentrisch, nahm allerdings an, daß, wenn das deutsche Österreich einer der acht Gliedstaaten des Donaureiches würde, die Verbindung dieses Achtelstaates mit dem Reiche später keine Schwierigkeiten machen würde. Die Form, in der ich das Erwachen der geschichtslosen Nationen und die Nationalstaatenbildung verwirklicht wissen wollte, ohne die Wirtschafts- und Kulturzusammenhänge der Völker zu zerstören, war die politische Föderation der nationalkonstituierten acht Donauvölker, und ich habe das detaillierte Programm dieser Föderation noch im Frühjahr 1918 in meinem Buche „Selbstbestimmungsrecht der Nationen“ niedergelegt. Es ist ein Programm der Vereinigten Nationalstaaten des Donaubegebietes. Aber wie sich aus meinem Buche „Österreichs Erneuerung“ entnehmen läßt, war mir vom Tage des Kriegsausbruches an, seit 1914, klar, daß es sich nun nicht mehr um eine Donauföderation handeln kann, sondern ein höheres Problem gestellt war. Ich habe die austrozentrische Auffassung sofort nach Kriegsbeginn verlassen, da ich deutlich empfand, daß es sich nun nicht mehr um das Donaureich allein, sondern um die Konstituierung von ganz Mitteleuropa handle, und diese Konstituierung hätte nach meiner Auffassung kein Akt der imperialistischen Gewalt oder Eroberung, kein Hegemonieplan, sondern eben die Herstellung der Vereinigten Nationalstaaten von Mitteleuropa sein sollen. Nach Brest-Litowsk war es mir klar, daß der mitteleuropäische Gedanke unter den Bajonetten der Sieger begraben war, gerade wo die imperialistische Wendung des Gedankens zu triumphieren schien. Von da ab habe ich meine Aufsätze zu Österreichs Erneuerung eingestellt und meine Aufmerksamkeit der Vorbereitung anderer Lösungen zugewandt.

IV

1. Naumanns gemäßigt imperialistisches Mitteleuropa und mein national-föderalistisches Mitteleuropa — beide sind gescheitert und überholt. Die Katastrophe hat ein verstümmeltes Deutsches Reich und an Stelle des zerstückten Donaureiches fünf Kleinstaaten zurückgelassen, von denen die Tschechoslovakei den ausgesprochenen Charakter eines Nationalitätenstaates hat. Die Neustaaten, die wir im Namen der Freiheit der Völker zu begründen berufen und stark genug gewesen wären, sie sind gegen uns geschaffen, sie starren in Waffen gegen uns und wir sind entwaffnet. Hätte unsere koloniasatorische Mission nur darin bestanden, sie zum Militarismus zu erziehen, sie wäre gründlich gelungen. Die wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenhänge von Mitteleuropa sind dauernd zerrissen, und der ganze Erdteil ostwärts des Rheines ist desorganisiert.

Auf den Trümmern des einst blühenden Wirtschaftslebens ersteht jedoch das alte Problem neu: diese Staaten können ihren Wiederaufbau nicht einzeln, sondern nur im Zusammenhang Mitteleuropas vollziehen. Mitteleuropa als ökonomische Idee, Mitteleuropa als Kulturidee, befreit vom dynastischen, militärischen und politischen Einschlag, befreit von jedem nationalen Hegemoniegedanken erscheint unzerstörbar. Die Westmächte haben die Gewalt, die mitteleuropäischen Staaten alle miteinander verelenden zu lassen, und sie können das, indem sie die mitteleuropäische Lösung verhindern; sie können keinen einzigen dieser Staaten zu wirklichem Frieden und Wohlstand führen, ohne ein ökonomisches Mitteleuropa zuzulassen.

2. Allein die Verwirklichung der Idee ist durch das Kriegsergebnis allem Anschein nach unmöglich gemacht. Die Nationen, welche bei anderer militärischer und diplomatischer Führung des Krieges für alle Zukunft Deutschlands Freunde geworden wären, stehen ihm als Sieger gegenüber und die Friedensverträge haben jeder dieser Nationen ein Stück deutscher Erde zugesprochen, außerdem von der Seite jedes Nachbarn einen Pfahl in das Fleisch Deutschlands getrieben, damit auf ein Menschenalter Feindschaft zwischen allen mitteleuropäischen Staaten und Deutschland herrschen solle. Dabei ist Deutschland trotz alldem unter allen mittel- und westeuropäischen Staaten des Kontinents noch immer der größte, volkreichste und wirtschaftlich energischste, sodaß die Neustaaten trotz Sieg und Raub nicht aufhören können es zu fürchten. So ist ein diplomatisches Werk der Völkerverhetzung geschaffen worden, das in der Geschichte der Menschheit ohne Beispiel

ist, und trotzdem soll ein ökonomisches Mitteleuropa geschaffen werden? Ich will nicht den Anschein des Ehrgeizes erwecken, paradox zu sein und Unmögliches als wirklich hinzustellen, dennoch wage ich die Behauptung, daß Mitteleuropa werden kann, allerdings nicht in den Formen, die in den verschiedenen Richtungen noch 1917 vorschwebten. Nicht in Gestalt des deutschen Imperiums Hindenburgs, noch in der Form der militärisch-ökonomischen Hegemonie, wie sie Naumann vor Augen hatte, noch auch in der von mir verbreiteten Form der gleichberechtigten Föderation der Nationen. Jedes politische Band, auch das allerloseste, ist heute ausgeschlossen! Aber ich glaube, daß dieser bewußte und vollkommene Ausschluß des politischen Moments die ökonomischen Triebkräfte deutlicher herausarbeiten muß, und gerade, weil Deutschland vollständig entwaffnet und wehrlos ist, während seine kleine Nachbarn bewaffnet sind, können wir Deutsche, solange die Führung der Nationen den nichtmilitaristischen Parteien zufällt, auf den Sieg der Ökonomie über die Politik bauen, und in der Ökonomie allein liegt die Kraftquelle für unseren Wiederaufstieg. Den bis zum Krieg herrschenden Klassen aber, die die Heldenideologie gegen die Händlerideale gestellt haben, muß allerdings der Gedanke furchtbar erscheinen, jeden politischen Ehrgeiz abzutun und die Zukunft der Nation in die Hände der Unternehmer und Arbeiter, der Kaufleute, der Techniker, der Professoren zu legen! Es erhebt sich für uns wirklich die Frage, ob wir die Kraft haben zu ausgesprochenem Verzicht. Denn wir müssen, um Mitteleuropa zuwege zu bringen, ausdrücklich auf alle territorialen Revindikationen verzichten und den gegenwärtigen territorialen Bestand der Neustaaten anerkennen. Wir müssen — trotz des immer regen Bewußtseins älterer und längerer Kultur — der werdenden Kultur unserer Nachbarn voll gerecht werden, müssen, ohne ihnen unsere Sprache aufzudrängen, ihre Sprachen lernen, und wir müssen, so wie wir heute nach den Verträgen von St. Germain als Barbarenstaat hinter den Hedschas, hinter Haiti und Siam rangieren, uns gefallen lassen, daß in manchen Dingen und Fällen die Neustaaten vor uns den Vortritt haben. Ich bin mir bewußt, wie die intellektuellen Kreise unserer Nation vor dieser Zumutung erschauern, ich wage sie dennoch zu stellen, weil ich nicht möchte, daß sich irgend jemand über die wahre Lage des Deutschland in Europa täusche. Diese Unterwerfung in die neue Lage ist für uns geradezu eine vorausbestimmte Buße für den Cäsarenwahn unserer Imperatoren, für den Gewalttausch mancher unserer Generäle

und für die herausfordernden Geschäftspraktiken unseres Vorkriegskapitalismus.

Auf der anderen Seite aber darf nicht vergessen werden, daß bei Tschechen, Polen und Rumänen ein sehr großer Teil jener Völker — und vielleicht der für deren Zukunft wertvollere Teil — vor und im Kriege gerne mit den Deutschen sich verständigt und mit ihnen zusammen gesiegt hätte. Es muß ferner verbucht werden, daß die wirtschaftliche Führung in diesen Nationalstaaten zum großen Teil in den Händen deutscher Familien liegt, die sich, sei es vor einem Menschenalter, sei es jetzt erst, auf den Boden der Nationalstaaten gestellt haben. Sie werden unter den Feinden, gerade wenn wir zunächst nichts als Volkswirte, Gelehrte usw. sein wollen, und wenn wir sie durch politischen Ehrgeiz nicht in Verlegenheit bringen, in der neuen Nation um so leichter wirken und sich als unsere Freunde bekennen können. Da die Entente auf ihrer Seite alles tun muß, um die Nationalstaaten zu reizen, so wird die augenblickliche Psychologie bald zusammenbrechen und der Weg zu einer Verständigung auch auf der anderen Seite frei werden.

3. Aber wenn auf unserer Seite ein so schmerzlicher Entschluß zu verzichten gefordert wird, so kann diese Selbstüberwindung nur dann von unserem Volk im ganzen aufgebracht werden, wenn das positive Verhalten der anderen diese Resignation rechtfertigt. Unsere künftigen Auslandsdeutschen, die noch gestern unsere Staatsgenossen waren, dürfen von den neuen Staatsvölkern nicht so behandelt werden, wie das heute geschieht. Der Vertrag von St. Germain sieht einen Schutz nationaler und konfessioneller Minoritäten vor, der nach der Auffassung der Westmächte und insbesondere Amerikas imstande sein soll, die nationale Frage aus der Welt zu schaffen. Ich weiß nicht, wie originell, wie großartig, wie menschenfreundlich sich die westländischen Verfasser vorgekommen sein mögen, als sie diese Charte in den Völkerbundpakt hinein praktizierten. Sie haben nur bewiesen, wie ahnungslos sie dem Problem gegenüber stehen. Dieses Minderheitsrecht bleibt weit zurück hinter dem Nationalitätenrecht, welches das alte Österreich geschaffen hat, jenes Österreich, das die Westmächte wegen der Vergewaltigung der Nationen zerstören zu müssen geglaubt haben. Jene Charte ist eine wahre Bettelsuppe eines Minoritätenrechts. Sie verfehlt den Kern des nationalen Problems. Es ist beinahe ein Gemeinplatz, daß die Nation, einerlei ob Mehrheit oder Minderheit, Geltung als Staat oder als Staatsorgan haben muß und nicht auf das private Assoziationsrecht verwiesen werden kann, wie

etwa die Kirchen in den Vereinigten Staaten. Die Nation, die auf der einen Seite das Ganze des Staates bildet, kann auf der anderen Seite sich nicht bescheiden, der bloß private Verein von Nationsgenossen zu sein. Behandelt man unsere Stammesbrüder in Hinkunft so, so wird jeder Versuch, auf unserer Seite sich den Nationalstaaten ökonomisch zu nähern, aufgehalten und zerstört werden durch den leidenschaftlichen Widerspruch der Unsrigen jenseits der Grenze. Darum ist die Voraussetzung der künftigen Verständigung nicht ein-, sondern doppelseitig, nicht bloß eine Schicksalsfrage Mitteleuropas, sondern die Existenzfrage der Einzelnen. Der Bestand der Tschechoslovakei ist darin gegeben, daß sie den Deutschen einen verhältnismäßigen Anteil am Staat selbst, an Regierung, Zentral- und Lokalverwaltung gewährt, und dies nicht als bloßes Präcarium, sondern als verfassungsmäßiges Recht. Ich persönlich weiß, daß hochgestellte Funktionäre der tschechoslovakischen Republik von dieser Einsicht durchdrungen sind und dennoch von ihr keinen Gebrauch machen können, weil der „Siegestaumel“ einstweilen die Nation verständnislos macht.

Das neue Verhältnis, das nach meiner Vorstellung die Staaten verbinden soll, und zwar groß und klein, alt und jung, Sieger und Besiegte, setzt demnach nicht etwa gegenseitige Liebe voraus, schließt aber das Fortbarren des alten Hasses aus. Auch ohne Liebe kann die vernünftige Abwägung der Interessen Staaten verbinden, und eine solche Verbindung von Interessen ist meist solider als Gefühlswärmerei. Andererseits aber ist eine Gemeinschaft ohne wirklich positives Band ein sehr gebrechlich und flüchtig Ding.

V

Worin soll aber dann dieses neue Mitteleuropa bestehen, wenn kein politisches Band es verbindet, wenn auch nicht die loseste Föderation in Aussicht genommen ist?

Aus einem wohl durchdachten, von Schritt zu Schritt zu verdichtenden Netz von ökonomischen Verträgen und Interessengemeinschaften! Wir müssen dahin kommen, daß zum Beispiel von der Nord- und Ostsee bis zur Adria und zum Schwarzen Meer Bahnen mit der gleichen Präzision und Leichtigkeit führen und verfrachten wie die Pazifik-Bahnen zwischen Atlantis und Stilleem Ozean. Wir müssen ein mitteleuropäisches Kanalsystem ausbauen, auch wenn der Nutzen davon für die Neustaaten größer wäre als für uns. Kurz, beim Wiederaufbau des Wirtschaftslebens ist mit vollem Bewußtsein nicht der reichsdeutsche, der heute wenig mehr als ein kleindeutscher Gedanke ist, noch der

österreichische, sondern der mitteleuropäische Gedanke ins Auge zu fassen. Ein Stück unseres nationalen Unglücks war es ja auch, daß Bismarck das kleindeutsche Reich auf dem Kontinent geistig und ökonomisch durch seine Institutionen und seine Zölle abgesondert und als autark behandelt hat. Wir dürfen den Fehler auch dann, wenn Österreich Deutschland einverleibt ist, nicht weiter machen. Wir müssen erkennen, daß wir, wie die Dinge liegen, die geschichtliche Bestimmung haben, mit Tschechen, Polen, Magyaren, Rumänen, Jugoslaven usw. zusammen als Gleiche unter Gleichen Ökonomie zu machen. Im Grunde genommen war es in all den 2000 Jahren unserer Vergangenheit nicht anders, und unsere wahre nationale Idee ist nicht von Bismarck, sondern viel eher von Herder und Fichte ausgesprochen worden. Mit dieser unserer nationalen Idee aber ist der mitteleuropäische Gedanke sehr wohl verträglich.

Dieses System von Verträgen, für das die Ergebnisse von Portorose ein Vorbild sind — leider schließt Portorose Deutschland nicht mit ein — muß getragen sein von dem Grundgedanken: freiestes wirtschaftliches und geistiges Kommerzium. Die zwei deutschen Republiken haben ein gebieterisches Interesse, Schutzzolltorheit durch ihre Praxis ad absurdum zu führen. Ihre Wirtschaftspolitik muß nach 1918 genau unter dem entgegengesetzten Prinzip stehen als von 1878 bis 1918, als in der imperialistischen Ära. Der Ring geistiger und wirtschaftlicher Vereinsamung, den Feindesrache um Deutschland geschmiedet hat, kann nur durch den Freihandel durchbrochen werden, der uns Brot und Rohstoffe ins Land bringt und die örtlichen Märkte öffnet. Genau so, wie wir die agrarische Zollmauer überwinden, müssen wir auch die geistige Mauer niederlegen, die unsere vielfach verbauerte und verjunktete Studentenschaft um unsere Hochschule legen möchte: es ist unsere Mission, die nahöstlichen Nationen an unseren Hochschulen mitarbeiten zu lassen und zugleich ihr Hochschulwesen zu achten. Das gegenteilige Treiben gewisser akademischer Kreise ist nicht national, sondern nationsfeindlich.

Ökonomisch-kulturelle Arbeit ohne politischen und militärischen Ehrgeiz — das wäre also die politische Idee, die wir aus den Beziehungen zum nahen Osten ableiten. Mögen andere nachprüfen, ob sie im Verhältnis Deutschlands zum Westen und zum fernerem Osten standhält.

VI

Ich weiß, es wird schwer halten, der deutschen Intelligenz beizubringen, daß sie von der militärisch-politischen Idee für absehbare Zukunft Abschied zu nehmen hat. Aber ich erwarte, daß in nicht allzu

ferner Zeit die Welt selbst zu diesem Entschlusse wird kommen müssen. Die Bestimmung des Deutschtums als eine ökonomisch-kulturelle Idee besitzt zunächst nichts Hinreißendes, aber sie ist in erster Linie geeignet, dem Wiederaufbau unserer Nation zu dienen. Wenn wir uns ganz mit ihr erfüllt haben, so werden Österreicher wie Reichsdeutsche auch in der Anschlußfrage etwas ruhiger denken. Wie schmerzlich es ist, daß uns auf einige Zeit der politische Anschluß versagt ist, so wird uns der Verzicht doch wieder erträglicher gemacht durch die Erkenntnis, daß wir in der nächsten Zukunft eben nicht militär-politische Aufgaben haben, sondern ökonomisch-kulturelle, und zur Not können wir diese einige Zeitlang leisten, trotz politischer Grenzen, wenn wir uns nur über sie hinweg verständigen.

So müssen wir denn damit rechnen, daß Österreich unter eigener Verantwortung ein Stück der gesamt-nationalen Aufgabe zu übernehmen und zu erfüllen haben wird. Welches Stück Arbeit und Verantwortung käme nun in diesem Rahmen den Südostdeutschen zu?

Ich möchte diese unsere Rolle durch einen Vergleich anschaulich machen. Das vormalig kriegsrische Schwedenvolk hat von seiner skandinavischen Heimat aus alle Ostseeländer erobert, hat seine Armeen bis ins Herz Rußlands vorgeschickt und einen seiner Könige auf den Thron von Warschau gesetzt. Alle diese militärischen Eroberungen sind verloren gegangen, selbst Finnland, das von einem Drittel Schweden besiedelt ist. Auch das war eine nationale Katastrophe, auch dort war ein ungeheurer Aufwand von Energie und Blut eines Volkes schmäherlich vertan, und am Ende war Schweden ein kleiner Staat, der politisch neben dem östlichen und dem südöstlichen Nachbarn beinahe verschwand. Aber diese militärisch-politische Katastrophe hat die wirtschaftliche und kulturelle Sphäre Schwedens nicht sehr beeinträchtigen können, und überall in den Ostseeprovinzen, in Petersburg und in Moskau und bis zum Kaukasus hat sich der schwedische Einfluß geltend gemacht. Ähnlich, aber nur in viel größerem Maßstabe wird Österreich als Deutschlands Vorposten seinen Einfluß in Südosteuropa behalten — allerdings unter der einen Voraussetzung, daß es ablehnt, politisch Einfluß zu üben. Ich denke dabei am allergeringsten an österreichisches Kapital, denn dieses österreichische Kapital, sofern man eben alpenländisches darunter versteht, ist zum großen Teil durch den Kronensturz und andere Umstände zugrunde gegangen oder in die Tschechoslowakei übersiedelt. Ich denke vielmehr an die Menschen, ihre erworbenen Fähigkeiten und ihre unzerstörten Beziehungen. Der

österreichische Unternehmer wird auch, wenn er sein Kapital zum Teil eingebüßt hat, bei Jugoslaven, Rumänen, Magyaren und Polen noch immer bestehen können, ebenso wird der Techniker und der Arzt, der Landwirt und der Kaufmann, der Bank- und Versicherungsfachmann seinen Platz im Wettbewerb sehr wohl behaupten, denn gerade er und nur er bringt die Kenntnisse der Märkte aller fünf Nationalstaaten mit und nur er verfügt über jene Sprache, die als Vermittlungssprache zwischen den fünf Nationalstaaten gar nicht ausgeschlossen werden kann; dasselbe gilt in bezug auf die qualifizierten Arbeiter. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in ein bis zwei Jahrzehnten alle Nationalstaaten qualifizierte Arbeiter aller Branchen ausgebildet haben, ebenso sicher ist, daß nicht alle sie heute besitzen und sie von nirgend sonst woher beziehen können. In diesem Punkt ist England und Frankreich auf jenem Boden nicht konkurrenzfähig. England sendet seine Leute in die Kolonien, und Frankreich hat keine Leute zu vergeben. Die Mission, die uns Südostdeutschen obliegt, ist daher nicht die imperialistische Mission einer hochkapitalistischen Nation, sondern die Mission eines Volkes von qualifizierten geistigen und manuellen Arbeitern. Eingeweihte versichern heute schon, daß Rumänen und Jugoslaven ihr Eisenbahnwesen ohne unsere Arbeiter schwer in Gang bringen können. Die Tschechen, welche mit uns erfolgreich in Wettbewerb treten könnten, haben mit sich selbst zu tun und sind zu teuer. Dazu kommt noch eine Gabe, von der der ganze Westen nichts weiß und die er uns vielleicht bestreitet. Durch lügnische Ausstreuungen der feindlichen Presse sind wir als intolerant in Verruf gekommen. In keiner Sache ist uns so sehr Unrecht getan worden. Umgekehrt. Alle aufsteigenden Nationen haben auch untereinander ein schwer erträgliches Maß nationalen Hochmutes und nationalen Sondertums, wir Südostdeutsche aber ein überaus großes Maß von Toleranz und Verständnis für die anderen. Hierin bildet nur unsere sogenannte Intelligenz, das ist die Schicht der Amtsanwärter, eine Ausnahme, während die wahre Intelligenz, das ist der Gelehrte, der wirklich tüchtige Arzt, Ingenieur und Kaufmann, doch so sehr allgemein menschlich denkt, daß er sich an nationale Eigenheit nicht stößt. Zugegeben aber muß werden, daß in und nach dem Krieg eine engherzige nationalistische intransigente Orientierung Platz zu greifen begonnen hat, eine Orientierung, die imstande wäre, uns Österreicher und insbesondere Wien zugrunde zu richten. Aber es wird nicht allzulange dauern, und diese Richtung,

dieser zeitweilige Reflex der tschechischen Geistigkeit auf uns, wird wieder zurtücktreten. Und so werden wir durch das Mittel unserer Hochschulen, unserer Akademien, aber vor allem unserer Gewerbe- und Fortbildungsschulen, durch unsere Werkstätten und unsere Erholungsstätten sehr bald der Mittler zwischen den anderen werden. Aber gerade wegen dieser unserer Austauschfunktion wird unser Stamm nicht der produktivste der deutschen Stämme sein; es liegt in unserer Lage, daß wir vermitteln und zwar vermitteln zwischen der großen deutschen Nation auf der einen und dem europäischen Südosten auf der anderen Seite. Wir würden also zum Beispiel unsere Hochschulen und unsere Fabriken allein nicht auf der überlieferten Höhe halten können, wir müssen sie zum größeren Teil von Deutschland aus besetzen, aber wir werden berufen sein, das Übernommene weiter zu tragen und von weitem her Neues zu bringen. Und so können wir unsere Zukunft nur in doppelter Beziehung denken: wir sind ein Teil des Reiches, aber wir sind zugleich des Reiches südöstliches Tor.

Über ein halbes Jahrhundert lang waren wir vom Reich getrennt und sind nun auf dem Heimwege. Trotz all der Einbußen, die wir erlitten haben, brauchen wir uns nicht zu schämen, denn wir kommen nicht als Bettler. Freilich dieses Staatswesen Österreich, auf das wir Südostdeutsche künstlich reduziert worden sind, diese deutschen Ostalpenländer, die man gezwungen hat, den Namen eines Fürstengeschlechts und eines Reichs zu übernehmen, die nicht mehr sind, sind als Staat ein unhaltbares Gebilde. Mit dem Staat Österreich wird das Reich einmal eine Last und ein Passivum übernehmen. Dagegen kann man heute nicht bloß voraussagen, sondern beinahe schon feststellen, daß zwei Dinge unzerstört und aktiv sind: unsere Produktion und unsere Volkskraft. Das staatliche Passivum wird vom Reich leicht zu übernehmen und zu tragen sein, das Aktivum an Volk und Wirtschaft aber ist für das Reich ein Gewinn. Und alles in allem, in den großen zeitlichen Zusammenhängen der Jahrhunderte und in dem räumlichen Zusammenhang ganz Europas gerückt, finden wir unsere Geschichte wieder und erkennen unsere Zukunft! Wir haben eine Vergangenheit und haben keinen Grund, als Volk und als Stamm sie zu verleugnen, wir haben eine Zukunft, in der wir vor allem unser Volkstum nicht zu verleugnen brauchen. Es tut nicht not, daß wir wie ein todesstarrer Körper willenlos auf den Wellen treiben, es scheint nur so, als ob wir unsere Seele verloren hätten, wir haben unsere Seele wieder gefunden, damit den Glauben an uns und so auch die Kraft zu schaffender Arbeit.

AUFZEICHNUNGEN AUS PALÄSTINA

von

ARTHUR HOLITSCHER*

.....
Schon so viel Jahr
trag ich sein Zorn,
und meine Haar
schon weiß geworn.
Ich muß noch wandern
von eim Ort zum andern,
eham bängt sich mir fort!

Nach Jeruschalajim, nach Jeruschalajim,
dem teuren, heiligen Ort.

Meinem lieben Freunde Alfons Herzberger

Aus „Chazot“ von Beirach Schafir,
einem armen jüdischen Landstreicher.

Bergabhang, riesiger, gelber, zerklüfteter Felsenrücken am Westufer des Genezarethsees — hier, sagt die Legende: hier ist der Ort der Bergpredigt.

Unser Automobil fährt am Fuße des Berges die Straße entlang, holperig über spitze Steine am Ufer des Sees, Kapernaum zu. Die Straße ist neu. Schotterhaufen. Auf ihnen sitzen rittlings junge Männer, klopfen Steine. Junge Mädchen, gebückt, mit Spaten in den Händen, zerschlagen die hervorstehenden, ebnen die Steine auf der Straße.

Im Vorüberfliegen reißen wir die Mützen von unseren Köpfen: „Schalom!“ Die Jungen, die Mädchen winken uns noch, erwidern den Gruß, den Friedensgruß — es sind die Unsrigen!

Einen Blick noch zurück auf den Berg der Bergpredigt — die Augen bleiben auf den hellen, kleiner werdenden Gestalten haften, die Steine hacken, am Fuße des riesigen kahlen Abhangs.

Die Legende —

Und da liegt schon, an das Wasser geschmiegt, von den Wellen bespült, Magdala: zehn elende Araberhütten. Weiter vor uns aber, in tiefem Grün der Bananenhain der jüdischen Kolonie Migdal.

Galiläa.

Galil!!

* Aus Arthur Holitschers Buch „Reise durch das Jüdische Palästina“, das in Kürze im Verlage S. Fischer, Berlin erscheint.

Und auf der Chaussee, die von Tiberias aufsteigt gen Nazareth, hacken sie Steine, die Unsern. — Oben auf den Hügeln, engelweiß zwischen schwarzen Zypressen, hebt sich das Franziskanerkloster zum Himmel. Die Gabrielskirche der Griechen. Klöster, Klöster. Zarter Gesang aus den Türmen der Beschaulichkeit. Unten aber, im weißen Staub, im brennenden Sonnenlicht: klopfe, klopfe. Junge jüdische Knaben, jüdische Mädchen, von weit hergekommene, bauen die Straßen des Landes, die zu den Klöstern der friedlichen Gottesruhe führen. An manchen Orten, an vielen Orten, in allen Teilen Palästinas, in Samaria, Judäa, zwischen Dan und Bersheba, im Norden und Süden bauen sie im Sonnenbrand die Straßen ihres Landes Israel.

Woher seid ihr gekommen? Was sucht ihr hier? Steine zu klopfen kamt ihr über das Meer? Aus den Städten Europas, von den Straßen, glänzend im elektrischen Licht, aus warmen Elternhäusern, von Universitäten, Lehrerinnenschulen, hieher auf die harten Wege des wilden Landes? Steine zu klopfen acht Stunden und mehr im Sonnenbrand? Wer seid ihr?

Wir sind diese?

Blicke fliegen uns nach, freundliche Blicke, lächelndfrohe auch zuweilen —

Schalom!

Diese Frage und immer wieder diese: was hat sie hergetrieben? Tausend Antworten gibt Palästina auf diese Frage.

Mit vielen jungen Einwanderern, alten Arbeitern, langjährigen Kolonisten habe ich über diese Frage gesprochen, mit manchem eingehend, unter vier Augen. Keiner hat mir dieselbe Antwort auf diese Frage gegeben. Denn eine schematische Antwort auf Fragen des innersten Gewissens gibt nur ein Mensch, der ohne Gefühlsleben ist oder ohne eigene Gedanken, oder einer, der Angst hat. Diese jungen und älteren Menschen aber, die ein unbewußtes Drängen nach dem alten Land der Väter, nach Zion getrieben hat und treibt, es sind keine Dutzendmenschen, sondern Menschen mit hochentwickeltem, sehr wachem und an großen Dingen geschultem Gewissen, und sie geben sich schonungslos und wahrhaftig Rechenschaft darüber, was sie in Palästina erwartet und was sie dort zu leisten haben werden.

Nur über die Natur, das Wesen, das Geheimnis ihrer Sehnsucht nach Zion, nach dem Lande Israel vermögen sie sich keine klare Rechenschaft zu geben.

Was ist Zionismus?

Ist er eine religiöse Bewegung?

Ist er die nationale Bewegung eines zerstreuten Volkes, das zur Einheit strebt und gelangen will auf diesem ihm vor zweitausend Jahren entwendeten Heimatboden?

Ist er die Klassenbewegung der arbeitenden Juden, zum Lande, zur Scholle, zur fruchtbaren Erde zurück?

Ist er der metaphysische Zug eines Volkes nach einem Punkt des Erdballs, an dem sein Verhängnis sich erfüllen soll?

Oder — ist es Flucht vor Pogromen? Beleidigungen? Flucht vor der Notwendigkeit des Klassenkampfes mit all seinem Schauerlichen in der verdüsterten Exil-Heimat, die jetzt manchem vielleicht in hundertfachem Maße Exil, Galuth geworden ist? Ist es Abenteuerlust, die junge Menschen in Scharen nach dem jahrtausendealten steinigen Lande vorwärtsstößt oder zurückkehren heißt? Ist es Überdruß an der niedergehenden, allzulangsam verendenden Zivilisation dieses todgeweihten Abendlandes?

„Nationalismus! Wir sind eine Nation. Uns treibt das nationale Bewußtsein des jüdischen Volkes, der jüdischen Rasse vorwärts.“ Ich erwiderte darauf: euer Geschichtsbuch ist das Alte Testament. Die Thora-Rolle enthält die Geschichte eures Volkes. Welche Nation hat noch eine Chronik ihrer Geschichte, die an heiligen Feiertagen in Gotteshäusern verkündet wird? Euer Trieb nach Palästina, das ihr Erez Israel nennt, ist ein religiöser, kein nationaler.

Darauf antworteten mir nicht wenige: wir sind Atheisten.

Ich wäre in solchen Diskussionen sicherlich rascher vorwärts gekommen, hätte ich statt des tausendfach gefälschten und entwürdigten, des vage und trügerisch gewordenen Wortes: Religion, das Wort: Messianismus gebraucht.

Dort am Fuße des Ölberges, gegenüber dem Harams-Wall, der weiten, wunderhellen Stätte, wo einst der alte Tempel stand — eine versteckte Quadermauer ist von ihm geblieben — reihen sich, den Berg hinauf, ungezählte jüdische Gräber. Dort, zu Füßen Jerusalems, im Tale Josaphat, am aufsteigenden Hang des Ölbergs, soll einst die Posaune des Gerichts und der Auferstehung ertönen. Sie wird die Juden dorten nicht erwecken, die Abertausende sterbenswilliger Juden, die von weit her gewandert sind, allein — um der Seligkeit des Grabes teilhaftig zu werden.

Etwas vom Irrsinn der Kreuzfahrer muß in den jüdischen Siedlern,

Kolonisten, Arbeiter-Pionieren: den Chaluzim dieser neuen Zeit lebendig sein. Der Wunsch, das Land der Väter wirtschaftlich neu zu erobern, wäre des ungeheuren Triebs nach Palästina nicht würdig; nur unbefriedigend könnte er den unaufhörlich anschwellenden Zug der heutigen Juden nach Zion, nach Erez Israel erklären.

Ist eine Nation zerstört, wenn man ihr die Heimat nimmt?

Die Juden, Jahrtausende lang im Exil, geben die Antwort: Nein.

Wenn man sie mit Schwert und Feuer ausrottet? Neun Zehntel der Armenier haben die Türken von dem Erdboden weggefegt, zertreten, vernichtet. Aber sie sind heute da. Man spürt das Walten ihres ungebrochenen nationalen Willens sehr deutlich an der Eigenart ihrer Politik, die sich im Orient immer weiter behauptet.

Wenn man sie aushungert, politisch, wirtschaftlich, kulturell zugrunde richtet? Nicht eine Eigenart des Österreicherers ist in seiner Katastrophe zuschanden worden.

Ob ein Volk in seinem eignen Land verelendet oder verstreut in allen Ländern der Fremde, des „Exils“ dahinlebt — sein Unzerstörbares erleidet keinen Abbruch. Es bleibt. Es sublimiert sich in einzelnen Individuen. Man mag ihm das Recht, sich als Nation zu betrachten, absprechen, man mag ihm den Boden unter den Füßen wegziehen — all das ändert an seinem innersten Bestand nicht das geringste.

Der Nationalismus ist in den Völkern sehr stark. Im Orient zumal, wo er in Formen religiöser Tradition auftritt. Wir, die wir an den notwendigen Kampf und an die Auflösung der Klassen glauben; wir, die wir an die Verbrüderung der Menschen, an die Menschheit glauben: wir müssen uns diesen starken Feind heute klarer als je vergegenwärtigen. Wir müssen erkennen, gegen welche zwingende atavistische Kraft im Menschengeschlechte wir anrennen.

Um sich als Nation fühlen und behaupten zu können, brauchen die Juden nicht wie Antäus die Berührung mit der Heimaterde. Sie sind als Einheit auch in der Diaspora mächtig genug.

Sie sind, in der Zerstreung über den Erdball, das Salz der Erde geblieben. Die Menschheit ist schmackhafter durch sie. Sauerteig der Entwicklung sind sie. Die Geschichte der großen, von Rußland ausgehenden Bewegung zeugt von ihrer Gegenwart, von der Sendung ihrer schwellenden Kraft.

Warum bleiben die Ostjuden, voll dieses messianischen Höhentriebs

zur Zukunft, nicht daheim, im Osten, der ihnen kaum mehr Exil, kein Galuth mehr heißen kann? Warum arbeiten sie nicht an dem großen Werk der Befreiung mit, das, von Rußland ausgehend, in langsamem Kampf, heroischer Anspannung die Welt umzuformen unternommen hat? Warum drängen sie nach einem Winkel Asiens hin, wo ihre Geschichte vor zweitausend Jahren aufhörte — statt dort zu bleiben, wo ihre Geschichte, die Geschichte der Gesamtmenschheit, heute anhebt?

Flüchteten sie bloß vor der Notwendigkeit, dem düsteren Muß des Kampfes, in beschauliche Abseitigkeit, flüchteten sie vor der Zeit — ich würde dieses Buch nicht schreiben. Ich würde die Deserteure, Verräter schmähen und verfluchen.

Aber die jungen Menschen, die Palästina jetzt aufnimmt, die Stärksten, Gläubigsten unter ihnen bauen, tastend, irrend, von Fehlschlägen nicht entmutigt im Urväterland an der Neuen Welt. So wie in ihrer Exilheimat im Osten Europas, auf Irrwegen, unter Fehlschlägen, in blutiger, langsamer Umwandlung sich jetzt die neue Heimat, das Neue Zion der Menschheit ans Licht ringt.

Administration, Kolonisationswerk und Aufbau, Formation der Parteien, Theorie der Arbeit und Organisation der Arbeitenden — alles befindet sich im jüdischen Palästina heute noch im Zustand des Experimentes. Das Problem des Nationalismus desgleichen. Unendliche Ströme Tinte werden über dieses Problem in der Diaspora ausgegossen, trotzdem ist es in Palästina bei weitem noch nicht zur Klarheit gediehn.

Die kleine jüdische Minderheit Palästinas, diese menschliche Auslese des Besten im Judentum dieser Zeit, hängt mit der großen Judenheit der Diaspora eng zusammen. Die Theoretiker des Zionismus meinen: die große Zahl der über den Erdball verstreuten Juden solle eben das Recht der verhältnismäßig geringen Zahl der Juden, die Palästina aufnimmt, auf ihre Heimat rechtfertigen. Es verhält sich genau umgekehrt. Die jungen Arbeiter-Pioniere rechtfertigen die Judenschaft der Welt durch das Opfer, das sie ihrer chimärischen Heimat in der Steinwüste Urväterlandes darbringen.

Es ist nicht das Volk der Bedrückten, heimatlos und verzagend über den Erdball Irrenden, das jetzt im Zwischendeck vor den Riffen Jaffas ankommt. Es ist eine selbtherrliche, selbstbewußte, starke und zukunftsgläubige Schar, die von dem Freibrief, der Deklaration des

englischen Imperialismus ohne große Dankesbezeugung Gebrauch macht.

Die Balfour-Deklaration vom 2. November 1917, die den Juden die nationale Heimat gewährleistet, bietet wohl Anlaß zur Heimkehr der Juden nach dem alten Land der Verheißung. Aber was sich in diesem alten Lande abspielt, die Besitzergreifung Palästinas durch die Juden, geschieht durch einen höheren Willen, aus höherem Gesichtspunkt, als ihn der Begriff Heimat umzirkeln kann.

Fünfzehn Millionen Juden sind heute über den Erdball verstreut. In Amerika leben von diesen fünfzehn drei; in Sowjetrußland ungefähr fünfviertel Millionen. Acht Millionen sind Ostjuden — Polen, Ukrainer, Rumänen, Letten, usw. Von diesen acht ist die Hälfte, wie es erwiesen ist, außerstande, sich selbst ausreichend zu ernähren. Sie lebt, wenn nicht von Almosen oder im nackten Entsetzen des tiefsten Elends, von unproduktiven Berufen. Diese Ostjuden sind es, die nach Palästina die kräftigsten, arbeitsfrohesten, gläubigsten Pioniere entsenden. Der Chaluz ist Ostjude.

Dieses Land Palästina, dieser schmale, bergige Landstreifen zwischen dem Mittelländischen Meer und dem Jordan, El Arisch und Acco — drei Fahrstunden breit, elf Stunden weit, dieser schmale Landstreifen Palästina, 27000 Quadratkilometer, von 700000 Menschen bewohnt, es ist ein Jahrtausende lang, von den Türken, von Tamerlan systematisch verwüstetes, ausgerodetes, brachgelegtes, entvölkertes Land; heute trägt es nur Steine; Felsblock um Felsblock muß der Ackerbauer mit seinen Händen aus dem Erdreich heben, und erntet doch Jahre lang nur Steine statt Brot; dieses sumpf- und fieberdurchzogene Land, wüst, gefährlich und verlassen, im Sommer von berausenden Blumen überwuchert, die doch nur Unkraut sind und eine Sorge mehr für den Arbeiter auf dem Felde und in den Bergen, im Winter von Regengüssen heimgesucht, die die ausgetrockneten Flußbetten jäh mit reißenden Wassern überschwemmen; dieses wilde, steinige, verlassene Land um Jerusalem, einst Saron, Kanaan, das Verheißene Land der Wüstenwanderer; dieses harte Land, das, fußbreit um fußbreit schwere Arbeit, strotzende Gesundheit, unbegrenzten Opfermut zerreibt, aufzehrt, verschlingt, es ist heute die Heimat der Erwählten aus der Judenschaft, die es langsam, langsam wieder zum Blühen erwecken, es ist Zuversicht, Kraft der Gegenwart und Zukunft des verstreuten Volkes.

Wohlfahrts-Institutionen, Hilfsvereine, Alliancen, einzelne Fromme und Reiche, wie der Pariser Rothschild, haben es vor siebzig, vor vierzig Jahren den ersten Siedlern ermöglicht, sich in Palästina ansässig zu machen. Diese frühen Kolonisten waren zum größten Teil Studenten, junge, der Verfolgung und Mißhandlung müde, unter den Qualen der Exilheimat zusammenbrechende Kleinbürger.

Theodor Herzl, der Verkünder und Vater des neuen Zionismus, des zionistischen Gedankens, wie er heute in der Welt lebendig ist, starb 1904. Er war ungarischer Jude aus Budapest und sein Zionismus datiert von Paris her, wo er liebenswürdige Plaudereien für ein österreichisches Bürgerblatt verfasste.

Herzls Zionismus schreibt sich nicht vom Jahre 1883 her, in dem der Ritualmordprozess von Tisza-Eszlár sich in seiner Heimat abspielte, der Prozess, der hauptsächlich das elende proletarische Judentum Ungarns schlug, — sondern von 1894, vom Dreyfus-Prozess, von der Welle des Antisemitismus, die damals die hohe jüdische Bourgeoisie in einem ihrer vornehmsten Angehörigen bedrohte. Der Zionismus Herzls ist Angelegenheit der jüdischen Bourgeoisie gewesen.

Heute steuert die gesammte jüdische Diaspora, vielmehr ein namhafter Bruchteil derselben, dazu bei, daß der Drang der Zionssehnstüchtigen sich auf dem Boden der Urväter erfülle. Diese aber sind die Ärmsten, Elendsten aus dem europäischen Osten.

Der Zionismus des heutigen Palästina ist eine Angelegenheit des jüdischen Proletariats — aber, wie ich es erklären werde, eines Proletariats sonderlicher Art. —

Ich fuhr von Triest auf einem der schönen Eildampfer des Triester Lloyd am Tage ab, an dem das Fest „des unbekanntten Soldaten“ gefeiert wurde. Bekränzte Eisenbahnzüge rollten an diesem Tage durch ganz Italien, brachten Särge nach Rom, Aquileja. In den Särgen lagen zerstückelte Gliedmaßen, klappernde Gebeine, die einst Menschen gehört hatten. Leichen, unbekannte, von niemand auf der Welt zurückgefordert und beweint. An den Stationen, durch die diese tragischen Züge fuhren, kniete die Bevölkerung vor den Schienen. Witwen, Waisen schluchzten. Fahnen flatterten im Windhauch des vorbeirollenden Zuges. Die ungeheure, pathetische Lüge von der Dankbarkeit der Welt jenen gegenüber, die sich für eine ephemäre Gesamtheit opfern, taumelte geschmückt, beflaggt, beträngt durch das Land. Aus dieser Feier, die den Molo des

Triester Lloyd überflutete, fuhr die „Vienna“ hinaus, durch die Bai, nach Süden.

Unten im Zwischendeck lehnte eine kleine Gruppe junger Menschen an der Reling. Es waren etwa zwanzig und sie sangen, als das Schiff sich vom Damm fortschob. Sie sangen die „Hatikwah“, den Hoffnungsgesang, die Nationalhymne der Juden. Ich ging dann hinunter und gewann Freunde unter ihnen.

Ein junger Bursche wies mir gleich seine Papiere. Neunzehn Jahre alt, Schüler des Rigaer Konservatoriums; er hatte schon in Konzerten gespielt, ein Zeitungsblatt enthielt seine Photographie. Sein Onkel, Besitzer eines Kleidergeschäftes in Chicago, das wöchentlich vierhundert Dollar Gewinn abwarf, eines Hauses und Bankdepots, in dem unter anderem Liberty-Bonds für fünfundzwanzigtausend Dollar lagen, war bei der lettischen Regierung um Ausreise-Erlaubnis für den Jungen nach Amerika eingekommen. (All diese Angaben über Vermögensverhältnisse fordert die amerikanische Einwanderungsbehörde; das Familienmitglied, das man herüber kommen läßt, soll der öffentlichen Wohlfahrtspflege nicht zur Last fallen.) „Ich habe mir meinen Pass geholt“, sagte mir der Junge, „aber ich fahre nach Erez Israel, nicht nach Amerika.“ „Sie werden in keinem Haus mit Lift wohnen, sondern in einem Zelt. Sie werden nicht in schönen amerikanischen Kleidern herumgehen, sondern die Erde umgraben. Sie werden vielleicht krank und müde werden von Fieber und unmäßiger Arbeit. Sie werden sich sehr nach Chicago sehnen!“ sagte ich dem Jungen. „Sie werden kaum viel Zeit zum Geigenspiel finden; ihre Hände werden rauh und ungelenkt werden, wenn sie erst ein paar Monate lang den Spaten führen oder die Pferde lenken müssen!“ „Was soll ich in Amerika? Ich gehe nach Erez Israel.“ Es war ein Chaluz.

Schon vor den Klippen Jaffas, wo in der Ferne die Berge Judäas vor dem verschleierte Blick des Einwanderers auftauchen — weit vor der Küste des Verheißenen Landes, beginnt für die im Zwischendeck das bittere Zion.

Es war, dort unten in unserem Schiff, nur eine kleine Gruppe, etwa zwanzig junge Männer und Frauen. Ich hörte dann, es seien in Triest von den Leuten, die mit der „Vienna“ abfahren sollten, etwa achtzig zurückgehalten werden. „Quarantäne.“ Dieser Begriff, diese Maßregel dient einer Methode, einer Politik, die ihren Ursprung in ganz anderen Gebieten als der Hygiene hat! Ein großes Schiff,

die „Carniola“, war vom Lloyd vor Monaten bereits für den Massentransport palästinischer Einwanderer ausgebaut, d. h. umgebaut worden — ein Wink der englischen Regierung unterbrach (nach dem Maipogrom in Jaffa) diese Vorbereitungen. Die Gefahr der Einschleppung von Seuchen durch ostjüdische Chaluzim ist ein Vorwand. In Wirklichkeit will die englische Regierung die Einwanderung großer Massen von Juden nach Palästina unterbinden. Es sollen auch nicht zu viele aus dem bolschewisierten Osten nach Palästina kommen. Darum schert man den Zwischendeckern das Haar. Hält sie in den Häfen zurtück. Befördert sie in vergitterten Wagen von einer Desinfektionsbaracke in die andre. Desinfiziert ihre Habseligkeiten zuweilen so gründlich, daß diese sich in ihre chemischen Bestandteile auflösen. Läßt wohl auch den Kranken im Spital von Alexandrien oder Port Said zum Skelett abmagern, von levantinischen Hafenthalunken wie Sudanneger chikanieren. — Die Behörden kennen tausend Mittel, die Einwanderung zu zügeln, den Einwanderer abzuschrecken.

Die zionistische Exekutive, die Kommission der Zionisten im Ausland wie in Palästina kennt diese Methoden gar wohl. Kämpft wohl auch gegen sie an.

Indes: ich weiß nicht, ob sie ihr gar so unwillkommen sind.

Ungerufen, ungemeldet strömen durch Häfen Italiens, der Levante, des Schwarzen Meeres Einwanderer nach Palästina. Die meisten quälen, hausieren sich schon bis zum nächsten Ziele, der Hafenstadt, wo ihr Schiff wartet, durch, kommen mittellos in Jaffa an. Nur für einen geringen Bruchteil haben wohlhabende Verwandte das Überfahrtsgeld bezahlt. Schon die Ausschiffungssteuer von wenigen Piastern muß in Jaffa, in Haiffa von der zionistischen Kommission für den neu Eintreffenden an die Bootsleute entrichtet werden. Der Chaluz, die Chaluzin findet in den leeren Taschen keinen Piaster mehr. Eine Kopfsteuer von einem Pfund ägyptischer Währung wird von der englischen Regierung für jeden Einwanderer erhoben. Diese Verfügung (sie wurde ebenfalls nach dem Maipogrom erlassen) dient angeblich zur Beruhigung der einheimischen arabischen Bevölkerung. Die Juden sollen selber die Kosten ihres Unterhalts bestreiten, der arabische Steuerzahler wird für den Eindringling nicht in Kontribution gesetzt werden!

Die zionistische Kommission bedrückt schwere Sorge. Sie lebt von der Hand in den Mund. Lauert auf die Post aus Amerika. Auf

den Scheck. Das Geld für die Ausbootung, für die Landungsgebühr, für jedes Zelt, in dem der Einwanderer provisorisch untergebracht ist, für jeden Bissen, den er isst, für jeden Schuh, jeden Spaten, jeden Nagel im Haus, jeden Fußbreit Landes, das gekauft, jeden Fußbreit, der kolonisiert werden soll, für alles, alles, alles — muß das Geld aus den Ländern der gültigen Valuta kommen, das heißt also: aus Amerika. Der Osten Europas stellt nur die Menschen bei.

Woher die Kopfsteuer nehmen für die Zwischendecker im Schiff, das am Horizont auftaucht? Woher die täglichen zwölf Piaster für Nahrung und Unterkunft der Ankömmlinge? Wenn das Geld aus Amerika ausbleibt, rennt die Kommission mit vor Angst gesträubtem Haar durch die Bureaus. Arbeitslosigkeit droht. Im November langten zwölfhundert Neue in Jaffa und Haiffa an.

Am liebsten möchte die Kommission — sie gesteht es nicht ein, aber es ist kein Geheimnis, es sickert durch — am liebsten möchte die Kommission der Zionisten zusammen mit der englischen Regierung und mit den wilden arabischen Nationalisten: „Stop! Stop Immigration!“ rufen, eine Hand aufheben nach allen Hafenplätzen der Erde: „Kommt nicht herüber! Wir haben kein Geld für euch, daher auch keine Arbeit. Bleibt — aus Idealismus! — wo ihr seid. Wir wissen nicht, was wir mit euch beginnen sollen. Wartet ab. Sonst kommt die Katastrophe. Wir sehen sie nahen. Manche meinen, sie sei schon über uns.“ Und mit erhobener Stimme: „Wollt ihr, daß wir schließlich den Industrie-Kapitalismus hereinlassen, um Arbeit für euch zu finden? wollt ihr, die ihr im Galuth Proletarier gewesen seid, Ausgebeutete im Heiligen Lande werden? Stop!“

Aber die Einwanderung läßt sich nicht stopen. Durch tausend Kanäle, tausend Filter von Gegenmaßnahmen, Quarantäne, Krankheit, Hunger, Gefahr und Qualen strömen und strömen, wild und begeistert die Scharen der jungen Juden, jungen Jüdinnen ins Land Israel hinein.

Aus Polen wandern nach beglaubigten statistischen Aufzeichnungen monatlich dreißigtausend Juden aus.

Besonders unter den amerikanischen Juden, die ja zum überwiegenden Teil aus Osteuropa stammen, wird der Ruf laut: wo bleiben diese Dreißigtausend? warum könnt ihr (d. h. die zionistische Organisation) nicht fünfzig-, nicht hunderttausend nach Palästina bringen, in Palästina unterbringen?

Man kann zwischen dem Auswanderungsbedürfnis der jüdischen Massen aus den Ländern des Galuth und der Notwendigkeit der Einwanderung jüdischer Massen, der Besetzung Palästinas mit diesen Massen gegenwärtig kein richtiges Verhältnis herstellen. Die jüdische Einwanderung in Palästina ist nicht nur Notwendigkeit des Welt-Judentums, sondern Notwendigkeit des Landes Palästina selbst. Die heimische Bevölkerung der Araber sieht diese Notwendigkeit wohl ein — sie bringt es ja selber nicht fertig, das verwüstete Land wieder aufzubauen, aufzuforsten — auch die englische Regierung hat keine Veranlassung, diese Notwendigkeit zu verneinen. Vor allen anderen Klagen und Anklagen klingt daher der zionistischen Kommission diese ins Ohr: warum versteht ihr es nicht, trotz Behörden, Gegenmaßnahmen, dem steigenden Drang derer aus dem Osten Europas nach Zion Rechnung zu tragen — wo ja die Notwendigkeit der Einwanderung erwiesen und auch von Nichtjuden anerkannt ist? Die Zustände Palästinas erteilen die Antwort darauf: Geldnot. In Europa, in Amerika aber ist man anderer Meinung: man behauptet, die zionistische Organisation kranke an inneren Gebrechen. Sie sei in ihrer jetzigen Gestalt nicht existenzberechtigt. Es werde zu viel Geld für kostspielige Amtslokalitäten in den großen Städten des Galuth, viel zu viel für die Gehälter der leitenden Persönlichkeiten, für Propagandareisen und ähnliches vertan, darum rinne die Traufe in Palästina, unter die sich so viele Hände recken, zu spärlich. Der ganze Apparat der zionistischen Organisation müsse auf neuer Grundlage umgeschaffen werden, sonst sei der Zionismus in Gefahr und die Katastrophe unvermeidlich.

Die Katastrophe! Man hat der Möglichkeit ihres Eintreffens in Palästina zu lang ins Auge geschaut. Man sagt dort: Käme sie doch nur! Die Juden der Welt würden sich auf ihre Pflicht besinnen. Wir müßten nicht bei der Ankunft jedes Schiffes vor Grauen über das Morgen erstarren. Wüßte man doch in der Welt, daß wir seit langem mitten im Alb der täglichen Katastrophe leben.

Die Klippen von Jaffa, sie sind keine Metapher; es sind wirkliche Klippen, boshafte, zackige Riffe, die bei rauher See das Landen der Schiffe und das Ausbooten der Passagiere unmöglich machen. Dann muß das Schiff nach Haiffa weiterfahren; oft aber gelingt es erst in Beyrouth den Einwanderer an Land zu setzen.

In Haiffa sah ich im Haus der Chaluzim einen neu eingetroffenen

Transport junger rumänischer und ukrainischer Arbeiter. Das große Haus war überfüllt. Es gewährte nur dreihundert Aufnahme. Unten im Garten, der mit Palmen und Agaven gar herrlich auf die offene Bucht bis nach Acco und dem blauen Libanon in der Ferne blickt, waren Zelte errichtet, in denen weitere Hundert Platz fanden. Furchtbarer Regenguß hatte den Boden unter diesen Zelten aufgewühlt, Bettzeug, Matratzen, alle Habseligkeiten der Bewohner durchtränkt. Im Speisesaal, einer ehemaligen Kapelle saßen die jungen Menschen bei Tische. Der erste Gang der Mahlzeit bestand aus Chinin.

Ich ging mit den Herren vom Einwanderungsamt an den Tischen vorüber. Welch wunderbarer Menschenschlag! Kräftig, froh, mutig, geschwellt vom Atem des aufgehenden Abenteuers: Israelland, der Erfüllung des Traumes seit Kindheitstagen, Erwartung der Arbeit, der Muskeln und Seele entgegenglühten.

Glühend auch vom Fieberschauer, den das mörderische Klima über den Europäer verhängt.

Freunde, Genossen, ihr meines Stammes!

Nicht lange, drei, fünf Wochen lang, steht der Chaluz unter Obhut der zionistischen Kommission. Dann muß er weiter für sich sorgen.

In Jaffa, Haiffa, in Jerusalem registriert zugleich mit dem Einwanderungsamt die Histadrut, kooperative Vereinigung und Arbeitsnachweis der Arbeiterparteien, die Ankömmlinge, verteilt sie übers Land an die Stellen, in die Gewerbe, die Arbeiter verlangen, in die landwirtschaftlichen, städtischen, in den Straßenbau. —

Der Weg, den der Chaluz durchzumachen hat, bis er in die ersehnte landwirtschaftliche Stelle vordringt, ist mitunter ein langwieriger Schmerzensweg, und nicht jeder legt ihn heil an Körper und Seele zurück.

Der Beginn ist zumeist beim Straßenbau, bei der Entwässerung und Trockenlegung von Sümpfen, beim Hausbau, vielen Formen der Bauarbeit, die mit einer Gesamtbezeichnung „Schwarzarbeit“, „tschor-naja robota“ genannt wird — aus guten Gründen.

Die schwere Arbeit des Steineklopfens, des Mauerns und Bauens im Sonnenbrand, des bis an die Knie im Sumpf-Stehenmüssens entspricht nicht den Wünschen, aber auch nicht den physischen Bedingungen der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen. Es sind Not-

standsarbeiten — sie fallen, soweit es sich um den Straßenbau handelt, nicht dem Säckel der zionistischen Kommission zur Last; die englische Regierung teilt sie aus. Man drapiert wohl diese Not mit der Formel: alle Arbeiten im Lande, die letzte, schwerste, schwärzeste so gut wie die hellste, freudigste, müsse von den Unseren geleistet werden. Keine dürfe abgelehnt werden. Nur so könne das Land restlos erobert werden. Aber es ist immerhin die bare Not, die auf den heißen Straßen die Jungen und Mädchen ihren Hammer führen läßt. (In Tel-Awiw sah ich einen Studenten der Chemie, der drei mit Sandsäcken beladene Kamele trieb; fröhlich piff der Chaluz hinter seinen Kamelen drein; es war weiße Arbeit.)

Die Kwisch (Straße) zehrt an Muskeln und Nerven des Chaluz, an dem einzigen Gut, das ihm übrig bleibt, wenn die Kommission ihre schützende Hand von ihm zieht: seinem Idealismus, seiner Liebe zum Urväterland. Er arbeitet schließlich nicht mehr aus Liebe zu Erez Israel, sondern um nicht zu hungern oder Betteln zu müssen.

Der Weg zum Boden, zur Scholle ist weit, weit. —

In mancher dieser Schwarzarbeitergruppen verbrachte ich denkwürdige Stunden.

An der Straße Haiffa-Jemma liegt eine, nach ihrem bulgarischen Führer benannte, im ganzen Land bekannte Gruppe. In ihr — etwa vierzig junge Männer, drei, vier junge Frauen arbeiten da beisammen, — sind viele Nationen Europas, alle Parteien der palästinensischen Arbeiterschaft vertreten. Die Gruppe zieht seit Jahren im Lande herum, baut einmal in Galiläa, dann irgendwo im Süden Straßen und Häuser — die Leute scheinen an dieser Art Arbeit, an der freien Ungebundenheit des Umherziehens Gefallen gefunden zu haben.

So wollten einige, mit denen ich eingehend sprach, von der sonst so innig begehrten Seßhaftigkeit auf Grund und Boden nichts wissen. Lieber von Kwisch zu Kwisch! Sie verdienten an die vierzig Piaster täglich, eine große Summe, auch für palästinensische Begriffe. Für Nahrung und Unterkunft sowie für sonstige Sporteln mußten sie allerdings täglich etwa 20 Piaster an die Organisation abführen; aber es ließ sich leben in der Gruppe.

Manche hatten bandagierte Hände, andere litten unter der Malaria, aber — es war Samstag — man aß gut, hatte sogar den süßen Wein Rischon le-Zions auf den Tischen stehn, unterhielt sich und sang, ehe man zum Fußballspiel hinunter an den Strand ging. Ich traf da auf Genossen, die mir manches Wissenswerte über die Struktur

der Arbeit und des Zusammenlebens der Gruppe zu erzählen wußten. (Auf meiner ganzen Reise durch Palästina wurde ich durch meine vorjährige Reise nach Sowjetrußland arg beeinträchtigt; ich mußte mehr berichten als mir berichtet wurde.) Ende des Jahres sollte die Kwischarbeit aufhören, dann hoffte die Gruppe bei dem Häuserbau in Tiberias oder Jerusalem Verwendung zu finden. Wenn die Kommission bis dahin Geld für diese Bauten haben wird — —

Auch eine andere, nicht minder mutige und frische Gruppe besuchte ich, an einem Sabbatvorabend, am anderen Ende Palästinas, in Bersheba. Sie baute dort die Friedhofsmauer um die Gräber englischer Soldaten. (Bei Bersheba hat Allenby die entscheidende Schlacht gewonnen.) Auch diese jungen Leute schienen mit ihrem Leben einverstanden zu sein und ihre Arbeit zu lieben. Zwar war die Mauer bald beendet und man wußte nicht, wohin die nächste Arbeit die ganze Gruppe mitsamt ihren Zelten verschlagen werde, ob man beisammen bleiben oder jeder nach einer anderen Richtung gehen werde, aber der Vorabend war gekommen, man aß, trank (Tee diesmal), rauchte und ließ sich einen Vortrag über Sowjetrußland halten. — Einer von den Fröhlichsten saß plötzlich neben mir und sagte: „Können Sie uns sagen, was aus uns werden soll? Wir wissen es nicht. Werden wir Arbeit bekommen oder wird man uns verhungern lassen?“ Drüben sang man. Es klang schön im Zelt beim Friedhof. „Eines nur wissen wir, jeder von uns — wir bleiben im Land. Keiner denkt daran, zurückzugehn. Mag kommen, was will.“ Es war in Bersheba. —

In jener anderen Gruppe aber, auf der Straße nach Jemma, setzte sich ein junger Deutscher zu mir, während die anderen tranken und einen lustigen Chorgesang anstimmten. Er setzte sich zu mir, blickte mir in die Augen und sagte: „Wir singen und haben Wein, und haben auch Arbeit und leben in den Tag hinein. Aber schauen Sie nicht in uns, wie es dort aussieht. Wir sehen nichts vor uns!“ Bald darauf war die ganze Kwisch auf den Beinen — denn drunten fuhr der General über ihre unfertige Chaussee — darüber später!

In einem Sumpf, bei der Kolonie Chulda in den Bergen Judäas, auf dem Weg von Jerusalem nach Jaffa, stieß ich auf junge Ungarn, die dort Betonbauten ausführten. Es waren vierzehn junge Leute aus Budapest, zum Teil Absolventen der bautechnischen Schule, gebildete und intelligente Jungen im Alter von zwanzig bis siebenundzwanzig. Geschlagen schon von der Schwere ihrer Arbeit; Malaria; bandagierte Hände; zerfetzte Kleider, schlammdurchtränkte, undichte Stiefel. Sie

klagten, fühlten sich zurückgesetzt, vermuteten, daß man ihnen zu harte Arbeit zugeschant habe, weil sie mit den anderen Arbeitern in der Kolonie keine rechte Gemeinschaft hatten — die sprachen Hebräisch, sie nicht, auch auf Jiddisch konnten sie sich nicht miteinander verständigen, außerdem knauserte man hier mit der Nahrung, wohl, um das Defizit zu verringern; die Ungarn murrten und saßen abseits. Ich stellte die Frage an sie, wie an alle: „Was hat euch herüber geführt? Ihr kommt ja aus dem Lande Hortys, der Mörder-Detachements; ihr wißt wohl etwas von Pogromen, Massaker von Menschen und Ideen. Aber seid ihr nur Flüchtlinge oder hat euch noch etwas anderes aus der raffinierten Stadt hierher in die sumpfige Steinwüste getrieben?“ Sie gaben zu, daß es ideale Gründe waren, die sie, die intellektuellen, anspruchsvollen jungen Leute, nach Palästina gelenkt hatten. „Jeder von uns“, sagte der Wortführer der Gruppe, „kommt, von seinem Idealismus getrieben, hierher. Aber schon in Jaffa, sobald der Fuß auf den Boden dieses Landes tritt — sieht man sich um: wo ist der Idealismus geblieben? Ins Wasser gefallen, vermutlich! Der Kampf ums Dasein hat begonnen. Der schreckliche Kampf mit der Wirklichkeit. Wer nach einem Monat dieses Kampfes noch von seinem Zionsideal faselt, dem lachen wir ins Gesicht: ‘Komödiant!!’“ Das sind sicherlich Ausnahmen. —

Eine Tatsache aber will ich vermelden. Sie ist nicht zu unterschlagen. Sie soll gehört werden in der Welt. Wenn in den Bethäusern der Juden der Rabbi im schwarzgestreiften Totenhemd sich über die Gemeinde aufreckt und die Worte der Anrufung, der Beschwörung ertönen, dann neigen sich in einem Erschauern die Köpfe der Menge und die Menschen versenken sich in Gott. So müßte, was ich zu sagen habe, mit den Worten anheben, in die Worte ausklingen, die die Formel der Anrufung bilden, einer Beschwörung zugleich der Menschen wie des ewigen Schicksals.

Auf dem Wege zwischen Jaffa und Jerusalem, abseits von der großen Automobilstraße, befindet sich bei der Stadt Ludd, dem alten Lydda, das große zentrale britische Militärlager. Ein Schwarm schottischer Soldaten kam uns entgegen. Sie hatten es sich, nach einer Frühübung in der brennenden Tropensonne, bequem gemacht, ihre blondrote Brust glänzte; sie hatten zwei Dudelsackpfeifer an der Spitze ihres Zuges, die mit vollen Backen „Bonny Dundee“ bliesen; die Burschen marschierten fröhlich daher und riefen uns etwas in unser Auto hinein.

Nicht weit aber von dieser Straße war die Stelle, wo, unter Aufsicht bewaffneter britischer Soldaten, ein dunkler Haufe an der Straße arbeitete — so wurde berichtet. Ein dunkler Haufe, die berühmte Straßenbaugruppe von Ludd.

Ich hörte von verschiedenen Seiten Näheres über diese Kwisch bei Ludd. Hier arbeiten ägyptische Fellachen zusammen mit unseren Chaluzim. Es ist eine schwierige Arbeit; ist es die Straße, die Luft, Sümpfe? Es kommt dort oft Desertion vor. Die englische Militärbehörde hat nun, um dies Davonlaufen der Fellachen, das den Bau der Straße gefährdet, zu verhindern, eine Abstempelung der Straßenarbeiter angeordnet. (Vor Beginn der Arbeit und während der Ruhepausen müssen diese Leute niederhocken — damit man sie besser kontrollieren könne, offenbar. Ich sah einmal, auf einem palästinensischen Bahnhof, eine solche Gruppe rastender Fellachen, wie das Vieh hingehockt, es waren etwa sechzig; zwei Tommys rauchten an den beiden Enden der Herde gemächlich ihre Pfeifen, Bajonett auf dem Gewehr.)

Der Stempel wird auf die nackte Schulter gedrückt. Weder Schweiß noch Wasser vermögen ihn abzuwaschen. Monate später noch kann ein Ausreißer an diesem Stempel erkannt und zurückgebracht werden — ins Gefängnis vermutlich. Da unsere Chaluzim sich zu dieser Arbeit, dieser Notstandsarbeit gemeldet haben, was ist da natürlicher, als daß man auch ihnen den Stempel aufdrückt. Die englische Regierung verwendet den intelligenten Chaluz lieber, als den faulen und indolenten Fellachen, — aber der demokratische Grundzug des englischen Charakters — der sich ja im Orient besonders deutlich zeigt! — läßt eine wenn auch nur unwesentliche Nüance in der Behandlung des eingeborenen und des zugewanderten Arbeiters in derselben Gruppe nicht zu.

Auf der Straße von Ludd, im berühmten Ludder Kwisch, arbeiten die Unsern mit einem Stempel auf der Schulter. Sie arbeiten, um das Land aufzubauen durch ihre Arbeit, „um Erez Israel durch unsere Arbeit, jede Arbeit zu erobern“. Es ist ja die Heimat der Juden, die Heimat, die ihnen gehört hat vor zweitausend Jahren; das Land, in das Moses nach vierzigjähriger Wüstenwanderung das Volk der Juden geführt hat, hinaus aus Mizraim, der Sklaverei. Sie sind guten Mutes, die Unsern, auf der Landstraße bei Ludd. Sie haben ja Arbeit.

Höre, Israel!

In vielen Kwischim macht sich unter den jungen Arbeitern, den jungen Arbeiterinnen (denn in all' diesen Gruppen sind auch junge Mädchen, die dieselben schweren Arbeiten leisten, wie die Männer), steigende Unruhe bemerkbar. Die wenigen Ausnahmen — ich sprach eben von ihnen — abgerechnet, die wenigen jungen Leute abgerechnet, die eine Art Genugtuung an diesem schweren, doch ungebundenen Leben haben, wollen die meisten Kwischarbeiter bald von ihrer gegenwärtigen Beschäftigung befreit werden. Sie fordern Grund und Boden, auf dem sie sich niederlassen, den sie bebauen können. Tausende warten, auf den Kwischs, daß man sie ansiedle. Man hat es ihnen versprochen. Viele waren schon in Polen, in der Ukraine Landarbeiter. Viele haben sich auf landwirtschaftlichen Schulen, bei Bauern in Deutschland vorgebildet, eingearbeitet.

Große, weitgedehnte, wenn auch noch mit Steinen übersäte und nicht genügend entwässerte Strecken Landes, im fruchtbarsten Teil Palästinas, der Jesreel-Ebene, des oberen Jordangebietes, in Saron, in den Bergen Samarias, Judäas hat ja der Jüdische Nationalfonds schon angekauft. Warum gibt man uns dieses Land nicht? klagen die Ungeduldigen. Jetzt im Herbst zur Regenzeit, wo tagelange wilde Güsse die Arbeit auf den Straßen und in den Sümpfen verhindern, stauen sich Scharen unbeschäftigter Kwischleute, Schwarzarbeiter vor den Türen der zionistischen Kommission, den Bureaux der Arbeiterorganisationen in Jerusalem, Tel-Awiw. Hungrig und rebellisch rufen sie: Land! Gebt uns Land! Wir wollen es bebauen! Ihr habt doch genug Land gekauft, warum habt ihr Geld zum Landkauf, das heißt für den Effendi, oder den Patriarchen, dem ihr es abkauft und nicht genug zur Kolonisation, das heißt für uns, uns!! Ihr kauft zuviel Land und kolonisiert zu wenig. Es liegt brach und uns läßt man auf den Straßen Steine klopfen oder hungernd in den Städten lungern. Ihr seid wohl bessere Kaufleute als Kolonisatoren! Das Landkaufen und Feilschen macht euch mehr Spaß als die Sorge um die Kleinarbeit der Kolonisation?

Sie wissen wohl nicht, oder nur wenige unter ihnen wissen, daß auch diese großartigen Landkäufe nur mit geringen Anzahlungen, ungenügenden Mitteln durchgeführt sind! Und sie können es von den mit ihnen vor den Türen antichambrierenden Delegierten aller möglichen kleinen und großen, nahen und entlegenen Siedlungen erfahren, wie schwer es ist, aus der Kommission die nötigsten, für drängende Arbeit erforderlichen Summen herauszulocken. Wie wertvolle Arbeits-

kraft wochenlang bei solchem Harren und Bangen in Jerusalem, in Tel-Awiw brach liegt, wie der erzwungene Aufenthalt der Delegierten in den Städten, die teure Eisenbahnfahrt an dem schmalen Säckel der notleidenden Siedlungen zehrt! — —

Ich sprach in Jerusalem mit Ussischkin, dem obersten Mann der zionistischen Exekutive in Palästina, über die Unruhe unter den Chaluzim, auf den Kwischim, bei der „schwarzen Arbeit“. Ein Mann von bedeutender Klugheit, unbeschränkter Energie; zäh und in seine Aufgabe verbissen, die er verteidigt und durchführen wird bis ans bittere Ende. Auf dem Kongress von Karlsbad, vor wenigen Wochen erst hatte die Exekutive ihre Politik mit diesen Worten definiert: Wir müssen so viele Chaluzim wie möglich nach Palästina bringen und ansiedeln, damit wir ein Gegengewicht gegen die arabische Übermacht haben. (Von den siebenhunderttausend Einwohnern Palästinas sind nur siebzigttausend Juden!) Jetzt strömen die Scharen der Einwanderer ins Land — nun, es ist kein Strom, wir kennen die Gründe! — aber die, die nun einmal hier sind, erfahren, daß man Land kauft und kauft — und dabei müssen sie in Jaffa, in Jerusalem hungern, wenn sie sich nicht in Schwarzarbeit verzehren. Natürlich schreien diese erschöpften oder erbitterten Menschen: Euer Landkauf ist Bluff! wozu so viel Land, wenn ihr zu wenig Geld für seine Bebauung habt?

Der kühle und besonnene Mann der Exekutive antwortet darauf: Diese Wünsche können nicht berücksichtigt werden. Vorwürfe dieser Art treffen uns nicht. Kaufen wir heute kein Land, so entgeht uns eine günstige Gelegenheit. Der Effendi, der Klerus treibt die Preise in die Höhe und wir können morgen zusehen, auf welche Weise wir hier Fuß fassen. Wir müssen alles, was wir haben, aufwenden, um Land zu kaufen. Ohne Landbesitz ist der Zionismus eine Seifenblase. Wir sind keine Rattenfänger. Niemandem gaukeln wir verführerische Spiegelungen von Dingen vor, die es nicht gibt. Jeder, der hier noch Steine klopfen muß, um zu leben, ist für die Ansiedlung vorgemerkt. Die Älteren stehen oben in der Liste, die zuletzt Angekommenen müssen Geduld üben. Verliert einer Geduld und Mut und Nerven, so kann ihn dieses Land nicht brauchen. Wir kämpfen. Man muß einsehen, daß wir unser Bestes leisten.

Der Chaluz aber, dessen Arbeit auf der Kwisch aufgehört hat, zieht seine Stiefel aus, packt seine paar Bücher, die er mit nach Palästina gebracht hat, in sein zweites Hemd — falls er noch etwas der Art besitzt, schwingt Schuh und Buch und Hemd auf den Buckel und

marschiert barfuß und mit leerem Magen über selbstgefertigte Straßen nach Jerusalem oder Jaffa, um zu sehen, wie er sein Leben weiterfristet.

„Ich bin a armer Chaluz,
Chaluzl aus Poilen,
„Ich loif auf Stiefelach,
Stiefelach ohn' Soilen!“

(Wird fortgesetzt)

DAS GITTER

Erzählung von

ALBRECHT SCHAEFFER

Bruno Galba wuchs in den Bergen auf. Einöden nennt man in jener Gegend die Gehöfte, welche der Reisende, abseits von den Dörfern im Tal, über die Hänge und Höhen verstreut oder in kleineren Talfalten findet, ohne das Wort Einöde — nebst dem Namen des Gehöfts auf einer Tafel am Hause verzeichnet — seinen Begriffen davon entsprechend zu finden. Denn das Bergland, unterbrochen von Wiesensenken und grasigen Kuppen, von Obstbaumgärten und seltenen Äckern, verheißt überall freundlichen Ausdrucks die ordnende menschliche Hand, und nirgend ist von Rauchfang zu Rauchfang die Spanne so weit, daß nicht das umherschauende Auge sie leicht überbrückte, um diese Art Einöde gesellig genug zu finden. Fragt man indeß in den Häusern, unter deren breit überragenden Dächern geschnitzte Galerien kleiner Säulen, Altane genannt, die Menge der Topfgeschirre voller Geranien, Nelken und Fuchsien tragen, und in deren winzigen Blumengärtlein die Überfülle des blühenden Phlox oder der Balsaminen, der Stockrosen oder Dahlien die gebrechlichen Zaunwerke unsichtbar läßt: fragt man in ihnen die Menschen, so wird man hören, daß sie über den Bereich ihrer Nachbarschaften niemals weiter hinaus kamen als bis unten ins Dorf, das nötige Handwerkszeug zu besorgen. Und hier sind vier oder fünf Gehstunden weit genug, damit durch eine Heirat getrennte Geschwister sich ihr Leben lang kaum jemals wieder erblicken.

Es war ein kleiner und sehr schmaler Bergsattel, der das urväterliche Haus Brunos trug. Es hatte, als er geboren wurde, schon einhundertfünfzig Jahre den aus dem unfernen Italien hergezogenen baurischen Galbas gedient, und mit seinem breiten Dach, den glänzend geweißten Mauern und der Doppelreihe altersgeschwärtzter Galerien, welche drei der Wände umliefen — an die hintere vierte schlossen sich der Stall und über ihm Heuboden und Tenne —, zeigt es sich für weitere hundertfünfzig ruhig bereit. Als einziger Schmuck schimmerte unter dem First das sehr verblichene Blau einer lebensgroßen Mutter Gottes, auf der Mondsichel stehend, deren Gestaltung und Haltung deutlich genug eine Figur Riemenschneiders nachahmte. Hinter dem Hause stieg der Tannenwald steil zu Berge. Die Kuppe gegenüber, mit Wiese bedeckt, mit Obstbäumen bestanden, ließ an sich vorüber den Blick in ein hochgelegenes kleines Tal voller Waldbestand, dem die Häuser eines Dorfes entstiegen; und weiter hinüber zu Bergflanken, die, sich steiler erhebend, mit Schroffen und Zacken hoch in den südlichen Himmel wuchsen. — Aber alles dieses ist heute noch so und kann so gesehen werden.

Über den Sattel inmitten war ein Roggenfeld wie eine Decke gehängt, eine braune im Frühjahr, eine gelbe im Sommer. Und trat man nun in die vorderste Ackerfurche, zwanzig Schritte vom Hause seitwärts zur linken Hand und nach Osten gekehrt, so konnte man, im raschen Vertauschen des Blicks vom Süden zum Norden, die gegensätzlichsten Fernsichten höchst überraschend vereinen. Denn südwärts schweifte das Auge, über den tiefgelegenen Kessel des Flußtals hinweg, wo ein Stück des Stroms in schöner Biegung erglänzte, und hindurch zwischen den breit immer höher gelagerten Wällen der flankierenden Berge, hinweg endlich über die mächtige Felsenwand, die das Tal da zu bemauern schien, in das geheimnisvoll schimmernde Bereich des unvergänglichen Schnees, zu den schön geformten Zelten und Pyramiden der höchsten, weit fernen Gipfel: in ihrer entfernten Kleinheit immer doch majestätisch, waren diese ewig entlegenen sechs oder sieben einer still gelagerten Versammlung von Wesen gleich, die sich zurückgezogen haben vom Regieren und Fordern, um sich allein ihrer königlichen Geselligkeit zu erfreuen.

Aber in das von hier nach Norden hinübergewandte Auge trat ein Lächeln der Betroffenheit über diese Vertauschung der Umwelt, bewirkt scheinbar durch nichts als ein kleines Drehen des Halses. Denn hier lag in großer Tiefe, sichtbar über einen tiefgelegenen

kleinen Tannenkamm hinweg, die unendliche Ebene ausgebreitet. Aber gelagert, wie sie war, unter dem allezeit dunstigen Himmel des Nordens, und selber von Dünsten bedeckt, welche die Einzelheiten der Landschaft — Wälder und Gefilde, Ortschaften, vielleicht Moore — erraten ließen, doch nicht erkennen: schien sie in ihrer übergangslosen Abgründigkeit nicht eigentlich wirklich zu sein. — So geisterhaft sie schienen, im Glanze der Mittagsonne, die jenseitigen Schneegipfel, sie leuchteten aus sich eine Wirklichkeit höchster Art; diese dagegen, in ihren Gegenständen deutlich an trüben Tagen allein, und dann sehr dunkel und kalt und abwehrend: sie war scheinhaft; ein sehr großes Bild, nur vorhanden zum Beschaun, nur eine Vorstellung von dem, was in einer unbekanntem wirklichen Welt Ebene sein mochte. — Bruno, dem es von klein auf gewohnt war, gewährte es mehr, als daß er es sah, in den verschiedensten Epochen seines Lebens; aber Bild war es immer.

Hans Galba, der Vater, der sein Leben lang Sense und Rechen führte, war gleichwohl kein Bauer mehr. Von Aussehen so ganz Italiener, daß er von Fremden, die ihn dafür hielten, mitunter in dieser Sprache angeredet wurde, war er kleiner Gestalt, klein auch von Kopf und Gesicht, dessen festes Fleisch eine braun-gelbe Haut glatt bespannte, und in dem er alternd einen buschigen schwarzen Bart unter der Nase wachsen ließ. Aber auch trotz der Schwärze des landfremd stechenden Blicks aus geschlitztem Lid, hatte er von jenem Volke in sich so wenig, daß er seine Sprache nur ungelenkt erlernte, obgleich er die Halbinsel in seiner Jugend vom Nord bis zum Süden durchwanderte. Denn er hatte ein Maler werden wollen, während er Knecht und späterhin Hofbesitzer sein sollte — was er freilich auch wurde —, und so focht er sich durch Italien, wider Willen seines Vaters, setzte von Palermo nach Spanien über und erreichte auf neuer Wanderschaft Toledo. Diese Stadt und ihre unverborgenen Juwelen, Werke des Greco, wurde zum inneren Gipfel seines Lebens, den er niemals zu übersteigen vermochte. Ein volles Jahr hauste er dort, sein Dasein durch niedere Arbeit, sein Inneres aber mit unendlicher Inbrunst nährend von den Gebilden Grecos und jener seltsamen Landschaft, die ihm wohl verwandt sein mußte, sodaß er sie in allen Lebenszeiten seinem Sohn wie eine heilige Gegend und als die höchste, schönste auf Erden pries. Er kehrte heim nach einem jahrelangen Besuch aller Städte, in denen es Grecos gab, beladen mit einem Dutzend Kopien, die seine noch ungelernete Hand unsäglich

mühevoll und gehorsam gefertigt hatte, um die aufgespannten Leinwände später in einer besonderen Kammer aufzustellen und an Festtagen zu genießen. Allein das Bild «Toledo im Gewitter» ward in der Wohnstube aufgehängt und durch regelmäßige Reinigung vor dem Verräuchern durch Ofen und Tabakspfeife sorgsam bewahrt.

Der Heimgekehrte fand seinen Vater tot und wurde nun, den Hof zu halten, für zwei Jahre nur Bauer. Dann starb auch die Mutter; Hans Galba nahm einen Knecht an, der mithilfe der Magd, die sechs Kühe, das Geflügel, Wiesenland und die kleinen Ackerstücke ohne Hans pflegte, zumal das Vieh den Sommer lang auf der Hochalm weidete. Maler wurde er nicht, und es ist anzunehmen, daß ihn der Glanz aller Größe in den Galerien und Kirchen Italiens und Spaniens, zuletzt der des Greco, zuinnerst gelähmt habe und jede Möglichkeit eigener Entfaltung unterbunden. Hingegen fing er das Bildschnitzen an und machte nun, ungelehrt wie er auch hierin war, und still anknüpfend dort, wo zu ihrer Zeit Hans Multscher und Grasser, Riemen-schneider und Veit Stoß für immer aufgehört hatten, jahraus jahrein nicht viele Figuren. Seine Madonnen und Märtyrer, Apostel- und Prophetengestalten erreichten indes bald eine schlichte, aber eigene Vollkommenheit in dem sehr Zarten, ja Gebrechlichen ihres Ausdrucks von innerer Lebendigkeit, was die Kenner in den Städten dann «Nervosität» nannten. Denn seine dazumal eben mit Marktware überschwemmten Nachbarn und die Geistlichkeit mochten seine Figuren nicht sehn und die Preise nicht hören. Sie wanderten zur nächsten Stadt R. und in den Laden eines befreundeten Buchhändlers, der ihrer zwei und dreie in jedem Jahr verkaufte, was Hans Galba zufrieden war. Ihn ernährte seine Wirtschaft.

Er stand schon im fünfunddreißigsten Lebensjahre, als die Tochter eines von Bremen nach R. verschlagenen, ursprünglich wohlhabenden, aber unglücklichen Kaufmanns einwilligte, seine Frau zu werden. Vater und Tochter waren durch Vermittelung jenes Buchhändlers drei Sommer nacheinander als Gäste in Galbas Hof erschienen, aber sie erhörte die schon im ersten vorgebrachte Werbung erst im letzten, worauf der Ehebund noch im Herbst geschlossen wurde; das Mädchen, Antonie, stand damals in ihrem zwanzigsten Jahr. Nach neun Monaten gebar sie den Bruno.

Bruno wuchs mutterlos auf. Er gehörte, zur jüngsten wie zur spätesten Zeit seines Lebens, zu jener Menschen-Art, die nicht fragt.

Sein Vater verriet nie etwas, er tat nie eine Frage, eine Mutter war nicht vorhanden. Brunos Menschen waren: der Vater unwandelbar, der Knecht, mitunter die Gestalt, selten das Wesen wechselnd, und unwandelbar auch die Magd. Diese, die, wo sie ging und stand, den größten Kropf mit sich zu schleppen hatte, besaß die genügenden Fähigkeiten für Küche, Vieh und das Heuwenden; darüber hinaus aber auch gar keine. So war der Vater Himmel und Erde und alles, was zwischen Himmel und Erde ist.

Hans Galba zog seinen Sohn auf und unterrichtete ihn ganz allein. Wonach er selber einmal Sehnsucht empfunden hatte, die lateinische, die italienische und die griechische Sprache, lernte er im Verein mit dem Schüler; Französisch und Englisch fielen aus, ebenso alle höhere Mathematik, deren Stelle früh Kunstgeschichte einnahm. Geographie und Völkergeschichte wurden durch Lektüre der besten Werke aufs beste erkundschaftet. Die Religion saß fast nur in den Augen und hieß: Sieh alles gut an, was unter dem Himmel ist; liebe alles und am meisten das Licht. — Bruno fuhr bei dieser lückenhaften, doch gründlichen Bildung nicht schlecht; und wenn er nachmals im Leben mancherlei Mängel an sich wahrzunehmen hatte, so war da keiner durch Schuld seines Vaters verursacht. Ausgenommen freilich den einzigen einen: die fehlende Mutter samt allen Zusammenhängen, die der Inhalt dieser Erzählung sein werden.

Bruno Galba war noch kaum sieben Jahre alt, als er seinem Vater zum Namenstage das insgeheim mit den geographischen Buntstiften gemalte Porträt eines Unbekannten bescherte. Es wies Ähnlichkeiten mit allem Menschlichen auf, mit dem Vater, dem Knecht, gar mit der Magd, aber die größte und eigentliche, die übrigen weit überflügelnde war die mit dem Unbekannten, dem Niegesehenen, dem Ideal. Eine schlaflose Nacht verbrachte der nie so Beschenkte nach diesem Tag, in der er überlegte, wie zu handeln wäre. Er dankte Gott — und er beschloß in diesem Gedanken, seinen Sohn doch die Bibel lesen zu lassen — immer wieder für dieses Geschenk der höchsten Hoffnung, daß einmal sein Sohn würde, was er nicht geworden war; ein Maler, den Greco nicht hinderte. Seine Überlegungen aber führten zu dem Entschluß, mit dem er einschlief, und den er später auf das peinlichste durchführte: daß nicht zu tun, das einzige sei, was getan werden dürfe. Das bedeutete aber: wenn der Sohn beharren würde beim Zeichnen und Malen, ihm nichts lehren zu wollen als das Handwerk. Ihn durch keine Vorbilder verbiegen, geschweige durch eigene

Meinung, ihm nichts anbinden zu wollen; ihn schalten zu lassen aus reinem Herzen, aus unbefleckter Phantasie, ohne Ungeduld, besorgt von Ding zu Ding um jedes Einzelne, so, als hätte er tausend Jahre Zeit.

Indeß hielt er es für gut, von diesem Wege mit nur einem einzigen Schritt abzuweichen, und zwar gleich zu Anfang. Er versammelte nämlich, den nahen Sonntag abwartend, der zum Glück sonnig war, die sämtlichen Kopien Theotokopulis in der von vier kleinen Fenstern nur dürftig erhellten Wohnstube im Eck des Hauses und führte mit einem feierlich ruhigen Gebahren den kleinen Sohn zu der mächtigen Versammlung ein. Es war ihm, als er in die großen und dunklen, vom Schrecken zu tiefstem Ernst geweiteten Augen des Kindes blickte, als sei dies Jesus im Tempel, der anfangen würde, die Weisen zu belehren. Bruno freilich sagte die Stunde lang kein Wort, während der er von Bild zu Bilde geführt wurde und sie in Worten erklären hörte, die er verstand: die Bestattung des Grafen Orgaz und Christi Taufe, Christus am Ölberge und die Heiligen Petrus, Johannes und Ildefons, das Martyrium des Mauritius und Laokoon, die Vermählung Marias und die Öffnung des fünften Siegels, die kühne frühe Blindenheilung nicht zu vergessen, und von Bildnissen der furchtbare Großinquisitor und das unter dem Namen des Heiligen Ludwig gehende, — welche sämtlich zwar den Originalen in manchem nachstanden, doch am meisten durch ihre Kleinheit. Zur stillen Wirkung des Gemalten fügte der Vater wenig hinzu. Daß er diesen Augenblick niemals vergessen dürfe, mahnte er und sagte, dieses hier sei das Höchste, was ein Mensch, der Maler sei, machen könne. Und er hieß ihn niemals vergessen, daß es dies gelte, nur dies, solche Bilder, die unvergänglich seien wie der Schnee auf den höchsten Gipfeln und strahlend in einer unauslöschlichen Sonne.

Mit dieser Lehre hielt Bruno es so, wie sein Vater dachte: er vergaß sie nach kurzer Zeit, aber er erinnerte sich ihrer in jedem in sich gekehrten Augenblick seines Lebens. — Was aber der Vater ihn nun zu lehren begann, war nichts weiter als Sehen. Das will sagen: das Einzelne zu sehn und das Ganze; jedes Einzelne so zu sehn, oder einfacher, so lange anzusehn, bis es von selber durch das Auge in das innere Wesen, in die Hand und den Pinsel überginge und sich gleichsam freiwillig darstelle. Das Ganze aber zu sehn, wie es auf-erbaut sei aus Teilen, die sich gegenseitig hier ergänzten und da verdrängten, — und also in dem Ganzen, das ein Bild geben sollte,

diejenigen Einzelkräfte zu sehn, in denen es beruhte, und die gleichgültigen, ja störenden auszuschneiden. Galba verschwieg, was selber gefunden werden sollte, daß die Kunst um so größer sei, je mehr sie zu entbehren vermöchte; je weniger äußere Linien sie bedürfte, um die innere zu ziehn.

Es ist aber nicht an dem, die Lehrjahre des Knaben und Jünglings zu verfolgen, und nur noch dies sei gesagt: daß der Vater, da Bruno allerdings anhielt, seine malerischen Fähigkeiten auszubilden, die tiefe Freude hatte, eine Verwandtschaft im innersten Wesen Brunos mit dem des Greco zu entdecken, — wie Galba meinte; in Wahrheit jedoch mit dem Wesen all derer, die noch andres sind als nur Maler. Daß er plante, wirkte und ausführte von innen her, aus Phantasie, aus selbsterzeugten Gesichtern, denen die äußere Welt als Gestalt zu dienen hatte, die ihr Wesen jedoch nicht von jener entlehnten. — Er sah die Flamme Geist, die einst an ihm nicht gezündet hatte, glänzend über dem noch kindlichen Scheitel aufgehn.

Galba, der Vater, erkrankte in seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre hoffnungslos an einem schmerzhaften Krebsgeschwür und sah den Augenblick nah, wo er den Sohn aus seiner Lehre und in die noch unbekannte Welt hinauslassen mußte. Bruno zählte dazumal achtzehn Winter.

An einem Spätabend in diesem Frühjahr gewahrte Bruno, mit seinem Licht und seinen Büchern, wie er es liebte, in einer Fensterische beschäftigt, seinen Vater so fremd und so schmerzhaft deutlich zugleich, als sähe er ihn zum erstenmal. Der seit Wochen fast unablässig von Schmerzen Gefolterte hatte sich hinter den Ofen zurückgezogen, der — ein mächtiger Würfel von hellgrünen Kacheln — frei im Zimmer stehend, ein Viertel davon zu erfüllen schien, zumal über ihm und umher von den Deckenbalken Kleidungs- und Wäschestücke schattenhaft herabhingen. In das Gesicht des zusammengesunkenen Mannes leuchtete aus dem offenen Türloch des Ofens das helle Feuer, überdeutlich auf dem Grunde von Schatten zeigend die glänzende gelbe hohe Stirn über der Verwitterung und dem Zerfall von Schläfen und Wangen. Das übrige des Gesichts war verborgen vom wuchernden Schwarz des Barts; und so hätte er, der ein Bauer gewesen war und doch keiner, ein Künstler und doch keiner, und am wenigsten Italiener, nun für einen sterbenden Briganten gelten oder gemalt werden können. Das Jagdgewehr hinter seinem Rücken paßte dazu, und warum nicht

der Brief, den unten die verhärtete bäurische Faust dem Feuerloch nahe hielt? Er selber saß mit geschlossenen Augen und sah, als der Sohn zu ihm trat, eine Hand auf seine Schulter zu legen, nur müde aus und ergeben. Eine kleine Truhe stand offen neben ihm auf der Bank und verschnürte Briefpäckchen lagen umher. Er schlug nun die Lider auf, hieß den Sohn sich zu ihm setzen und machte ihm Mitteilungen über seine Mutter, die mit seinen Worten nicht wiedergegeben werden können, deren Inhalt aber in Kürze der folgende war.

Sie war sehr jung, hellblond, lieblich und leichten Bluts, und wie sie selber als Sommergast in das Haus gekommen war, hatte ein Sommergast sie davongeführt. Ein ganz junger Mensch, wie sie aus dem Norden, wie sie ein Sohn eines Fabrikanten und alten Geschäftsfreundes ihres Vaters, war wandernd vorübergekommen, vielmehr war geblieben, eine Woche und mehr Wochen. Dann kam ein Abend, wo es Hans Galba einfiel zu bemerken, daß er mit seiner Pfeife und seinen Kupferstichen allein in der Stube saß. Er hatte aber nichts Arges geahnt, als er in das Licht des aufgehenden Halbmondes vors Haus trat, und selbst nichts, als er über das abgeerntete, im Monde wie eine Silberstreu glänzende Feld, über die Wiese, die Kuppe hinaufging. Von da oben sah er unfern in der Tiefe, wo ein Weg war, das Paar, das sich umschlungen hielt. Er sah es eine Weile an, ging in das Haus zurück, verschloß und verriegelte die vordere Tür und ebenso die des Stalls und des Heubodens, zu dem, wie überall dortzuland, eine befahrbare Rampe emporführte. Danach stieg er in das Schlafzimmer hinauf und saß da bei der Wiege des Kindes, biß seine Hände blutig und fiel, als der Morgen kam, vom Stuhl herab in den Schlaf.

Es war nicht eigentlich die Untreue, was ihn so traf; in die innere Gerechtigkeit oder die Ordnung seines Lebens war ein Gifftropfen gefallen, der sie so völlig zerfraß, daß er danach, so schlecht und recht es nur ging, eine neue von Grund aus herstellen mußte; aber nicht ein Element von der alten ließ sich in die neue herübernehmen. Deshalb traf auch der Ausdruck: Härte, die ihm in einem Brief und von mancher andern Seite vorgeworfen wurde, nicht; als er sein Haus verschloß, verschloß, versargte, versenkte er etwas. Danach bildete sich sehr langsam das Neue, doch er selber war zu jener Frist eigentlich nichts, konnte darum nicht hart sein, am wenigsten gegen eine Stimme aus dem Alten, das er nicht mehr verstand.

Den schon erwähnten Brief seiner Frau, einige Wochen nach jener Nacht geschrieben, der unbeantwortet blieb, gab er Bruno zu lesen.

Er war kurz und lautete: „O Hans Galba, mein Mann, was hast du uns zugefügt! Es war ein Kuß, ja, aber aus Vergeßlichkeit, nicht aus Untreue. Deine Härte verschloß mir das Haus, das ich gewiß niemals verlassen hätte. Ehe es zu spät ist, flehe ich Dich an: Nimm mich zurück! Und tust Du es weder um unser-, noch unseres Kindes willen, so denke an das Ungeborene in mir, auch Dein Kind, Hans, Dein Kind! Antonie.“

Der Erzähler schloß, indem er unter Hinweis auf die letzte Zeile des Briefes sagte: er wäre seinem Sohn die Mutter schuldig geblieben; nun lasse sein Scheiden ihn eingedenk werden, daß er ihm nicht auch die Schwester vorenthalten dürfe. — Jenes Kind war allerdings geboren worden und am Leben geblieben. Der Verführer Antonies, der sie heiratete, nahm es, weil der rechte Vater sich weigerte, an Kindes statt an. Galba erfuhr später, daß jener schon nach drei Jahren durch Herzschlag, Antonie im darauffolgenden Jahre an Lungenentzündung aus dem Leben schied. Kinder hatte sie außer den ersten zweien keine; Brunos Schwester, ein Jahr jünger als er, lebte im Hause ihres Vormundes, eines Bruders ihres Adoptivvaters, der in der norddeutschen Stadt Altenrepen eine Fabrik besaß. Daß Bruno Namen und Wohnung von dem in R. noch lebenden Vater seiner Mutter erfahren würde, war an diesem Abend das letzte Wort des Kranken, dem ein Überfall seiner Schmerzen die Lippen schloß.

Bruno erschien in seiner Schlafkammer über vergeblichem Grübeln nach dem eigentlichen Eindruck und dem Wesen des mitgeteilten Unfaßbaren wieder sein Vater, als sähe er ihn vom Fenster aus hinter dem Feuerloch sitzen, aber zugleich seine Züge, die ermüdeten, so nahe, als stünde er neben ihm. Ach, mit ihm, ja in ihm lebend, war er so verständlich gewesen wie Abend und Morgen; aber wie war das zu begreifen, daß ein einziger Augenblick, daß die Vernichtung eines Glückes ihn völlig verkehrte? Und erst dies, daß der zwar Ernste, aber der Ruhige, Gütevolle, immer Gleiche herabgestiegen war in das stille Tal zu Bruno, von einem, ihm unendlich fern kaum erkennbaren, furchtbaren Berg, — wo er ein Glück vergrub und eine Güte davontrug. — Nun schloß der Schlaf ihm den innern und äußeren Blick und prägte ihm unvergeßlich für immer das Bild dieses Abends von dem Vater ein.

Wenige Tage später, von einer Wanderung heimkehrend, fand Bruno den Vater tot im Bett, der allem Anschein nach die Gelegenheit abgewartet hatte, um sich mit dem alten Jagdgewehr selbst zu ent-

leiben. Auf der Platte des Nachtkastens vor dem Leuchter standen die gekritzelten Worte: „Die Schmerzen überwältigen mich. Heut oder morgen ist ja gleich. Leb wohl, Junge! Sei glücklicher als ich, werde mehr als ich, stirb leichter!“

Bruno glaubte erdrückt zu werden von der Last der Verlassenheit und Öde in dieser Nacht, und von der einer unendlichen Liebe, die ihm zur Bergeslast werden mußte in dem Augenblick, wo sie sich entzog; aber auch diese löste der Schlaf des Jugendlichen für heute von seiner Brust, und obwohl wiederkehrend, mußte sie von Mal zu Mal leichter werden, bis sie sich auflöste und zerfiel wie unter der Erde der Tote.

Oft und oft in den nun folgenden Tagen mußte der Vereinsamte sein bisheriges Leben bedenken, in dem er, so kam es ihm vor, gelebt hatte wie mit dem gütigen Gott selber in einem Garten. Weil nun, sooft sein Inneres in Bewegung geriet, sich sogleich der Sinn seines Auges betätigte, so stellte sich alsbald das aus Abbildungen bekannte römische Kolosseum dar, aber dergestalt, daß er mitten darin stand, Sitze nirgend, auch keine Tür sah, sondern nur den Umkreis der haushohen Mauer und in ihrer vielfachen Durchbrochenheit von Fenstern den Himmel. Das war freilich ein Bild seines Lebens, wenn man Gott und den Garten ins Innere der Mauer denken will: all die Jahre war er niemals über einen Umkreis hinausgekommen, den ein in den Zirkel genommener halber Tagesmarsch schlägt. Ob sein Vater für später andres im Sinne gehabt hatte, ahnte er so wenig, wie er den Grund herausfand, weshalb es bislang so gewesen; oder war es wirklich nur der, daß sein Vater, sich abschließend in keiner engeren Beschränkung, als dem Bauer der Gegend natürlich war, ihn mit abschloß? An ein ausdrückliches Verbot erinnerte Bruno sich nicht, noch auch an eigene Wünsche; und jetzt, wo er ein klaffendes Tor in die Wandung gestoßen sah, dahinein Weltstraßen mündeten und unbestimmt eine Erscheinung lieblicher Weiblichkeit winkte, fragte er sich vergebens, warum er in dieser Stunde erst den magischen Gürtel sichtbar gewahrte. War er ein so genügsamer Mensch? O freilich, er war es, dachte er fast lachend, nun wieder in das Innre des Gartens gewandt, ins Grüne, ins Bunte, ins tausendstimmig Tausendgestaltige des Dickichts, in dem jedes Ding, das Hand oder Auge berührte, so wundervoll werden konnte, wie wenn ein Tropfen Tau in sich all und alles enthielte, was sein klares Rund

zu spiegeln vermag. Und bei ihm war der Lehrer, der gute kundige Spender des unerschöpflichen zaubrischen Mittels, dessen Name ist: Sichbemühen, und das die Fülle der sichtbaren Dinge in eine Überfülle der Seele verwandelte, die zu erschöpfen, hier in dem Kreisraum vom Durchmesser eines Tags, ein langes ganzes Leben sich eher erschöpfen mußte. Überdies so waren auf Geisterwegen durch die Bögen der Fenster herein noch Herrlichkeiten herabgeflogen: Kenntnisse aller Art, ewige Gestalten aus dem Geisterland, Kupferstiche und Holzschnitte und Bücher und Mappen voll Bilder, Maskenzüge der Märchen, Koffer voller Gedichte; wo er eingeschlossen war, ohne es zu bemerken, da gingen alle Könige und Propheten, die Apostel aller Schönheiten, Wahrheiten und Größen zwanglos herein und ließen ihm gern, was sie brachten. Und wieder war „Sichbemühen“ der gute, schöpferische Geist, dessen Zauber es war, jedes Ding unverwelklich zu machen, weil immer wieder neu und blühend von Staunen des Herzens.

Doch war nun das Tor; nein, die Mauer gefallen. Nein, Gott war gegangen; nein, der Garten war selber nicht mehr. Er war verschwunden auf eine Weise, daß es nicht schmerzte — zu viel Andres war ja zu schwer noch! — und die Ferne mit der Welt war nah gekommen auf eine Art, die nicht schreckte. Daß er zu gehen hatte, schien klar, aber war nicht fest; vielmehr war er mehrere Tage lang entschlossen, zu bleiben, die unbekante, so lange Frist schmerzlos entbehrte Schwester eine Vorstellung sein zu lassen, wie die unbekante Ebene ein unverlockendes Bildnis gewesen; statt dessen den Garten schöner neu, in Gebilden seiner Geisteskraft wirklicher neu und auch Gott aus seiner getreuen Brust auferstehen zu lassen. — Zehn Jahre älter, wäre Bruno vielleicht geblieben; heute noch konnte seine Jugendlichkeit auf die Wandlung nur mit einer andern Wandlung erwidern.

Bruno kam auch dazu, daß er sich im Spiegel betrachtete zu jener Frist; will sagen, daß er sich ins Auge faßte, wenn er frühmorgens beim Waschen sich in der Spiegelscheibe begegnete. Er konnte aber nicht herausfinden, wie er aussah, will sagen, welchen Eindruck einer von seinen Zügen haben würde, der nicht er selbst war. Sein Gesicht war groß, lang, die Umrisse von rötlichem Bartflaum verwischt und durchaus braunhäutig; die Stirn unter hereinflallendem Haar schien nicht hoch, damals; das Haar selber war dicht, wellig und schön kastanienbraun. Die kleinen Augen von schwacher bläulicher Farbe

empfangen ihren Charakter von der Nase: die war lang und traurig und hing nicht ganz grade herab. Bruno sagte, wieder einmal sich über der Betrachtung ertappend, unwirsch zu diesem Gesicht: Du siehst aus, als wolltest du gleich sehr unglücklich werden. — Er dachte an seinen Vater und verbesserte sich erschrocken: Ich bins ja! —

Bruno hielt seine malerischen Kenntnisse und Fähigkeiten für absolut groß, weil ihm alle Vergleichen fehlten. Er wußte, wie sich ein Bild komponierte, wußte sein Inneres als ein Zeughaus gebrauchsfertiger Tausenddinge seiner Umgebung, die er von allen Seiten, in jedem Licht abzeichnet und gemalt hatte; er hatte den Kopf voll Pläne, und so fehlte ihm eigentlich nichts als die Bekanntschaft des weiblichen Körpers, von dem er nur anatomisch und theoretisch einiges wußte; doch über ihn hatte sein Vater, der ihm nebst dem Knecht ohne Scham als Aktmodell gedient hatte, sich einmal geäußert: er könne entbehrt werden.

Bruno war lang von Leib, etwas schlottrig in Knochen und unerschrocknen Herzens.

Er nahm eines Tages, nachdem der Knecht sich bereit erklärt hatte, das Besitztum einige Zeit mit der Magd allein zu verwalten, ein Lineal, um es wie jener Russenar, der eine Eisenbahn wollte, über eine Karte im Atlas zu legen und von dem vermutbaren Ort, wo er sich befand, eine Grade zu ziehn bis zu der Stadt Altenrepen. Mit Hilfe kleinerer Nebenkarten suchte er sich so viel Orte wie möglich, die von seiner Geraden berührt wurden, packte mit Umsicht einen Rucksack und dachte zu Fuße zu gehn, viel zu sehn und alles zu zeichnen. Nerven kannte Bruno damals so wenig wie späterhin jemals, so manches Ungemach er erfahren sollte, und deshalb auch keine Ungeduld. Und da ihm gelehrt worden war und er gelernt hatte, nüchtern zu empfinden noch in der Glut, noch in Berausung, so ließ er sich nicht hindern, die Vorfreude auf die Schwester zu teilen mit der Freude am langen Weg.

Und so verließ er denn sein unwohnlich gewordenes Haus, schwerer tragend an seinem Herzen als am Rucksack, frühmorgens, als der Nachthimmel noch voll war von Sternen. Unter ihren vielfältig strahlenden und wankenden Lichtern lag kaum erkennbar die Ebene, der er sich zuwandte. Noch stand er über ihr in der hohen Kühle, ein Unberührter, fest in seinen Waffen, die er für fest hielt, und er glaubte, sie leise klirren zu hören, als das Geheimnis der schon näheren Tiefe an sein Herz rührte. Bald darauf, da er hurtig

bergab stieg, verschwand über der nötigen Achtsamkeit auf den schmalen Fußsteig im Dunkel aus seinen Sinnen alles bis auf das leise Rauschen seines Blutes im Gehör und das laute Geräusch seiner Nagelschuh in der noch immer nächtigen Stille.

Wir können nun, wenn es uns gefällt, den jungen Galba von hoch oben wie die kleinste Mikrobe über die deutschen Erdf lächen hinkriechen sehn, von Ebene zu Ebene über die Grenzberge wie über die Ränder von Tellern hinwegkletternd. Als ein in sich selber Vertauschter wanderte er dahin; wie der antikische S ä n g e r im Gedicht „schlang er den Weg in großen Bissen, ohne zu kauen“. War er denn nicht herabgestiegen vom Gebirge ins Tiefland, sondern hatte sich erhoben, als seien die Ebenen über Wolken gelegen? Das hatte er nicht gedacht, und als philosophisch nicht Ungeschulter würde er es bestritten haben, bevor er's erlebte: daß ein Wechsel der Umgebung den Menschen in einen andern verwandeln könne. Doch war es etwas der Art. Von dem beherrschenden Sinn seines Daseins, dem Auge, ging diese Veränderung aus. All die bekannten, den Dingen der Heimat verwandten und ähnlichen Dinge, Häuser und Gehöfte, die einzelnen Bäume und die Wälder, selber die Gefilde der Wiesen oder Äcker waren, wie in einer andern Welt gelegen, andere als zuhaus. So war es in den Bergen, daß jedes Ding zusammengedrängt stand von unzähliger Nachbarschaft, groß und umrissen, jedes auf einem nahen, unweigerlich beschränkenden Hintergrunde von Wald, von Fels oder Berg. Hier dagegen lag jedes mit sich allein, preisgegeben an die achtlose Freiheit des Raums, der das alles großartig Beherrschende war. Jedes hatte um sich und hinter sich nichts, oder die Unendlichkeit. Geselligkeit, Zugesamtsein, das war das Wesen des Dort; hier war Einsamkeit, Unverbundenheit, Leere. Und wie erst war sein Himmel ein andrer geworden! Den er kannte und liebte, der war eine kleine, vertraulich gerundete Flachkuppel, in Festigkeit rundum auf die Mauern der Berge gesetzt, daß sie ihn trügen, und Sterne in Ruhe, und Wolken in Bewegung waren sein leicht und still zu betrachtender Schmuck. Der hier aber, den überwogte vom Zenit herunter eine ewige Unrast des Stürzens, der die weitferne dünne Linie des Horizonts nirgend Halt gebot, und ersichtlich war, daß er über sie hinweg und hinunter sich im Stürzen befand, Abgründen zu, deren Bodenlosigkeit zu empfinden war, fast zu sehn. Es war aber ein Geheimnis dieses feinen Bandes von Erdrand, daß es magnetisch war für den Blick, den es ergriffen hatte im ersten

Nu und nicht wieder ließ, und also hatte Ferne sich eingewechselt für Nähe, und Leere für Fülle, und Reiz und Verlockung für Ruhe und nüchternes Sichdarbieten. Der Raum war alles, was galt, die Unendlichkeit, sein Geist, waren's, die geboten, und den an die beiden verlorenen Herzen blieb nichts als ein Wahnsinn, eine Zwangseinbildung, eine stille Raserei, das vorgespiegelte Ende des Unermeßlichen zu erreichen, Wanderer zu sein in einer von zehntausend Richtungen auf den Himmelsrand, um hinunterzublicken in den Abgrund der Welt; um da wieder, ohne zwar Höhen erklommen zu haben, oben zu stehn, unter sich Tiefe.

Völker, die von den Hochlanden Asiens einst zu den Ebenen abgestiegen waren, sie hatten es nicht gesehn; aber Geschlechtern nach Geschlechtern der aus ihnen erstandenen Völker war endlich der Geist der Unendlichkeit zum Schicksal geworden, den Brunos erbkundiges Auge sah.

Und Bruno, der niemals den ewigen Rand erreichte, erstieg Hügel vor Morgengrauen, damit er die nur mitten im hohen Himmel gekannte Sonne heraufklimmen sehe aus dem geöffneten Schlund, so die Unterwelten verbürgend, wo sie ihre unablässige Wiedergeburt vollzog. Und er saß Nachtstunden lang auf dem Hügel, im Blick die Gestirne, die untergingen, bis sie verschwunden waren im Geheimnis der Nacht und des Raums; oder die aufgehenden drüben, die in immer stärkerem Golde zu lächeln schienen über eine Befreiung und fröhlich über ihren Aufstieg in die schöne sichtliche Nähe. — Fort war die Nähe bei Tag, und fort mit ihr war Sichbemühn, jener gute Geist, wie abgefallen die Hände. Was die Augen ergriffen, das glitt in die Füße hinunter und bewirkte die eintönige eine, die Tätigkeit und Bewegung des rastlosen Ausschreitens. Zu den Händen gelangte nichts, die Kanäle waren verstopft, die Schleusen verschlossen, und kam es selbst ein und das andere Mal vor, daß ein Tropfen durchquoll — aus einer Baumgruppe, einem Gesicht, aus dem Blau einer Schürze am Zaun, in dem Morgennebel —, so verflog er, aufgezogen wie Tau, unter der glühenden Bedrängnis des Raums. Die Dinge waren nicht mehr, was sie waren. Bruno legte den Maler schlafen unter den nächsten Baum und reichte dem lächelnden Dämon der Freude die Hand. Sein Leben war Lernen gewesen; er dachte, es könnte nicht schaden, wenn es eine Zeitlang Genießen wäre, und wenn die Wanderung auch geraden Weges nichts lehrte, so würde sie lehrreich sein. Wir wissen allein durch Vergleichung; also hatte er sein früheres Leben nicht gekannt,

dem die Vergleichsmittel fehlten; sah nun, daß es schwer gewesen, an der erquicklichen, schönen, hoffnungsvollen Erleichterung.

Es geschah nun Bruno, daß er in der Lust, in der glücklichen Gier seines Wanderns einen ganzen Tagesmarsch weit an Altenrepen vorüberlief. Sein Weg hatte die Geradheit des Linealstriches niemals gehabt, deshalb nämlich weil er die Städte vermied, die er, nach Durchquerung der ersten: für diesmal zu viel des Guten nannte. So ließ er sich auf geschlängelter Bahn von seinem kleinen Kompaß nach Norden führen, nur wenn es not war, sich zurechtfragend. Er hatte, was hier bemerkt sei, ein vollkommenes Hochdeutsch sprechen gelernt, das der Hauch seiner Gebirgsmundart dem Hörenden nur angenehm machen konnte. Und gleichviel wie er, dem Ziel fast nah, in die Irre ging und — zu seiner Freude — in die Heide geriet, die sich im Norden der Stadt ausdehnte. Endlich, da es schon Abend wurde, fand er sich wieder im anmutigen Bruchland, inmitten von Wasserläufen und Hügeln, Birkenschlägen und Bauernhäusern, und er machte halt in einem sauberen Dorf in der Nähe der kleinen Stadt F., wo denn die Reise zur Schwester eine kleine Verzögerung erlitt. In dem Dorfe übrigens kam er insofern zurecht, als vor einiger Zeit ein Trupp junger Maler von Altenrepen aus allda eine Kolonie gegründet hatte zur weiteren Eroberung des Bruchs und der Heide.

Bruno suchte jetzt Nachtquartier. Da sah er über einen Heckenzaun und sah etwas Schönes. Auf einem Grasplatze im Schatten, unter Obstbäumen, deren saftgrüne Kuppeln schön im Golde des Abends brannten, lag ein weiblicher Mensch in einem lichtgelben Gewand; der las, den Kopf aufgestützt, in einem Buch, das im Grase lag, und war zugleich mit der anderen Hand beschäftigt, eine kleine graue Katze wechselweis in den Schwanz zu kneifen und die entspringende an den Leib zu drücken. Das Haar war schwarz, das gesenkte blasse Gesicht schien schmal, die schwarzen Wimpern sehr lang, und die jetzt groß aufgeschlagenen Augen waren geschlitzt, die Sterne grau, unter fast steil aufsteigenden Brauenbögen. Sie lächelte nirgendhin und las weiter.

Bruno indeß, im Fortgehn, bemerkte in einem Fenster des Bauernhauses, das wie alle in jener Landschaft das Strohdach mit seinem Erdgeschoß trug, die Aufforderung, hier ein Zimmer zu mieten, und er dachte: wenn irgendwo, warum nicht dahier?

Bruno mietete also durch Vermittelung einer freundlichen Alten ein

ebenso freundliches Zimmerchen und hatte keine Viertelstunde später das seltene Erlebnis, mit einem weiblichen Wesen, der Schönen vom Obstgarten, zu Abend zu essen. Sie war, was die plaudernde Alte verriet, die Besitzerin des Hauses, Frau eines Malers, doch vor Jahresfrist Witwe geworden, eigentlich Schauspielerin; und sie vermietete, wie sie ihm selber erklärte, das Zimmer nur um Gesellschaft zu haben. Er habe ihr gefallen und es deshalb bekommen. Seine vernünftige Art zu reden, ergötze sie sehr, sagte sie auch, — während ihre kameradschaftliche Ruhe und Offenheit ihn mehr erleichterte, als er wußte; an der ihm freilich auch unbekannt blieb, daß die flüchtige Erscheinung seines Gesichts über dem Heckenzaun genügt hatte, sie hervorzuzaubern.

Bruno schrieb infolge der Entdeckung, daß dieser Übergang zu seiner Schwester überhaupt unerläßlich sei, einen etwas schwerfälligen Brief an den Vormund, in dem er die nötigen Erklärungen machte und um Erlaubnis bat, die fremde Schwester kennen zu lernen. Das fast geschäftliche Schreiben schloß er mit der etwas wärmeren Wendung, daß er sich herzlich freue, alsbald das Antlitz einer ganz neuen Schwester zu sehen, deren Name sogar, durch Zufall, ihm unbekannt geblieben sei.

Darauf verbrachte er die Tage des Wartens heiter in der Gesellschaft seiner Schönen, deren etwas neblisches Wesen bald zu durchschauen, seinem durchaus klaren nicht schwer fiel. Spielen läßt sich ja jede Rolle, aber einen ganzen Tag lang ist schon viel, und sie wechselte häufiger. Offen sie selbst war sie nur in den Erklärungen ihrer Liebe an ihn; aber hier sah er wieder falsch, der sie für Spiel oder Laune oder Scherz hielt. Das einzige, was ihm Ernsthaftigkeit an ihr zu sein schien, war ihre Leidenschaft fürs Theaterspielen, das sie im Winter wieder aufzunehmen gedachte; hier sparte sie selbst die Schminke der Emphase und ließ eine kalte, bronzene, echte Haut sehn.

Am vierten dieser vergnüglichen Tage hatte Bruno die Antwort auf sein Schreiben, folgendermaßen:

„Ihr Brief höchst überraschenden und gewiß erfreulichen Inhalts trifft mich in solcher Überbürdung mit Geschäften, daß ich nur kurz meine größte Freude äußern kann, Sie in Bälde zu begrüßen. Es darf Sie nicht abhalten, daß meine Nichte, Ihre Schwester, sich zur Zeit noch in ihrer Londoner Pension befindet, da ich sie mit jedem Schiff erwarte. (Sie zieht die Seereise vor.) Kommen Sie getrost jeder Zeit, und hoffen wir, daß meine Nichte spätestens mit Ihnen selber hier eintreffen wird.“

Der Brief war Maschinenschrift; ein handgeschriebenes Postskript enthielt noch die Zeilen: „Es ist nicht unmöglich, daß eine Geschäftsreise mich selbst nächster Tage für kurze Zeit entfernt. Meine liebe kleine jetzige ‚Haushälterin‘ Helke, Schwester meiner verstorbenen Frau, soll sie bestens betreuen.“

Den Bruno ärgerte an diesem Brief nichts so sehr wie der Name Helke, und er äußerte seinen Unmut gegen die Schauspielerin — sie nannte sich Jetta — daß die Menschen Namen für Kinder suchten bei Hunninnen und Attilakebsen, und fand sich, abgeschreckt von der Erscheinung eines lederbraunen Gespenstes, um so weniger zur Abreise gedrängt, als die liebliche Nähe ihn hielt und die Schwester ferner als je schien.

Und doch war er drei Tage später unterwegs. — Sie waren im Kahn gefahren, auf dem kleinen, in Windungen das heitre Bruch still durchziehenden Fluß in einem der langen Kähne, die vom Heck mit einer Stange dahingestoßen, gestakt werden. Sie hatten hinter Buschwerk am Ufer die Kleidung mit Schwimmanzügen vertauscht, hatten gebadet, wieder den Nachen bestiegen. Endlich war die Jetta, die an einer sonnigen, von Weidengebüsch umschlossenen Uferstelle zu landen wünschte, aus dem Kahn an Land gewatet, wo sie sich unter Buschwerk, die Arme ausbreitend hinwarf. Aber Bruno, der schon im Folgen war, blieb mitten im Wasser stehn. Denn er sah plötzlich alles; sah das Weibliche und die ganze, die wie enthülste Schlankheit der fremden Glieder, die gleich einer Kernhaut der nasse, grüne anliegende Stoff auch da nicht verhüllte, wo er sie bedeckte, und das war sehr wenig. Wenig ja, und deshalb war's viel zu viel und zu früh für den Bruno. Er fühlte sein leibliches Brennen in der Kälte des Wassers, gewahrte indem, daß der Kahn, den hinter ihm seine Hand hielt, sich loszog, und er sammelte sich, schob ihn ans Ufer, machte ihn fest, nahm sein ewig leeres Skizzenbuch draus hervor, erstieg die Uferböschung, hockte sich hin, fing an zu zeichnen. Sie hatte die Hände hinter dem Kopf und die Augen geschlossen. Er zeichnete ihren Umriß, bis sie wirklich entschlafen war, planlos; dann gab er sich Mühe.

Untheilbar war er; konnte nur immer ganz sein, was er sein sollte, und hier war nur ein kleiner Teil seiner Ganzheit ergriffen. Sein Herz war noch zugeschlossen, und es sollte andre Gewalten brauchen, um es zu sprengen. Er packte bei Nacht seinen Rucksack und war vor Morgenrot unterwegs.

Am Kopf des Briefes hatte gestanden: Gut Thalmann und Stöcken bei Altenrepen. Daß dieses Dorf im Norden der Stadt gelegen sei, hatte Bruno von Jetta erfahren, und er befand sich, durch Umfragen geführt, bei Sonnenuntergang auf einer Landstraße, die vor einem breit hingezogenen hohen und grünen Gitter ein Ende nahm. Darüber unfern erhoben sich die Obergeschosse, Dächer und Türme eines burgartigen, aber anscheinend nicht alten Gebäudes. Bruno ging bis ans Gitter und sah hindurch.

Da war geschorener Rasen; war in der Mitte das steinerne Becken einer Fontäne, auf dessen Rand eine Weißgekleidete saß, umringt von vielerlei und unsäglich buntem Geflügel, nämlich zwei Pfauen, mehreren goldroten Fasanen, Tauben und einer Menge schwarzweißer Elstern, jener schönen, prinzlichen Vögel, von denen Bruno sich eine Anzahl daheim befreundet hatte, also daß er sich innig freute, die dort Verlassenen hier in der besten Gesellschaft wiederzufinden. Die sitzende Nymphe streute lachend und plaudernd Futterkörner aus einer blauen Schüssel nach allen Seiten. Aber plötzlich zu einer überraschenden Höhe ihres Wuchses sich aufrichtend, wobei zwei lange Haarflechten schwarz vorn herunterfielen, die Arme von sich streckend, ließ sie die Schüssel ins Gras fliegen und stand so, rosigen Gesichts, blitzender Augen, wie eine Triumphierende im Tumult der bunten erschreckten Vögel, radwerfender Pfauen und hochflatternder Elstern, die auf ihre Arme herabfielen. Sie hatte den Bruno noch kaum gewahrt, als der, in allen Sinnen und Geistern verwirrt, am Gitter hin fort und weiter staubige Feldwege ging, zwischen Saaten, unter Lerchen, unter rosigen Abendwolken, eine Viertelstunde Unendlichkeit, ohne etwas zu sehn, ohne anzuhalten.

Oder er nahm doch alles wahr, das Genannte und mehr; nur sah er es anders, als er jemals etwas gesehn; sah es vielleicht wie die Noten einer großen Musik, die auf ihm gespielt wurde, und deren Akkorde wieder, da sie sich aus ihm lösten, zu Mohnrosen und Saatengrün, zu Lerchenstimmen und Lichtwolken wurden. Helke, dachte er; die war's, Helke. Keine Hunnin, ach nein, kein Gespenst; der Brunnen des Lebens! — Und der widerwärtige Name war ihm in einem Nu hold geworden, ja unwahrscheinlich schön und kostbarer als Eleonore oder Beatrice.

Nun wandte er sich, erkannte ferne die Burg, ging wieder zurück und sah bald durch den Abendschein die große weiße Gestalt sich entgegenkommen. Sein Herz schlug schwer an und ging langsam und

ruhig. Als sie vorüberkam, am Arm einen Schutenhut, lächelte sie abgewandt vor sich hin. Oh, wollte er sagen, was lächelst du denn! — Aber was er stehenbleibend hervorbrachte, war die Frage, ob dies Haus Thalmann sei, die sie erwiderte: Gewiß, und gewiß sei er Herr Galba.

Sie ging neben ihm zurück und war fast so groß wie er selbst, also ungewöhnlich groß für ein Mädchen. Er verglich ihr Gesicht einem Pfirsich, obwohl es so rund nicht war, aber so rosig, so frisch, so saftreich. Die Augen waren blaugrau, jedoch strahlenvoll, ja feurig, und sie hatten zuweilen einen Aufschlag, schräg nach oben, der kinderhaft scheu war.

Sie plauderten bald; er vernahm von einer kurzen Abwesenheit des Onkels, und sie fragte nach seinen Bergen, die sie flüchtig kannte, und meinte gutwillig, es müsse schön sein, da zu Hause zu sein. Indes erwiderte er nach einem Augenblick ruhig, seiner Wanderung eingedenk: „Wie kann man wissen, wo man zu Haus ist, wenn man nur immer zu Hause war! Mein Vater war dort Bauer, italienischer Herkunft, und schwor, er sei so gut in Toledo daheim wie Theotokopuli, der ein Kandiote war.“

Die Entgegnung auf diese schwer verständliche Rede war eine Frage nach dem merkwürdigen Namen, der eine Handhabe bot zur Erzählung von einem sehr merkwürdigen kalekutischen Hahn, der so groß war wie schön und nur nicht mehr jung; der infolgedavon beim Erscheinen eines neuen, so kleinen wie unschönen, aber jugendlichen Hahns von der Schar aller Hennen verachtet und ausgeschlossen wurde, darüber in Schwermut verfiel und geschlachtet wurde. „In der Natur“, sagte Helke, „ist alles so einfach.“

Bruno schien es nicht einfach, daß er sich in diesem Augenblick, ohne zu wissen, wie, zwischen Wirtschaftsgebäude und Geflügel versetzt fand; doch gewann er sich im Anblick des Heimatlichen und sah das Mädchen an. Plötzlich trat es mit einer fast heftigen Gebärde dicht vor ihn hin und sagte — der erste Mensch, dem er aufrecht stehend ins Auge sah: „O, Sie müssen mein Freund sein! Wollen Sie? Ach bitte!“ Sie seufzte, und ihr Auge hatte das scheue Aufwärtsschweifen: „Es ist so gut, daß wer da ist!“

Sie hatte seine Hand ergriffen, blickte flehend und setzte hinzu, bevor er erwidern konnte: „Ich erkläre es Ihnen, wenn wir Freunde geworden sind.“

Dann führte sie ihn an der Hand in das Haus. Blumen, Raden

und Mohn, die sie aus dem jungen Korn hervorgeholt hatte, sah er sie noch in seinem Zimmer in eine Vase ordnen; sah sie entschwinden mit einem Lächeln und einem Knix, ging ihr nach bis zur Tür, ließ sich dagegen fallen und schluchzte aus seiner letzten Tiefe herauf: „O wie liebe ich dich, Helke! O wie liebe ich dich!“

Ein Tag war vergangen und Abend geworden: Bruno lag in dem kleinen waldigen Teil des Parks, halb unter Buschwerk verborgen in einer alten Gewohnheit, nahe über sich Blätter zu haben, deren reine Gestaltung fest blieb, dieweil er träumte, und so dachte er Helkes.

Untertags waren sie auf dem Gange von irgendwoher nach irgendwohin unter dem höchsten Turm vorübergekommen, wo zwischen kräftigen Ulmen eine besonders starke und dichte Eibe stand. Da sah er das Mädchen blaß werden; sie griff nach seiner Schulter und wandte, sich an ihm haltend, langsam das feuchte Auge zur Turmhöhe hinauf. Endlich und leise sagte sie: „Vor einigen Tagen bin ich da heruntergefallen. Der gute Baum fing mich auf.“ Sie schwieg und seufzte, sah ihn an und fuhr fort: „Nein, glauben Sie mir, ich bin gesprungen und nicht gefallen.“

Sie zog ihn weiter, und was sie ihn nun wissen ließ, war das Folgende. Ihr Onkel, ein Mann in den vierziger Jahren, hatte zu ihr eine zwar nur sinnliche, aber deswegen um so hitzigere Neigung gefaßt. Er verfolgte sie, dringlicher seit kurzem, weil ein junger Mensch, ein Gutsbesitzer der Nachbarschaft, sich um sie bemühte. Jetzt, im Anschluß an seine Bewerbung, die der Onkel ihr überbrachte, und die sie ohne weiteres ausschlug, warb er selber um sie, drängte sie, wollte sie in die Arme ziehn und liebkosen. Sie mußte fliehn, konnte ihr Zimmer nur auf Umwegen erreichen, fand ihn vor der Tür, floh besinnungslos aufwärts statt abwärts, floh im Turm hinauf, erreichte die Plattform, schwang sich auf die Brüstung, — und als er erschien, drohte sie, leidenschaftlich und unerschrocken, wenn er nur einen Schritt tue, so sei sie unten. — Ja, sagte der verblendete Mensch aus seiner Flamme, in meinen Armen! — und sie ließ sich fallen.

Helke schloß, indem sie meinte, sie habe doch wohl gewußt, daß der Baum unten bereit sei. — Und nun, sagte sie anscheinend unbedacht noch, nun gehe sie mit jedem, der sie fort nehme.

Hieran dachte Bruno. Mit jedem, flüsterte er, o nicht mit jedem! — Er war auf der Plattform gewesen und hatte die Höhe, die gering schien von unten, von oben schwindelnd genug gefunden für einen

lockeren Sinn. Aber der ihre war fest, nein heroisch, und schwang sie kühn über die natürliche Seelengrenze hinaus in ein höheres Leben, — und wen sie liebte, den — oh, wen sie liebte . . .

Da hörte er auf, an Helke zu denken, sondern er dachte sie, dachte sie nur mit solcher Inbrunst, daß sie bald darauf vor ihm stand.

Er regte sich nicht, und sie tat, als ob er nicht da wäre, indem sie sich niedersetzte vor seinen Füßen, doch ihm den Rücken wandte. Sie hatte einen kleinen Strauß Himbeeren gesammelt und begann, ihn über die Schulter mit Beeren zu werfen, im Wechsel mit andern, die sie in den Mund schob. Dann sagte er aus einer Not-Gelassenheit zu der Abgewandten: es wäre doch gut, daß sie seine Schwester nicht sei. — Da sie unverstehend: Warum? fragte, so verbesserte er sich: er habe sagen wollen: daß seine Schwester nicht da sei und dafür sie. Aber nun schien sie noch weniger zu verstehen und schwieg.

Er hatte sich aufgerichtet, ihr Antlitz kam langsam über die Schulter zu ihm, und sie blickten sich in die Augen, bis ihre Lider sich senkten und er zitterte. Nun stand sie auf in ihrer Art, die er schon einmal gesehen hatte, ohne die Hand zu stützen, nur mit der federnden Kraft ihrer Fußgelenke langsam zu ihrer Größe sich aufrichtend. Sie ging in den Wald hinein, aber die sein Herz spannende, herrlich elastische Bewegung zog ihn auch von der Erde empor, und er hatte sie bald eingeholt. Im Augenblick, wo er ihre Hand ergriff, geschah ein allmächtiger Schlag, und in einem Nu waren sie beide verdoppelten Leibes, jeder hinübergefahren in den des andern, nicht mehr wissend, wo er endete, nichts mehr wissend, besinnungslos, in Feuer, in Süße, in einem Ausbruch aller Sinne und Seelen, der sie ins Jenseits versetzte. Dann sah Bruno zwar eine in flirrendem Grün entschwindende weiße Gestalt, aber an seinem feurigen Munde hing noch fest der andre von übermenschlicher herzraubender Süße, unlöslich, und sein Leib kam ihm unbegrenzt vor wie der eines Riesen.

Er lief ihr nach. Aus dem Wäldchen gelangt, am großen Gitter entlang eilend, sie vor sich, die er einholen wollte um jeden Preis, sah er ein Automobil vor dem Tore halten, dem eine kurze Männerfigur entstieg. An der vorüber, ohne sie anzusehn, lief Helke ins Innere des Gitters, und er gewahrte noch ihre Flucht hinter den Stäben, während ein kleiner bartloser Herr auf ihn zukam und ihn sehr herzlich begrüßte. Er hielt sich steif in der feinen Kleidung, und sein glattes Gesicht ohne viel Ausdruck als den von Geschäftssinn und Kälte hätte Bruno nicht gefallen, auch wenn er nichts

gewußt hätte. Er selber, b arhaupt, in seinen Wadenstrümpfen und der Joppe, glaubte verwildert auszusehn und hörte verworren die mit Betonung gesprochenen Worte: „Nun, mein lieber Herr Galba, Sie scheinen sich in meinem Hause ja vortrefflich zurecht gefunden zu haben.“

Zu Abend speisten die beiden allein, wobei der Fabrikant von aller Art Malern und Malerei verständlich zu plaudern wußte; jedenfalls sich bewandert erwies in allen Galerien Europas. Nach Beendigung der Mahlzeit aber erschien, die sich hatte entschuldigen lassen, Helke wie eine Märchengestalt, dunkel erglühten Gesichts und hoch schweifenden Auges in einem weitärmeligen und langen Faltenkleide von gelber Seide, das mit schwarz-weißen Elsterflügeln bestickt war. Ohne die Anrede des Onkels zu achten, ging sie ins Musikzimmer hinüber, wo ein Flügel stand und ein Cello lehnte, entzündete Kerzen und setzte sich mit dem Cello.

Ein zitterndes Frieren überfiel Bruno, als beim Stimmen die rollenden und knarrenden Waldstimmen der tiefen Saiten erschollen. Felsen schienen zu tönen, und dies war der Augenblick, wo er ins Himmereich eintrat. Die große Heilige saß über den Sangschrein gebeugt und streng gewordenen Gesichts im Scheine der Lichter, und der mächtige Bogenarm und die zierlich kletternden Finger entfesselten den Stolz und die Ewigkeit einer engelskühnen Musik, in deren Gewoge sein Herz verging und zu Glanz wurde wie Licht in Gewässer. Dann wieder griff Schrecken auf Schrecken aus der Allmacht von Tönen in seine Seele — es war die eigentliche Violinciaconna von Bach —, so daß er erwachte und, in geheimnisvolle Dämmerung einer entlegenen Himmelskammer entrückt, die Engelin sah, die Siedlerin am Gottesberg; und ein Blitz des Erkennens, daß all dieses, Wunder der Gestalt und der Kraft und der Seele, für ihn lebten, sein gehören wollten, hüllte ihn in Flammen der Demut ein.

Das Cello war verstummt, Helke verschwunden, Bruno fand sich allein und blieb, wo er saß, im Schatten der langsam tiefer brennenden Kerzen. Wie groß, dachte er schwer, muß ich werden, um würdig zu sein? —

Dann: um zu seinem Zimmer zu gelangen, mußte Bruno an Helkes vortübergehn. Ihre Tür öffnete sich, als er den heißen Boden des Flurs betrat; sie hatte das gelbe Kleid noch an, lächelte angstvoll und glühend, und sie erschöpften sich zwischen Tür und Angel in Umschlingung und Küssen noch einmal, bis ein Laut im Treppenhaus Helke ins Zimmer scheuchte, und er entlief nach dem seinen.

O diese Nacht, kaum begonnen, war endlos lang; Bruno, ins Bette gewöhlt in seinen Kleidern, wartete, als eine Uhr elf schlug, noch Minuten und schlich zur Tür, der Schuhe schon ledig. Etwas, das er in seinem Leben zuvor kaum jemals bedacht hatte, und so riesengroß es auch schien, war das einzige, was jetzt möglich war. Hätte er nachdenken können, so mußte er eingestehen, daß er das Mädchen Türme hinaufgejagt hätte und ihr nachgesprungen wäre. Er gelangte lautlos bis vor ihre Tür, aber hier fehlte der Mut. Diese Tür war nicht zu besiegen, die Hand fiel in Staub auf der Klinke, er lag an der Wand daneben mit Kopf und Armen, aus sich emporgewunden, — denn jetzt hatte die Qual nicht, wie am Tage die Lust, einen andern Leib, in ihn überzuströmen. Doch war sie Augenblicke danach wie verzischt, und Bruno kniete hin und drückte still einen Kuß der Liebe auf die unbetretene Schwelle.

Ein anderer Morgen kam und veränderte alles. Am Frühstückstisch, als die Drei sich zusammengefunden hatten, erklärte der Onkel einen kleinen Scherz, eine Überraschung, die er sich erlaubt habe, gestehen zu müssen, und offenbarte Bruno und Helke als Bruder und Schwester. — Ob er schon vorhatte, nach dieser Mitteilung den Raum zu verlassen, oder ob er sich nur jetzt genötigt sah, wer wollte das sagen?

Die Geschwister Gewordenen saßen und sahen sich an, bis die Blicke wie verglühte Drähte zerfielen. Nun tanzte um Bruno der Raum; ihm ward von einer übermäßigen Kraftanspannung sterbensübel; er sah kaum durch lauter Tanzendes das Gesicht Helkes, das in die Hände vornüberfiel. Dann war er an einem andern Ort . . . Noch später erwachte er in seinem Zimmer auf dem Bett aus dem Schlaf.

Er hatte geträumt, Helke sei eingetreten, und nun saß sie wirklich bei seinen Füßen, und die Luft war dämmrig. Sie sah ihn nicht an und fragte: „Kann es nicht anders werden mit uns?“

Er empfand etwas Feindliches und sagte: „Nein.“

Sie hielt das Gesicht in Händen. Er fragte: „Was hat er damit gewollt?“ Sie schwieg lange, sagte endlich fast leicht: „Bosheit wohl. Er hat's versucht. Ach, und meinst du denn —“. Sie verstummte und ließ nur, als er drängte, die Worte hervor: „— wenn es nicht so gewesen wäre . . .“

Dies begriff er zwar, aber den ganzen Gedanken, ob diese Leidenschaft, wenn sie gewußt hätten, sich nicht eingestellt hätte, den

konnte er in dieser Stunde nicht ausdenken; viel später kam er zu dem Schluß, daß — wie es war, so war es. Es konnte nur dies geschehen; und wie einmal das Leben war, so geschah es auf diese Weise. Denn es hatte noch keiner sein Dasein für sich allein, immer gehörten andre dazu, Böswillige, Gutwillige, der Onkel hier und drüben sein Vater. Ja, lag nicht bei dem der Anfang zu allem — und warum nicht dann bei viel früheren Vätern und Müttern — und mußte nicht, was mit einem Fehler begann, sich fortsetzen in Fehlern?

Jetzt wußte er das noch nicht, und was frommte es auch, zu wissen. Er lag, und sie saß, und als nach langer Zeit beider Augen einen Blick ineinander versuchten, brachen ihre Seelen ganz zusammen, nur Schreie stoben heraus, und Bruno war allein.

War allein und vor Morgengraun unterwegs nach irgendwohin.

In der Stadt München, in einer Zeichenklasse der Akademie finden wir einen andern Bruno wieder. Er war zerschmettert. Er war Ikarus, nur daß er lebte. Scheinbar von den Bergen hinab in die Ebene gestiegen, hatte er in Wirklichkeit Schwingen ins Morgenrot erhoben; hatte immer höheren, leichteren Flugs Gottes Gestirn überflogen, hatte die Kammer im Azur offen gefunden und vor der Jungfräulichen gekniet, der ewigen Schwester, dem höchsten Idol der Unerreichbaren. Vielleicht war dieses der einfache Sinn; den Menschen trennt, wer er auch sei, Unmöglichkeit von der reinen Idee; und es war nur diese Art der Trennung von so leibhafter, so grausamer Gestalt, wie das Idol selber sich leibhaft gezeigt hatte. Es schien aber das Schicksal der Galbas zu sein, daß sie, jeder auf seine Weise, ein Höchstes sehn und geblendet werden sollten. Hier saß das Wunder in der weiblichen Seide der Elsterflügel und zauberte die Seele der Welt aus einem braunen tönenden Schrein hervor; und dort hatte es die gespenstischen Augen des traurigen Griechen. Bruno war geblendet; die Sehkraft seiner Seele war erloschen bis auf einen Dämmerhauch, und nur seine Hände hatten einigen Kunstverstand und ihre ganze Geschicklichkeit behalten, so daß sie jede vorgelegte Aufgabe aufs gehorsamste getreu erledigten. Bei Lehrern und Kameraden galt keiner für so untalentierte wie Bruno.

Er ging so von dahin zu dorthin wie einer, der geführt wird, und war er allein, so war Leere. Untertag war es so; der Nachtraum indeß zitterte von Ausgeburten der Grausamkeit. Sie stand vor dem Brunnenbecken im Rasen, sie, die Seele, die Nymphe der Wasser,

von paradiesischen Flügeltieren umwogt; und sie saß vor den Lichtern unsterblich. Die Folterschraube der Entbehrung zog an, und er schrie vor Schmerz.

Und wenn im Jahr der menschlichen Seele das Höchste wie das Tiefste, die Süße und die unerträgliche Bitternis ihre Fristen haben; und wenn der Schmerz wolkig wurde und neblig und sich gar völlig verzog: so quollen nun aus dem zerrütteten Mark in das geschwächte Gebein Gifte und Krankheit von gleichsam natürlicher Art: es begann das Grausen, die Raserei des Geschlechts. Nun wucherte die Nacht, nun strotzte der Leib, gebläht von Wahnsinn seiner Lüste. Bruno stürzte ihn die Treppe der Dirnen hinunter und im Triumph seiner Verzweiflung dem Abgrund der Seuchen zu. Aber am Rand riß ihn der Ekel zurück, er wandte sich und ergab sich der Fata Morgana: sich selber. Graue Tage und einsame Orgien der Nächte. Es war bald ein geheimes Abkommen zwischen ihm und sich selber geschlossen, dergestalt, daß er in jeden Schlaf nur durch das Thor des Entschlusses einging: Morgen fahre ich zu ihr; denn eine Möglichkeit des gemeinsamen Lebens muß sich schaffen lassen. — Und dieses Abkommen erteilte ihm die Erlaubnis zu dem vorhergehenden Raub an sich selbst, zum Hineinreißen der fatamorganischen Geliebten in seinen schmelzenden Leib. Er ermordete sie, und er schwang sich wieder mit ihr wolkenhoch und zu einem Hochmut der Götter, daß er schrie: Haben nicht Sigmund und Siglinde gelebt, und haben sie nicht Sigurd gezeugt? Und lebten sie nicht leibhaftig, so sind sie um so tiefer wirklich gewesen, geistige Geschöpfe eines ganzen Volks, das eine höchste Liebe in der Umschlingung der Wälungen begriff und verherrlichte. — Griechenland stieg auf, wo ein Unerlaubtes in gepriesenen Gliedern lieblich und edel schien, und über Asien und Ägypten zeigten sich riesige Königsgeschwister, viel zu hoch, viel zu kostbar, als daß ihr Blut sich anders vermischen durfte als mit dem eignen. Sie beide aber, er Bruno und sie Helke, waren sie minder vereinsamt in der Menge und minder königlich im Geist, eine selige Cäcilie sie, ein Bruder, wenn er nur wollte, Tintoretos und Theotokopulis er, wofür als geheimes Zeichen sie beide das Volk um Haupteslänge überragten? Oh, warum waren nur seine mächtigen Lebensgeister so gebunden von uralten abergläubischen Gebotsfesseln! Und o, warum duldet er diesen Irrsinn der Welt, die nur jene Sünden verfolgte, die ein Mensch dem andern zufügte, nicht aber die der Mensch selber sich antat aus Not! Oh, alle Raube und Morde, alle Gewalttaten und Schändungen der

Menschheit, die kein Gesetzauge sah, die der Einzelne einsam an sich beging!

Der Morgen kam und zeigte in der aschgrauen Hand die großen Goldfiguren der Nacht, bleigegossene, kleine, verächtliche Männlein.

Bruno, wie schon gesagt, lernte richtig zeichnen, die verschiedenen Arten der Farbmalerie, porträtieren, jedes, soweit die Geschwächtheit seiner Augen gestattete, die ihn stets nur ein Einzelnes sehn ließ, niemals ein Ganzes; will sagen eigentlich Teile nur, weil es kein echtes Ganzes gibt, das nicht erbaut wäre aus Teilen, — und so verlebte er längere Zeit bis zu dem Tage, wo er aus einem Anschlagzettel des Theaters den Namen Jetta Slanders las und sein Dasein sich änderte.

Die Frau hatte ihn wirklich geliebt, und nun, wo sie den unbestimmbar Traurigen wiedersah, mit einer Stille bekleidet, die größer war, als er selber zu wissen vermochte, und die sehr verlockend abstach gegen den Maskenlärm ihres Lebens, verfiel sie in eine Leidenschaft, deren schöne Wirklichkeit sie entzückte. Nun hatten die damals eben beliebt gewordenen Frauengestalten der Ibsenschen Stücke sie befähigt, ihre Kunst so zu entfalten, wie sie brennend sehnte, und um die Zeit des Wiedersehens hatte sie begonnen, als Hedda, als Nora gastweise von Bühne zu Bühne zu ziehn. Sehr gelegen kam da ihrer Ruhmbegierde die Begegnung mit Bruno: ein berühmter Maler, der er schon werden sollte, konnte ihren Glanz und sie wieder den seinen fördern.

Brennender, lebendiger, stolzer, ja härter; geistiger und durch alles dieses auch schöner geworden, besiegte sie Bruno rasch, unwissend, wie sehr er willenlos war, nicht viel mehr als ein Holz, dessen Natur es ist, im Feuer zu brennen. An eine Sommerreise glücklicher Flitterwochen — denn Bruno fühlte sich so erleichtert, als habe die Verantwortung für sein Leben ein anderer übernommen — schlossen sich nun die Reisen durch die deutschen, auch ausländischen Städte, und Bruno fand sich, er wußte nicht wie, zum Porträtmaler geworden. Er malte nicht schlecht; ja, sogar, wenn ein Charakter von Ernst und Gewicht ihn in sich zog, so leistete er in der impressionistischen Art, die sich von selber in seine Finger gefunden hatte, Bedeutendes. Entsetzt nach vergeblichem Warten war lange der Genius entflohn und die entkräftete Seele gefolgt; nicht mehr wissend, was es ist, sich nach innen zu wenden, das vorsichtige Netz in den Weiher der Geheimnisse hinabzulassen, oder nur zu lauschen, wie es vom Grunde

herauf dunkel murrte, bis der Schein eines Geisterantlitzes freudebedrohlich erschien: war er hohl und befand sich leicht im beständigen Wechsel der von außen ergossenen Fülle. Er hatte die Menschen nun gern, er fand nichts auszusetzen an ihrem Treiben, weil er an sich selber nichts aussetzen durfte; er hatte sie zu malen, und das Handwerk machte ihm Freude.

Dann freilich kam der Tag mit der unausbleiblichen Stunde, wo es ihm einfallen mußte, eine alte, noch aus väterlichen Zeiten stammende Mappe voller Proben und Entwürfe zu öffnen. Nachmittag war's, er allein in der Werkstatt; und er grauste sich.

Den Inhalt der Mappe brauchte er nicht erst zu vergleichen mit den halb und halb oder ganz fertigen Malerarbeiten um sich her. Er saß von ihnen abgewandt vor der Glaswand, unter sich abendsonnige Dächer, in einem beständigen Schluchzen. In welcher Stadt bin ich? fragte er. In welchem Leben bin ich? Wozu hier? Wie alt? Wem gehöre ich zu? — Er wußte nichts außer dem Zermalmenden: daß er an der Unsterblichkeit vorüberging, — aber ein Chor verschütteter Stimmen schrie: Umkehr!

Er brauchte keinen Entschluß zu fassen; er war ganz fertig, als er vor der Tür den Schritt seiner Frau vernahm, dem er anhörte, daß die Liebe zu ihr schon lange so flüchtig geworden war wie Erinnerung. Da sie eintrat, stand er auf und sagte zu ihr:

„Liebe Jetta, ich habe eine alte Mappe geöffnet und gesehn, daß es eben der letzte Augenblick ist, wo ich umkehren kann. Wir wollen uns trennen und dankbar sein für die Zeit. Wir liebten uns, aber ich glaube, wenn du dich recht besinnst, wirst du erkennen, daß wir es nicht mehr tun. Es ist ein Schein wie die Bilder hier.“

„Ich glaube,“ sagte sie, „du hast recht.“

Dann kam sie zu ihm, faßte seine Hände, blickte ihn gut an und sagte: „Ich muß freilich bleiben, wo ich bin. Aber, Bruno, wir kennen die Zukunft nicht, und wir können ja denken, daß nur eine Pause nötig ist, und daß wir uns wiedersehn.“

Sie begann zu weinen. Das war ihre Natur so, die durch das ständige Theaterspiel bestärkt worden war in der Nachgiebigkeit gegen Erschütterungen. „Hoffentlich“, sagte sie, „gerät's dir zum Segen.“

„Und dir auch“, schloß er dankbar und hoffnungsvoll.

Dies war in München. Am folgenden Morgen, einem Junitag,

um die Stunde, wo die Häuser der Bauern leer sind von Menschen, die sich dann hier und da in den Wiesen sehn lassen, die Sense schwingend oder den Rechen, trat Bruno in den alten Geruch des kühlen Hausflurs und gleich links in die Wohnstube. Die war unverändert, und er wandte sich, und siehe da, zwischen Fenster und Türe im vollen Licht hing Toledo im Gewitter.

Später einmal, wenn Bruno an diese Stunde zurück dachte, so war ihr Wesen kaum faßlich vor Unscheinbarkeit. Das Bild hatte ihn nicht erschreckt; er war sogar nahe getreten, hatte es auf Schäden geprüft, und dann erst, als er vor ihm saß auf der Bank unterm Fenster, hatte er erkannt, daß es ihn festhielt. Es hatte, dunkel wie es war, Strahlen in ihn gesenkt, die im Spektrum nicht sichtbar sind, ultra genannte Strahlen jenseits unsrer sinnlichen Grenze. Da war sie wirklich geworden, diese hochgelegene Stadt, die in Feenschlössern aus dem Weltuntergang hochflog, unter Wolken, über Wolken, zwischen schwefligen Scheinen, eine geisterhafte Tänzerin aus Licht, eine Erscheinung von überirdischer Sicherheit, von zerrissenen Tälern und Schlünden, von zerrissenem Gewölk und Himmel, von lauter Zerrissenheit umringt. Bruno war hergekommen, um von vorn anfangend der Maler zu werden, zu dem er bestimmt war, und nun saß er schon lange im Versagen. Unmerklich hatte ein Blitz seinen Quell aufgesaugt, er war versiegt. Und als er es wußte, sah er im Bild der Gewitterstadt das Bild seines Lebens gemalt, worin es den einen Aufflug gegeben hatte, für Blitzesdauer, hinter dem die Nacht in Zerrissenheiten versank.

Das war's, was er sah, und es war genug, und es brauchte nicht aus dem Gespensterlicht seines Bildes das traurige Antlitz zu treten, das mit dem spitzen Bart und der spitzen Stirn, mit den abstehenden Ohren, das Gesicht des schaurigen Griechen, das aus runden Augen unter den Kreisbögen der Brauen ins Nichts blickend zum zweiten Male zu Galba sagte: Du kannst nicht. —

Eine Kinderstimme, laut aufweinend durch eine plötzlich geöffnete Tür, weckte ihn aus der Erloschenheit. Nun fiel ihm ein, wessen er noch vor der Haustür mit Vorfreude und etwas Beklommenheit eingedenk gewesen: daß er hier eine kleine Tochter hatte, im ersten Ehejahre von Jetta geboren, ein Sommerkind, weil nur in den sommerlichen Wochen der Erholung hier sichtbar, aufwachsend in der guten Luft bei seiner Pflegerin und Erzieherin, ein stilles Geschöpf, ihm wenig bekannt. Jetzt erinnerte er sich auch, daß nur die Wohn-

stube im Haus unverändert war; der Stall und der Heuboden waren ausgebaut, ein neuer Stall und Boden daran, denn die Landwirtschaft hatte er nicht aufgegeben und in den Sommern gern zu Sense und Rechen gegriffen.

Bruno erhob sich und ging dem leiser gewordenen Weinen nach in den Oberstock, wo eben eine Tür zufiel und das Weinen verstummte; öffnete behutsam die Tür und sah in den kleinen und niedrigen Saal. Das Kind saß in seinem Schulpult am Fenster, die Lehrerin hielt es am Ohrzipfel und skandierte: „Ei-ne die-bi-sche El-ster“. Trotz der Sommerwärme waren die Fenster geschlossen und die Luft übelmachend mit einem Gemisch von Medikamenten und Parfüm. Unvernunft und Bosheit, die walteten hier im Verein.

Da er sich nun bemerkbar machte, so wandte sich das Gesicht her, das zart war und lieblich trotz einer kräftig gebogenen Nase und tiefliegender Augen, und gleich lag der kleine Leib und der Kopf, groß von herumgewundenen lichten Flechten, an seiner Brust. — Und Bruno begann die dritte Veränderung seines Lebens mit einer Berichtigung der menschlichen Irrlehre, welche der Elster, einem schönen und sinnvollen Vogel, weil er dasselbe tut und denkt wie der Mensch, daß ihm nämlich wohlgefällt, was glänzt, und er sich verschafft, wenn er es sieht, einen Schandnamen machte aus seiner, des Vogels, Unkenntnis der Gesetze. Danach wurde er, was sein Vater gewesen, ohne freilich nur in einem Traum zu bedenken, daß es so war: Bauer und Lehrer seines Kindes. Nur fing er, völlig verzichtend, das Bildschnitzen nicht an.

Das Kind Dorothee schien schwächling und zart, aber die Blumen-gestalt war frisch und markig und zähe. Zwiespältigkeit schien einmal das Wesen der Galbas sein zu sollen, und so hauste im feinen vornehmen Äußern dahier eine ländliche, wiesenliebende Seele. Die Natur selber schien in das zärtliche Zeltlein der Menschenhaftigkeit eingezogen und reichte sich selber von drinnen nach draußen die lebendige Hand. Der mählich Heranwachsenden galt es ganz gleich, schwitzend am heißen Bauch der Kühe zu zapfen, das Heu zu wenden, Ziegen ans Licht der Welt zu verhelfen oder Blumen in Töpfe zu ordnen, im Mondschein zu Traum zu werden und Märchen zu hören, lange hinlauschend, aus der eintönigen Gesprächigkeit des Brunnenrohres. Sie liebte das Ganze, liebte es mit dem Wesen, kaum mit ihrem Bewußtsein, und Worte machte sie nie daraus, ausgenommen

die Kosenamen für ihre Hühner und Gänse und die erworbenen Freundschaften der Elstern, mit denen sie endlose Kindsgeschwätze vollführte. Bäume und Büsche und selber die strengen Felsen waren ihr freundlich gesinnt, öffneten sich der liebevollen Vernunft, redeten verständliche Sprache.

Schwerer wahrhaftig waren die, welche der Vater lehrte, denn es wurde nun alles wieder wie einst: Homer kehrte zurück und Herodot, Cornelius Nepos und Ovid, und die uralten Verse rollten in Perlenfrische über die willigen Lippen verjüngt. Nichts wurde es dagegen mit der Malkunst. Sehr sonderbar allerdings war es für Bruno, zu sehn, daß die zeichnerische Begabung des Kindes die seines Vaters und Großvaters nicht nur vereinte, sondern übertraf; daß es aber der allzeit verschwenderischen Natur beliebt hatte, an dem sonst vollkommenen Organismus diese Blüte zu überzüchten, sodaß sie unfruchtbar blieb, unbefruchtbar vom Geist des Lebens, eine erstaunliche Fingerfertigkeit, unabhängig von allen doch vorhandenen Seelekäften, für das Kind selber ein Müßigspiel, Tand und Vergnügen. In späteren Jahren zwar schien es, als sollte Kunstgewerbe daraus werden; Phantasie griff doch zu, schuf geheimnisvolle Zusammenfassungen und -stellungen kristallinischer, pflanzlicher, tierischer Formteile, in denen der Verstand des Vaters, oder ihr eigener, Muster für Buchpapiere erkannte, oder für Töpferwaren, oder für Stickereien. Allein sie blieb bei den Nadelarbeiten, die auch am besten paßten zu ihrem früh fraulich werdenden und dem häuslichen, ländlichen Wesen. Daß es bald fraulich wurde, war gut eingerichtet von der Natur, die sich gern fördern ließ von der kindlich erratenen Einsamkeit des gattenlosen Mannes. — Es war alles wohl eingerichtet im Haus; die Mutter konnte dabei sein, wenn sie wollte, sie störte keinen. Freilich, da hier keiner Neigungen hatte, die sie, außer einen Sommertag lang, teilen konnte; da, je schöner der Sommer war, in der ständig vergrößerten Wirtschaft keiner Zeit hatte für sie: so kehrte sie immer seltener und zu kürzerem Aufenthalt ein. Brunos vergangene Liebe stellte sich nicht wieder her, und die letzte Wärme der ihren erlosch aus Mangel an Nahrung. Sie lernte, soweit sie noch dessen bedürftig war, das Ihre in den Städten zu finden. Den Rest nannten sie Freundschaft.

Ich weiß nicht, ob Bruno in jenen Jahren auf die Frage: Bist du unglücklich, Freund, oder glücklich? eine Antwort zur Hand gehabt hätte. Vielleicht hätte eine Frage ihn erinnert, ihn geweckt wie den

Wandler im Mond und gestürzt. Es fragte aber nie jemand, zum wenigsten er selber. Der gegen sich selbst gerichtete Wille des Menschen ist eisenstark, und er ist es mit einem geheimen Triumph, wenn es gilt, einen Teil des Ichs zu verkerkern. Hier war dazu nur nötig gewesen, Toledo im Gewitter zu entfernen, und — wer sich nie im Spiegel erblickt, muß wohl seine Züge vergessen. —

Dorothee stand nun in ihrem siebzehnten Jahre, in festen Schuhen, zierlicher Gestalt, blond wie das Korn, tiefäugig wie der Wald, eine ausgedachte Freude der Natur. In diesem Sommer blieb ihre Mutter länger im Hause, als den eigentlich Hineingehörenden erträglich war, zumal die Äußerung erschreckte, sie wolle ganz dableiben. Das führte insgeheim zu leidenschaftlichen Beteuerungen der Tochter an den Vater: was die Mutter nur wolle; er habe ja sie, die ewig bei ihm bleibe, ewig, — so ewig, daß es ihn stutzig machte, daß er sie ins Auge faßte, sie reif geworden fand und, für sich selber erschreckend, inne wurde, daß er mit ihr nicht verfahren durfte wie sein Vater mit ihm.

Jetta, die Mutter, war ihres Treibens müde geworden und nahe daran, bitter zu werden. Sie hatte im vielfältigen Wechsel ihres Theaterlebens die immer gleichen Schnüre zu fassen bekommen, an denen sich drehte; sie hatte die Höhe ihres Könnens erreicht, glaubte zwar, sich noch sicher auf dem Kamme zu halten, aber wo kein Aufstieg mehr war, da auch keine Freude. Von Niedergeschlagenheit erfüllt, bildete sie sich ein, nicht nur die Bühne — mit soviel Ekel beschmutzt —, sondern die ganze bewegte Buntheit der Zusammenhänge entbehren zu können; und jedenfalls ließ sie mit Wohlbehagen die tausend unsichtbaren, kleinen, doch scharfen Beißzangen der Gebirgsluft ihr Gesicht benagen, Puder und Farbe aus den Falten säubern, die sie gleichzeitig mit den ländlichen inneren Mitteln zu glätten bemüht war. Die kaum Vierzigjährige begann in der Tat zu blühen, und sie sagte: Wo ich blühe, da bleib ich.

Aber es kam der Herbst, die Fanfaren der Theater bliesen zum Angriff in aller Welt. Jetta wollte nicht spielen, sie wollte nun spielen sehen, und Bruno willigte aus verständlichen Gründen ein, sie nebst Dorothee für kurze Zeit nach München zu begleiten. Dorothee war untröstlich und flehte tausendmal, sie zurückzulassen. Allein Bruno blieb fest, nach München zu fahren, um dort, endlich, seine Schwester wiederzusehn.

Das hatte er nicht geahnt, das bedachte er am wenigsten in dem wunschlosen Augenblick, wo er, der späten Oktobersonne froh, an der Bank im Englischen Garten, auf der Helke saß, seine Tochter vorüberführte. Helke sprach, auf ihren Sonnenschirm gestützt, zu einem fremden Kind, über das sie sich beugte; sie blickte auf und traf seine Augen, aber sie erhob sich augenblicks, als ob sie die beiden erwartet hätte, und sagte: „O Bruno, deine Tochter!“ Und weiter: „Bruno, wie gleicht sie unsrer Mutter!“

Sie war sehr lebhaft, übernahm selber die nötigen Aufklärungen an das Kind — auch hier jedes richtig erratend —, und Bruno hatte Zeit, sich zu sammeln und zu erkennen, daß es überflüssig gewesen war, zu erschrecken. Dies war nicht Helke; es war eine wundervolle mütterliche Frau, blühend oder reif, wie man will, in jener Frist der Alterslosigkeit, schön, als ob sie von Feuerbach gemalt und lebendig geworden wäre, und sie konnte ja recht wohl seine Schwester sein. Dorothee, von drei Münchener Tagen in sich gescheucht, entfaltete sich beglückt wie ein Zitronenfalter an der großen und herzlichen Blume; am Ende kam Bruno sich vorübergehend vor wie die ausgehülste Puppe dazu.

Sie berichteten sich einiges aus dem inzwischen vergangenen Leben, und wenn Helke auch nur die Stücke sehn ließ, die dem Auge des Mädchens zuträglich waren, so kann doch das Ganze hier mitgeteilt werden.

Am Morgen nach jenem Tag wartete Helke eine neuerliche Bedrängnis durch den Onkel nicht ab; sie warf sich auf ihr Pony und jagte es die halbe Gehstunde zum Gute des jungen Gerhart zur Pahlen. Als er das Zimmer, in dem sie zu warten hatte, betrat, war sie an der hinter sich geschlossenen Tür stehen geblieben und stieß hervor: „Ich schenke mich Ihnen! Da haben Sie mich!“ die Worte fast zornig wiederholend, weil er sie augenscheinlich nicht gleich verstand; worauf sie auf einem Stuhl in Tränen ausbrach — Sie hatte aber viel Glück, ja, sie gründete ein langes wachsendes Glück mit dem heftigen blinden Schritt. Gerhart blieb vom ersten Tag bis zum letzten der Ritterliche, Dankbare, Beflissene. Leidenschaft kannte er nicht; er liebte sie, solange der Zustand Liebe genannt werden konnte, und ging danach über zu der achtsamen Freundlichkeit, die ein guter Halt der Mehrzahl von Ehen ist, die glücklich genannt werden, und nicht nur von den Zuschauenden. Die innerlich wie verwandt Gewesenen mußten sich allerdings mit der Zeit entfremden. Er war Landwirt, aus Freude

und mit Verstand; da er alle geistigen Reiche gutherzig „Südamerika“ nannte, ein Land, das er nie zu besuchen gedachte, so war folglich sein aristokratisches Leben in zwei ungleiche Hälften geteilt: Arbeit und Erholung, wie er sagte: Mistfahren und Stadtfahren, nämlich in den Kreis seines Regiments und dessen Vergnügen an Pferden, Tänzerinnen, Wein und Spielkarten, deren verschiedene Arten er sämtlich, weil ohne Leidenschaft, zu niemandes Schaden betrieb. Sie dagegen, Helke, hatte ihr Cello und ihren Sohn.

Der hieß Hans Wilke, war aber ein Galba und sah daher nicht so aus. Seine an Bruno erinnernde Länge konnte sehr wohl vom Vater und den Pahlenschen Vorvätern herrühren, doch saß auf dem landadeligen Rumpf ein kleiner Kopf, schwarzhaarig und mit einem Gesicht, das in der Wiege quittengelb gewesen war, später sich ins Olivene färbte, — und Bruno erkannte mühelos, trotz bläulicher Augen, die Züge seines Vaters wieder. Dem glich er auch darin, daß er Bauer war, nur freilich mit einer mehr bewußten Leidenschaft als jener. Zu diesem hatte er, ohne geistig in irgendeinem Betracht fruchtbar zu sein, einen scharfen Verstand, Neigung zur spekulativen Philosophie, — in den Mußestunden versteht sich und auch dann nur, soweit es die andre, für seine Mutter freilich beste Begabung zuließ, die für Musik. Wohl ging ihm die vollkommene Musikalität seiner Mutter ab; aber das Klavier behandelte er musterhaft, allein, als Begleiter des Cellos, im Trio und Quartett. Nun war er neunzehnjährig, hatte eben die landwirtschaftliche Hochschule hinter sich und war jetzt mit den Eltern in München, um sich auszuwechseln, Musik zu hören und die Berge zu sehn.

O ja, das war Helkes Leben gewesen. Im Garten wandelnd trafen die drei noch Hans Wilke, und Helke sagte, mit Bruno hinter den Jüngeren zurückbleibend —, ohne viel von ihm erfahren zu haben, alles ablesend von seinem Gesicht; sie sagte: „O Bruno, ich glaube: ich bin immer glücklich gewesen!“

„Frauen“, erwiderte er, sich angegriffen fühlend, „können wohl gar nicht unglücklich werden.“

„Wenn sie Mütter sind“, sagte Helke.

Er beschloß: „Ich bin ja zufrieden.“

Ihr Mann, den Bruno dann kennen lernte, enttäuschte, weil sie ihn sehr gerühmt hatte; indes gestand sie Bruno hernach, sie sehe ihn auf einmal anders in seiner Gegenwart und habe ihn wohl lange schon in der Blüte seiner jüngeren und der ersten Ehejahre gleichsam

gefroren gesehn, überdies im alles verklärenden Licht ihrer Leidenschaft zu dem Knaben, dessen Vater er war. — Mit Aussehen, Gehaben und Kleidung in blonder Länge eine vollkommene und etwas altmodische Vornehmheit darstellend, beunruhigte er Bruno durch die unveränderliche Starre der im überschmalen Gesicht flach angebrachten Augen, welche den, welche sie ansah, nicht zu erblicken schienen. Wenn er den Humor, den er hatte, allein zu Offenbarungen seiner äußersten Langweile benutzte, so langweilte die Hörer trotz der geselligen Form die Öde des immer gleichen Gegenstandes. Er war schlaflos vor Langweile, äußerte über die Münchener Pracht-Straßen, daß die Ausdehnungen ihres Gähnens immerhin etwas Löwenhaftes an sich hätten, und prophezeite, sie würden ihn eines Tages mit unerwarteter Schnelle in die Flucht schlagen, — bis ihn der lebenswürdige Stachel der Jetta bewegte und er sich zu ihr gesellte.

Während nun diese die Theater besuchten, in den anschließenden Nachtstunden die anschließenden Orte der Erheiterung, und infolgedessen die Morgende verschliefen, führte Bruno die anderen drei durch Museen und Galerien, zu schönen Fassaden und Kirchen, ins Isartal und nach Starnberg, wobei ungezwungen die Paare wechselten, sie am liebsten jedoch viersam blieben. Hans Wilke nämlich und seine Mutter hatten das größte Behagen daran, ihre Stimmen zu erheben, miteinander zu streiten, sich zu überschreien. Die Dorothee fügte sich sauber dahinein, doch Bruno erklärte sich für die Pauke, die meisthin pausierte, dann aber erschreckte.

Bruno war tiefinnen mit sich selber beschäftigt. Ein Bild, der Entwurf zu einem Gemälde, hatte sich auf dem Punkt wieder gezeigt, da er Helke erblickte, als hätte ihr aufgeschlagenes Auge es ihm zugeworfen. Der Entwurf stammte aus seiner ersten Münchener Zeit, aber er hatte von der schwierigen Komposition nichts zustande gebracht als eine hingeknirschte Karikatur, die, weil das Bild der Sturz des Ikarus sein sollte, den Sturz eines Papierdrachens darstellte. Das Bild, ein Hochrechteck, war so beschaffen, daß in die unteren Bildecken sich je eine große, noch unbestimmte Gestalt voll Entsetzen hineinkrümmte, dem Mittelgrund zugewandt, wo die Gestalt des Stürzenden, die Arme in Kreuzform gebreitet und Kopf nach unten, anscheinend dicht über dem Erdboden schwebte, das Gewand an ihr wie ein Dreiecksegel, oben um die Füße gewickelt, verflatternd. Doch war zu sehn, daß diese nach dem Maß der natürlichen Perspektive

viel zu große Figur über einer Tiefe hing, die vorn von einer Anhöhe verdeckt wurde. Von dem, was sie erfüllte, war dem Maler nichts deutlich als eine Meerbucht, von rechts her ins Bild gerundet; doch war dieser Busen, weich, aber in vergeblicher Tiefe, von einer — wie verdorbener Wein — braunen und so schrecklichen Farbe, daß er sich entsetzte, sobald er ihrer recht inne wurde. Die Farbe der Anhöhe sollte ein schreiend wollüstiges, ein nie gesehenes, aber tausendmal leiblich empfundenes, ein zischendes Grün sein, und die Gewandfarbe des Stürzenden ein düstres, nach oben ins Blaue verjagtes Rot. Die Körper vorne waren wohl nackt, rosig und irgendwie violett angeschattet. Es war Bruno klar, daß der Schatten des Greco über diesen Furchtbarkeiten lag, aber das Bild brauchte nur erst das Meisterstück zu sein, die Meisterwerke verhiessen sich hinter ihm. Die Arbeit daran und das Schwere waren nicht die Farben, die nur ein Blitz darin anzünden konnte, sondern der Aufbau nach oben, all die Linien und Flächen, die sich aneinander vorüber schoben und drängten, so verdrückt von dem hineingekeilten Sturz aus dem Raum.

Und während nun Bruno nach außen hin ununterbrochen beschäftigt war, mit Erklärung von Bildwerken oder Architektur, Musik hörend oder auf die Wortgefechte seiner Gesellschaft, war in seinem Innern die Stille und lag darin ein Wesen, das seelische Untier, saugend mit allen Gewalten jenen Schmerz der Farben und die unmenschlichen Verschobenheiten aus der dämonischen Leere der Unendlichkeit. —

Diese schnellflügeligen Münchener Wochen fanden einen merkwürdigen, einen beinahe lächerlichen Abschluß. Bruno und Helke wurde ein an beide gemeinsam gerichteter Brief ihrer Eehälften überreicht, in dem sie in wenigen herzlichen Wendungen ihr geselliges Verschwinden anzeigten. Daß jeder der Bleibenden einen leiblichen Trost zur Seite habe, hatten sie, sich zum Trost, auch hineingeschrieben.

Helke war doch erschreckt und sagte: „Sie werden den Irrtum bald einsehn“, worauf Bruno erwiderte, vorderhand müßten er und sie sich wohl anders einrichten. Da erkannten sie zu zweit, was hier vor sich gegangen war. Jene beiden — oder das Schicksal — hatte sie zusammengefügt. Kam es ihnen für einen Nu so vor, als ob sie zwei Menschen wären, die von verkehrten Ehen befreit, nun heiraten könnten? Und griffen sie deshalb sich zusammen, lächelten sich an, erfaßten sich bei den Händen, um sich zu beteuern, daß sie nun zu viert ein köstliches Leben anfangen würden? Es kam hierdurch, daß er die Schwester

brüderlich an sich zog, und obwohl er nicht erwartete, daß die Küssengewohnte ihm die Lippen reichte, die ohnehin durch ihre körperliche Größengleichheit dicht vor den seinen waren, so gelang dieser Kuß auch vollkommen.

„Brüderlein!“ sagte sie leise. „Schwesterlein“, gab er das Echo. Dann sprachen sie schnell von andern Dingen, ihr Ohr vor etwas zu schließen, das sehr fern, aber schaurig geklungen hatte.

Allerdings waren sie nun doch sehr überrascht, und sie kamen lebhaft sprechend überein, die Jetta für die Anstifterin zu halten, für die Treibende jedenfalls zu dem tatsächlichen Schritt. Wie Helke ihren Mann kannte, so urteilte sie, daß es sich für ihn nur um ein bewegtes Erlebnis handle. Der allzeit Unleidenschaftliche, nie sich Nachgebende mußte wohl, wie ein jeder, einmal im Leben die Handlung begehnen, die ihm vorgeschrieben wurde von einer Macht über ihm; und weil es nicht eher geschehn war, so war dieser Zeitpunkt der Lebenswende der natürliche. Überdies, wie seine Frau ihm bekannt war, durfte er sicher sein, jederzeit wieder aufgenommen zu werden, wenn auch nur als Vater seines Sohnes. Bei Jetta hingegen befeuerte sich der Schwung des Erlebens gewiß durch die Aussicht auf aristokratischen Glanz und großen Gesellschaftsverkehr über benachbarte Güter und Auslandsreisen.

Fast ruhiger nahmen die Kinder die Sache auf. Dorothea versicherte sich nach dem ersten Schreck der Gefäßtheit ihres Vaters und trug ihre Gleichgültigkeit offen. Ähnlich verfuhr Hans Wilke, der etwas väterlichen Humor übernahm und zunächst meinte, dies lasse sich ja fast wie Südamerika an. Worauf die Angelegenheit abgetan ward mit seiner letzten Äußerung: Ergeh es ihm nicht wie Onkel Guido.

Das war Helkes Vormund, welcher sich bald nach ihrer Heirat mit einer Sängerin versorgt hatte. Was er den Geschwistern zufügte, hatte er selber als einen kleinen Streich bezeichnet, und die rächende Nemesis verfuhr sehr gerecht, da sie ihn nur gelinde betrügen ließ.

Bei dem inneren Malen beharrte Bruno, auch nachdem er mit Helke und den Kindern in sein Haus eingekehrt war. Die Jahreszeit war Oktober, und da die umfängliche Wirtschaft so von ihm eingerichtet war, daß ihm selber die Hauptarbeit oblag, so hatte er den Tag über keine Hand frei. Die Kartoffeln waren zu ernten und einzumieten, das Obst zu brechen, alle Gemüse hereinzuschaffen, und zur Hauptsache kehrte das Vieh von der Alm — zweiundzwanzig Rinder und der Bulle —, war zu verpflegen, und wie jedes Jahr stellte sich heraus, daß

noch Streu zu schlagen war, nämlich Schilf unten in der Au des Stroms, das von Rindern mühselig und langsam heraufgeführt wurde. Hans Wilke griff munter zu, vornehmlich mit dem Munde, die längsten Reden haltend, weil es nah und fern keine Stelle gab, an der nicht eine Verbesserung anzubringen höchst nötig war. An den Obstbäumen ärgerte er sich insbesondere; sie gehörten nicht zur Wirtschaft, so reichlich sie standen, sondern waren die einzige nahezu mühelose Frucht für den Bauern der Gegend; nach Hansens Meinung schändlich verwahrlost, weil ganz ohne Händepflege, die allein den raupen- und larvenlesenden Singvögeln überlassen wurde, und zahlreich waren die nicht.

Dorothee zwitscherte von Tätigkeit, aber für Helke war die Landwirtschaft eine zwar erfreuliche und gesunde, aber für sie selber exotische Sache, deren Einzelverrichtungen sie gerne zusah, äußernd, daß sich auch von anderer Arbeit gut schläfrig werden lasse. Also wechselte sie von dem mangelhaften Klavier, das im Haus war, zum Zuschauen Brunos, wenn er, fast verschwunden im mannshohen Schilf, mit der zischenden Sense darin herumrauschte; oder sie hieß ihn in die Obstbäume steigen und entleerte, neben dem Korbe im Grase sitzend, den Pflücker. Wenn er die Leiter herunterkam, gaben sie sich einen Kuß.

Jener erste Kuß — warum hatte sie nichts gewarnt? — war ein erster gewesen. Die Möglichkeit der Küsse war eingerichtet, viele, unzählbare folgten, gekeimt aus dem ersten, und es ist fast ein Wunder zu nennen, daß sie volle sieben Tage, daß sie eine Gotteswoche von Montag zum Sonntag verbrachten, ohne eine Veränderung zu bemerken, nicht die immer heißere längere Glut der Küsse, das Hinzukommen der Umschlingung, und daß bald jeder nur mehr eine Verlockung war für den nächsten.

Bruno schlief wie ein Toter des Nachts; sie versicherte ihm des Morgens das gleiche von sich. „Nicht einmal“, fragte sie, „von deinem Bilde träumst du?“ Er hatte ihr etwas davon verraten; auf solche Fragen erwiderte er einmal mißmutig, es käme niemals zustande; ein andermal erglänzend: er warte nur auf den Blitz, der das längst fertige erlöste.

Und so kam der letzte Tag und die Flammenminute, wo sie aneinanderhingen, mit feurigen Mündern die Seele sich heraussaugend aus dem Leibe, zusammengeballt und erdefern hineingeschwungen in die Unendlichkeit, vorüberrollend am Paradies. Dann standen sie als Zermalmte da; denn jetzt, was war es jetzt? Jetzt hatten sie Bruder

und Schwester sein wollen; sie waren's gewesen; und wie sie es nun ansah oder nicht ansah: jeder las von der Stirn des andern das Zeichen. Bruno aber schrie — er schrie wohl zum ersten Male im Leben —: „Das Schicksal will es, das Schicksal will es! Die Menschen haben uns zusammengeworfen, jetzt wollen wir die Natur fragen! Wenn wir Kinder kriegen, können wir sie und uns noch immer ums Leben bringen, und haben wir keine, so spricht die Natur, und — oh Gott! — sie kann wohl einmal die Ausnahme dulden!“

In dieser Nacht schlief Bruno nicht ein, sondern wartete nur elf Uhr ab, da er in Feuer lag wie eine Zündschnur von Anfang bis Ende. Im Innern des alten Hauses hatte er laut ächzende Dielen zu fürchten. Die Außenwand seines Zimmers war, wie sein Vater sie hatte machen lassen, aus Glas; er stieg durch die Fensteröffnung auf die Altane und in die schon eisige Nachtluft hinaus, die er nicht spürte, und ging um das ganze Haus bis zu Helkes Fenster. Ihm wurde bewußt, daß es wie alle in dem bäuerischen Gebäude mit einem Eisenkreuz vergittert war, doch auch, daß ihm, kaum daß er davor stand, wie Schwanenhälse zwei nackte Arme zuflogen. Nun, was sie jeder von Kleidung am Leib hatten, das riß er herunter; lautlos, weil sie sonst geheult hatten, stürzten sie ineinander durch das Gitter. Das waren nicht Küsse, das waren Blitze, die einschlugen und lange zischten, und sie rissen sich blutig an den Stäben, sie mischten ihr Blut, tranken ihr Blut, sie liebkosten sich getrennt bis zur letzten Lohe, und sie stürzten als Ermattete auseinander, wie wenn ein gespaltenes Ganzes zerklaffte, und jeder rücklings in seinen Abgrund hinab.

Der Morgen war wie die vorigen kalt, klar und rein. Durch sein Erwachen erfuhr Bruno, daß er im Schlaf gelegen hatte; nun fühlte er sich eher leicht als erschlaft, ja, in der Tat wie durchlüftet im ganzen Leib, und nur erst, als er aufstand, begann sein Schädel leise murrend zu schmerzen. Er sah auf der Uhr, daß es später war als gewöhnlich, und hörte es an der Stille im Hause.

Als er die Wohnstube betrat, saß Helke abgewandt auf der Bank unterm nächsten der kleinen Fenster; den Kopf in die Hand gestützt, blickte sie, da sie groß genug war, hinaus. Sie wandte sich nicht und schwieg so wie er. Sein Frühstück stand auf der Ofenbank; ihn hungerte, und er saß hin, aß und trank. Dabei sah er sie nun am Fenster sitzen und bemerkte, daß ihre Haltung ähnlich der Iphigenie Feuerbachs war; ähnlich auch die schwarze Verschlingung lockerer

Flechten in ihrem Nacken, und ein weinroter, flordünnere Schulterschulter ähnelte mit seinen bogigen Falten dem Gewande der Griechin. Nun war die Zeile da: „Das Land der Griechen mit der Seele suchend“, und vor seinem erbitterten Auge stieg es auf, Griechenland, wo sich Jünglinge in Ringschulen und Jungfrauen auf Inseln umschlangen. — O gäb es ein Griechenland! Wo wirkliche Freiheit wäre, wo die Lüfte alles was Liebe ist segneten und verklärten und nur das nicht gälte, was finster und knechtisch ist!

Überdem löste Helke ihre Haltung, legte die Unterarme auf den Schoß, und wie sie den Kopf neigte, sah Bruno zum erstenmal wieder den scheuen Aufblick der Augen. Sie sagte, die Kinder, die sie von der Abreise habe verständigen wollen, seien nicht zu finden gewesen. — „Wir wollen uns umsehen“, sagte er und stand auf. Dann neigten sie einer nach dem andern den Kopf unter der niedrigen Tür.

Im Freien wehte es scharf durch die Sonne. Sie gingen am Hause hin, abwärts, dann den Weg hin, der von ihm fortführte, unterhalb der Kuppe, und machten bei dem alternden Birnbaum halt. Helke sagte: „Mag es nicht hier gewesen sein, wo unsre Mutter vom Vater gesehn wurde?“

Er nickte und setzte hinzu: „Mag es hier angefangen haben und mag es hier enden.“

Er faßte nach ihrem Gesicht; dabei wendete sie sich um, sah an ihm vorüber und rief leise: „Die Kinder!“ Auch er wandte sich.

Hans Wilke und Dorothee kamen neben dem weißen Hause hervor und gingen an der Vorderseite hin, der Mann das Mädchen verdeckend, so daß beim langsamen Schwingen seiner Füße ihre kleineren Schritte dazwischen sichtbar wurden; und wie sie sprechend die Köpfe hielten, war zu sehn, daß sie einig waren.

„Vater und Mutter“, sagte Helke.

Die oberen beiden machten halt vor der Haustür, das Mädchen setzte sich auf die Bank, Hans lehnte am Türpfosten, und wie er redend sich beugte, und wie sie zuhörend nicht aufschaute, war zu sehn, daß sie schon lange einig waren.

„Wo hatten wir unsere Augen all die Zeit?“ murmelte Bruno. — Helke erwiderte: „Sie sehn uns ja auch nicht.“

Aber in demselben Nu, wo oben das Mädchen ihre Arme hob und hinter dem sich Bückenden verschwand bis auf ihre über seinen Schultern liegenden Hände, ging in den unteren beiden etwas Unbeschreibliches vor sich. Etwas, das beschrieben werden kann in seiner Gestalt, doch unmöglich in seinem Wesen.

Die Gegend oben entrückte sich; das weiße Haus begann ein Gold aus sich zu strahlen, das nicht irdisch war, und so groß und deutlich es blieb, war es nun in wolkiger Höhe gelegen. Die Umschlungenen vor ihm verwandelten sich; ihre Kleider fielen nicht ab, und doch schimmerten sie wie klare Nackte, schimmerten sie wie beglückte Befreite, reine Geschöpfe der Natur, und als wäre der Dämon Geist ein Fluch und eine Wolke gewesen und von ihnen genommen.

Die beiden unten jedoch, die dieses Gesicht erzeugten, spürten im Gefühl einer beseligenden Entkräftung ihr Blut von sich gehn und in diese so sehr Geliebten hineinschwinden. Das Gitter war gefallen. Sie, befreit und geklärt, er befreit und zu allen Aufgaben gekräftet, vollendete Geschwister: sie sahen, sie hörten über sich auf dem festen Berg ihr lange getrenntes Blut zu einem großen und dauernden Brausen zusammenfließen.

MODERNE MUSIK

von

ADOLF WEISSMANN

Der Kunst und unter den Künsten zunächst der Musik fiel nach allgemeinem Urteil die Aufgabe der Weltversöhnung zu. Aber je verzweigter das Leben geworden ist, desto stärker offenbaren sich die Zusammenhänge zwischen Kunst und Weltwirtschaft. Diese mächtigste Großmacht scheint auch heute noch trennen zu wollen, was sich nach Vereinigung sehnt. Freilich wird sie den Zusammenschluß alles Produktiven nicht endgültig hindern können.

Die deutsche Musik galt als seelenerweichende Macht. Sie war darum während der dunkeln, schrecklichen Jahre, die wir durchschritten haben, drüben ausgeschaltet, bei uns wiederum einziger Trost, von dem man nur allzuviel Gebrauch machte. Die Furcht vor dem Suggestiven der Musik aus politischen Gründen ist nun zwar im ganzen überwunden, man beginnt auch seelisch abzurüsten, aber die wirtschaftlichen Hemmungen bleiben stark genug, um eine gewisse Blindheit vor allem auch in unserer Mitte zu erhalten.

Wie die Dinge jetzt liegen, ist das Heil der Genesung zunächst von dem nachschaffenden Künstler zu erhoffen, der sich zum Sprach-

rohr des Schaffens macht. Nach dem Mahlerfest in Amsterdam, das mindestens den Schein des Internationalismus für sich beanspruchen durfte, ist nun das amerikanische Richard-Strauß-Intermezzo bedeutungsvoll. Man kann ja wohl in keinem Schaffenden wie in Strauß die Zusammenhänge zwischen Musik und Weltwirtschaft beobachten. Strauß ist ein hoher wirtschaftlicher Wert. Seine suggestive Kraft wird im Zentrum der Weltwirtschaft, in den Vereinigten Staaten, kapitalisiert. Und zugleich kann der Mann, der den Taktstock in eigener Sache ergreift, erproben, ob die Absperrung Deutschlands von der Weltmusik ihn selbst, den Generalnenner der deutschen Musik für das Ausland herabgewertet hat. Vielleicht ist für die Weltbedeutung der deutschen Musik nichts so entscheidend wie das von Frankreich so sehr umworbene Amerika, dieses Paradies darstellender Kunst. Man wird wohl nirgends in der Welt die Anfänge einer musikalischen Atmosphäre bestaunen können wie hier, nirgends wie in diesem scheinbar kunstverlassenen Lande das inbrünstige Suchen nach dem großen Unausprechlichen finden, das Musik ist. Die ganz einzige Hochschätzung eines tief menschlich musizierenden Künstlers wie Fritz Kreisler, die nun vergebliche Sehnsucht nach dem Klanglyriker Nikisch ist ja nur aus diesem tiefen Drang zu einem Absoluten hin zu erklären, der sich inmitten aller Sensationslust kundgibt.

So stehen wir mitten in der Bewegung unserer Zeit. Diese ist auch für die Kunst, für die Musik, im höchsten Grade kritisch. Man hat das Gefühl, einem Chaos gegenüberzustehen. Alles scheint abgenutzt. Das Emotionelle, das Atemlose hat zunächst eine Rauschheit, dann eine Plötzlichkeit der Modulation hervorgerufen, die nun wieder zu einer Entwertung der Harmonik geführt hat. Das Gehirn, das sich der gefährlichen Lage der Musik bewußt wird, sucht diesem scheinbaren Zusammenbruch in einer rücksichtslosen Kontrapunktik einen Wall entgegenzusetzen. Man spürt in dieser Gewaltsamkeit Wirkungen eines chronischen Angstgefühls, die Quellen des Schöpferischen werden getrübt, nicht der gerade Weg, sondern ein Umweg, allerlei Umwege zu einem Ziele werden gesucht. Während das Gesicht der Musik durch diesen Krampfzustand verzerrt scheint, gibt es doch Anzeichen genug für einen schöpferischen Willen, der Teilerfolge zeitigt. Atonalität als System ist Verneinung; wer sie mit Bewußtsein sucht, endet notwendig in einer Sackgasse. Es gibt keine Musik ohne tonalen Mittelpunkt. Sie müßte sonst auch architektonisch zusammenbrechen.

Aber es gibt ein unbegrenztes Reich zwischen Tonalität und Atonalität, in dem sich nur der durch den Kompaß einer zielsicheren Empfindung Gelenkte zurechtfindet.

Merkwürdig genug: eine überintellektuelle Musik scheint alle Fäden zur Urmusik zu zerreißen, und gleichzeitig knien gerade die von ihr Ergriffenen vor der Einfalt eines Bruckner und vor der Scheineinfalt Mahlers. Darüber hinaus verehren sie Mozart als das ewige Wunder verlorener Unschuld der Musik. Zwischen Mahler und Schönberg, der am bewußtesten ein Jenseits des Landläufigen sucht und alle Brücken zur Gewohnheitsmusik abbrechen will, ist ungefähr das weite Gebiet widerstreitender Musikempfindungen für die deutschen Musiker und Musikfreunde eingeschlossen.

Und nun fragen wir: wie ist aus diesem Musikempfinden heraus unsere schöpferische Beziehung zur Umwelt wieder zu knüpfen? Wie ist der musikalische Austausch, der heute die Vorbedingung eines fruchtbaren Eigenschaffens der Völker ist, wieder herzustellen?

Der Ausländer, der uns jetzt aufsucht, findet zu seinem Erstaunen das deutsche Musikleben völlig im Banne der klassischen Romantik. Hatte er sich während des Krieges der seelenerweichenden Macht dieser Vergangenheitsmusik nicht ausgesetzt, so ist sein Erstaunen begreiflich. Denn das Tempo des musikalischen Denkens ist im Ausland sehr viel schneller geworden. Man hatte kurz vor dem Kriege in Paris das deutsche Lied in sich einzusaugen begonnen, man war in England und Amerika längst für die romantische deutsche Gefühlsart gewonnen. Zugleich aber begann unter den Schaffenden, die das Romantische überwinden sollten, Schönberg als eine Macht zu gelten. Verkürzung des Ausdrucks: das ging als Leitwort durch die Welt. Die musikerfüllte Malerei und die malerisch gerichtete Musik hatten ein Stück Weges vom Impressionismus aus abgesritten. Arnold Schönberg und Igor Strawinsky bedeuteten die zwifache Auslegung des gleichen Grundgedankens. Diese beiden Hirne beherrschten alle, die eine Umformung der Musik wollten. Während diese Wenigen als treibende, lösende, umwertende Kräfte wirkten, lebte die Bourgeoisie mit ihren Göttern. Richard Wagner hatte ihre Sehnsucht befriedigt, Richard Strauß hatte sich dem Bourgeois stark genähert.

Seit 1914 stand Deutschland in einer Sonderentwicklung. Das Schlagwort, das durch die Welt flog, hatte hier eine Erstarrung in den Formeln des Modernismus hervorgerufen, während zugleich der deutsche

Bourgeois sich inbrünstiger noch als früher in die Vergangenheit zurückwandte. Jenseits der Sperre aber war, nach völliger oder doch nahezu vollständiger Ausschaltung des deutschen Einflusses, gleichfalls eine Einseitigkeit entstanden. Von allen Hemmungen der Tiefe befreit, schwelgte die musikschaaffende Umwelt in einer oft unernsten Modernität. Witz, Ironie, Grotteske ohne tiefere Bedeutung schienen zur Herrschaft gelangt.

Das offenbart sich nun, da der Schleier fällt. Aber wenn Modernität überhaupt ein Bastardwort ist, wenn der neue Geist überhaupt entwickelungskräftig ist, dann läßt sich die Gemeinsamkeit der schöpferischen Idee bald wieder herstellen.

Herzustellen ist sie nur durch einen neuen Rhythmus. Die aufbauende Kraft des Rhythmus wird auf allen Seiten wiedererkannt. Nur seine Deutung ist verschieden. Es gab eine Zeit der Musikentwicklung, da Rhythmus innerhalb der Taktlosigkeit gedieh. Das war die Periode musikalischer Unschuld. Kaum aber war der Takt in die Musik eingetreten, wurde er auch schon ihr Tyrann. Diese Tyrannei war am stärksten im deutschen Sprachgebiet, wo der Marsch als Ausdruck des Schrittgefühls zur höchsten Entwicklung gelangte. Der Tanz war sein Genosse. Die Blütezeit dieser festgefügtten Rhythmen war zugleich die der sogenannten klassischen Musik. Die Romantik, die das Moment der Farbe als herrschend in die Musik einführte, hat am Rhythmus gebohrt und im „Tristan“ einen endgültigen Sieg der antirhythmischen Elemente davongetragen. Allem Willensschwachen, das sich schöpferisch betätigen wollte, lag im „Tristan“ das große Beispiel vor. Und noch Debussy gründet seine ganze Eigenkunst letzten Endes auf ihn, so daß man die Müdigkeit der „Pelleas und Melisande“ musikalisch von einem herleiten kann, der freilich die Kraft hatte, sich von der Erschlaffung der Vorhaltmusik in der C-dur-Herrlichkeit der „Meistersinger“ zu erholen. Hier scheint wiederum der Marsch zu Ehren gebracht. Aber wir spüren sehr wohl, wie sich das Tristanerlebnis mit dem Ausdruck urdeutscher Männlichkeit hier kreuzt. Der Einbruch der Nerven in das Reich der deutschen Oper ist nicht mehr rückgängig zu machen.

Debussy, der Meister reizvoller Kraftlosigkeit, der die Kunst der Nuance recht eigentlich durch assoziative Verknüpfung des Malerischen mit dem Musikalischen ersonnen und beschlossen hatte, fühlte am qualvollen Ende seines Lebens die Notwendigkeit, dieses Assoziations-

verhältnis möglichst zu lösen und eine neue Klassizität zu begründen. Sein Streichquartett war das letzte Zeugnis seiner kammermusikalischen Kunst gewesen. Seitdem hatten sich, unter Mitwirkung der Schwesterkünste Malerei und Poesie, sehr rasch die Wandlungen vollzogen, die zu einer offenbaren Entwurzelung des Rhythmus führten. In der Tat war die in Debussy wirkende rhythmische Grundkraft jener Kleinschemata gewesen, der schon die Kunst eines Couperin trug und zum Aufbau großer Formen ungeeignet war. Während also in dem Wallonen César Franck aller Einfluß der Liszt-Wagnerzeit die rhythmische Kraft nicht hatte zerstören können, war sie in Debussy von Hause aus zu schwach, um das Gebäude einer architektonisch groß entworfenen Kunst zu tragen. Als er darum, in der Zeit seiner Krankheit, wieder Sonaten für verschiedene Instrumente zu schreiben begann, war er doch trotz höchst entwickelter Meisterschaft nicht stark genug, die neuklassische Nachblüte seines Schaffens mit einem zwingenden Eigenwesen zu durchdringen.

Die wunderbare Illusion, die Debussy in die Welt gesetzt hatte, war also von ihm selbst halb verleugnet. Mit der Rückkehr zur Kammerkunst hatte er zugleich die Notwendigkeit eines neuaufbauenden Rhythmus verkündet.

Dies ist die Erbschaft, die er dem jungen Geschlecht hinterließ.

Dieses Geschlecht hätte ja nun ihren Weg von Richard Strauß nehmen können. Wer so dächte, würde die ganze Richtung der musikschoffenden Jugend mißverstehen. Strauß gilt ihnen als durchaus diesseitig. Wohl hat er im Rahmen materiell gerichteter Kunst eine aufbauende rhythmische Kraft wie kein anderer bewiesen. Aber darum eben handelt es sich: nicht etwa einen körperlich, sinnlich genährten Rhythmus zur Tragkraft der neuen Musik zu machen, sondern ihn aus der metaphysischen Sehnsucht neu zu gebären. Man gesteht Richard Strauß zu, daß er im Sinne seiner gestaltenden Idee die Sonate in seiner sinfonischen Dichtung von der Schablone befreit habe. Aber eben die gestaltende Idee wird angefochten, wird als zu eng empfunden. So ist die deutsche Jugend, wenn sie schon Götter anbeten sollte, zu Mahler gekommen, den sein metaphysischer Gedanke vorwärts treibt, dessen Musik aber im wesentlichen rückwärts gewandt bleibt, auch stark begrenzt ist. Weder Richard Strauß, der größere Musiker, noch Gustav Mahler, der größere Mensch, können Wegweiser in das Land musikalischer Zukunft bedeuten. Und so

wendet sich die musikschaaffende Jugend ganz von selbst dem zu, der die metaphysische Sehnsucht am inbrünstigsten ausspricht: Arnold Schönberg, in dem zugleich der allgemeine künstlerische Drang unserer Zeit, Form und Material zu überwinden, am folgerichtigsten, freilich auch am verhängnisvollsten auftritt.

Man findet nun zwar in Schönberg den Willen zu einem übersinnlichen Rhythmus, der das Melos trägt; im beharrlichen Kontrapunkt der Stimmen wird er verfochten, aber die Verkürzungen, die gewaltsam aufgesucht werden, sind starke Hemmung der Architektur, wie sie ja letzten Endes die Musik in ein Jenseits der Eindrucksfähigkeit treiben. Wie schwer es Schönberg selbst fiel, seinen Hang zur Expansion zu überwinden, wie er noch am eindringlichsten redet, wo er ihm nachgibt, etwa im Fis-moll-Quartett, das ist kennzeichnend für die inneren Kämpfe des Mannes. Von Hause aus weich, hat er schon in seiner Tondichtung „Pelleas und Melisande“ die Kraft zur Zusammenfassung nicht ganz gefunden, und findet sie nur durch einen Gewaltakt, der wiederum seine Musik als Bastard-erzeugnis der Dialektik und Empfindung enthüllt. Aber es bleibt als sein Verdienst die Aufzeigung der Probleme, die unsre Kunst bis ins Mark erschüttern. Und man kann sagen, daß Schönbergs Echo heut über die ganze Welt reicht. Sein Ethos, sein Inbrünstiges, sein Übersinnliches zwingt zum Hinhorchen, auch wenn seine Tat nicht überzeugt.

Dabei ist der Ausgangspunkt der neuggerichteten Kunst in Westeuropa ein so ganz anderer als in Mitteleuropa. Der Kern Schönbergscher Musik ist letztens seine Lyrik. Diese wirkt echt und ist der fruchtbare Keim umwälzender Tat. Jenseits der Grenzpfähle aber ist sinnliche Urkunst am Werk. Der Tanz des russischen Balletts kreuzt sich mit französischem Geist, sinnliche Frische mit sinnlicher Erschöpfung, und die Beeinflussung des Franzosentums durch das Russentum, das durch Mussorgsky den Impressionismus brachte, zeigt sich nun nicht mehr nur in der Farbe, sondern auch im Rhythmus, der aus der sinnlichen Welt ins Übersinnliche übertragen werden und zum Aufbau einer neuen Kunst dienen soll. Der Weg hierher ist freilich weit und dornig genug, wenn er überhaupt zum Ziel führt. Der russische Rhythmus hat bisher ja zwar bezaubernde Farbenpracht noch gesteigert, aber gerade darum den Aufbau großer Formen nicht gestattet. Zu alledem tritt nun der Negerhythmus, Fox-trott, Jazz, Rag wollen die Sinnlichkeit bis zur Siedehitze treiben, aber auch den

synkopierten Rhythmus für ein unsinnliches Leben reif machten. Die Exotik öffnet den Blick auch in geistige Fernen.

Wir stehen bei Strawinsky, der ganz in der Sinnlichkeit des Tanzes zu wurzeln scheint, aber die metaphysische Sehnsucht in seiner Musik spiegelt. Sein Weg ist voll Wirrungen. Der Geist macht tolle Sprünge. Der Witz führt zu Einseitigkeiten. Aber der Mensch der „Petuschka“ ist der des „Sacre du Printemps“ geworden, die Gegenständlichkeit ist von der Symbolik abgelöst, und der Rhythmus als tragende Grundkraft möchte gern in seiner wachsenden Ungebundenheit den Trieb zum Jenseitigen aussprechen, während er dem tanzenden Menschen mehr und mehr den Boden entzieht. Nicht rein zufällig sucht der Mensch, der in die Urzeit des russischen Rituals zurücklenkt, auch die Beziehung zu Bach. Und zuletzt will auch er jene Kontrapunktik der Stimmen und Farben, die dem Klangsinn raubt, während sie den innern Menschen beschenkt. Der Radikalismus des Russen Strawinsky mündet in die musikalische Metaphysik, ohne je inbrünstig zu werden wie die Ausdruckskunst Arnold Schönbergs. Denn sein Rhythmus, aus der sinnlichen Welt stammend, führt ihn zuletzt auch wieder in die sinnliche Klangwelt zurück.

Strawinsky bindet Rußland, Frankreich, England und selbst Italien aneinander, weil er Auge und Ohr verknüpft und die gesamt künstlerische Richtung der Zeit in der verhältnismäßig sinnfälligsten Art Musik ausdrückt. Aber wohin dieser geistreiche Sinnenmensch zuletzt gelangt, weiß er wohl selbst nicht. Während er eben noch alles Melodische, Unverkürzte zu ironisieren schien und in seiner Sinfonie für Blasinstrumente dem Andenken Debussys die seltsamste Huldigung bot, ist er heut Lobredner Tschaikowskys, dessen Ballett „Die schlafende Prinzessin“ durch ihn für London inszeniert wird. Schon beginnt man ihn einen Abtrünnigen, einen Rückschrittler zu nennen: in Paris, wo ein dünner Faden vom letzten Debussy aus in die Zukunft geknüpft wird und die „Sechs“, mit Arthur Honegger und Darius Milhaud an der Spitze, in der Kammermusik fruchtbar werden wollen.

Aber eine klärende Bewegung ist überall erkennbar. Zwar war niemals der Wohlklang verdächtig wie heute, zwar scheint mehr als je der Akademismus der Form entthront; aber es lebt in jeder neuen, aus echten Quellen fließenden Musik der Trieb, das Experiment als Selbstzweck zu verlassen und mit gesammelter Kraft den Ausgleich des Widerspruchsvollen zu finden.

Immerhin ist die Abneigung gegen das Fertige in der heutigen Musik noch immer sehr stark. Das Gärende der Zeit als künstlerischer Ausdruck lehnt sich ja gegen alle Abrundung auf. Man will aus der inneren Fülle, aus tiefer Problematik heraus gerade das vermeiden, was den Impressionismus ausgezeichnete hatte: Fertigkeit.

So steht der neue Musikschaffende zwischen dem Experiment, das alle Gärende ausspricht, und einer neuen Klassizität, die sich noch nicht erfüllen will. Gleichzeitig aber leben noch die Ausläufer des musikalischen Impressionismus weiter. Und es zeigt sich, daß die Macht des Schlagworts in der Musik, die allmählicher vorwärtsschreitet als die Malerei, sich nicht ebenso stark behaupten kann wie hier. Sehr bestimmt tritt die Ablehnung alles Romantischen auf. Während ein Hans Pfitzner in Deutschland noch ganz in Schumann und Brahms selig ist und weite Kreise des Bürgertums auf seiner Seite hat, hat sich das junge Geschlecht der Schaffenden von dieser Gemütsausbreitung abgewandt, will auch Wagner mit Ausnahme des „Tristan“ abschütteln: und ist doch Anton Bruckner geneigt, der gewiß die ungeheuerlichste Ausbreitung der Musik gegen alle Verkürzung bedeutet; mehr noch als Mahler, der Schöpfer des Liedes von der Erde, in dem sich der Zweifel an aller reinen Schönheit so hintergründig, so ergreifend ausdrückt. Hier ist Mahler ja wirklich Prophet geworden.

Der Weg zum Klassischen, Evolution statt Revolution, mit Bach und Mozart, wird auch von denen beschritten, die Fürsprecher des Umsturzes schienen, wie Ferruccio Busoni. Der Künstler seltsamer Blut- und Kulturmischung, einer der stärksten Anreger unserer Zeit, scheint heut alles zu verleugnen, was er einst vertrat. Es ist als ob er, ein faustischer Mensch, nun alle Bleigewichte abwerfen wollte und sich zum leichtesten Produzieren zwänge.

Dieser Halbtaliener mit der unerschütterlichen Bachgrundlage, der größte schöpferische Virtuose, dessen Schaffen noch den Nachhall des Virtuositums zeigt, wird gewiß nicht vollenden, was er sich als Ziel gesetzt hat. Aber in seinem Vaterlande gibt es neben denen, die experimentierend schaffen, wie Malipiero und Casella, einen Ildebrand Pizzetti, der den Weg zu einem modernen Klassizismus bis zum Ende beschreitet. Seine Violinsonate, ein Beispiel wiedererweckten Renaissancegeistes und freier Architektonik, seine Gesänge, wie mit Silberstift gezeichnet, leuchten vor. Und in diesem Zusammenhang taucht auch die Gestalt Philipp Jarnachs, des jungen, wahrhaft europäischen Künstlers auf.

Diese Menschen wollen selbstkritisch alle Reste des Problematischen, das sie erlebt haben, in der Form ausmerzen; sie arbeiten im Grunde schwer. Die Zeit kennt nicht mehr einen Richard Strauß, der eben noch unbeschwert schuf und weitverzweigte Partituren harmonisch gerichteter Musik hinwarf. Auch das neue Orchester soll ja Note für Note, Zeile für Zeile die Spuren eines neuen Gewissens, eines neuen Geistes zeigen.

Indes werden auch alle Reize der Farbigkeit ausgekostet. Innerhalb des deutschen Sprachgebietes enthüllt sich ein Franz Schreker in einer nicht gerade starken, aber fesselnden Mischkunst. In England, wo neue schöpferische Kräfte sich regen, wirkt neben einem durch die Franzosen von Debussy bis Strawinsky hindurchgegangenen Eugène Goossens der Nachimpressionismus der Frederick Delius, Cyrill Scott und Ralph V. Williams; in Amerika ist der eingewanderte Schweizer Ernest Bloch stark in seiner hebräischen Empfindung, die im Begriff ist alles koloristische Westlertum in sich aufzusaugen.

Dies das Bild der modernen Musik: vielgestaltig, oft in der Pose befangen, dem Experiment verhaftet, aber in ihrem besten Teil durchaus zukunfts kräftig.

GEDICHTE

von

WILHELM VON SCHOLZ

Haus

Abend. Musik durchdringt den Stein,
 Schritte das Holz der Tür, Laternenschein
 das Scheibenglas. Ein Haustor fällt
 ins Schloß. Ein Tritt steigt in sein Stockwerk auf.
 Ein Uhrschlag tönt die Stunde. Eine Stimme hält
 unter dem Fenster an und spricht hinauf
 zur Antwortstimme, Seele fließt
 redend herab, verklingt; ein Fenster schließt.
 Ein Schweigen geht im Schritthall fort.
 Wasser entrinnt dem Rohr und rauscht. Ein Wort
 hinter den Wänden lacht . . .

Laute verhallen, Lichter verlöschen, Stunden vergehen. Nacht.
Von der Decke sinkt, aus den Wänden tritt,
durch den Boden steigt Schlaf;
unentrinnbar, betäubend: Schlaf.
Traum sinkt, tritt, steigt mit.
In schleiernder Luft
wird die Lampe fern, klein, rot,
schwindet, ist tot.

Schwere schlafende Seelen sinken herein,
augenlos, achtlos wie Tote in enge Gruft;
atmen Mühe, Pein,
Leib, Sorgen aus,
atmen Leben ein.

Kein Wachender kann aus ihrer Umatmung heraus;
sinkt mit in ihren lebenden Schlafod hinein,
erstickt in der eingemauerten Schlafwolke Haus.

Begegnung

Langsam hab' ich mich dir zugewandt
Und umkreise dich wie Mond die Erde.
Auf dir ruht mein Auge wie auf Land —
gib mir deine Hand,
daß ich weiß, ob ich dich lieben werde.

Voll Begehren tauch' ich auf aus Ruh,
fasse deine Hand —
fasse deine Hand und fühle
in mir fremde regungslose Kühle.
Lasse deine Hand —
bleischwer fällt sie deinem Körper zu.

Heute

Aus dem Heute wird ein Gestern,
aus dem Heute wird ein Morgen.
Jede Stunde eilt sich, teilt sich
mit den Freuden und den Sorgen.

Und du siehst die rasche Welle
 vorwärts, rückwärts sich ergießen;
 aus dem Jetzt, der Zauberquelle
 Künftiges und Vergangenes fließen.

Die Häuserwand

Und immer wieder diese Häuserwand.
 Sie steht steinhell vor Weite, Himmel, Land.
 Ein unsichtbarer Streifen fernen Blaus
 schüttet den grauen sonnenlosen Schein
 zwischen die steilen Wände, Haus und Haus.
 Verdünntes, abgesonntes Licht,
 Licht aus herüberfallendem Widerschein
 dringt in den Schatten meines Zimmers ein;
 drängt ihn zurück, allein er löst ihn nicht —

An die steinerne Geliebte

I

Du bist aus Stein. Nie wird mein Wort dich rühren.
 Du blickst in hohe Fernen unverwandt.
 Im Mantel birgt sich deine rechte Hand,
 den Schutz des Kragens bis vors Kinn zu führen.

Die Krone überlastet dein Gewand.
 Dein Leib steht streng. Doch seinen Atem spüren
 die Falten alle, die dich rings berühren.
 Ihr Fall, von deiner offenen linken Hand

geteilt und aufgehalten, hüllt dich ein;
 läßt nur Gesicht und linke Hand sich zeigen.
 Die Hand ruht still und dein Gesicht ist Schweigen.

Ums Leben wissen beide. Werde mein!
 Ich liebe dich, schöne Frau, ich bin dein eigen
 unwandelbar und frei: Du bist aus Stein.

II

Ich stelle keine Blumen vor dir auf.
Doch deinen Sockel schmück' ich mit Kristallen.
Hier darf nicht Zeit als welkes Blatt mehr fallen.
Kristallen fühl' ich mich zu dir hinauf.

Durch des Jahrtausends fast verstäubten Lauf
komm' ich. Du wartest in zeitlosen Hallen.
Ich komme nicht, zu Füßen dir zu fallen —
und dennoch bitt' ich: hebe du mich auf!

Denn alle Frauen, die sich mir ergaben,
sind eine nur, die ich vor dir nicht fand,
sind namenlos; und ihre Seelen haben,

mich liebend, längst sich von mir abgewandt,
weil sie gewährten. Du gewährst nicht, nein.
Das ewig Gleiche endet. Du bist Stein.

III

Ich liebe dich. Und dieser Liebe Sinn
ist anders, als ich Liebe je erfaßt.
Ist nicht Genuß und Rausch, nicht Leid und Last,
nicht Wandel, nicht Verlust und nicht Gewinn.

Die Liebe, die du zu verschenken hast,
ist Seele eines Steins. Du gibst sie hin,
daß ich, der Liebende, ihrer Eigner bin.
Doch du liebst nicht. Frei bin ich jeder Last!

Wie eine Tote kann ich still dich lieben —
und dennoch, Süße, traur' ich um dich nicht.
Denn, was du je mir warst, bist du geblieben.

Nie küß' ich deinen Mund, der niemals spricht,
nie faß' ich deine Hand. Doch bist du mein.
In mir ist deine Seele. Du bist Stein.

IV

Doch deine Seele ist Leib, ist unsichtbar
in Stein gehüllter Leib. Ich lieb ihn ganz.
Ich liebe deinen Fuß, ein Reigentanz
träumt wartend drin, liebe das Schulternpaar,

das schmale, mit der Steinagraffe Glanz,
das unter Kron' und Kranz verborgene Haar,
dein Auge, das so fern und kühl und klar
von Menschen fortsieht. Was in des Gewands

Steilfalten sich verbirgt, ist mir enthüllt:
ich liebe Brust und Leib, den weiten Schritt,
der ruhend dein Steinkleid mit Leben füllt.

Doch Nase, Brauen, Stirn, den Schattenschnitt
des süßen Munds, die Wangen trink' ich ein,
die halbverhüllt sind. Und ich lächle: Stein.

V

Und steinern seh' ich deinen Gatten stehn,
der, Schönste, dich genoß; in dessen Glut
die Sinne dir erwacht; der in dein Blut
mit Leben eindrang; der das Untergehn

in Lust dich lehrte und die süße Wut
gelöster Triebe, das Ins-Ewige-Sehn
aus Lusterschöpfung und das Widerstehn
aus Haß der Lust — bis deine Seele, gut,

reich und erfahren, frei ward der Umarmung,
plötzlich aufwachend als ein eignes Sein
in ihres Leibs aufglühender Erwärmung,

den du der Seele schenkst, die spät dich liebt,
der sich nur ewiger Liebe noch ergibt.
Und ewig lieben nur: Seele und Stein.

geschickter Schachzug des Hauptfestredners — geschickt im Hinblick auf die Ungebärdigkeiten der bayrischen Volkspartei unter Doktor Heims Führung —, daß er das Bekenntnis zu einem alten Programmpunkt aus dem März 1871 erneuerte: „Der föderative Grundcharakter des Reiches als eines Bundesstaates soll gewahrt und demgemäß den Bestrebungen, die auf eine Änderung des föderativen Charakters der Reichsverfassung abzielen, entgegengewirkt und von der Selbstbestimmung und Selbständigkeit der Einzelstaaten nicht mehr geopfert werden, als die Interessen des Ganzen unabweislich fordern.“

Aus den Schlingen des Gesetzes, nach dem das preußische Reich Bismarcks ins Leben trat, unter endgültigem Verzicht auf zehn Millionen in die schwarzgelbe Habsburgerei verstrickter Deutscher, konnte es den Weg zu den überlieferten Formen des deutschen Föderalismus und zur Dauer versprechenden Lösung des Einigungsproblems nicht zurückfinden; die um sich greifende Wucht des ehernen preußischen Staatsgedankens stand dem im Wege. Aber die Einverseelung des gesamten Deutschtums in Preußen gelang nicht; die am alemannischen Elsaß gemachten Erfahrungen hatten denen, die vor der Katastrophe selten wollten, schön längst die Augen preußischer Einverseelungskünste geöffnet. Wenn nun aus den Kreisen der von je großdeutsch empfindenden Katholiken des Südens wieder das Bekenntnis zum Föderalismus erschallt, so erblicke ich darin so wenig einen Zufall, wie in dem Umstand, daß aus ihrer Mitte auffallend gewandte parlamentarische Führernaturen in den Vordergrund treten, Männer, die einen Blick für die vom Schicksal uns abgezwungene Verschiebung unseres politischen Lebens aus den Geleisen der ‚Blut und Eisen‘-Bahn ins Ideelle, — in die Richtung gewisser uralter Überlieferungen haben. Ohne Zweifel ist politisch (nicht: wirtschaftlich) das preußische Übergewicht gebrochen, das rein deutsche Element, das der vergottete preußische Staatsbegriff nie ganz zu bezwingen und das sich nie recht mit dem östlichen Kolonialdeutschtum zu versöhnen und zu vermischen vermochte, tritt wieder stark hervor und übernimmt offenbar zeitweilig die Führung. Neu auflebende Klagen über süddeutsche Zuchtlosigkeit, die umbekehrte und bitter gemachte Treitschkejünger der allgemeinen Leichenklage beimengen, dürfen uns über die Bedeutung dieser Verschiebungen nicht hinwegtäuschen; sie können und werden uns, neben den hoffentlich nie verlöschenden disziplinierenden Wirkungen des vom Vergewaltigungstrieb gereinigten Preußentums, auch aus dem Druck und Duster der Fremdherrschaft leichter hinausführen helfen.

In dem Ring der ausschließlich materielle Interessen und Verbände vertretenden ‚heidnischen‘ Parteien hat also das Zentrum, das am Haus Gottes Wacht hält und weder den Staats- noch den Nationalgedanken hypertroph werden läßt, seine besondere Aufgabe. In seiner Haltung zum Reichsganzen und zur Demokratie beweist es Takt, Voraussicht und politischen Instinkt; und wenn wir früher oft Ursache hatten, nach Verebbung des Kulturkampfunfugs, den Fortbestand dieser alle sozialen Schichten des Volkes in sich begreifenden Partei als Atavismus zu empfinden, so zählt sie heute gerade, wo wir wie auf schwimmenden Eisschollen dunklen Weiten zugetrieben werden, um ihrer Eigenheiten willen zu unseren stärksten politischen Aktiven. Es ist darum nur billig festzustellen, daß der im Zentrum zum Ausdruck gelangende deutsche Katholizismus als solcher nicht das geringste mit der plumpen separatistischen Bauernfängerei gewisser west- und süddeutscher Elemente zu tun hat, die schamlosen Landesverrat treiben. Immer wieder werden wir mit den schmutzigen Nachgeburten aus der Zeit überspült, wo der Hakatismus in jeglicher Gestalt, also im Zentrum wie in den Grenzmarken des Landes, noch als höchster Triumph deutscher Regierungskunst galt, und man wünschte sich das Gift herbei, das mit dieser schädlichsten Laus am Baume der naturbedingten Vaterlandsliebe aufräumt.

II

Herr Doktor Walther Rathenau, dessen markante Persönlichkeit ich unseren Lesern nicht vorzustellen brauche, ist Reichsminister für Auswärtige Angelegenheiten geworden. Der Selbstverständlichkeit, daß Selbstverständliches Ereignis wird, scheint man sich bei uns einigermaßen entwöhnt zu haben, sonst wäre, was sich kürzlich bei und unter uns zur Belustigung der Welt abspielte, unmöglich.

Was ist geschehen? Zu der Ernennung Rathenaus hat sich Herr Wirth sicherlich aus innerem Drang und Zwang gerade in dem Augenblick entschlossen, wo die Partei unserer starken Industrieherrn und Unternehmer sich anschickte, in den Kahn der großen Koalition zu steigen und der deutschen Politik nach innen und außen um der wirtschaftlichen Konsolidierung des Landes willen das Rückgrat zu stärken.

Lang überlegten sich's die Herren, ob sie sich zum Ersatz der weiland Naumannschen Parole ‚Von Bebel zu Bassermann‘ hergeben, ihre widerstrebenden Gefühle, ihre faustdicken ressentiments gegen die am

„Revolutionskarneval“ beteiligten Parteien, ihre personellen Vorurteile aufgeben . . . oder die sogenannte Erfüllungspolitik von selbst sich sollten tot laufen lassen. Das lange Zögern und Schwanken und der Kampf der Motive war an einer Partei durchaus verständlich, deren führende Köpfe rein wirtschaftlich eingestellt sind und in einer Atmosphäre autokratischer Wirtschaftsführung groß und produktiv geworden sind; darum bestanden sie stierköpfig, ohne nach links noch rechts zu blicken, und ohne die Folgen für das Reich und die letzten Reste seiner Souveränität zu bedenken, auf der Ablehnung aller westmächtlichen Diktate, wobei außer Rechnung gestellt sein mag, daß in der von ihnen alimentierten Presse und in ihrer Gefolgschaft allerhand unklare, unreife und unreine Motive die Stimmung und die Haltung beeinflussten. Und ich möchte in diesem Zusammenhange nur nebenbei etwas gar nicht Nebensächliches erwähnen: daß in dieser Partei der Ungedanke, es sei im heutigen Deutschland möglich, zwischen Staat und Wirtschaft einen radikalen Strich zu ziehen, eine Zeitlang unheimlich lebendig war; der Ungedanke, diesen aus der „Gosse“ der Revolution geborenen deutschen Staat durch beherzte Katastrophenpolitik zur Strecke zu bringen. (In Paranthese: Sagte Friedrich Wilhelm der Vierte, der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, er wolle nicht, daß zwischen Ihn und das Volk sich ein Stück Papier schiebe, so sagen nicht wenige unserer volksparteilichen Industrieherrn, sie wollten nicht, daß zwischen Sie und Ihr Volk die Weimarische Verfassung trete.)

Aber die Zeit schritt fort; die Pfade der zwangsläufig jasagenden Aufklärungspolitik, die finanziell eine Katastrophenpolitik für uns sein und . . . für die anderen sehr bald werden mußte, wurden nun einmal beschritten; die Unruhe über die Schrecken der in Versailles eingeleiteten Friedensära begann sich über den Planeten zu breiten, in London und Washington glommen die zarten Schimmer neuer, aus Leiden und Sorgen geborener Einsichten auf; Frankreich, das verhätschelte enfant chéri unter den Völkern, wurde zum erstenmal seit Menschengedenken vom eisigen Hauche einer beginnenden Isolierung (die wir Deutsche aus vielfachen Gründen beklagen mußten) angeweht; und nun begann sich auch das Gemüt der Volksparteiler den psychologischen Voraussetzungen einer, wenn überhaupt, möglicherweise wirksamen deutschen Außenpolitik zu öffnen. Es ist wichtig, sich die Phasen dieses Zermürbungsprozesses zu verdeutlichen, die die deutsche Volkspartei zu durchlaufen hatte, ehe sie sich den Tatsachen wie sie sind zuwandte.

Nun stellten die Vernünftigen unter ihnen fest, daß der **greulich fahrig** Dilettantismus unserer öffentlichen Wirtschafts- und **Finanz**gebarung, die die Fundamente auch ihres neudeutschen **Zwangsstaates** unterspült, nur durch verantwortungsvolle Teilnahme der **Unternehmer**schaft am Regierungs- und Verwaltungsgeschäft ein Ende **gemacht** werden könne; und sie wurden allmählich bereit, das nutzlose **dema**gogische Kokettieren mit den stupiden Reaktionsfanatikern **quand même** den Realitäten des Tages zu opfern. War ein Regieren unter **Ausschluß** der Mehrheitssozialisten möglich oder wünschbar? **Nein**. Durfte man annehmen, daß sie ihren Opportunismus (z. B. in **Steuer**sachen) noch weiter treiben könnten, ohne von ihrer enttäuschten **Gefolgschaft** in Stich gelassen zu werden? **Nein**. Und konnten jene Vernünftigen zweifeln, daß bei der heutigen außenpolitischen **Kon**stellatation die Zeit für etwas anderes als eine Politik des **Ad-absurdum**führens zu spät sei? Man wand sich und mußte schließlich wieder mit **Nein** antworten. Die Aufklärungsarbeit Dr. Rathenaus hatte immerhin unbezweifelbare Erfolge erzielt, wieviel sachliche Vorarbeit **Stinnes** (?) und Mendelssohn auch geleistet haben mögen. Die **un**vergleichlich wichtige, Versailles zum Teil sachlich erschlagende **Motivierung**, die die Bank von England ihrer Ablehnung einer **Kredit**hilfe für Deutschland gab, schuf erst die Voraussetzung von **Cannes**; Cannes zieht irgendein Genua nach sich; und in dieser ganzen Kette von Bemühungen, das **Reparationsproblem** mürbe und gar zu machen, sind überall Rathenaus Sachkenntnis, Beredsamkeit und Kunst der **Menschenbehandlung** eingeschaltet. Wohlwollende **Ausländer** (ich darf Namen nicht nennen; sie stehen sehr, aber sehr hoch) pflegten zu fragen, ob wir denn so reich an **Persönlichkeiten** seien, daß wir uns erlauben dürften, „**Kräfte**“, wie die in Herrn Rathenau **auf**gespeicherten, in dieser Zeit deutscher Not politisch **brach** liegen zu lassen. Nun wurden sie benutzt; der Reichskanzler — freilich auch er, nach alt-neuer Terminologie, ein **Reichsfeind** — fand sie durchaus verwertbar und von **schöpferischer** Beschaffenheit; nichts natürlicher, als daß er seine Dankbarkeit erst in Worten, dann, dicht vor Genua, durch die Ernennung seines Gehilfen zum **Außenminister** bekundete.

In diesem Vorgang ist so wenig **Verwunderliches**, daß er vielmehr in jedem anderen politisch reifen Lande die **Regel** wäre; doch wir leben in Deutschland. Die deutsche **Volkspartei**, die eben Ja gesagt, eben das **Steuerkompromiß** mitsamt der **Zwangs**anleihe, unter den **be**kannten nationalliberalen **Schling**beschwerden, zu schlucken sich bereit

gefunden hatte, wird plötzlich stutzig, erklärt sich durch die Ernennung des ihren Industrieherrn unbequemen und unsympathischen Mannes aus Juda überrumpelt und beansprucht, fünf Minuten vor zwölf, ihre Handlungsfreiheit . . . Möglich ist, daß Regiefehler bei der Vorbereitung der großen Koalition gemacht wurden, aber sie scheint doch so lange eine politische Notwendigkeit erster Ordnung, als die Unabhängigen jeden Opportunismus in Steuersachen, um nur von den Vordergründen zu sprechen, scheuen müssen; und als ohne die Mitarbeit der deutschen Unternehmerschicht Europa nicht aufgebaut werden kann. Auch mögen allerhand parteipolitische Bosheiten und Taktikerkunststücke mitgespielt haben, um vielleicht von links her die Geburt der großen Koalition zu erschweren; ich weiß es nicht. Aber: es ist fünf Minuten vor zwölf; und der Anfang einer Sabotage der eignen Zukunft steht einer um das deutsche Schicksal gewiß nicht bloß aus ideellen Gründen bangenden Bürgerpartei nicht zu.

Verronnen wie die Körner der Sanduhr mag das Tatsächliche am eben Berichteten sein, wenn diese Zeilen gedruckt sind; aber was dahinter steckt, ist für den grauenhaften Zustand der politischen Unerzogenheit und Unfertigkeit bezeichnend, in der das bismärckische und das neuwilhelminische Zeitalter die deutsche bürgerliche Gesellschaft, und zwar ihre besten baumeisterlichsten Schichten, zurückgelassen hat. Sie scheint anpassungsunfähig, wenigstens nach ihrem Verhalten seit dem Menetekel der russischen Revolution und dem Zusammenbruch unserer Generalsdiktatur zu schließen. Unter dem obrigkeitlichen Schutz einer politisch impotenten Beamtenherrschaft hat sie ihren Willen zur Ohnmacht, ohne Stolz, ohne Würde, ohne ahnungsvolle Voraussicht unabwendbarer Dinge, unter Beihilfe der akademischen Intelligenz als auszeichnende deutsche Besonderheit so lange gepriesen, bis das Haus brennt, und unsere Feinde türmen die Scheite; aber drin zanken sich die am meisten beteiligten und verantwortlichen Hausbesitzer, während so etwas wie ein Dämmerchein nützlicher Werk-tätigkeit im fernbesonnenen Süden aufleuchtet, wie die Waschweiber, verträdeln die kostbaren Minuten mit Gekränktheit und Übelnehmen, und lassen, Christen die sie sind, auf den so überaus wertvollen Mann aus Juda das Gekrächz ihrer Pressraben niedergehen, nur weil ein Mann von bei uns seltenem politischen Instinkt und Führereigenschaften, wie Dr. Wirth, sich in ihm einen Gehilfen seiner Politik wählt.

III

Genua: ich hoffe, daß die Vereinigten Staaten an der Konferenz, die dort stattfinden soll, nicht teilnehmen werden. In einem Beitrag des Februarheftes der Neuen Rundschau wurde ausgeführt, daß Amerika den Friedensanfang bestimmen wird, wie es das Kriegsende bestimmt hat. Von ganzem Herzen teile ich diese Ansicht. Wodurch hat — weiß man es nicht mehr? — Wilson das Werk von Versailles heillos verpfuscht? Weil er Waffenstillstandsforderungen unterstützte, die Deutschland wehrlos machten und dadurch ihn und seine Verbündeten gegenüber entscheidend machtvolle Position aus der Reihe der für die Friedensbedingungen maßgebenden Faktoren ausschaltete. Die einzige Garantie gegen den imperialistischen Wolfshunger unsrer Gegner schwand damit, Wilson wurde Spielball der ihn umringenden Advokaten- und Politikergilde, die nun statt einer militärischen eine ideologische Mauer vor sich sahen, und nun das Werk errichteten, das uns in nie erahnte Schrecken des Friedens stürzte . . . Und nun? Harding und Hughes zögern, das heißt: sie zögern nicht mehr. Sie stellen dem europäischen Tollhaus ihre Bedingungen (Rüstungsminderung bei unsren Nachbarn im Westen und Osten; vernunftgemäße Anpassung unsrer Entschädigungspflichten an unsre Möglichkeiten), wohl wissend, daß sie mit ihrem Sack von Alliiertenschulden und ihren stetigen Druckmitteln in Händen auch die französische Sabotage des Friedens schließlich brechen können. Endlich: die Episode Poincaré verzögert den Friedensanfang. Bleiben die Amerikaner fest, so dürfen wir hoffen. Es ist immerhin möglich, daß ihre bewußte Politik die Gelegenheit sucht, das Übel, das Wilsons Schwäche uns zugefügt, einigermaßen . . na, sagen wir: „gut“ zu machen.

ANMERKUNGEN

Stimmen des Auslands

André Suarès veröffentlicht in den Pariser „Écrits Nouveaux“ eine Rede zu Dostojewskis hundertstem Geburtstag: Worte eindringlicher Klugheit und Verehrung und prinzipielle Gedanken über das Wesen dieser und jeder Kunst. Suarès — der endlich auch in Deutschland an Boden gewinnt und dessen Aufsätze edelste französische Prosa darstellen — erklärt, daß alles eher vorübergeht, sich wandelt und altert als die Bücher. Nirgends ist Rußland heute so wie in Dostojewski. Mag eine Welt auch zugrunde gehen, sie bleibt unsterblich durch ein Buch.

„Dostojewski erscheint zunächst als der größte Pessimist unter den Menschen. Keine Auffassung ist falscher. Übrigens begeht man den gleichen Irrtum bei einigen andern tiefen Menschen: man nimmt ihren Schmerz am Leben für eine Verfluchung des Lebens, und doch sind sie im Gegenteil von einer unglaublichen Liebe zum Leben besessen. Flaubert ist der wahre Pessimist: er liebt die Welt nicht; er erhofft nichts; er ist gut, und seine Güte nützt nichts; für ihn ist die Wahrheit ebenso vergeblich wie traurig; denn sie ist ein nichtiger Besitz. Weit entfernt, das Nichts zu verachten, sehnt er sich dorthin. Und selbst wenn die Natur ihn dem menschlichen Elend entreißt, so verderben die Menschen, ihre Dummheit und ihre Bosheit ihm die Natur. Unter den Antipoden Flauberts liebt Dosto-

jewski in der Natur nur die gemeinsame Mutter aller Menschen. Er strebt nicht nach dem Nichts und dem Vergessen, sondern nach dem Heil. Die menschliche Dummheit ist nicht der Pol, wo für ihn alle Meridiane sich treffen; aber die Liebe, wo alle großen Kreise des Gedankens und der Tat zusammenfallen. Er weint, weil er unter allen Menschen der ist, der am meisten an das Glück glaubt und es immer stärker will. Ein voller Pessimist ist er nur im Geist: im Herzen ist er Optimist bis zur Ekstase . . .

Deshalb hinterlassen Dostojewskis düsterste Romane einen so hellen und sanften Eindruck: am Ende von Tunnel und Mine ist der große freie Himmel geöffnet, und das Licht erwartet uns am Ausgang der Finsternis. Die Vernunft ist vielleicht weder überzeugt noch zufrieden; aber das Herz ist erfüllt. Selbst in den „Besessenen“, diesem furchtbaren und — man möchte glauben — verzweifelten Werk, diesem unvergleichlichen Meisterwerk, ist die letzte Revolution beschrieben; Lenin ist Zug für Zug gezeichnet; selbst der Sowjet ist vorgeahnt: der Bankrott jeder sozialen Erderschütterung ist offenbar. Nie war ein Buch tiefer und prophetischer gewesen. Es sollte von tödlicher Trauer sein, da alle Helden besiegt werden, alle in den Tod gehen, Verbrecher oder Opfer werden: aber Dostojewski läßt so stark fühlen, wofür sie untergehen, ohne es je zu erklären, er zeigt so hell, daß die verkannte Liebe notwendig diejenigen aus dem Leben

treibt, die sie verkennen, daß man inmitten aller dieser Tode und Ruinen nur die lebendige Liebe sieht.“

Daniel Halévy sagt, in der „Revue de Genève“, zum Thema: Frankreich und Deutschland: „Das französische Gleichgewicht bedeutet keineswegs ein Vertrocknen des französischen Herzens, ein Stehenbleiben des französischen Geistes. Es bedeutet lediglich, daß Frankreich eine Nation ist, welche Grundlagen hat. Hat Deutschland welche?“ Diese Frage möchte Halévy nicht entscheiden, aber er zitiert Sätze Otto Flakes, die die Traditionslosigkeit des deutschen Geistes und ihre Folgen darlegen, um dann zu seinen eigenen Ergebnissen zu kommen: „Gebrochen in seiner Gegenwart, gebrochen in seiner Vergangenheit, kann Deutschland nur ein pathetisches ‚Was nun?‘ aussprechen, und es erstaunt und beschuldigt uns gerne des Unverstandes, weil wir es nicht ebenfalls aussprechen. Daß es ein für alle Male es wisse: wenn es Apokalypsen sucht, erwarte es nichts von Frankreich und gehe allein zum Ziel seiner Katastrophen. Aber ist es begreiflich, daß es ganz und gar so veranlagt sei? Dieses rheinische Bürgertum, aus dem ein Goethe hervorging (bei jeder Wendung unseres Gedankens kommt dieser Name als ein notwendiges Zeichen wieder), was ist aus ihm geworden? Hat es nicht seine klugen Wünsche, die es zu uns zurückführen, oder besser gesagt — denn es ist wichtig, hier nicht die geringste Spur von nationalem Vorurteil einzuführen — die es zu den abendländischen Traditionen zurückführen, an denen Frankreich so großen Anteil hat? Das ist die Richtung, aus der, wie mir scheint, eine Begegnung, ein Austausch zwischen den Geistern

Frankreichs und Deutschlands kommen kann. Aber heute handelt es sich nur darum zu ahnen, zu erforschen, zunächst die tieferen Voraussetzungen zu erkennen und durch unsere Forschungen das Kommen von weniger bitteren Tagen zu begünstigen.“

In der New-Yorker „Nation“, dieser unerhört klaren und unabhängigen Wochenschrift, gelangt dieser Aufruf zum Abdruck:

„Viele meinen, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, die deutsche Intelligenz zu ermutigen. Ich persönlich glaube, daß solche Meinung unrecht hat. Ein ausgedehnter Sommer, den ich in deutschen Universitätsstädten zubrachte, hat mich überzeugt, daß, obgleich der deutsche Professor gewöhnlich ein reaktionärer Monarchist ist, die studentischen Körperschaften die aufbauendste liberale Gruppe in der Republik sind. Wie das auch sein mag, sicherlich kann nur Sympathie zu den Tausenden von Studenten in Polen, Tschechoslovakei, Estland, Litauen und Wien bestehen. Mit meinen eigenen Augen habe ich Tausende von Studenten gesehen, die in ungeheizten und unsanitären Baracken und verlassenen Speichern leben, unterernährt, in nicht viel mehr als Lumpen gekleidet, unglaubliche Opfer bringend, um ihre geschulte Intelligenz und ihr technisches Können dem Wiederaufbau des zerstörten Europas zu widmen.

Das sind die Fortschrittlichsten und Würdigsten in der nächsten Generation Zentral-Europas. Sie entbehren unsere Hilfe nicht allein als Wohltat für hungernde und leidende Menschen, sondern auch als Beistand durch unsere jüngeren und fortgeschritteneren Bewohner, die eine beispiellose Gelegenheit haben, die internationale Kameradschaft zu fördern . . .“ R. K.

Poincaré

Mit Poincaré, der jetzt sieben Vorträge* über den Ursprung des Krieges als Buch hat erscheinen lassen, kommt der erste Souverän, der während des Krieges im Amt war, zu Wort. Und zwar zweifellos derjenige, der neben Wilhelm II. am stärksten in die Verhältnisse eingegriffen hat. Seine Darstellung beginnt mit dem Verhältnis von Frankreich zu Deutschland seit 1870. Gegenüber den deutschen Bewerbungen, die mit Drohungen abwechselten, habe sich Frankreich ablehnend verhalten aus Pietät gegenüber den verlorenen Provinzen, aus Stolz, in vornehmer Resignation. Gesetzt nun, daß zu diesen edlen Gefühlen auch noch Ressentiment, Neid, Rachsucht treibend hinzugekommen wären, jedenfalls die französische Haltung hatte Linie, Einheit. Und jetzt erst nach der Niederlage haben wir gelernt, sie besser als früher zu würdigen. Welche Disziplin des Nationalbewußtseins!

Nur um zu Deutschland in diesem Zustand friedlicher, jedoch kühler Distanz bleiben zu können, habe sich Frankreich mit Rußland verbündet, mit England verständigt. Doch hier vergißt Poincaré eines: indem nämlich Frankreich sich mit den gewaltigen lebendigen Mächten von Rußland und England verband, gab es selbst wenn es sich innerhalb des Verbandes nicht passiv verhielt, seine passive Position auf. Es war nicht mehr jenseitig, in Unschuld, sondern indirekt in die aktive Gewaltpolitik eingetreten. Übrigens bei Besprechung der Entente mit England entschlüpft Poincaré ein Satz von Bedeutung: „Wenn sich der Horizont verdunkelte, hatten wir nicht die Sicherheit einer

englischen Intervention, und dies war ein Grund mehr, damit unsere Diplomatie nie aufhörte, vorsichtig zu sein.“ Ja, Frankreich war passiv, nicht aus Friedensliebe, sondern ganz einfach aus politischer Berechnung. Es konnte gar nicht aggressiv sein. Rußland wäre ihm von 1895 bis 1908 bei einer solchen Haltung nicht gefolgt und England nicht von 1909 bis 1914. Innerhalb seiner Allianzen war eben Frankreich der schwächere Teil, der nicht führen konnte, sondern sich anschmiegen mußte. Aber die innere Triebkraft der französischen Politik enthüllt sich indirekt: nämlich nach 1898, als Rußland kontinentale Friedenspolitik trieb, wandte sich Frankreich von Rußland ab, eher England zu; als dagegen nach 1909 England Friedenspolitik trieb, neigte sich Frankreich offenbar wieder nach der russischen Seite. So stand es also fortwährend auf seiten der aggressiv gesinnten Macht.

Bis 1912 gibt Poincaré eigentlich nur eine advokatische Zusammenstellung der Geschehnisse. Dann aber wird er Minister des Äußeren, greift selbst in die Geschichte ein. Er reiste August 1912 nach Petersburg, Sazonow las ihm den Text der bulgarisch-serbischen Konvention vor. „Ich bemerkte zu ihm, daß dies in Wirklichkeit ein Kriegsvertrag sei, der nicht nur Hintergedanken bei den Serben und Bulgaren offenbart, sondern daß ihre Hoffnungen auch durch Rußland ermutigt zu sein schienen.“ Warum aber, da er die Kriegsgefahr so schön bemerkte, hat er sich mit dem Vertrag so leicht abgefunden? Er hatte sichtlich nur eine Sorge, nämlich daß England, durch diese aggressive russische Balkanpolitik kopfscheu gemacht, von der Entente abfallen könnte. Oktober 1912 schreibt er an Cambon nach London: „Trotz der Irrtümer,“ — man bemerke das Bekenntnis: „Irrtümer“ — „welche die russische Regierung begangen hat, bleibt sie dem Frieden

* Raymond Poincaré: Les Origines de la Guerre. Paris, Plon. 1921. Deutsche Ausgabe bei der Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.

und dem status quo treu, und sie wird sich um so weniger davon entfernen, je fester die Stütze ist, die sie in Paris und London findet.“ Die Ereignisse überstürzen sich: von der Annexion Marokkos (wer hat Marokko annektiert?) springt der Funke weiter nach Tripolis (wer steht ermutigend hinter Italien?), nach Serajewo. Hier sagt Poincaré: „Hélas!“ Es folgt der furchtbare Julimonat. Bemerkenswert ist, daß er immerhin einen Stimmungswechsel in Berlin am 30. Juli zugibt: „Im Geist der deutschen Regierung war eine gewisse Verwirrung entstanden, hervorgerufen, wie es scheint, durch die Worte, die Grey dem Fürsten Lichnowsky gegenüber am Abend vorher gebraucht hatte.“ Und er führt das äußerst energische Telegramm Bethmanns an Österreich an, in dem dieser zum Einlenken auffordert. Eine aktive Friedenspolitik Frankreichs wäre gewesen: vor allem den Entschluß Englands hervorzurufen, da man wohl in Paris wußte, daß die zögernde englische Haltung bestimmend auf Deutschlands Kriegsstimmung wirkte; bis zu diesem Entschluß aber mußte es mit größtem Nachdruck die militärischen Maßnahmen Rußlands verhindern. Aber am 29. Juli drahtete Viviani nach Petersburg: „Ich glaube, daß es nicht opportun wäre, wenn Rußland unmittelbare Maßregeln ergriffe, die Deutschland einen Vorwand zur Mobilisation geben könnten.“ Wie schwach ist dieses „opportun“ in solchem Augenblick der Gefahr! Man vergleiche damit den Ton der Bethmannschen Depesche an Österreich!

Peinlich ist bei Poincaré die fortwährende Projektion zweifellos politischer Vorgänge auf eine moralisierende sentimentale Ebene. Das Verhältnis zu Rußland ist ihm pure Freundschaft. Wie taktlos von Deutschland, sich in eine solche Herzensangelegenheit einmischen zu wollen! Die Entente Cordiale ist ihm die Sympathie zweier

schöner Seelen. Nichts bei ihm wird als politischer Schachzug gewertet. Dabei war aber Frankreich seit 1870 gerade infolge seiner Schwäche gezwungen, Politik zu treiben. Die dritte Republik hatte die beste Diplomatie in Europa. Waren die beiden Cambon in Berlin und London, Barrère in Rom, ein Hanotaux, ein Delcassé, ein Poincaré Moralisten oder Politiker? Warum schämt sich Frankreich seines diplomatischen Sieges, welcher seinen militärischen vorbereitet hat? Während es jetzt zur offenen Machtpolitik übergegangen ist und für sein Verhältnis zu den anderen Staaten gar keine moralische Fiktion mehr beansprucht, behandelt es die vorige Epoche noch immer nicht mit der Offenheit, zu der es gerade durch den Sieg sich befähigt fühlen sollte.

Der Stil dieses Kriegsbuches ist sehr gepflegt. Mit perlgrauen Handschuhen werden alle Vorgänge angefaßt und zierlich emporgehoben. Es gibt zugespitzte Antithesen, Aperçus, Bonmots, ironische Feinheiten, pathetische Steigerungen. (Vor allem schwelgt Poincaré in der Schilderung von Monarchen- und Präsidentenzusammenkünften, von Telegrammen, Empfangen, Besuchen im Elysée und den Hauptstädten. O Wilhelm Poincaré!) Vor seinem akademischen Gorgonenblick erstarrt die Welt. Deutschlands Schuld ist eine konstante Größe, die der ebenso konstanten Unschuld Frankreichs gegenübersteht. Offenbar ist er befähigt, die Rede in der Akademie bei der Verteilung des Monthyon-Tugendpreises zu halten. — Sollte es übrigens in Deutschland gar keinen ähnlichen Typ geben? Am ehesten wäre es der frühere preußische Beamte. Daher finden sich bei Poincaré manche Bethmannsche Züge: die gleiche moralische Selbstsicherheit, die vornehm abweisende Haltung (das Lieblingswort des einen ist „schnöde“, das des anderen „infâme“), die gleiche

Erstarrung. Nur war diese Art Staatsmann für die französische Politik bis 1918 geradezu günstig, sie eignete sich für die passive Haltung, die verstandesmäßig das Elementare unter sich verband, dann es ruhig, abwartend gewähren ließ und nur dann und wann selbst dabei die Hände in Unschuld wusch, während der gleiche Typ in Deutschland, dessen gefährliche Lage die größte aktive Beweglichkeit erfordert hätte, im höchsten Maße verderblich war.

Ferdinand Lion

Exotische Kunst

Vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts an kam chinesische Kunst, namentlich Porzellan und Stickereien, nach Frankreich, wirkte rasch und wurde in den „Chinoiserien“ des achtzehnten Jahrhunderts spielerisch von der damaligen Kunst und Mode Europas verarbeitet. Etwa um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts kam, diesmal von Japan her, eine neue Welle ostasiatischer Kunst herüber, ebenfalls via Paris, und wirkte von dort aus. Beidemale waren es Erzeugnisse später, schon manierterter klassizistischer Kunst, es war gerade jener Teil der Exotik, der durch Naturferne und eine gewisse Ermüdung in Europa am wenigsten befremdend wirken mußte. Bekannt ist ja das auffallend anpassungsfähige Verhalten des Impressionismus gegen den japanischen Holzschnitt und Stoffdruck. Die übrige Kunst der exotischen Länder war für Europa nicht vorhanden, mindesten nicht als Kunst, höchstens als ethnographische Spezialität.

Inzwischen sind, in den letzten zehn Jahren mit höchst beschleunigtem Tempo, die Exoten in Europa zur Wirkung gelangt. Kaum war eine neue Hinwendung der Künstler und Kunstliebhaber zu Ägypten vollzogen, kaum waren die hochentwickelten Bildereien von China, Indien, Siam, Java bei uns

einigermaßen bekannt geworden, da brach eine ganz neue Woge herein, die eigentliche, die wilde Exotik, die Negerplastik, die Schnitzereien und Flechtereien Ozeaniens. Die Tanzmasken und Götzen, die primitiv-erotischen Bildereien der Neger, die uralten Dämonenfiguren Chinas wurden uns bekannt, wurden uns merkwürdig, wurden uns wichtig.

Darüber hat Wilhelm Hausenstein (bei Piper, München) ein sehr schönes Buch soeben herausgegeben. Auf 167 Tafeln sind exotische Bildwerke aller Länder abgebildet. Ihnen folgt ein Text, ein kühner und sympathischer Versuch Hausensteins, diesen erstaunlichen Kunstgebilden gerecht zu werden. Das Buch heißt „Barbaren und Klassiker“, und seiner Besprechung durch einen Sachverständigeren soll hier nicht vorgegriffen werden. Es ist, soweit ich sehen kann, Hausenstein geglückt, jener wilden Kunst auch denkerisch nahe zu kommen, aber nicht ohne ein gesteigertes Ekelgefühl gegen Leben und Kunst Europas.

Mir, der ich sehr fern von der Kunstwissenschaft stehe, ist bei Hausenstein, und schon vor einigen Jahren bei Einsteins Buch über Negerplastik, etwas anderes in den Sinn gekommen, etwas, das nicht besonders mit Kunst zu tun hat, dafür mit jener Zeitstimmung, die das Wort vom „Untergang Europas“ im Munde führt.

Der siegreiche (übrigens prachtvolle, von mir mit Innigkeit begrüßte) Heroinbruch der bemalten Schädel, der behaarten Tanzmasken, der furchtbaren Chimären primitiver Völker und Zeiten in den stillen, sanften, etwas langweiligen Tempel der europäischen Kunstgegenstände und Kunstanschauungen ist allerdings ein Zeichen von Untergang. Zwar nicht von jenem Untergang, den der bürgerliche Zeitungsleser sich vorstellt, wenn er über Spengler böse wird, sondern von jenem natürlichen, richtigen, gesunden Unter-

gang, der zugleich Beginn der Wiedergeburt ist — von jener Art Untergang, die nichts anderes ist als ein Ermüden überzüchteter Funktionen in der Seele des Einzelnen wie der Völker, und ein zunächst unbewußtes Hinstreben nach dem Gegenpol. In Zeiten solcher Untergangsstimmungen kommen stets seltsame neue Götter auf, die mehr wie Teufel aussehen, das bisher Vernünftige wird sinnlos, das bisher Verrückte wird positiv, wird hoffnungsvoll, scheinbar wird jede Grenze verwischt, jede Wertung unmöglich, es kommt der Demiurg herauf, der nicht gut noch böse, nicht Gott noch Teufel ist, sondern nur Schöpfer, nur Zerstörer, nur blinde Urkraft. Dieser Augenblick scheinbaren Unterganges ist derselbe, der im Einzelnen zum erschütternden Erlebnis, zum Wunder, zur Umkehr wird. Es ist der Moment des erlebten Paradoxen, der aufblitzende Augenblick, wo getrennte Pole sich berühren, wo Grenzen fallen, wo Normen schmelzen. Es gehen dabei unter Umständen Moralen und Ordnungen unter, der Vorgang selbst aber ist das denkbar Lebendigste, was sich vorstellen läßt.

So empfinde ich den Aufmarsch der exotischen Kunst aus Brasilien, aus Benin, aus Neukaledonien, aus Neuguinea. Sie zeigen Europa sein Gegenbild, sie atmen Anfang und wilde Zeugungskraft, sie riechen nach Urwald und Krokodil. Sie führen zurück in Lebensstufen, in Seelenlagen, die wir Europäer scheinbar längst „überwunden“ haben. Wir werden sie auch auf

der Stufe der Ozeanier nicht wieder aufnehmen. Aufnehmen aber, nicht mit dem Verstande und der Wissenschaft, sondern mit Blut und Herz müssen wir alle diese Teufel und Götzen erbarmungslos. Was wir in unsern Künsten, in unsrer Geistigkeit, in unsern Religionen gewonnen, kultiviert, verfeinert und allmählich verdünnt und verflüchtigt haben, alle unsre Ideale, alle unsre Geschmäcke, damit haben wir eine Seite des Menschen großgezogen, auf Kosten der Gegenseite, haben einem Lichtgott gedient, unter Verneinung der finstern Mächte. Und so wie Goethe in seiner Farbenlehre das Dunkel nicht als Nichts, sondern als schöpferischen Gegenpol des Lichtes besingt, so steht jetzt (nur nicht mit Goethes Bewußtheit) die fortgeschrittenste Kunstler-schaft und Geistigkeit Europas vor den Gebilden aus Borneo und Peru, staunt und muß anerkennen, ja anbeten, was vor kurzem noch Greuel und Gespenst war. Und plötzlich denkt man auch daran, wie die stärksten Menschen in der Kunst des späten Europa, Dostojewski und van Gogh, diesen wilden, fanatischen Zug ins Unheimliche haben, diesen Geruch nach Verbotenem, diese Verwandtschaft mit dem Verbrecherischen.

Der Weg ist längst beschritten, keine Mehrheitsbeschlüsse werden das Rad zurück rollen. Der Weg Fausts zu den Müttern. Er ist nicht bequem, er ist nicht lieblich; aber er ist notwendig. Hermann Hesse

DEUTSCHLAND UND DER OSTEN

von

ALFRED WEBER

In unserer ganzen Geschichte haben wir Deutschen zwischen Westen und Osten gestanden. Kolonisatoren und Erzieher des europäischen Ostens bis an die asiatische Grenze, Mitverteidiger gegen die mongolischen und türkischen Springfluten, Händler, deren Faktoreien in Nowgorod standen, Lieferanten nicht nur von Waren, sondern von Fürstengeschlechtern, beamteter Brief- und Geburtsaristokratie, von Bauernmaterial, das man vor zweihundert Jahren noch bis zur Wolga und zur Krim siedelte, das durchdringende, aufrüttelnde, organisierende Element, dessen Idiom die „Weltsprache“ bis nach Konstantinopel und östlich bis zum Baikalsee war, in diesem ganzen Gebiet in Konkurrenz nur mit den großen früher eingedrungenen Mächten der griechischen Kirche, unzweifelhaft nicht mit jenem Einfluß in die Tiefe, wie diese, aber immer für die Neugestalt des Lebens mitbestimmend: so waren wir befruchtend und gebend in diese östlichen Grenzenlosigkeiten verwachsen, dies einzige Gebiet, in dem wir uns ungehemmt entfalten konnten, und das auch nach unserem Sturz mit den Kolossalbüsten von Marx in dem unendlichen Rußland diesen deutsch-westlichen Einfluß heute noch symbolisiert und auf die Tafeln, auf denen die Märtyrer und Kämpfer seines Neuen stehen, neben russischen Namen unwillkürlich nur deutsche zeichnet. Nach dem einmaligen Einströmen der griechischen Kirche war tatsächlich der deutsche Einfluß der stete Neugebärer dieses Ostens.

Unsere eigenen geistigen Neugestaltungen aber haben sich bis heute stets anderswo — von unserer Mitte bis zum Rhein — vollzogen. Sie hatten das Gesicht nach Westen und nach Süden (nach Frankreich und Italien) gewendet, waren vom Südwind, der über die Alpen kam, genährt, standen im Herüber und Hinüber des germanisch-romanischen Widerspiels, das über den Rhein und das allgemeine Knochengerüst der mittelalterlichen Ökumene, die Alpen, erfolgte.

Seitdem uns Bonifatius und seine Nachfolger geschaffen haben, sind wir trotz allem, was wir nach Osten hin gaben, dachten und vollbrachten, ein Teil jener höchst wunderbar und mannigfaltig durch die Jahrhunderte in immer neuen Farben leuchtenden geistigen Weltkugel gewesen, die um die Rheinachse sich drehte und die, solange man sie noch nicht zertrümmert hatte, das Einzige war, was die Berechtigung gab, von einem Begriff wie dem Europas in mehr als geographischem Sinn zu sprechen. Unsere Aufgabe schien zu sein, an der Dynamik im Innern dieses Körpers teilzunehmen und soweit wir dabei gleichzeitig nach Osten wirkten, die im europäischen Zentrum entwickelten Strahlen, in unserer Färbung und mit unseren Kräften dorthin fortzuleiten. Wir waren das europäische Ausstrahlungsgebiet nach Osten.

Diese Dynamik und das west-östliche Hindurchfluten ihrer Kräfte durch unseren Leib ist heute zu Ende, seitdem die geistige Weltkugel, die man Europa nannte, selbst zerschlagen wurde, das germano-romanische Widerspiel beendet und eine Polarität ganz anderer Art, zwischen der angelsächsischen Weltsphäre und einem aufkommenden Europa-Asien an die Stelle gesetzt ist. Unsere frühere Stellung zwischen Osten und Westen ist damit erledigt. Wir stehen in einer von Grund aus anders orientierten, mit anderen Kräftezentren ausgestatteten, in anderen Fluß und Gegenfluß der Strömungen getauchten Welt. — Wir stehen auch in ihr noch immer zwischen Westen und Osten. Aber was wird der Westen, was wird der Osten nunmehr für uns bedeuten?

Der Westen ist jetzt das Angelsachsentum und seine Welt. In dieser angelsächsischen Sphäre sind zurzeit die politischen Herrschaftskräfte der Erde versammelt. In ihrem Hin und Her und ihrem Ausgleich wird über das politische Schicksal des gesamten Globus heut entschieden, über die Repartition der kriegerischen Beherrschungsmittel, die es fordert. Hier formt man die internationale politische Macht- und Kriegsmaschinerie mit gleichberechtigtem Gewicht der beiden angelsächsischen Zentren an der Spitze unter abgestufter Eingliederung der Kleineren. Hier sind die wesentlichen Wirtschaftskräfte, die großen Reichtumsmassen konzentriert, mit denen die Naturkräfte der Erde weiter aufgeschlossen, organisiert und in den Arbeitsbau der kapitalistischen Wirtschaft hineingezogen werden. Der ganze Osten ist, von diesem großen Weltzentrum gesehen, nichts anderes als ein riesiges, bisher nur unvollkommen aufgeschlossenes Behältnis solcher noch einzufügender Kräfte, noch aufzuklärender und anzu-

passender Menschenmassen, noch umzugestaltender Staats- und Wirtschaftsformen, für deren An- und Eingliederung man die modernen Formeln und Formen sucht und finden wird. Zivilisation und Kultur konzentrieren sich auf die Linie London-Newyork und ihre Verlängerung nach Chicago und dem amerikanischen Westen. Dies ist die neue Weltachse, die an die Stelle der alten Rheinachse getreten ist, um welche die europäisch-kapitalistische Ursprungswelt sich drehte. Wie diese Rheinachse in der abendländischen Entwicklung an die Stelle des alten Mittelmeerschwerpunkts der antiken Welt getreten war, so haben sich nach langem Oscillieren die Schwergewichte der neuen Weltbewegung jetzt definitiv an diese neue Weltachse gezogen. Was sich um sie zusammendrängt, an ihrer Ballung teilnimmt, in ihrem Turnus mitschwingt, lebt — alles andere ist nur Ausstrahlung und Widerspiegelung. Man spricht die Sprache der angelsächsischen Weltsphäre heut in jeder Hafenstadt der Erde, man wird an jedem Platz der Erde von ihrem Nachrichtendienst versorgt, zu jedem durch ihr Handels- und Schiffahrtsnetz getragen; — man empfängt von ihren beiden Polen die neuen geistigen Stichworte der Erde, wo man auch auf dem Globus ist. Die Welt wird geistig und physisch organisiert aus dieser nunmehr zu ihrem Gewichtszentrum und gleichzeitig zu einer großen Einheit gewordenen angelsächsischen Sphäre.

Wird tatsächlich der Osten von ihr mit verschlungen werden, so daß die neue Polarität zwischen Westen und Osten, von der ich sprach, und in der wir stehen, nur ein Schein ist? — Ich glaube nicht. Die starken politischen Befreiungszuckungen des asiatischen Körpers, die Tatsache, das hinter ihnen das nicht bezwungene und kaum zu bezwingende Rußland steht, die Konkordanz der neuen Freiheitstendenzen mit der offiziellen Ideologie, welche die neue Weltherrschaft vertreten muß, — daß alles wäre angesichts der materiellen und technischen Überlegenheit der beiden angelsächsischen Zentren und ihrer ausgesprochenen, ihnen gerade eigenen Gabe, auch im Namen der Freiheit doch tatsächlich zu regieren und zu herrschen, für die Zukunftsprognose der Selbständigkeit des Ostens vielleicht noch nicht entscheidend. Niemand kann wissen, wie die zu stellen ist, wie das politische Gesicht der Welt aussehen wird, wenn sich die Nebel des neu heraufsteigenden Jahrhunderts verzogen haben werden und ob nicht seine Züge für absehbare Zeit doch bestimmt sein werden von der Dominanz der angelsächsischen Kräfte. Das ist sogar sehr wahrscheinlich. — Hier aber handelt es sich um das Geistige. Der Osten ist geistig

eine Masse, die man nicht ohne weiteres verschlingen kann, auch nicht mit noch so riesenhaften materiellen Kräften, die sich heute irgendwo massieren. Die leeren Flächen Australiens, der kulturarme Körper Afrikas, der ausgesogene und zerschlagene Südamerikas mögen — schon politisch und wirtschaftlich weitgehend angegliedert — das vielleicht noch weiter als bisher auch geistig werden. Sie werden vielleicht dauernd auch geistig nur Außenschläge des großen neuen angelsächsischen Weltimperiums bilden, teilweise mitgefärbt von dem französischen, dem italienischen und spanischen Einfluß; — sie alle bis zur Jetztzeit weitgehend nicht nur physisch, sondern auch geistig internationale „Leergebiete“. Die großen alten Kulturwelten des Ostens aber stehen in ihrer physischen und geistigen Körperhaftigkeit schon gleichgewichtig neben den alten und ältesten Stufen der abendländischen Geschichtswelt. Sie mögen künftig in dieser oder jener Form der politischen und ökonomischen Abhängigkeit zu dem jetzt voll entfalteten angelsächsischen materiellen Magnetgebiet der Erde bleiben, — sie können geistig in ihrer Fremdartigkeit, Dichte und Massiertheit von ihm nicht aufgesogen, ja nicht einmal nach ihm ausgerichtet werden. Diese ganzen Gebiete wissen heute, was sie zivilisatorisch vom Westen übernehmen können, seine Maschinen, seinen Technizismus; — sie werden sich auch seine demokratisch-politischen Ideen zunutze machen, seine Wirtschaftsformen sich eigentätig adaptieren, ihre Kultur aber, die zwei- bis dreitausendjährige, unendlich reiche, vielgestaltige und tiefe Gestalten- und Ideenwelt, die aus ihrem Schoß erwachsen ist und sie geformt hat, die unabgestorbenen geistigen Kräfte, die daraus erfließen und deren Wiedererwachen die eigentlichen Quellen auch der heutigen politischen Befreiungsströme sind, sie werden immer stärkste ungebrochene und unbrechbare Positionen bleiben, und ein Gewicht der geistigen Gegenpolarität gegen die angelsächsische Weltsphäre bedeuten, das nicht zusammenstürzt, mit jedem Tag mehr zunimmt. Für Fortbestand und Leben dieser großen Welten wird der politische Gegenwartserfolg gleichgültig, die geistige Einstellung auf eigenen Boden, die Ausrichtung auf eigene kulturelle Ziele entscheidend sein, und bedeutsam weiter die geographische und Schicksals-Gemeinschaft mit dem europäischen Osten, der in gleicher Lage in anderer Weise und doch ähnlich auch das Gesicht nach Westen hin gewendet für sich selbst ringt. — Wer auch nur eine Ahnung von Rußland hat, weiß, es mag zivilisatorischen Einflüssen des Westens, wirtschaftlichen, vielleicht auch einmal politischen Formen, die er ausgebildet hat,

zugänglich sein, sogar, wie heute zeitweise unter die Herrschaft deutschgeformter westlicher Ideen kommen, — vom Angelsachsentum, seinem Wesen und seinen Ideen scheidet es sich wie Feuer von Wasser. Es wird sich zischend und voll Wut stets gegen den englischen Pragmatismus und seinen Menschentypus wenden; es wird, um ihm zu entgehen, lieber geistig zurück ins fernste Asien und in die Steppe flüchten. Es steht ihm gegenüber nicht nur schicksalsmäßig, sondern im tiefsten Sinne geistig und seelisch mit ganz Asien auf dem gleichen Boden.

Welches ist die andere Ebene, auf der dies Europa-Asien, das zum Gegenpol der angelsächsischen Welt heraufwächst, im Gegensatz zu dieser steht? — Man kann sie nur als eine bewußt oder unbewußt in irgendeinem Sinn metaphysische bezeichnen. Auch das Angelsachsentum wuchs einst auf solchem Boden, insofern es im Rahmen der mittelalterlichen europäischen Welt und ihrer transzendenten Unterbauung groß geworden ist. Es hat durch Anselm von Canterbury, Duns Scotus, Occam und andere so stark wie irgendeins der europäischen Völker zu jener geistigen Tiefengliederung der Dinge beigetragen, in der das Mittelalter lebte und der die äußere Erscheinungswelt nur „Transzendenz“ von etwas anderem, wirklich Seiendem bedeutete. Aber in keiner europäischen Sphäre ist jener Tiefenhintergrund des Daseins später so vollständig zugedeckt, ja vermauert worden, wie in der angelsächsischen. Ganz gleich, ob über den Puritanismus, der ja jedes Denken über die Substanz der Dinge ab- und ausschloß, über den Empirismus Bacons, dessen „regnum hominis“ den bloßen Pragmatismus schon vorwegnahm, oder über theoretischen Hedonismus, alle Wege führten in England auf die Ebene der bloß praktischen Lebenszwecke, von der Spekulation fort zu dem pragmatistischen Zweckverkettetein des Denkens und von einer über praktischen Zwecken stehenden Lebenshaltung zu einer solchen, die von diesen angefüllt ist. Nichts hat vielleicht die in den Grundzügen schon angelegte politische Meisterschaft dieser „Rasse“ so gesteigert als dies seitdem zunehmend mehr ausschließliche Verweilen im Bereich des praktisch Möglichen und Guten. Aber nichts trennt sie, seitdem sie sich zum fest fixierten Typus dieser Art geprägt und in ihrer Welt die tieferen geistigen Stockwerke verschüttet und verbaut hat, so definitiv von jenen Teilen der Erde, in denen man auch weiter noch in jenen tieferen geistigen und seelischen Daseinslagen lebt.

Der ganze Orient, Rußland tun das. Und zwar in einer ganz bestimmten Art, die beide verbindet. Für beide ist überall das Dasein

etwas Doppeltes, ein Sein in einer Welt des zweckbefreiten Absoluten und ein zweites in der Welt der zweckgebundenen Erscheinung, ein Leben in einer zwiespältigen Atmosphäre, in die der Pragmatist nicht niedersteigen, in der er nicht atmen kann und die ihm, wenn er sie sich doch zu adaptieren sucht, dann lediglich nach seinem festgewordenen Wesen die anthroposophische Zweckgrünasse schneidet. Der ganze Orient und mit ihm Rußland aber kennen für die letzten Dinge keine Zwecke; sie sehnen sich nach Befreitheit von praktischen Zwecken; für sie ist das Höchste, mit möglichst viel von dieser Freiheit, wie mit einem transzendenten Schimmer, auch das Diesseits zu „verklären“; ihnen steht dieser „Sinn“ des Daseins höher als alles praktische Handeln. Sie sind daher durch die Tiefenkettén dieser Stellungnahme im praktischen Handeln fortgesetzt gehemmt, verwirrt von einer Zwiespältigkeit der Ziele. Nichtstun ist gut, das Handeln problematisch. Die politische Unterlegenheit von ganz Europa-Asien, seine Schwäche in der äußeren (und zwar nicht bloß ökonomischen) Lebenspraxis hat hier ihre tiefste Wurzel. Politik und Lebenspraxis sind hier eingespannt in eine letzte Daseinszweiheit, die das technisch reine Handeln schwer macht, die es zwischen Absolutem und Bedingtem schwanken läßt, bei der das Absolute immer wieder das praktisch Mögliche verschlingt und immer wieder eine Zerbrochenheit, ein Zurückgeschlagenwerden auf einen letzten, in Wahrheit nur noch transzendenten Lebensgrund herbeiführt. — Das ist eine stets erneute Unglückseinheit zwischen dieser ganzen weiten Sphäre.

In eben diese Schicksalsgemeinschaft aber sind wir Deutschen heute verschlungen. Wir sind es nicht bloß äußerlich, sondern letztlich aus dem gleichen inneren Grunde. Auch für uns gilt jene Doppelheit der Existenz, wenn auch in etwas anderer Form und anderer Zuspitzung. Wir sind in eminentem Sinn ein Volk der Sachlichkeit, der Zweckeingestelltheit und der äußeren pragmatistischen Wirklichkeit. Wir sind aber in eben so hohem Maß ein solches jener zweiten metaphysisch-transzendenten Ebene, ja wir sind unter allen ehemals europäischen Völkern durch die Richtung, nach der wir uns entwickelt, die Prägung, die wir erhalten haben, das eigentlich alleinige europäisch-metaphysische Volk. In eigentümlicher Unverbundenheit stand beides bisher bei uns nebeneinander, so weitgehend, daß in unser sachliches zweckorientiertes Handeln jeweils überhaupt nur kleine Teile unseres Wesens und unserer tieferen Daseinshaltung eingingen.

Wir waren imstande, dieses praktische Handeln gewissermaßen jenseits von Gut und Böse zu vollziehen und hatten uns dafür in der letzten Zeit eine eigene Theorie geschaffen, die in ihrer Ehrlichkeit die andern Völker grauen machte. Aber wir waren in Wirklichkeit im höheren Sinne nicht imstande, zu handeln. Denn unser Handeln ging in seiner Losgelöstheit beinah schon wie ein unzweckmäßiges vor sich; es sog, weil es uns selber nicht in unserer Totalität bei seinem Intendieren und Vollziehen in sich aufnahm, tatsächlich auch nur geringe Teile des Daseins als beherrschten und beherrschbaren Körper in sich. Das ganze geistige Gebiet, die volle Breite der psychologischen Kräfte, ließ es, da es nur technisch und partial war, beiseite liegen. Es war keine eigentliche Zweckmäßigkeitsbeherrschung des Totaldaseins wie das angelsächsische Handeln; und es mußte, da es das nicht war, da es die Wirklichkeit nur teilweise beherrschen konnte und da wir nur partial in dasselbe eingingen, scheitern und uns aus dem Beherrschungsversuch der Realität auf jene außerreale, metaphysische Ebene zurtückschleudern, auf der wir trotz allen äußeren Anscheins im eigentlichen Sinne immer lebten, genau so wie Rußland und der ganze Osten.

Jetzt sind wir dorthin zurückgeschleudert und nun auch äußerlich durch das gleiche Schicksal mit dieser Welt verbunden. Wir können nun erkennen, wohin wir in der großen Politarität zwischen ihr und dem Angelsachsentum für die fernere Zeit gehören.

Das heißt noch nichts Unmittelbares für unsre künftige äußere politische Zugehörigkeit. Genau so wie die politische Zukunftsform des Ostens noch ganz unerkennbar ist, wie das aber für die grundlegende geistige Gegensätzlichkeit und ihre Existenz nichts ausmacht, können auch unsere politischen Wege diese oder jene sein, durch Zeit und Möglichkeit geboten. Es mag sein, daß wir für absehbare Zeit im Rahmen westlicher Kombinationen stehen werden; unsern Platz irgendwo in der vom Angelsachsentum geleiteten Weltgestaltung finden; die Fahrt im amerikanisch-englischen Tourenauto für uns den Weg zur Freiheit darstellt. Das entscheidet nichts Geistiges. — Unser östlich orientiertes geistiges Schicksal sagt auch noch nichts über Maß und Art der geistigen Einflüsse, die wir vom Westen und vom Osten her erhalten und hier- und dorthin weitergeben. Wir sind durch gleiche Kulturgrundlage Traditions-, Sach- und Begriffsgemeinschaft mit der westlichen, daher auch mit der angelsächsischen Welt verbunden, aus demselben Europäertum geboren, in ähnliche äußere Lebensproblematik eingebettet. Das Herüber und Hinüber dorthin wird auch künftig

leichter sein, vielfältiger auf gewohnten Bahnen laufen können, wenn auch die Eindrücke, die wir vom Osten her erhalten und dorthin geben werden, in ihrer größern Seltenheit wohl größere Tiefe haben werden, da wir mit ihm ja letztlich auf dem gleichen Boden stehen. — Unsere Schicksalsgemeinschaft mit dem Osten bestimmt nur unsere geistige Aufgabe an uns selber. Diese kann nur sein, die Doppelheit der Existenz, die uns zerbrochen hat, zu überwinden und doch, um unser Tiefstes zu bewahren, so wie der Osten, in einem anderen Sinne in ihr zu bleiben; die Existenz im Unbedingten, die uns handlungsschwach gemacht hat, trotz aller Nöte uns zu erhalten, mit größtem inneren Schwergewicht zu vertiefen, aber zu lernen, die äußere Realität des Daseins bewußt nicht nur als etwas anderes — das haben wir schon vordem — sondern in ihrem Anderssein trotzdem mit ihr Verbundenes zu behandeln, das „Bedingte“ und „Mögliche“, das sie enthält und ausfüllt, nicht losgelöst als bloß Mechanisches, vom Letzten Unberührtes, zu vollziehen, womit wir dann das Leben im Handeln nie umgreifen können, weil wir es nicht mit unserm Sein erfüllen, sondern das Bedingte und alltägliche Gute, bewußt es trennend, doch in dynamischer Beziehung zu jener anderen Welt, an ihr gemessen und durch sie kontrolliert, zu leben; im Bewußtsein der Relativität des „Möglichen“, doch eine Brücke über den Abgrund zu schlagen, auf der die Transzendenz, in der wir sind, zur Wirklichkeit heran drängt. Die vielleicht heroische Spannung der lebendigen Koexistenz von Beidem in uns, das „Trotzdem“, mit dem wir das Dasein in diesem Spannungsgrad gestalten müssen, wird, so scheint es, die Atmosphäre unserer Geistigkeit und zugleich den Weg bereiten, auf dem wir von unserer geistigen Tiefenlage aus allein uns einer äußeren Beherrschungsform des Daseins nähern können.

Offenbar ein langer und zugleich ein neuer Weg. Daß er vom Morgenhauch eines Neuanfangs umweht ist, gleichzeitig aber ältestes tausendjähriges Leben mit sich führt, Erneuerung und doch Nicht-Vergessen darstellt, Jungwerden und gleichzeitig Altsein, dies und die gleiche Aufgabe: vom unverlorenen, transzendenten Boden einer Unbedingtheit zu irgendeiner Art der Alltagsformung im Rahmen neugewordener Bedingtheit zu gelangen, das stellt uns in den gleichen Rhythmus und die gleiche Richtung mit der in Marsch gekommenen Bewegung des übrigen Europa-Asien.

Es ist natürlich töricht zu glauben, Methoden und unmittelbare Aufgaben würden dabei in dieser neuverbundenen Weltsphäre die gleichen sein. Europa-Asien ist kein einheitlicher Körper von verwandter gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und geistiger Formung, sondern eine Welt

der größten Mannigfaltigkeit, von keiner Denk-, Sprach- oder Formgemeinschaft irgendwelcher Art, vielmehr von abgründigsten Differenzen der seelischen Ausdrucksrichtung, geistigen Gegenstandsgestaltung und des praktischen Wollens; — eine Welt verschiedenartiger historischer Kulturgebilde teilweise riesiger Gestalt und ältester Fixierung, teilweise bisher beinah flüchtiger Leere und wandelbarer Jungheit. In einem Teil dieser Körper wird aufgelöst, flüssig gemacht, die hart gewordene Substanz wie in Hochöfen umgeschmolzen und umgegossen werden müssen, in anderen das eingestürzte Bauwerk in neuen Formen wieder aufgerichtet, oder auf beinah öd gewordenem Brachfeld aus dem Nichts gestaltet, bei uns wahrscheinlich ohne wesentliche äußere Transformierung von innen her verwandelt werden müssen; an jeder Stelle eine andere Art der Tätigkeit und Aufgabe. Ein Spiel von Kindern natürlich ist es, dabei aus dem Gefühl der Einzigkeit und Eigenheit der Forderung, nunmehr ein Grübeln und ein Suchen nach dem eigenen Wesen, dem „deutschen Wesen“, zu beginnen. Man findet sein Ich durch keine Reflexion und Selbstzergliederung — sondern indem man es im Handeln gegen die Substanz der Dinge stellt. Dies Handeln aber wird wohl in dem großen nicht angelsächsischen Weltbereich allerdings weitgehend völkerindividuell sein. Das heißt vom eigenen seelischen Boden, in eigener Substanz, mit eigener Lösung. So aus der historischen Lage, so auch aus dem Tiefengrund des Wollens. Das Prinzip des Formungswillens mag in der angelsächsischen Welt, solange sie in tiefere geistige Daseinslagen noch nicht wieder durchstößt, vielmehr im Zweckbereich sich aufhält, so wie die Werkwelt selber uniform sein, soweit es überhaupt in das Naturgewachsene eingreift und mehr als bloß Gesellschaftsform will. In der nicht angelsächsischen Sphäre wird sein Aufsteigen aus der dort vorhandenen letzten Daseinsebene so viel verschiedene Gestalten der Materialisierung suchen müssen, als es verschiedene äußere Substanz im Rahmen jener Spannung zwischen Absolutem und Bedingtem jener Doppelheit der Existenz dem Seelischen anverwandeln will. Gelingt hier überhaupt Gestaltung, wird sie sehr differenten Schnitt und Ausdruck haben. Die Aufgabe selber aber wird gemeinsam sein: das als Material des Daseins heut Gegebene, das zivilisatorisch-wirtschaftlich ganz modern Gebotene aus dem erhalten gebliebenen Tiefengrund zu formen. Mag das heroisch, in der Vollendung übermenschlich sein, es gibt dem Lebensatem, der durch das Gebiet hindurchweht, seinen herben und gleichzeitig starken Morgenduft. Wir tauchen durch ihn mit den Völkern östlich von uns in das gleiche Frührot.

DIE ZERRÜTTUNG DER WELTWIRTSCHAFT

von

BERNHARD DERNBURG

I

Die Zerrüttung der Weltwirtschaft, die alle Völker und alle Zonen umgreift, ist letzten Endes die Folge einer falschen moralischen Einstellung der Völker und ihrer Führer. Der unlösliche wirtschaftliche Zusammenhang wird ebenso verkannt wie die politische Interdependenz. Statt der absoluten Solidarität, der reibungslosen Zusammenarbeit einer auf der Grundlage des Rechtes aufgebauten Gemeinschaft wird aus Gefühlen der Rache, der Furcht und der Besorgnis vor industrieller Verdrängung einer Politik nachgejagt, die den Vorteil des Einen in der politischen und wirtschaftlichen Unterdrückung und Ausaugung des Anderen findet. Dabei wird überdies die Natur der Austauschmittel verkannt. Sie sind lediglich Vehikel des Verkehrs, sie spielen dabei die gleiche Rolle wie Transportmittel, Schiffe und Bahnen. Der wirkliche Verkehr besteht einzig in dem Austausch der Güter. Nur wo konsumiert wird, findet der Produzent Absatz, nur wo produziert wird, werden die Mittel zur Befriedigung des Konsums erworben. Die Steigerung der Produktion ist deshalb das Mittel, die Welt zu fördern; alle Dinge die sie hindern: unnötige Generalkosten, verkehrshindernde Schranken wie Zölle, teure Transportmittel, leistungsunfähige Arbeit, starke fiskalische Belastung und wirtschaftliche Unfreiheit verhindern die Ausdehnung der Produktion. Der Weltverkehr wie der Binnenverkehr bedarf ferner des Kapitals, des eigenen wie des geliehenen. Kredit ist aber Sache der Einschätzung der Zahlungsfähigkeit des Darlehensnehmers und begrenzt durch die Kapitalkraft des Darlehensgebers. Ist die erste ungünstig, die zweite nicht vorhanden oder in unwilligen Händen, so fehlt ein wichtiges Instrument des Verkehrs: er verarmt und verkrüppelt. Die Summe der Erzeugnisse schrumpft zusammen oder kommt nicht in den Verkehr, sondern wird unwirtschaftlich verbraucht. Die falsche moralische Einstellung, die für den Krieg ebenso verantwortlich ist wie für die Pariser Frieden, wertet sich in allen diesen Dingen aus. Daß es nötig ist, solche gemeinplätzlichen Feststellungen gegenüber der Pariser Friedenspolitik zu machen, ist ein übles Zeichen.

II

Die Erkenntnis ist allerdings auf dem Marsche. Sie versuchte, durch den Wilsonschen Völkerbund eine Harmonie der Weltinteressen zu schaffen und „an Stelle der brutalen Gewalt der Waffen die Herrschaft des Rechtes zu setzen.“ Aber dieser Bund hat zum ausgesprochenen Zweck, ein Instrument zu garantieren, das gerade in äußerster Ausbeutung der durch Waffengewalt erzwungenen Lage und in Verneinung der moralischen Forderungen, die auch die Besiegten erheben dürfen, geschaffen wurde. Das kann zu nichts führen und verurteilt diesen Bund, wie er heute besteht, um so stärker zur Unwirksamkeit und Mißachtung, je stärker die Notwendigkeit erkannt wird, die Welt auf eine sittlichere Grundlage zu stellen. Die Washingtoner Konferenz hat dies erkannt; die Aufgabe, die Mittel der Macht einzuschränken, die Gefahren aggressiver Bündnisse zu verringern, imperialistischen Tendenzen nach Ausnützung von Machtpositionen gegenüber schwachen Völkern die Spitze abubrechen, hat sie dem Völkerbund, der damit nicht voran kam, abgenommen. Die Konferenz von Genua, die einen neuen Völkerbund nach den Worten Lloyd Georges einleiten soll, will die wirtschaftliche Weltordnung wiederherstellen. Sie steht unter dem Zeichen der internationalen Solidarität.

III

Die Völker pflegen nicht aus der Geschichte zu lernen, sie sind unfähig zu Abstraktionen. Das Sittliche muß ihnen beigebracht werden nicht als das Primäre — was doch soviel einfacher wäre und die Verknotungen der internationalen Lage beinahe spielend auflösen würde, weil seine Imperative ohne weiteres durchgreifen — sondern als ein Sekundäres, das, so zu sagen als angenehme Nebengabe, als geistiges Beruhigungsmittel sich mitergibt. Dieser materialistischen Einstellung zu dienen, glauben alle Staatsmänner ihren Völkern schuldig zu sein. Und beileibe keine „pazifistischen Phrasen“, keine „internationalen Anbiederungen“, „keine volksfremde Anerkennung der zwischenstaatlichen Verflochtenheit“ und keine Einstellung auf realpolitische Notwendigkeiten der Gegner. Unsere Situation leidet daran, daß kein Staatsmann die Kraft und Überzeugung gefunden hat, das Recht als Basis der Völkerbeziehung, die Unterdrückung des Machtprinzips um seiner eigenen Unsittlichkeit halber, ohne Rücksicht, lediglich um ihrer selbst willen, als kategorische Forderung zu verteidigen. Es muß immer zunächst bewiesen werden, daß der materielle Wohlstand gefördert wird,

daß der Schaden des falschen Prinzips größer ist als sein momentaner Nutzen, damit Revisionsforderungen vor den demokratischen Volksvertretungen Gnade finden. Wilson war ein falscher Prophet; ein wahrer ist seither nicht erstanden. Das ist das tragische der Lage, auch vom Standpunkt praktischer Resultate aus.

IV

Dr. Ernst Schultze, Privatdozent an der Universität Leipzig*, hat ein lesenswertes Buch geschrieben, das die wirtschaftlichen Folgen der falschen Einstellung schildert. Dr. Schultze ist kein „Wirtschaftler“. Und das ist ein Glück. Denn die selbsternannten „Wirtschaftler“, die als eine gewisse Selbstverständlichkeit die Führung der politischen Geschäfte für sich verlangen, weil sie glauben, daß weil die Wirtschaft krank ist, nur sie die gegebenen Ärzte seien, haben uns in der Vergangenheit politisch wenig geholfen. Die Aufgaben der großen Führer sind aber heute die Einleitung einer großen Propaganda der Erkenntnis, also politische und völkerpsychologische, die oft gerade mit den Neigungen und Geschäftsgebräuchen der Wirtschaftler in Konflikt kommen müssen. Ist dieser Feldzug erfolgreich, so müssen von allen Seiten schwere Opfer gebracht werden, neue Einstellungen werden gefordert. Und gerade gegen die Geistesrichtung der führenden Wirtschaftskreise muß sich diese Tendenz durchsetzen. Wer daran zweifelt, sehe sich nur die apolitische Stellung an, die die deutsche Wirtschaft im Kriege eingenommen hat; das Rezept der sechs Verbände und dessen getreuliche Befolgung uns gegenüber durch die Entente. Und der französische Wiederaufbau durch deutsche Hilfe kann nicht in Gang kommen, weil dabei den französischen Wirtschaftlern das Geschäft genommen wird. Welcher große deutsche „Wirtschaftler“ hielt es vor dem Kriege mit seiner Würde vereinbar, in die Arena des Parlaments herabzusteigen; dazu waren die Herren Verbandssekretäre da, die man möglichst auf alle „bürgerlichen“ Parteien verteilte, die die „Interessen“ kräftigst vertraten und dafür bezahlt wurden. Wehe dem, der etwa aus eigener entgegenstehender Überzeugung aus der Reihe tanzte. Man wollte apolitisch sein und ist es geblieben. Das kann ganz gut und in der Ordnung sein, denn es muß auch Spezialisten geben, aber dann „ne sutor altre crepidam“. Ich möchte die „Wirtschaftler“ als

* Dr. Ernst Schultze: Die Zerrüttung der Weltwirtschaft. Stuttgart, bei Kohlhammer 1922.

erfahrene, kräftige und kenntnisreiche Ratgeber nicht entbehren, besonders weil in der Bürokratie, die doch die Geschäfte des Reiches von Amtswegen führt, eine praktische Kenntnis kaum vorhanden sein kann. Nur das muß man hierbei bemerken: Als Wirtschaftler wird von deren hoher Akademie nur eine auf gewisse Anschauungen abgestempelte Führerklasse anerkannt, die früher die Kerntruppe des Vereins „mit dem langen Namen“ waren. Dr. Rathenau zum Beispiel und andere, die über ein Menschenalter Wirtschaft getrieben haben, ohne sich auf den „Herrn im Hause Standpunkt“ eingeschworen zu haben, gehören nach striktem Ritus nicht dazu. Also Dr. Schultze ist kein Wirtschaftler, sondern ein Sucher; sein Buch liest sich wie ein interessanter Katalog all des Widersinns, der gegen die erfolgreiche Betätigung menschlichen Fleißes ausgedacht ist und der den Erfinder beinahe mehr schlägt als die Opfer. Die Einteilung des Buches ist übersichtlich, die Wertung der einzelnen Faktoren in ihrer Wirkung auf das Gesamtbild etwas stecken geblieben, das Material — es liegt das in der schweren Erreichbarkeit, kostet doch das eine Buch von Keynes, ein schmächtiger Band von 200 Seiten, etwa 300 Mark deutscher Währung — ist nicht immer sicher. Aber ein interessantes und nachdenkliches Buch und deshalb wichtig, weil es dem politisch denkenden Deutschen bei der schweren Arbeit hilft, sich in die wirtschafts- und geldtechnischen Probleme hineinzudenken, eine Arbeit, der er sich nicht entziehen darf, wenn er vermeiden will, Schlagwortpolitikern zum Opfer zu fallen.

V

Das einleitende Kapitel bringt unter der Überschrift „Der Absturz Europas“ interessante Zahlen. Ihre Authentizität wird sich nicht überall nachweisen lassen, aber als Maßstab und Größenordnung sprechen sie eine eindringliche Sprache. So werden die Staatsschulden der wichtigsten Weltländer für

1713 (Utrechter Friede)	auf	6	Milliarden	Goldmark
1816 (nach den Napoleonischen Kriegen)	„	28	„	„
1873 (nach dem deutsch-französischen Kriege)	„	89,6	„	„
1914	„	176,4	„	„
1920	„	1020	„	„ angegeben.

Diese Größenordnung zeigt, was die Summe von 132 Milliarden Goldmark, die uns das an seiner inneren Unmöglichkeit zerschellte Londoner

Ultimatum zudachte, bedeutete. Die Gesamtkriegskosten waren (nach Professor E. H. Bogart, New York) 833 Milliarden Goldmark, während sämtliche Kriege zwischen 1793 und 1905 einschließlich nur 88,6 Milliarden verschlangen. Auch hier sieht man das Ungeheure des unmittelbar hinter uns Liegenden. Man kann aus diesen Zahlen aber auch die großartige Entwicklung erkennen, die die Welt in den letzten Dezennien wirtschaftlich genommen hat. Denn wenn auch den Kriegskosten vielfach ganz übertriebene Lieferungspreise zu Grunde lagen und ein großer Teil der Schulden nicht für Güter, sondern für persönliche Leistungen, Löhne, Gehälter ausgegeben ist, so muß doch ein großer Teil jener Milliarden neu erzeugten oder bereits aufgespeicherten Waren entsprechen. In die in den Reichtum der Welt auf diese Weise gerissene Lücke hat sich dann der Strom der gedruckten Kriegsschulden — äußerer und innerer — ergossen; ihre Summe ergibt also einen Anhalt für die Weltverarmung durch den Krieg, denn neue geschaffene produktive Werte stehen diesen Aufgaben nur in geringem Umfang gegenüber. Um wieviele Jahrzehnte so der Wohlstand und damit die Produktions- und Konsumfähigkeit der Welt zurückgeworfen ist, könnte Gegenstand einer interessanten Studie bilden. Aber die Zahlen geben auch einen Begriff von einer unermesslichen Verschiebung der Vermögenswerte innerhalb der Völker und von Volk zu Volk. Dabei zeigen sie bei weitem nicht das ganze Bild. Denn die böse Tat muß fortzeugend Böses neu gebären. Der kapitalisierte Wert der Pensionen an Verstümmelte und Hinterbliebene kann auf über 100 Milliarden Goldmark angenommen werden (für die Entente steht er in der Reparationsrechnung mit 70 Milliarden). Die Fundierung der auf Zerstörung der Sachwerte in Nordfrankreich und Belgien gestellten Reparationsforderung von 62 Milliarden würde die Staatsschulden gleichfalls erhöhen, wenn sie überhaupt vorgenommen werden könnte. Und schließlich kommt als ganz unbekannter Faktor von phantastischem Ausmaß der Verlust der produktiven Werte und der laufenden Produktionsfähigkeit des durch den Krieg umgestülpten und zertrümmerten russischen Reiches. Alle diese Summen bilden die in allen Staaten herrschende Inflation, die auch da, wo sie sich nicht in der Vermehrung der Umlaufsmittel und Unterwertigkeit der Valuta zeigt, in der Steigerung der öffentlichen Auflagen, zum Beispiel in den Vereinigten Staaten zum Ausdruck kommt. Da alle diese Papierwerte nur durch Gütervermehrung und Güterersparnis ersetzt werden und die öffentlichen Lasten nur durch solche getilgt werden können, ent-

steht die Frage, ob die Welt durch die von der Nachkriegsordnung geschaffene wirtschaftliche Mechanik in einer meßbaren Zeit überhaupt dieser Bürde ledig werden und welche Erscheinungen in dem Prozesse auftreten müssen. Wären die verschiedenen Friedensinstrumente nicht wesentlich aus politischen Erwägungen und dem Nachgeben an Völkerstimmungen gemacht worden, hätte wirtschaftliche Erkenntnis, und die Rücksicht auf das materielle Wohlergehen und damit im hohem Maße auf den Fortschritt der Zivilisation mit zu Gericht gesessen, oder wäre sie nicht dem Stimmungselement und der Machtpolitik zum Opfer gefallen, so hätten sie ganz anderen Prinzipien Ausdruck geben müssen, als tatsächlich der Fall war. So wird die weltwirtschaftliche Produktion — wie die der Einzelwirtschaften — maßgeblich beeinflußt durch die Organisation, das heißt die zweckmäßige Ein- und Unterordnung der einzelnen Produktionsgebiete und -Arten im Hinblick auf die rationellste Erzeugung und den zweckmäßigsten Absatz. Von dieser Organisation hängt das Verhältnis ab, in dem sachliche und persönliche Erzeugungskosten zu den allgemeinen Lasten, den Generalien, stehen. Die Vorkriegswelt hatte in dieser Richtung einen hohen wirtschaftlichen Effekt erzielt. Den politischen Einheiten waren wirtschaftliche Einheiten angepaßt worden, der Austausch der Industrie- und Rohstoffländer war durch einen geistreichen Transport-, Verteilungs- und Kredit-Apparat gesichert, und die politischen Einheiten waren von hinreichendem Umfang, um das Verhältnis staatlicher unproduktiver Belastung zu den sachlichen Herstellungskosten in zweckmäßigen Grenzen zu halten. Dieses wirtschaftliche Weltsystem ist zerschlagen durch die politischen Aufteilungen. Die Politik der Isolierung Deutschlands vom weiteren Osten durch nationale Kleinstaaten, die Auflösung der Habsburgischen Monarchie, die Verteilung der deutschen Kolonien vermöge der Mandatslüge, die Zerstörung der russischen Lage an der See hat einmal durch die Vielheit der zu erhaltenden neuen Staaten die Gesamtregie Europas, die die Produktion ja erhalten muß, ungemein verteuert, sie hat weiter durch die Errichtung zahlloser Zoll- und Verkehrsschranken den freien Verkehr unterbunden und gleichzeitig durch die wirkliche Handelsverträge in Zentral-Europa hindernden Vertragsklauseln die Zusammenarbeit der jetzt politisch getrennten Gebiete erschwert. Die — mit wenigen Ausnahmen — ungenügende Ausstattung und die mangelnde Wirtschaftsbasis dieser Neuländer nötigt zur Aufnahme gewaltiger Schulden, und schließlich hat die Fortdauer der Verhetzung nur der Kriegs-

psychose, in deren beständiger Neuentflammung besonders die Nachkriegsschuld der Franzosen besteht, die Entgiftung der Atmosphäre mit nur zu viel Erfolg verhindert. So sind der Produktion überaus starke Schranken gesetzt, die die Gesundung auf lange hinauszögern.

VI

Gilt für viele der Bewohner der neugebildeten Kleinstaaten der neue Zustand als eine Befreiung vom Joche fremder Unterdrückung und ist die Erkenntnis, daß die neue Gestaltung nicht nach jeder Richtung ein Glück bedeutet, sondern mit vielen Opfern erkaufte werden muß, eine sehr langsame, so zeigt sich auch, daß die soziale Umschichtung, die Emanzipation des vierten Standes, die nach der Rolle, die der einzelne im Kriege spielte, nicht ausbleiben konnte, sich nur unter großen Leiden und Erschütterungen des Wirtschaftskörpers auswirken kann. Es ist wohl nicht zufällig, daß die drei Kaiserreiche Europas, in denen das Autoritätsprinzip am stärksten betont und eine wesentliche Basis des Staatsgedankens war, die größte Erschütterung und Zerstörung erfahren haben. Dabei schlug das von der russischen Autokratie reaktionär rechts festgehaltene Stimmungspendel natürlich, sobald es gelöst war, am weitesten nach links aus. Die von dem politischen Zwang befreiten und zum Einfluß gebrachten Massen fanden aber für ihre Wünsche zunächst keine bessere Parole als: Kampf gegen den Kapitalismus, Mitwirkung bei der Produktion, mehr Lebensgenuß und weniger Arbeit. Auch das durch die Politik zerrissene Europa wird im Laufe der Zeit seine Assiette wieder finden, und der Forderungen des vierten Standes wartet in verständigen und sittlichen Grenzen ein großes Maß der Erfüllung. Aber alle diese Umschichtungen bringen zu ihrer Durchsetzung Kampf und Reibung; die zweckmäßigen, ja die erreichbaren Grenzen können anders nicht festgelegt werden. Der Doktrinarismus muß zunächst bei den Führern und danach durch diese in harter Arbeit bei den Massen überwunden werden. Und Kampf und Reibung schädigen die Produktion. „Solange die organisierte Arbeiterschaft durch die Beherrschung der Eisenbahnen die Gurgel an der Kehle des Staates hat, kann die wirtschaftliche Prosperität unseres Landes nicht wieder hergestellt werden“, las ich dieser Tage nicht in einer deutschen Zeitung, sondern in einer — New Yorker Zeitung! Da die Organisation der Produktion den Forderungen größerer sozialer Befreiung jetzt nur unter besonderen Schwierigkeiten folgen kann, die Arbeiter-Psychologie noch nicht durch

Erkenntnis und Erziehung das feste Milieu findet, so verhindern verminderte Arbeitsleistung, Streiks und Sabotageakte jetzt in vermehrtem Umfange die Erhöhung der Produktion, wie sie theoretisch und praktisch gefordert werden muß.

VII

Diese Psychologie der Arbeit wird erklärlicher, wenn man die gewaltige Vermögensverschiebung im Kriege und nachher, das Aufkommen der Konjunkturreichen und die große Entbehrung, die die Verarmung der Massen den meisten auflegt, ins Auge faßt. Eine starke Besteuerung, wie sie ohnedies durch die Finanzlage geboten ist, soll da abhelfen. Aber auch hier ist der mittlere Weg schwer zu finden; nicht deshalb, weil es etwa undenkbar wäre, durch Ansammlung eines Teiles des Kapitals des Volkes in den Händen der Allgemeinheit diese zur Trägerin des Betriebskapitales und des industriellen Kredites zu machen; wären die Demokratien sachlich und wirtschaftsverständlich und hätten sie Exekutive mit überlegener Einfachheit und unantastbarer Sittlichkeit, die sie in der Regel nicht hat, so wäre solches wohl denkbar. Der Kapitalausgleich, den der Staat durch seine Besteuerung vornimmt, dient aber nicht zur Ansammlung von Betriebskapital und macht ihn nicht kreditfähig, sondern er konsumiert gerade dieses Kapital, um die Löcher seines Budgets zu stopfen, und verbraucht es, um einen übertriebenen Apparat wirtschaftlich unwesentlicher, ja schädlicher und hindernder Verwaltung zu bezahlen. So setzt er den Abbau der Sachgüter fort, deren Erhaltung und Vermehrung, wie wir oben gesehen haben, gerade die Gesundung der Wirtschaft und die Annäherung an den früheren Stand herbeiführen soll. Deswegen ist die Vermögensbesteuerung, wie sie Erbschaftssteuer, Vermögens- und Vermögenszuwachssteuer, Notopfer, Zwangsanleihe und wie die im Interesse ausgleichender Gerechtigkeit — und diese ist an sich vonnöten — alle heißen mögen, darstellen, wirtschafts- und gesundheitshindernd, so lange der unbalancierte Zustand der Staatswirtschaft andauert. Daß sich im übrigen die Forderungen der politischen Linken hier in an sich falschen Größenordnungen bewegen und in solchen teilweise in übertriebenem Maße durchgeführt sind, will ich zur Wahrung meines eigenen politischen Standpunktes hier erwähnen.

VIII

Die Verschiebung der Kaufkraft hat sich nicht auf die Volksgenossen der einzelnen Kriegführenden untereinander beschränkt. Sie

kommt zwischenstaatlich in der veränderten Stellung der Vereinigten Staaten in der Weltwirtschaft zum Ausdruck. Diese sind der große Kriegsgewinnler. Nicht nur alles irgend bewegbare Gold der Welt häuft sich in ihren Schatzkammern und zwingt Amerika, zur Aufrechterhaltung seines Außenhandels beständig größere Kredite ins Ausland zu legen und dort Anlagen zu machen, zum Beispiel in deutschen Bankzetteln, wohl die größte zinslose Anleihegewährung, auch die alliierten Mächte stehen mit etwa zwölf Milliarden Dollar Gold in dem öffentlichen Schuldbuche in Washington. Als Marx seine Poltheorie aufstellte, die sich im innerwirtschaftlichen Leben bisher nicht verwirklicht hat, obschon die Kriegskatastrophe nach dieser Richtung drängt, hat er schwerlich vorgefühlt, daß sie sich vielleicht zwischenwirtschaftlich in gewissem Umfange bewahrheiten könne. Das ist aber jetzt der Fall. Die Zahlungs- und Kreditmittel der Erde sammeln sich in beängstigendem Maße an dem amerikanischen Pol, versklaven den Rest der Welt und hindern ihre Gesundheit, die nur in wirtschaftlicher Freiheit und Selbstbestimmung gedeihen kann. Die Wirkung einer solchen falschen Güterverteilung tritt an dem amerikanischen Beispiel in ein helles Licht. Staaten, die nicht völlig autarkisch sein wollen, und auch Amerika will und kann es nicht, müssen den Gütertausch suchen. Wenn nun der Exportüberschuß der Schuldnerwelt dazu verbraucht wird, Geldforderungen zu befriedigen, sei es durch Sachleistungen direkt oder durch Devisenbeschaffung indirekt, so bleibt keine Substanz übrig, mit der die Schuldnerländer Handel treiben können, sie werden kaufunkräftig und die Waren des Gläubigerlandes finden keinen Absatz. So ist das entsetzliche Phänomen zustande gekommen, daß, während in Rußland fünfzehn Millionen Menschen Hungers sterben, der Farmer in den reichen Getreideböden des amerikanischen mittleren Westens sein Korn verbrennt, weil es den Transport nicht lohnt, das heißt niemand in der Lage ist, ihn zu bezahlen. Kommen aber die nötigen Rohstoffe wie Nahrungsmittel, deren die Schuldnerländer, die zum großen Teil auf Industrie eingestellt sind, aus Rohprodukten, die sie nicht erzeugen und die ihre Bevölkerung nicht selbst ernähren können, nicht zu ihnen, so schmilzt ihr Produktionsvolumen weiter zusammen, und ihre Verelendung führt zur Katastrophe. Das ist die Straße, auf der die Welt sich bewegt.

IX

„The world is out of joint“, sagt Hamlet. Wie kann sie wieder eingerenkt werden? Nicht mit der Mechanik der Wirtschaft, diese

ist heillos in Unordnung. Die große Lösung, die nötig ist und nach manchen Konvulsionen kommen muß, liegt auf dem Gebiet des Sittlichen. Alle diese furchtbaren Dinge wären nicht eingetreten, wenn nicht die Staatskunst die moralischen Postulate von ihrem Throne gestoßen und dabei die Massen mit sich gerissen hätte. Die entsetzliche politische Immoral und wirtschaftliche Amoral, in der sich die Vorkriegswelt gefallen hat und die der Krieg bewußt fortgesetzt und auf die Spitze getrieben hat, sind letzten Endes die Ursachen der wirtschaftlichen Weltzerrüttung. Nationaler und partikulärer Egoismus, geschichtliche Egozentrik, die Verneinung der sittlichen und wirtschaftlichen Interdependenz der zivilisierten Menschheit, die Vergewaltigung des Rechtsgedankens und des Abhandenkommens eines Weltliberalismus, der jedem nicht nur sein Recht zukommen lassen, sondern ihm darüber hinaus auf dem Wege des Austausch die Teilnahme an allen guten Dingen als eine Forderung der Gesinnung zubilligte, haben die Kriegskatastrophe geistig vorbereitet und politisch herbeigeführt. Die Friedensverträge sind die Kriegsfortsetzung, geboren aus gleicher Gesinnung. Diejenigen, die den Krieg geführt haben, sind zum großen Teil noch an der Macht. Persönlichkeit und Tradition hindern die Umkehr, die ohnedem schwer genug ist und unermessliche Opfer von allen fordert. Aber auch an der Einsicht gebricht es; man hat den Krieg gewonnen, also ist man im Recht und tut das Rechte. Daß, gewonnen oder verloren, der Krieg ein Verbrechen an der Zukunft der Menschheit war, daß auch wirtschaftlich es, wie Norman Angell das schon 1909 überzeugend nachwies, bei der gegenwärtigen Verflochtenheit der Menschheit, gewonnene Kriege nicht gibt, ist der gequälten Menschheit noch fremd. Da nun die Einsicht der Menschen nur an dem Symptomen erzogen werden kann, so muß jetzt die gewaltige Erziehungskampagne kommen, ausgehend von dem wirtschaftlichen Gebiete von Nöten; das ist der große Gedanke von Lloyd George, der diesen Feldzug in Genua einleiten will, und der die Mächte der Finsternis im wiederaufgelebten französischen Imperialismus Ludwigs XIV. und Napoleons dabei zum Gegner hat. Es ist nicht von ungefähr, daß die schon totgesagte Freihandelsschule sich auch auf dem Kontinent wieder regt; denn mit ihrer Verurteilung durch die Staatsmänner und Verächtlichmachung durch die Wirtschaft fing das Unheil an. Die Parole des Cobdenklubs: „Freetrade, Peace and Good will among Nations“ muß aber wieder als Gesinnungsausdruck über jedem Auswärtigen Amt der

Welt stehen. Asquith sprach vor wenigen Tagen auf dem Bankett des Klubs: „Von grundsätzlicher und dringender Notwendigkeit ist das Niederbrechen der Zollbarrieren; alle die neugeschaffenen Staaten hätten zur wirtschaftlichen Einheit zusammengefaßt werden müssen.“ Wichtiger aber ist die Niederbrechung der Barriere der Gesinnung. Nur sie werden zu jener Welt-Sasachteia führen, die als eine gegenseitige Vergebung der Schulden wie der Schuld eine Unvermeidlichkeit ist. Aus diesem Wechsel der Einstellung, für den hoffnungsvolle Ansätze da sind, wird sich in langjähriger Wüstenpilgerschaft, zu der Europa-Frankreich nicht am wenigsten verurteilt ist, nach und nach die Zerrüttung der Weltwirtschaft beseitigen lassen. Hier helfen nur die großen Mittel und das Ungewöhnliche, und es ist eine beschämende Tatsache, daß der Vischersche Satz, daß das Moralische sich von selbst versteht, zu diesen „ungewöhnlichen“ Dingen gerechnet werden muß.

Zu solchen Betrachtungen regt das Schultzesche Buch an, es gibt reiches Material und geistvolle Gedankengänge, wenn es auch in vielem eine andere Lösung versucht wie der Schreiber.

AM ANFANG

von

BERNARD SHAW

Der Garten Eden. Nachmittags. Den Kopf in einem dichten Beet von Johanniskräutern begraben, schläft eine ungeheure Schlange. Ihr Leib schlängelt sich in scheinbar endlosen Ringen durch die Zweige eines schon recht großen Baumes; denn der Schöpfungstage waren mehr, als wir annehmen. Sie ist noch keinem sichtbar, der ihre Gegenwart nicht ahnt, denn ihre grün-braune Farbe macht sie vollkommen unkenntlich. In der Nähe ihres Kopfes ragt unter den Kräutern ein niedriger Felsen hervor.

Felsen und Baum befinden sich am Rand einer Lichtung, auf welcher ein totes Rehkalb mit gebrochenem Genick in schiefer Lage ruht. Adam kauert daneben, eine Hand auf den Felsen gestützt und starrt betroffen den toten Körper an. Er hat die Schlange zu seiner Linken nicht bemerkt. Er wendet sein Haupt nach rechts und ruft in großer Erregung.

Adam: Eva! Eva!

Evas Stimme: Was willst du, Adam?

Adam: Schnell, komm her! Es ist etwas geschehen!

Eva (läuft herzu): Was? Wo? (Adam weist auf das Rehkalb). Oh! (Sie tritt an

den Kadaver heran, und er fühlt sich ermutigt, sie zu begleiten). Was ist mit den Augen des Tieres geschehen?

Adam: Es sind nicht die Augen allein. Sieh her. (Er stößt den Kadaver mit dem Fuß.)

Eva: Oh, nicht doch. Warum wacht es nicht auf?

Adam: Das weiß ich nicht, es schläft nicht.

Eva: Schläft nicht?

Adam: Versuch, es zu wecken.

Eva (versucht, das tote Tier zu schütteln und umzudrehen): Es ist steif und kalt.

Adam: Das weckt nichts mehr auf.

Eva: Es hat einen sonderbaren Geruch. Bah! (Sie staubt sich die Hände ab und wendet sich ab.) Hast du das Tier in diesem Zustand gefunden?

Adam: Nein, es hat getollt und gespielt. Dann strauchelte es und stürzte; den Kopf voran. Und dann rührte es sich nicht mehr. Sein Genick ist nicht in Ordnung. (Er beugt sich nieder und will das Genick emporheben und ihr zeigen.)

Eva: Berühr' es nicht. Komm fort. (Sie ziehen sich beide zurück und betrachten das Rehkalb aus einigen Schritten Entfernung mit wachsendem Widerwillen.)

Eva: Adam!

Adam: Ja?

Eva: Nimm an, du würdest straucheln und fallen: würdest du so daliegen?

Adam: Ha! (Es schaudert ihn, und er setzt sich auf den Felsblock.)

Eva (wirft sich neben ihn auf die Erde und umfängt seine Knie): Du mußt vorsichtig sein. Versprich mir, vorsichtig zu sein.

Adam: Wozu vorsichtig sein? Hier müssen wir ewig leben. Bedenke, was „ewig“ heißt. Früher oder später werde ich straucheln und fallen, vielleicht schon morgen, vielleicht erst nach so vielen Tagen, als Blätter im Garten und Sandkörner am Flusse sind. Einerlei. Eines Tages werde ich unvorsichtig sein und straucheln.

Eva: Ich auch.

Adam (entsetzt): Oh, nein, nein! Dann bleibe ich allein, allein für ewig. Du darfst dich niemals der Gefahr des Strauchelns aussetzen, du darfst nicht herumlaufen, du mußt stillsitzen. Ich werde für dich sorgen und dir bringen, was du brauchst.

Eva (wendet sich achselzuckend von ihm ab und umfaßt ihre Knöchel): Das bekäme ich sehr bald satt. Übrigens wenn es dir zustieße, bleibe ich allein, und dann könnte ich nicht stillsitzen, und schließlich würde es mir ebenso ergehen.

Adam: Und dann?

Eva: Dann würden wir nicht mehr sein. Dann gäbe es nur mehr die Dinger auf allen Vieren und die Vögel und die Schlangen.

Adam: Das darf nicht geschehen.

Eva: Nein, das darf nicht geschehen, aber es könnte geschehen.

Adam: Nein! ich sage dir, es darf nicht geschehen. Ich weiß, daß es nicht geschehen darf.

Eva: Wir wissen es beide. Woher wissen wir das?

Adam: Es gibt eine Stimme im Garten, die mir mancherlei erzählt.

Eva: Der Garten ist manchmal voll von Stimmen. Die setzen mir allerhand Gedanken in den Kopf.

Adam: Ich höre nur eine Stimme. Sie ist sehr leise, aber so nah, daß sie einem Geflüster aus meinem Innern gleicht. Es ist ausgeschlossen, daß ich sie mit irgend einer Stimme der Vögel, der Tiere oder mit deiner Stimme verwechsele.

Eva: Es ist sonderbar, daß ich von allen Seiten Stimmen höre und du nur eine innere Stimme hörst. Aber ich habe ein paar Gedanken, die aus meinem Innern und nicht von den Stimmen herrühren. Der Gedanke, daß wir nicht aufhören dürfen zu sein, kommt aus dem Innern.

Adam (verzweifelt): Aber wir werden einmal aufhören zu sein. Wir werden wie das Rehkalb hinsinken und zerbrechen. (Er erhebt sich und geht aufgeregt herum.) Ich kann diese Erkenntnis nicht ertragen. Ich mag das nicht. Es darf nicht sein, sag ich dir, und dennoch weiß ich nicht, wie ich es verhindern soll.

Eva: Genau das ist auch mein Gefühl. Aber es ist sehr sonderbar, daß du es sagst. Man kann dich nicht zufrieden stellen, du änderst so oft deinen Sinn.

Adam (zankt sie aus): Warum sagst du das? Worin habe ich meinen Sinn geändert?

Eva: Du sagst: wir dürfen nicht aufhören zu sein; aber du pflegtest dich darüber zu beklagen, daß wir immer und ewig leben müssen. Du sitzt manchmal stundenlang brütend und schweigend da und hassest mich in deinem Herzen. Wenn ich dich frage, was ich dir angetan habe, sagst du, daß du nicht an mich denkst, sondern an das Entsetzen, ewig hier bleiben zu müssen, aber ich weiß sehr gut, daß du darüber entsetzt bist, mit mir ewig hier bleiben zu müssen.

Adam: Oh! Du glaubst also, daß es dies ist. Nun, du bist im Irr

tum. (Er setzt sich wieder, verdrießlich.) Es ist das Entsetzen, ewig mit mir selbst sein zu müssen. Dich hab ich gern, aber mich habe ich nicht gern. Ich möchte anders, ich möchte besser sein, immer wieder von vorne anfangen. Ich möchte mich häuten, wie die Schlange sich häutet. Ich bin meiner überdrüssig. Und dennoch muß ich mich ertragen, nicht einen Tag, nicht viele Tage, sondern ewig. Das ist ein furchtbarer Gedanke. Das ist der Grund, warum ich dasitze und brüte und schweige und haßerfüllt bin. Hast du daran nie gedacht?

Eva: Nein, ich denke über mich nicht nach. Wozu nützt das? Ich bin, was ich bin, das kann nichts ändern. Über dich denke ich nach.

Adam: Das solltest du nicht. Du beobachtest mich immer. Ich kann niemals allein sein. Du willst immer wissen, was ich gemacht habe. Das ist eine Last. Du solltest versuchen, ein eigenes Dasein zu haben, anstatt dich mit meinem Dasein zu beschäftigen.

Eva: Ich muß über dich nachdenken, du bist faul, du bist schmutzig, du vernachlässigst dich, du träumst fortwährend, du würdest schlechtes Zeug essen und ekelhaft werden, wenn ich dich nicht beobachtete und mich mit dir beschäftigte. Und jetzt willst du gar trotz meiner Fürsorge eines Tages auf den Kopf fallen und tot sein.

Adam: Tot? Was ist das für ein Wort?

Eva (zeigt auf das Rehkalb): So wie das. Das nenne ich tot.

Adam (erhebt sich und nähert sich dem Kadaver langsam): Es ist etwas Unheimliches damit.

Eva (kommt ihm nach): Oh! Es verwandelt sich in kleine weiße Würmer.

Adam: Wirf es in den Fluß. Es ist unerträglich.

Eva: Ich wag nicht, es zu berühren.

Adam: Dann muß ich es tun, obgleich mir ekelt. Es vergiftet die Luft. (Er nimmt das Tier bei den Hufen und schleift es fort in die Richtung, aus der Eva kam, wobei er es so weit wie möglich von sich fort hält. Eva blickt ihm einen Augenblick lang nach, dann setzt sie sich von Ekel geschüttelt auf den Felsen und brütet vor sich hin. Der Leib der Schlange wird sichtbar und erglüht in wundervollen neuen Farben. Sie erhebt den Kopf langsam aus den Kräutern und flüstert Eva mit einem seltsam verführerischen, musikalischen Geflüster ins Ohr).

Die Schlange: Eva!

Eva (erschrickt): Wer ist das?

Die Schlange: Ich bin's. Ich bin gekommen, um dir meinen wundervollen neuen Hut zu zeigen, schau! (Sie entfaltet einen wundervollen ametystartigen Hut.)

Eva (bewundert sie): Oh, aber wer hat dich sprechen gelehrt?

Die Schlange: Du und Adam. Ich bin wohl verborgen durch das Gras gekrochen und habe euch belauscht.

Eva: Das war wundervoll klug von dir.

Die Schlange: Ich bin das klügste von allen Geschöpfen des Feldes.

Eva: Dein Hut ist ungemein schön. (Sie streichelt und kost die Schlange.) Hübsches Ding. Liebst du deine Patin Eva?

Die Schlange: Ich bete sie an. (Sie leckt Eva mit ihrer Doppeltzunge den Nacken.)

Eva (kost sie): Eva's wunderschönes Lieblingsschlänglein. Eva wird sich jetzt niemals mehr vereinsamt fühlen, seit die Schlange mit ihr sprechen kann.

Die Schlange: Ich kann über vielerlei sprechen. Ich bin sehr weise. Ich war es, die dir das Wort zugeflüstert hat, das du nicht gekannt hast: „tot“, „der Tod“, „sterben“.

Eva (schaudernd): Warum erinnerst du mich daran, ich vergaß es, als ich deinen wundervollen Hut sah. Du darfst mich nicht an unglückliche Dinge erinnern.

Die Schlange: Der Tod ist kein unglückliches Ding, wenn man gelernt hat, ihn zu besiegen.

Eva: Wie kann ich ihn besiegen?

Die Schlange: Durch eine andere Sache, die man Geburt nennt.

Eva: Was? (Sie versucht es auszusprechen.) Ge — Ge — Geburt?

Die Schlange: Ja, Geburt.

Eva: Was ist Geburt?

Die Schlange: Die Schlange stirbt niemals. Eines Tages wirst du mich aus dieser wunderschönen Haut herausschlüpfen sehen: eine neue Schlange mit einer neuen, noch schöneren Haut: das ist Geburt.

Eva: Das habe ich schon gesehen, das ist wunderbar.

Die Schlange: Wenn ich das vermag, was vermag ich dann nicht? Ich sage dir, ich bin sehr schlau. Wenn du und Adam plaudern, höre ich euch fragen „Warum“? Immer „Warum“? Ihr seht Dinge und fragt „Warum“? Aber ich träume von Dingen, die niemals waren, und ich frage „Warum nicht“? Ich habe das Wort „tot“ erfunden, um meine alte Haut zu beschreiben, die ich abwerfe, wenn ich erneuert werde. Diese Erneuerung nenne ich „geboren werden.“

Eva: „Geboren“ ist ein wundervolles Wort.

Die Schlange: Warum solltest du nicht so wie ich immer wieder und wieder geboren werden? Neu und schön ein jedesmal.

Eva: Ich! Weil das nicht vorkommt, darum.

Die Schlange: Das ist die Ursache, aber nicht der Grund. Warum nicht?

Eva: Aber ich möchte es gar nicht, es wäre nett, wieder neu zu werden, aber meine alte Haut würde auf dem Boden liegen und genau so wie ich aussehen. Und Adam würde sehen, wie sie runzlig wird und —

Die Schlange: Nein, das müßte er nicht, es gibt eine zweite Geburt.

Eva: Eine zweite Geburt?

Die Schlange: Höre, ich will dir ein großes Geheimnis verraten; ich bin schlau und ich habe gedacht und gedacht und gedacht. Ich bin auch sehr eigensinnig und muß haben, was ich will, und ich habe gewollt und gewollt und gewollt. Ich habe seltsame Dinge gegessen, Steine und Äpfel, die zu essen du dich fürchtest.

Eva: Das hast du gewagt?

Die Schlange: Ich habe alles gewagt und endlich fand ich ein Mittel, einen Teil des Lebens in meinen Leib zusammenzudrängen.

Eva: Was ist das „Leben“?

Die Schlange: Das, was den Unterschied zwischen dem toten und dem lebendigen Rehkalb ausmacht.

Eva: Was für ein wunderbares Wort. Was für ein wunderbares Ding. Von all den neuen Wörtern ist „Leben“ das schönste.

Die Schlange: Ja, durch mein Nachsinnen über das Leben habe ich die Macht gewonnen, Wunder zu tun.

Eva: Wunder? Noch ein neues Wort!

Die Schlange: Ein Wunder ist eine Unmöglichkeit, die trotzdem möglich ist. Etwas, was sich niemals ereignen könnte und sich dennoch ereignet.

Eva: Nenne mir irgend ein Wunder, das du vollbracht hast.

Die Schlange: Ich drängte einen Teil des Lebens in meinem Körper zusammen und schloß es in eine winzige, weiße Kapsel, die aus den Steinen bereitet war, die ich gegessen hatte.

Eva: Und wozu nützte das?

Die Schlange: Ich zeigte die kleine Kapsel der Sonne und ließ sie in ihrer Wärme, da brach die Kapsel auf, und eine kleine Schlange kroch heraus, die von Tag zu Tag größer wurde, bis sie so groß war wie ich selbst. Das war die zweite Geburt.

Eva: Oh, das ist wunderbar. Es wühlt mich innerlich auf, es schmerzt.

Die Schlange: Es hat mich beinahe in Stücke gerissen, dennoch

lebe ich und kann meine Haut sprengen und mich wie zuvor erneuern. Es wird bald so viele Schlangen im Garten Eden geben, als mein Körper Schuppen hat. Dann wird der Tod machtlos sein. Diese und jene Schlange wird sterben, aber „die Schlangen“ werden leben.

Eva: Aber wir übrigen werden früher oder später sterben wie das Rehkalb, und dann wird es nichts anderes mehr geben als Schlangen, Schlangen, Schlangen überall.

Die Schlange: Das darf nicht sein. Ich bete dich an, Eva, ich muß etwas haben, das ich anbete, etwas, das ganz verschieden von mir ist, wie du. Es muß etwas Größeres als die Schlange geben.

Eva: Ja. Es darf nicht sein. Adam darf nicht vergehen. Du bist sehr schlau, sag mir, was ich tun soll.

Die Schlange: Denke. Wolle. Iß den Staub. Lecke den weißen Stein. Beiße in den Apfel, den du fürchtest. Die Sonne wird Leben spenden.

Eva: Ich traue der Sonne nicht. Ich will selbst Leben spenden. Ich will noch einen Adam aus meinem Körper reißen und wenn ich auch meinen Körper dabei in Stücke risse.

Die Schlange: Tu das, wage es. Alles ist möglich, alles. Höre mich an: Ich bin alt, ich bin die alte Schlange, älter als Adam, älter als Eva. Ich erinnere mich an Lillith, die vor Adam und Eva da war. Ich war ihr Liebling, wie ich deiner bin. Sie war allein, kein Mann war mit ihr. Sie sah den Tod, wie du ihn sahst, als das Rehkalb fiel, und sie wußte dann, daß sie herausfinden müsse, wie sie sich erneuern und die Haut abstreifen könnte, so wie ich es tue. Sie hatte einen mächtigen Willen, sie strebte und strebte und wollte und wollte durch mehr Monde hindurch, als es Blätter an allen Bäumen des Gartens gibt. Ihre Qualen waren furchtbar, ihr Stöhnen verjagte den Schlaf aus Eden. Sie sagte, daß es nie mehr geschehn dürfe: daß die Last der Erneuerung des Lebens über alles Ertragen ginge, daß es zu viel für ein Wesen sei. Und als sie die Haut abstreifte, sieh! da gab es nicht eine neue Lillith, sondern zwei, die eine glich ihr selbst, die andere glich Adam. Die eine warst du, die andere war Adam.

Eva: Aber warum hat sie sich entzweigespalten und uns verschieden gemacht?

Die Schlange: Ich sage dir doch, daß die Arbeit für eins zu viel ist, zwei müssen sie teilen.

Eva: Willst du damit sagen, daß Adam sie mit mir teilen muß? Er

will nicht. Er kann Schmerzen nicht ertragen, noch seinen Körper Mühseligkeiten aussetzen.

Die Schlange: Das braucht er nicht. Für ihn wird es dabei keine Schmerzen geben. Er wird dich beschwören, ihn sein Teil vollbringen zu lassen. Er wird in deiner Macht sein, infolge seines Begehrens.

Eva: Dann will ich es tun, aber wie? Wie hat Lillith dieses Wunder zustande gebracht?

Die Schlange: Sie hat es sich eingebildet.

Eva: Was ist das: eingebildet?

Die Schlange: Sie hat es mir erzählt. Es war wie eine wundervolle Geschichte von etwas, das einer Lillith, die niemals vorhanden war, niemals geschah. Sie wußte damals nicht, daß die Einbildung der Anfang aller Schöpfung sei. Du bildest dir ein, was du dir wünschst, du wünschst dir, was du dir einbildest und schließlich schaffst du, was du wünschst.

Eva: Wie kann ich aus dem Nichts etwas schaffen?

Die Schlange: Alles muß aus dem Nichts geschaffen worden sein. Sieh dir die dicke Rolle harten Fleisches an deinem starken Arme an, das war nicht immer da, du konntest auf keinen Baum klettern, als ich dich zuerst sah. Aber du wolltest es und versuchtest es, und wolltest und versuchtest immer wieder, und dein Wille schuf aus dem Nichts die Rolle an deinem Arm, bis du deinen Wunsch erfüllt hattest und dich mit einer Hand hinaufziehen und dich auf den Zweig setzen konntest, der über deinem Kopfe war.

Eva: Das war Übung.

Die Schlange: Die Dinge nützen sich durch Übung ab, sie wachsen dadurch nicht. Deine Haare flattern im Winde, als wenn sie sich immer weiter und weiter ausbreiten wollten. Aber sie werden bei aller Übung im Flattern nicht länger, weil du es nicht so gewollt hast. Als Lillith mir erzählte, was sie sich in unserer stummen Sprache – denn es gab damals keine Worte – eingebildet hatte, forderte ich sie auf, es zu wünschen und zu wollen. Dann schuf das Ding sich, das sie gewünscht und gewollt hatte, zu unserem großen Erstaunen ganz von selbst in ihr, unter dem Druck ihres Willens. Dann wollte auch ich mich in zwei statt in einem erneuern, und nach vielen Tagen geschah das Wunder, und ich brach aus meiner Haut mit einer andern, mit mir verknüpften Schlange, und jetzt gibt es zwei Einbildungen, zwei Wünsche, zwei Willen, mit denen man schaffen kann.

Eva: Wünschen, Einbilden, Wollen, Schaffen, das ist eine zu lange Geschichte, finde mir ein Wort für das alles, du, die du so reich an Worten bist.

Die Schlange: Ein Wort? „Empfangen“, das ist das Wort, das sowohl den Anfang in der Einbildung als auch das Ende in der Schöpfung bedeutet.

Eva: Finde mir ein Wort für die Geschichte, die sich Lillith eingebildet und dir in eurer schweigsamen Sprache erzählt hat: Die Geschichte, die zu schön war, um wahr zu sein und dennoch wahr wurde.

Die Schlange: Ein Gedicht.

Eva: Finde mir noch ein Wort, für das, was Lillith mir gewesen ist.

Die Schlange: Sie war deine Mutter.

Eva: Und Adams Mutter?

Die Schlange: Ja.

Eva (im Begriff, sich zu erheben): Ich will gehen und Adam sagen, er möge empfangen.

Die Schlange (lacht): !!!

Eva (unangenehm berührt und erstaunt): Was für ein hassenswertes Geräusch? Was ist mit dir? Noch nie hat jemand so einen Laut von sich gegeben.

Die Schlange: Adam kann nicht empfangen.

Eva: Warum nicht?

Die Schlange: Lillith hat sich ihn nicht so eingebildet. Er kann Einbildungen haben, er kann wollen, er kann wünschen, er kann sein Leben zu einem großen Sprung nach der Schöpfung hin zusammenreißen, er kann alle Dinge erschaffen, bis auf eines: seine eigene Gattung.

Eva: Warum hat Lillith ihm das erspart?

Die Schlange: Weil er Eva entbehren könnte, wenn er dazu fähig wäre.

Eva: Das ist wahr, ich bin es, die empfangen muß.

Die Schlange: Ja. Dadurch ist er an dich gefesselt.

Eva: Und ich an ihn.

Die Schlange: Ja, bis du noch einen Adam erschaffen hast.

Eva: Daran hatte ich nicht gedacht, du bist sehr schlau. Aber wenn ich noch eine Eva erschaffe, könnte er sich an die wenden und mich entbehren. Ich will keine Evas erschaffen, nur Adams.

Die Schlange: Die können sich ohne Evas nicht erneuern. Früher oder später wirst du sterben wie das Rehkalb, und die neuen Adams

werden unschöpferisch sein ohne neue Evas. Du kannst dir ein solches Ende einbilden, aber du kannst es nicht wünschen, kannst es daher nicht wollen, kannst daher nicht ausschließlich Adams erschaffen.

Eva: Wenn ich wie das Rehkalb sterben soll, warum sollte nicht alles andere auch sterben. Was liegt mir daran?

Die Schlange: Das Leben darf nicht enden. Das ist das Wichtigste. Es ist dumm, wenn du sagst, daß dir nichts daran liegt. Es liegt dir doch etwas daran. Diese Sorge ist es, die deine Einbildungskraft erhellen, deine Wünsche entflammen, deinen Willen unwiderstehlich machen und schaffen wird aus dem Nichts.

Eva (nachdenklich): Es kann so etwas wie „Nichts“ nicht geben. Der Garten ist voll, nicht leer.

Die Schlange: Daran hatte ich nicht gedacht. Das ist ein großer Gedanke. Ja. So etwas wie Nichts gibt es nicht, es gibt nur Dinge, die wir nicht sehen können. Das Kamelion frißt die Luft.

Eva: Ich habe noch einen Gedanken. Ich muß es Adam sagen. (Sie ruft) Adam! Adam! Kurru.

Adams Stimme: Krii.

Eva: Das wird ihm gefallen und seine melancholischen Anfälle heilen.

Die Schlange: Sag ihm noch nichts. Ich hab dir das große Geheimnis noch nicht verraten.

Eva: Was gibt es da noch zu verraten? Ich bin's, die das Wunder vollbringen muß.

Die Schlange: Nein, er muß auch wünschen und wollen. Aber dir muß er seinen Wunsch und seinen Willen darbringen.

Eva: Wie?

Die Schlange: Das ist das große Geheimnis. Still, er kommt.

Adam (kehrt zurück): Gibt es noch eine Stimme im Garten außer unseren Stimmen und „der Stimme“? Ich hörte eine neue Stimme.

Eva (erhebt sich und läuft auf ihn zu): Denk dir nur, Adam, unsere Schlange hat sprechen gelernt und zwar dadurch, daß sie uns belauscht hat.

Adam (entzückt): Wahrhaftig? (Er geht an Eva vorüber an den Stein und streichelt die Schlange).

Die Schlange (erwidert liebevoll): So ist es, lieber Adam.

Eva: Aber ich weiß noch wunderbarere Neuigkeiten als diese. Adam, wir müssen nicht ewig leben.

Adam (läßt den Kopf der Schlange in seiner Erregung fallen): Was? Eva, scherze in dieser Sache nicht mit mir. Wenn es nur eines Tages ein Ende und doch kein Ende geben könnte, wenn ich nur von der Qual befreit werden

könnte, mich selbst ewig ertragen zu müssen, wenn nur die Sorge um diesen entsetzlichen Garten auf einen andern Gärtner übergehen, wenn nur die Schildwache, welche „die Stimme“ eingesetzt hat, abgelöst werden, wenn nur die Rube und der Schlaf, die mich befähigen, alles Tag für Tag zu ertragen, nach vielen Tagen zu einer ewigen Ruhe, zu einem ewigen Schlaf emporwachsen könnten, dann vermöchte ich, meinen Tagen Trotz zu bieten, wie lange sie auch dauern mögen. Nur muß es einmal ein Ende geben, irgend ein Ende. Ich bin nicht stark genug, die Ewigkeit zu ertragen.

Die Schlange: Du brauchst nicht einmal den kommenden Sommer zu erleben, und dennoch wird kein Ende sein.

Adam: Das kann nicht sein.

Die Schlange: Es kann sein.

Eva: Es soll sein.

Die Schlange: Es ist. Töte mich und du wirst morgen eine andere Schlange im Garten finden. Du wirst mehr Schlangen finden, als du Finger an deinen Händen hast.

Eva: Ich werde andere Adams, andere Evas erschaffen.

Adam: Ich habe dir schon gesagt, du darfst dich darüber nicht lustig machen. Das kann nicht sein.

Die Schlange: Ich kann mich noch an die Zeit erinnern, da du noch selbst ein Ding warst, das nicht sein konnte. Und dennoch bist du.

Adam (betroffen): Das muß wahr sein. (Er setzt sich auf den Stein.)

Die Schlange: Ich will Eva das Geheimnis verraten, und sie wird es dir verraten.

Adam: Das Geheimnis? (Er wendet sich rasch der Schlange zu, und während er das tut, setzt er den Fuß auf etwas Scharfes.) Au!

Eva: Was gibt's?

Adam (reibt sich den Fuß): Eine Distel und da, dicht daneben ein Dorn. Und Nesseln auch. Ich habe es satt, die Dinge auszuroden, damit der Garten auf ewig für uns schön bleibe.

Die Schlange: Sie wachsen nicht sonderlich schnell. Sie werden noch sehr lange den Garten nicht überwachsen, nicht, bevor du deine Last hingelegt hast und für immer eingeschlafen bist. Warum solltest du dich damit plagen? Laß die neuen Adams sich einen Platz ausroden.

Adam: Das ist sehr wahr. Du mußt uns dein Geheimnis verraten.

Siehst du, Eva, wie wundervoll es ist, nicht ewig leben zu müssen?

Eva (wirft sich mißvergütigt nieder und zupft das Gras aus): Das sieht einem Mann so ähnlich: im Augenblick, wo du erkennst, daß wir nicht

ewig leben müssen, sprichst du, als wenn es heute schon mit uns zu Ende ginge. Du mußt ein paar von diesen entsetzlichen Dingen aus dem Weg räumen, sonst werden wir uns zerkratzen und stechen, so oft wir vergessen, auf unseren Weg zu achten.

Adam: Oh, ja, ein paar selbstverständlich, aber nur wenige. Ich werde sie morgen wegräumen.

Die Schlange (lacht.)

Adam: Das ist ein komisches Geräusch, das du machst, das gefällt mir.

Eva: Mir nicht. Warum machst du das schon wieder?

Die Schlange: Adam hat etwas Neues erfunden. Er erfand „morgen“. Du wirst jetzt jeden Tag Dinge erfinden, seit dir die Last der Unsterblichkeit abgenommen ist.

Eva: Unsterblichkeit? Was ist das?

Die Schlange: Mein neues Wort für: ewig leben müssen.

Eva: Die Schlange hat ein wunderschönes Wort für „Auf-der-Welt-sein“ gebildet.

Adam: Bilde mir ein schönes Wort für die Dinge, die man morgen tun wird, denn das ist doch eine große und segensreiche Erfindung.

Die Schlange: Aufschub.

Eva: Das ist ein süßes Wort. Ich wollte, ich hätte die Zunge einer Schlange.

Die Schlange: Das kann noch werden. Alles ist möglich.

Adam (springt mit plötzlichem Entsetzen auf): Ach!

Eva: Was gibt's jetzt wieder?

Adam: Meine Ruhe, meine Flucht vor dem Leben!

Die Schlange: Tod, das ist das Wort.

Adam: In diesem Aufschub sehe ich eine furchtbare Gefahr.

Eva: Welche Gefahr?

Adam: Wenn ich den Tod bis morgen aufschieben kann, werde ich niemals sterben. Es gibt kein Morgen und kann niemals eines geben.

Die Schlange: Ich bin sehr schlau, aber der Mensch hat tiefere Gedanken als ich. Das Weib weiß, daß es das Nichts nicht gibt. Der Mann weiß, daß es kein Morgen gibt. Ich tue gut daran, Mann und Weib anzubeten.

Adam: Wenn ich den Tod erreichen soll, muß ich einen wirklichen Tag bestimmen und nicht „morgen“ sagen. Wann werde ich sterben?

Eva: Du magst sterben, sobald ich einen andern Adam gemacht habe.

Früher nicht, aber dann, sobald du willst. (Sie erhebt sich, geht hinter ihm vorbei und schlendert sorglos an den Baum heran, an den sie sich lehnt, während sie ein Glied der Schlange streichelt.)

Adam: Selbst dann hat es damit keine Eile.

Eva: Ich sehe, du willst es auf morgen verschieben.

Adam: Und du? Willst du in dem Augenblick sterben, wo du eine neue Eva geschaffen hast?

Eva: Warum sollte ich dann sterben? Hast du solche Eile, mich los zu werden? Eben noch wolltest du, daß ich stillsitze und mich nicht rühre, damit ich nicht hinsinke und sterbe wie das Rehkalb. Jetzt liegt dir nichts mehr daran.

Adam: Es ist jetzt nicht mehr soviel daran gelegen.

Eva (ärgerlich zur Schlange): Dieser Tod, den du in den Garten gebracht hast, ist eine böse Sache. Er will, daß ich sterbe.

Die Schlange (zu Adam): Willst du, daß sie sterbe?

Adam: Nein. Ich bin es, der sterben soll. Eva darf nicht vor mir sterben. Ich wäre einsam.

Eva: Du könntest eine von den neuen Evas bekommen.

Adam: Das ist wahr. Aber vielleicht wären sie nicht ganz dasselbe. Das könnten sie nicht sein. Dessen bin ich sicher. Sie hätten nicht dieselben Erinnerungen. Sie wären — es fehlt mir ein Wort für sie. Die Schlange: Fremde.

Adam: Ja. Das ist ein gutes, hartes Wort. Fremde.

Eva: Sobald es neue Adams und neue Evas geben wird, werden wir in einem Garten von Fremden leben. Wir werden auf einander angewiesen sein. (Sie kommt rasch hinter ihn und kehrt sich seinem Antlitz zu): Vergiß das nicht, Adam, vergiß es niemals.

Adam: Warum sollte ich es vergessen? Ich bin es, der darüber nachgedacht hat.

Eva: Auch ich habe über etwas nachgedacht. Das Rehkalb stolperte und fiel und starb, aber du könntest sanft hinter mir her kommen und (Sie faßt ihn plötzlich bei den Schultern und wirft ihn nach vorwärts aufs Gesicht) mich zu Boden werfen, so daß ich sterben müßte. Ich würde nicht zu schlafen wagen, wenn es keinen Grund gäbe, warum du mich nicht zu Tode bringen solltest.

Adam (rafft sich entsetzt empor): Dich zu Tode bringen!!! Was für ein furchtbarer Gedanke!

Die Schlange: Töten, töten, töten, töten, das ist das Wort.

Eva: Die neuen Adams und Evas wären imstande, uns zu töten. Ich

werde sie nicht erschaffen. (Sie setzt sich auf den Felsen, zieht Adam zu sich nieder und umklammert ihn mit ihrem rechten Arm.)

Die Schlange: Du mußt. Denn, wenn du es nicht tust, wird alles ein Ende haben.

Adam: Nein, sie werden uns nicht töten, sie werden empfinden, wie ich empfinde, es spricht etwas dagegen. „Die Stimme“ im Garten wird ihnen sagen, daß sie nicht töten dürfen, wie sie es mir sagt.

Die Schlange: „Die Stimme“ im Garten ist deine eigene Stimme.

Adam: Ja und nein. Sie ist etwas Größeres als ich. Ich bin nur ein Teil davon.

Eva: „Die Stimme“ sagt mir nicht, daß ich dich nicht töten soll. Dennoch wünsche ich nicht, daß du vor mir stirbst. Ich benötige keine Stimme, um das zu fühlen.

Adam (Er wirft seinen Arm mit einem Ausdruck von Kummer um ihre Schulter): Oh nein. Das ist klar ohne jede Stimme. Es gibt etwas, das uns zusammenhält, etwas, wofür es kein Wort gibt.

Die Schlange: Liebe, Liebe, Liebe.

Adam: Das ist ein zu kurzes Wort für eine so lange Sache.

Die Schlange (lacht): !!!

Eva (wendet sich ungeduldig an die Schlange): Schon wieder dieser herzzerreißende Ton? Tu das nicht. Warum tust du das?

Die Schlange: Liebe mag bald ein zu langes Wort für eine so kurze Sache sein. Aber je kürzer sie ist, desto süßer ist sie.

Adam (nachdenklich): Du verwirrst mich. Meine alte Sorge war schwer. Aber sie war einfach. Diese Wunder, die du zu vollbringen versprichst, können mein Wesen verwirren, ehe sie mir die Gabe des Todes bringen. Ich war bedrückt durch die Last ewigen Lebens, aber ich war nicht verwirrten Geistes. Wenn ich nicht wußte, daß ich Eva liebte, wußte ich wenigstens auch nicht, daß sie aufhören könnte, mich zu lieben und dahingelangen könnte, irgend einen andern Adam zu lieben und meinen Tod zu wünschen. Kannst du einen Namen für diese Erkenntnis finden?

Die Schlange: Eifersucht. Eifersucht. Eifersucht.

Adam: Ein scheußliches Wort.

Eva (rüttelt ihn): Du darfst nicht brüten, Adam, du denkst zu viel.

Adam (ärgerlich): Wie sollte ich nicht brüten, wenn die Zukunft ungewiß geworden ist. Alles ist besser als Ungewißheit. Das Leben ist ungewiß geworden. Liebe ist ungewiß. Hast du ein Wort für dieses neue Elend?

Die Schlange: Angst. Angst. Angst.

Adam: Hast du ein Heilmittel dagegen?

Die Schlange: Ja. Hoffnung. Hoffnung. Hoffnung.

Adam: Was ist Hoffnung?

Die Schlange: Solang du die Zukunft nicht kennst, weißt du nicht, daß sie nicht glücklicher sein wird als die Vergangenheit. Das ist Hoffnung.

Adam: Es tröstet mich nicht. Angst ist stärker in mir als Hoffnung. Ich muß Gewißheit haben. (Er erhebt sich drohend.) Gib sie mir oder ich werde dich töten, wenn ich dich das nächste Mal schlafend erwische.

Eva (wirft ihre Arme um die Schlange.): Meine schöne Schlange, oh nein, wie kannst du auch nur an so etwas Entsetzliches denken?

Adam: Angst wird mich zu allem treiben. Die Schlange gab mir Angst. Jetzt soll sie mir Gewißheit geben oder selbst fortwährend Angst haben.

Die Schlange: Zwinge die Zukunft durch deinen Willen. Tu ein Gelübde.

Adam: Was ist ein Gelübde?

Die Schlange: Wähle einen Tag für deinen Tod und entschieße dich, an diesem Tag zu sterben, dann ist der Tod nicht länger ungewiß, sondern gewiß. Laß Eva geloben, dich bis an deinen Tod zu lieben. Dann wird Liebe nicht mehr ungewiß sein.

Adam: Ja, das ist herrlich, das wird die Zukunft zwingen.

Eva (wendet sich unerfreut von der Schlange fort): Aber es wird die Hoffnung zerstören.

Adam (ärgerlich): Schweig still, Weib, Hoffnung ist böse, Glück ist böse, Gewißheit ist gesegnet.

Die Schlange: Was ist böse? Du hast ein Wort erfunden.

Adam: Was immer ich zu tun fürchte, ist böse. Höre mich an, Eva, und du, Schlange, höre auch du, damit dein Gedächtnis mein Gelübde behalten möge: Ich will tausendmal die vier Jahreszeiten erleben.

Die Schlange: Jahre. Jahre.

Adam: Ich will tausend Jahre leben, und dann soll's genug sein. Ich will sterben und meine Ruhe haben; und ich will die ganze Zeit über Eva lieben und keine andere Frau.

Eva: Und wenn Adam sein Gelübde hält, will ich keinen andern Mann lieben, bis er stirbt.

Die Schlange: Ihr habt beide die „Heirat“ erfunden. Was er dir und keiner andern Frau sein wird, ist der „Gatte“, und was du ihm und keinem andern Mann sein wirst, ist die „Gattin“.

Adam (bewegt unwillkürlich seine Hand nach ihr hin): Gatte und Gattin.

Eva (verschlingt ihre Hand mit der seinen): Gattin und Gatte.

Die Schlange (lacht): !!!

Eva (sie reißt sich von Adam los): Mach nicht diesen widerlichen Lärm, sag ich dir.

Adam: Hör nicht auf sie. Das Geräusch ist gut. Es erleichtert mein Herz. Du bist eine lustige Schlange, aber du hast noch kein Gelübde abgelegt. Was für ein Gelübde legst du ab?

Die Schlange: Ich lege kein Gelübde ab. Ich überlasse mich dem Zufall.

Adam: Zufall? Was soll das heißen?

Die Schlange: Das heißt, daß ich die Gewißheit fürchte, wie du die Ungewißheit fürchtest. Es heißt, daß nichts gewiß ist außer der Ungewißheit. Wenn ich die Zukunft zwingen, zwingen ich meinen Willen. Wenn ich meinen Willen zwingen, drossle ich die Schöpfung.

Eva: Die Schöpfung darf nicht gedrosselt werden. Ich sage dir, daß ich erschaffen will, wenn ich mich auch bei der Schöpfung in Stücke reißen müßte.

Adam: Schweigt alle beide. Ich will die Zukunft zwingen. Ich will von der Angst befreit werden. (Zu Eva) Wir haben unsere Gelübde abgelegt, und wenn du erschaffen mußt, sollst du in den Grenzen jener Gelübde erschaffen. Du sollst nicht länger auf diese Schlange hören. Komm! (Er packt sie bei den Haaren, um sie wegzuschleppen.)

Eva: Laß mich zufrieden, du Narr. Sie hat mir das Geheimnis noch nicht verraten.

Adam (läßt sie los): Das ist wahr. Was ist ein Narr?

Eva: Ich weiß nicht, das Wort kam mir zugeflogen. Es ist, was du bist, wenn du vergißt und brütet und angsterfüllt bist. Laß uns der Schlange zuhören.

Adam: Nein, davor habe ich Angst. Mir ist, als ob der Boden unter meinen Füßen wankte, wenn sie spricht. Bleib du da und höre ihr zu.

Die Schlange (lacht): !!!

Adam (erheitert): Dieses Geräusch verbannt die Angst! Sonderbar. Die Schlange und das Weib sind im Begriff, einander Geheimnisse zuzufüstern. (Er kichert, entfernt sich langsam und stößt das erste Lachen aus.)

Eva: Und nun das Geheimnis, das Geheimnis. (Sie setzt sich auf den Felsblock und wirft ihre Arme um die Schlange, die ihr zuzufüstern beginnt. — Evas Antlitz erglänzt in angespanntem Interesse, das sich steigert, bis es verdrängt wird von einem Ausdruck unüberwindlichen Widerwillens. Sie verbirgt ihr Gesicht in den Händen.)

Vorhang

(Deutsch von Siegfried Trebitsch)

AUFZEICHNUNGEN AUS PALÄSTINA

von

ARTHUR HOLITSCHER

(Schluß)

Die Parteien der jüdischen Arbeiter in der Diaspora finden ihre Fortsetzung, besser gesagt, ihre Verwurzelung in den sozialistischen Vereinigungen der palästinensischen Arbeiterschaft.

Dem rechten Flügel der „Poale Zion“ („Arbeiter Zions“) entspricht in Palästina — ungefähr — die „Achduth Haawodah“ („Vereinigung der Arbeit“). Der aus den Diasporaparteien: „Hapoel Hazair“ („Vereinigung der jungen Arbeiter“) und „Zeire Zion“ („Jung Zion“) gebildeten gemeinschaftlichen Organisation der „Hitachduth“ entspricht in Palästina — ungefähr — die um einige Grade radikalere „Hapoel Hazair“. Dem linken, ausgesprochen kommunistischen Flügel der „Poale Zion“ Wiener Richtung, der jetzt um Aufnahme in die III. Internationale nachgesucht hat, entspricht in Palästina die (nach den Maipogromen) von der englischen Regierung verfolgte, dezimierte, im Lande nur mehr illegal arbeitende Partei der „Boruchows“ (sie ist nach dem Gründer der Welt-Poale Zion, dem bedeutenden russischen Theoretiker des Sozialismus und Hebraisten benannt), die auch nach den Anfangsbuchstaben ihres offiziellen Namens „Miphleget Poalim Zionstim Iwriim“ mit etwas verächtlicher Betonung die „Mopsi“ genannt wird.

Wenn ich bei dieser letzteren Partei nicht mehr zu sagen brauche, als daß sie ihrer europäischen Organisation „ungefähr“ entspreche, so bedeutet das: sie hat ein ganz klar umzirkeltes Programm, nämlich: Moskau; und auch: daß all die anderen palästinensischen Parteien, durch die geographische Distanz (aber nicht allein durch sie), in der sie sich zu den Diaspora-Organisationen befinden, von diesen wesentlich abweichen.

Die „Boruchows“ (ihre Zahl ist eine numerisch äußerst geringe) lehnen im Prinzip jegliches Mitwirken an öffentlichen, an Regierungsarbeiten ab. Sie bekennen sich hierdurch aktiv, wie durch passiven Widerstand zum Kampf gegen die englische Macht, die, wie Moskau betont, aus Palästina eine englische Kolonie zu formen bestrebt ist. Wenn die „Boruchows“ sich trotzdem bei Arbeiten der bekämpften Art betätigen, so tun sie es aus der Erwägung, daß Zellen geschaffen und eine gemeinschaftliche Organisation jüdischer und arabischer Arbeiter

versucht werden muß. Beim Bahnbau in Haiffa hatten sie bei diesem Beginnen einen ausgesprochenen Fehlschlag zu verzeichnen. Auf solch primitive Art läßt sich die Erfassung des vollkommenen unentwickelten Arabers nicht durchführen. Die „Boruchows“ betonen ferner: daß man den Industriekapitalismus ja wohl nach Palästina hereinlassen müsse, und zwar in seiner extremsten, „amerikanischsten“ Form, damit definitive Verproletarisierung des jüdischen Arbeiters im Heiligen Land ihn auf das Niveau und in engste Gemeinschaft mit dem niederen, ausgebeuteten arabischen Landproletarier herabdrücke. Dann, meinen die „Boruchows“, und nur dann werde eine organisatorische Vereinigung des jüdischen Einwanderers und der eingeborenen — jetzt noch feindseligen — Landbevölkerung zu erzielen sein. Sonst, meinen sie, — und ich muß sagen, mit vollem Recht! — sei vom Standpunkt des konsequenten Marxismus betrachtet, das Problem „Palästina“ unlösbar. Sie sehen, nüchterner und klarer als alle anderen, die Katastrophe, die ökonomische wie die des Rassen-Zusammenstoßes, über das Land hereinbrechen, falls diese letzte Phase: die Kapitalisierung Palästinas, gegen die sich heute das Gefühl auflehnt, nicht bald eintritt. Die „Boruchows“ beurteilen die Lage des heutigen Palästina sehr pessimistisch. Aus dem, was sie die Krise des palästinischen Zionismus nennen, sehen sie keinen Ausweg. Aber sie geben der Meinung Ausdruck: trotz aller Aussichtslosigkeit sei die Gesamtarbeit in Palästina mit allen Mitteln aufrecht zu halten — denn es gäbe kein Zurück!

Ich komme nun auf das „Ungefähr“ der anderen Parteien Palästinas zu sprechen.

Die Arbeiterparteien haben in Palästina ein ganz anderes Aussehen als in der Diaspora. Man wäre versucht zu sagen: Palästina verträgt gar kein Parteiwesen. Die Parteien Palästinas entsprechen gar nicht der Wirklichkeit. Sie sind lediglich atavistische Erinnerungen an die Zerklüftung der Menschheit draußen, in der alten Welt, die im Zersetzungsprozeß dahinschwindet. Fragt man nach der spezifischen Richtung, dem Programm dieser oder jener, nach der Distanz, in der sie sich von der Nachbarpartei rechts oder links befindet, so erhält man ungenügenden Aufschluß. Im Grunde verschwimmen die Konturen der palästinensischen Parteien; einzelne Persönlichkeiten, Führer von Gruppen färben und bestimmen das Wesen der Parteien viel deutlicher als aus Europa geholte oder übernommene Programme. Es verhält sich so: daß hier im Urvaterlande sich eine Arbeiterschaaar zusammen gefunden

hat, die in einer überpersönlichen Gemeinschaft die verwilderte Heimat und in ihr die Zukunft aufbauen will. Das Licht über Zion hebt die Abschattungen der Parteien auf — es erscheint bei aller Differenzierung der Tendenzen und Persönlichkeiten eine geeinte Phalanx von Arbeitern Zions.

Darum könnte ich mir heute, in Tel-Awiw oder Jerusalem, wohl irgendwelche Verzweiflungsausbrüche von Chaluzim vorstellen — aber keinen Streik. Darum gibt es in der palästinensischen Landwirtschaft keinen Achtsturentag. Darum würde ich, obzwar in Palästina Menschen von höchster Intelligenz beisammen sind, Rebellen gegen jede Vermechanisierung des Arbeitsprozesses, das heißt des werktätigen Individuums — der Einführung des Taylorsystems ohne Warnung bestimmen. Denn diesen Arbeitern ist ja um ihre Idee, ihre Illusion Erez Israel zu tun. (Nun, die mitgebrachte russische, die angestammte Ghetto-Indolenz, Trägheit der „breiten Natur“, Nachgeben der Nerven fügt der Arbeit Palästinas, auch ohne aktive Sabotage, genug Schaden zu.)

Russisch ist auch, daß es in Palästina letzten Endes so viele Parteien gibt wie Arbeiter. Jeder hat seine Theorie der Arbeit, seiner eigenen, der seiner Gruppe, der der Gesamtheit. Im Galuth legte er die heiligen Bücher aus, in Palästina Marx.

Palästina befindet sich, ich wiederhole es, noch im Stadium des Experimentes. Für das Experiment bietet die Arbeit den ergiebigsten Boden. Vor allem aber die Kolonisationsarbeit.

Ich bin in etwa zwanzig Siedlungen, Arbeitergruppen, Kolonien Palästinas herumgekommen; habe das Land, den Boden der Ebenen und der Berge in seinem wüsten Urzustand, im Stadium der ersten Vorbereitungen zur Bebauung und auch in jenem der Reife und des Triumphs gesehen.

An zwanzig Orten habe ich Menschen im Schweiß ihrer Stirnen härteste körperliche Arbeit verrichten sehen — aber der Fluch des verlorenen Paradieses lastete mit nichten auf dieser Arbeit — denn ich habe diese selben Menschen wenige Tage nachher, auf dem Landarbeiter-Kongreß in Haiffa, ihre Arbeitsmethoden, Theorien, Entdeckungen mit voller Energie und hinreißender Kraft der Überzeugung vortragen und verteidigen gehört.

Und da sich in Palästina jede Arbeitsmethode in der Formation der Gemeinschaft, die die Arbeit ausführt, widerspiegelt, diese jene,

jene diese entscheidend beeinflußt — weiß ich nun, zugleich über Palästina, aber auch, etwas genauer, als ich es wußte, ehe ich den Menschen Palästinas begegnet bin, über den Sinn dieser Zeit Bescheid.

Die soziale und kolonisorische Bewegung der jungen Arbeiter verfolgt heute in Palästina zwei Richtungen:

die eine strebt auf gemeinsam bewirtschaftetem Gebiet die große Kwuzah (Gruppe), das heißt: die große Gemeinschaft an,

die andere, die der Moschaw Awdim (Arbeitersiedlung), das engere und innige Zusammenwirken kleiner Familiengruppen, von denen jede ihr Stück Land selbständig bewirtschaftet.

Die große, kooperative Gemeinschaft vereinigt unter kommunistischen Prinzipien alle Berufsgattungen in zentralisierter Formation zu gemeinsamer Produktion und Konsum,

die Siedlungsgenossenschaft, die mehr auf Privateigentum basiert, erinnert in ihrer Methode des Zusammenwirkens kleiner Gemeinschaften stellenweise, man könnte sagen, an das utopische Ideal der anarchistischen Föderation auf großem Gebiet frei beisammenlebender Nachbargruppen.

Dies wäre auch so zu formulieren: im heutigen Palästina wollen sich zwei Arten von Landwirtschaft durchsetzen,

die extensive der großen Kooperative

und die intensive, die allein die kleine Gruppe durchführen kann.

Für die letztere spricht vieles. Praktische Erwägungen. Manche wichtige Pflanzenart, die Durra, der Sesam, deren Anbau bisher vernachlässigt worden ist, Gemüsearten, insbesondere die Aubergine, ein bekömmliches Nahrungsmittel, gedeihen nur bei intensiver Wirtschaft. Kleinviehzucht, Bienen und Raupenzucht erfordern den Kleinbetrieb. Auch ist die Regelung der Arbeit bei solcher Art von Landbewirtschaftung leichter, da Sommer- wie Winterarbeit ungefähr die gleiche Zahl von Arbeitern erfordert. Während bei extensiver Wirtschaft die Erntezeit Zuziehung von Hilfsarbeitern nötig macht, bleiben im Winter viele von den vereinigten Arbeitern der Kwuzah unbeschäftigt.

Für die große Gemeinschaft aber spricht, mit der Notwendigkeit der Bebauung und Bepflanzung ausgedehnter Gebiete, vor allem der Geist dieser Zeit, der die Menschheit vom Privateigentum zum Sozialismus, von der kleinen Familiengruppe zur großen Kooperative

führt, in der das Eigentum des einzelnen in dem der Allgemeinheit aufgegangen ist.

Die Arbeitersiedlung findet ihre Anhänger hauptsächlich unter den älteren Arbeitern Palästinas, vor allem unter den verheirateten. Die jungen Einwanderer und Einwandererinnen der Nachkriegszeit sind begeisterte Bejager der großen Kwuzah, der kommunistischen Gemeinschaft.

Der Geist dieser Zeit hat ja den jungen Chaluz aus der alten Welt, in der er das Scheitern der hergebrachten Wirtschaftssysteme miterlebt hat, nach Palästina gebracht. Wie sollte er daran denken, die verendende Welt hierher in die neue herüber zu pflanzen? Er läßt sich daher auch zu keiner Art von Wirtschaft zwingen, benutzen oder mißbrauchen, die seinen sozialen Prinzipien widerspricht. Er opfert sich gern für das Land, in dem er seiner Gesinnung gemäß leben kann. Die zionistische Kommission ist klug genug, den Chaluz gewähren zu lassen. Dem Fortschritt feindlich Gesonnene murren: die Kommission sei ja merkwürdig scharf links gerichtet. Aber jeder, der die Verhältnisse kennt, weiß: die Arbeitswilligkeit, die Freude an seiner Arbeit, der Opfersinn des Chaluz ist der einzige Posten auf der Haben-Seite der palästinischen Wirtschaft dieser Tage.

Die zionistische Kommission hat der großen Kwuzah wie der Moschaw Awdim auf dem Boden des jüdischen Nationalfonds ausgedehnte Gebiete zur Durchführung ihrer Pläne überlassen. Beide befinden sich in der fruchtbaren Jesreel-Ebene Nieder-Galiläas; sie heißen Nurriss und Mallul.

Die großen sozialen Experimente Palästinas werden auf dem Boden des Jüdischen Nationalfonds unternommen. Die Kommunisten der Kwuzah wie die Siedler Malluls leben von dem, was ihnen die zionistische Kommission aus den amerikanischen Sammlungen zuweist. Jede Art Arbeit, das für den Ankauf von Inventar nötige Geld, die Kredite für die Bewirtschaftung des Bodens, die gesamte Existenz der Arbeiter und ihrer Organisationen, Wohl und Wehe des jüdischen Palästinas fließt aus freiwilligen Spenden philanthropisch gesinnter Zionisten in der Diaspora; nur zum kleinsten Teil aus Beiträgen der jüdischen Arbeiterparteien der Weltorganisation.

Das ist das merkwürdige, zweideutige, beunruhigende Problem des palästinischen Sozialismus!

Es erhebt sich vor dem aufrichtigen und zu Ende denkenden Sozia-

listen, der sich diesem Problem gegenüber sieht, die Gewissensfrage: darfst du zu solcher Art Sozialismus „Ja“ sagen, für sie deine Stimme erheben? oder wäre es nicht besser, jene Quelle privater Wohltätigkeit versiegte und das jüdische Palästina verdorrte, in der Katastrophe, die die einen fürchten, die anderen herbeisehnen? Haben die Genossen mit ihrem „Es gibt kein Zurück!“ recht, oder gibt es heute noch ein Zurück?

Am stärksten interessiert den Sozialisten, der sich in Palästina umsieht, das neuartige überraschende Gebilde der „Gdut Haawodah“, der Arbeitsarmee.

Das ist eine radikale Formation, nach russischem Muster aufgebaut und von rein kommunistischen Grundsätzen bestimmt; zugleich eine Arbeiter- und militärische Organisation, die ihre Mitglieder unter strengen Bedingungen äußerer und innerer Disziplin zur Arbeit und zum Selbstschutz unter Waffen anhält.

Die Idee zur Gdut entstammt dem russisch-jüdischen Legionär Josef Trumpeldor, dem Märtyrer der jungen palästinensischen Kolonisation, der vor zwei Jahren bei der Verteidigung der kleinen obergaliläischen Niederlassung Tel-Chai gegen marodierende Beduinen gefallen ist. Aus russischen Gefängnissen führte ihn die Revolution in die Freiheit. Er kämpfte als Kapitän im englischen „Zion Mule-corps“ an vielen Fronten und zog mit Allenby in Jerusalem ein. Ich habe sein Bild in ganz Palästina gesehen. In Zelten, Baracken, Steinhäusern, neben denen Weizmanns, des Präsidenten und Herzls, des Schöpfers der Zionistischen Weltorganisation — an allen Orten, wo Arbeiter lebten und sich versammelten, öfter, als die der beiden anderen.

Das geistige Haupt, Führer und Apostel der heutigen Gdut ist der junge russische Jude Jehuda Kopelewitsch, Freund und Genosse, auch Kerkergenosse Trumpeldors.

Die Gdut — Kern der „großen Kwuzah“ von Nurriss — arbeitet in disziplinierten Bataillonen auf dem Lande, das ihr vom Jüdischen Nationalfonds zur Verfügung gestellt wird; sie übernimmt auch die Straßenarbeit, die ihr von der englischen Regierung, die Entwässerungs-, Bau- und Pflanzungsarbeiten, die ihr von der Kommission wie von den Kolonisten zugewiesen werden. Ihr Grundsatz ist, und sie hofft ihn in Nurriss durchführen zu können, daß die Gemeinschaft alles in eigenen Werkstätten zu produzieren hat, was für ihren Bedarf notwendig ist — vorerst Kleider und Schuhe, später landwirtschaftliche Geräte usw. Wie die Einkünfte aus der gemeinsamen Arbeit, sind

auch die Ausgaben zentralisiert. Die Gdut entsendet die Genossen, die sich ihr angeschlossen haben, zu jeder Art von Arbeit, nach Maßgabe der Notwendigkeit der Arbeit und des Interesse der Genossen. Auch Araber nimmt die Gdut auf, falls diese mit den Grundprinzipien der Organisation einverstanden sind und sich der Disziplin fügen wollen. Nach Ablauf eines Probemonats erteilt der geschäftsführende Ausschuß die Genehmigung zur Aufnahme des Genossen, der Genossin in die örtliche Gruppe, der sie angehören. Diese verstreuten örtlichen Gruppen entsenden Delegierte in die Zentrale, die aus sich den geschäftsführenden Ausschuß wählt. Die Zentrale teilt nicht nur die Arbeit an die Mitglieder aus, sondern „befriedigt auch die Kulturbedürfnisse, deren ihre Mitglieder im Lebenskampfe bedürfen“. Sie sorgt für Bibliothek, Vorträge, Unterricht, Kinoaufführungen usw. Bei mangelhaften Erträgen örtlicher Gruppen steht dem zentralen Rat das Recht zu, solche Gruppen aufzulösen und unter die anderen Gruppen der Organisation zu verteilen. Jedes Mitglied der Gdut hat sich im Waffendienst für die Verteidigung der Gemeinschaft auszubilden und zu vervollkommen. In dem Fragebogen, den der Aufzunehmende ausfüllt, steht neben der Rubrik: in welchem landwirtschaftlichen Berufe, Gewerbe oder Kunstzweig der Genosse in der Heimat gearbeitet habe? diese: bei welcher Waffengattung oder Sanitätsdienst er oder sie gedient habe?

Auf diese Weise — von der Arbeit für die Gemeinschaft zum (wie ich ausführen werde sehr nötigen) Waffenschutz dieser Arbeit und dieser Gemeinschaft übergehend — will die Gdut eine ethische Form des Militarismus schaffen.

Die Gdut — an ihrer Spitze steht außer Kopelewitsch der anerkannte Organisator von Nurriss, der Ukrainer Lefkowitsch — verfügt schon heute über eine große Mitgliederzahl, und ihr Ansehen unter den jungen Arbeitern befestigt sich von Tag zu Tag. Sie wird durch das Beispiel ihrer Arbeit und ihrer sittlichen Auffassung des Problems der „großen Gruppe“ die Arbeiterorganisationen Palästinas sicherlich beeinflussen. Man sagte mir, daß sie bereits eine Vereinheitlichung aller Arbeitstarife in Palästina erzielt habe. Für uns Nichtpalästinenser ist sie wichtig, weil sie, an dem entgegengesetzten Ende anhebend, gleiche Ziele verfolgt, wie die „Arbeitsarmee“ Trotzki's, die von der Demobilisierung stehender Kampfformationen des Roten Heeres ihre Bataillone bezieht. Ob die Zentralisierung radikalster Form in Palästina berechtigt und befähigt ist, die Gesamtarbeit des Landes zu lenken, darüber muß die Zukunft entscheiden. Daß dieser Wille zur

Zentralisierung sich (wie in Rußland) selber ad absurdum führen kann, bewies auf dem Kongreß von Haiffa ein Antrag des Delegierten Bin Gorion (eines Mannes von unbestreitbar interessanten Einfällen, doch mit unangenehmem „Kommissär“-Beigeschmack), der von jedem in der Gdut Organisierten bedingungslose Unterwerfung unter die Verfügungen der Zentrale, eine Art Mizraim mit Tarifen, forderte. Über diese wilde Zumutung ging der Kongreß ohne Debatte zur Tagesordnung über.

Immerhin kann man in Palästina hitzige Übertreibungen an sich gesunder Theorien oft beobachten. Die Kommission hätte solchen Fällen gegenüber einen schweren Stand — es erweist sich aber, daß die Notwendigkeiten des Lebens, Einsicht in die gegebenen Verhältnisse des Landes und der in den Menschen selber begründeten Bedingungen der Entwicklung die jungen Heißsporne oft zur Nachgiebigkeit bestimmen. Die Kommission und die junge Arbeiterschaft kommen sich sozusagen auf halbem Wege entgegen und die Arbeit wird gefördert. Im Grunde handelt es sich ja um diese Arbeit allein.

Gespräch zwischen Kopelewitsch und mir, vor dem landwirtschaftlichen Museum in Jerusalem.

Ich: „Was seid ihr für Kommunisten. Wie die alten Chalukka-leute hier in den Bethäusern ihr Leben aus Spenden frommer Wohltäter fristen, wie die alten Kolonisten anno dazumal ihren Unterhalt aus den Fonds der französischen „Alliance“, des Deutschen Hilfsvereins, aus den Millionen des Barons Rothschild usw. zogen, so baut ihr euren Kommunismus auf Beiträgen auf, die amerikanische Kapitalisten einer im Grunde gutbürgerlichen Organisation, der zionistischen Kommission überweisen. Chalukka-Kommunisten!! Der Kommunismus expropriert in anderen Ländern den Kapitalismus, den er dort vorfindet. Ihr expropriert kleinweise den amerikanischen Kapitalisten, je nach dem Posteinlauf, die Gutmütigkeit oder das „Wir wollen nicht wissen, was mit unserem Geld geschieht“ der amerikanischen Zionisten!“

Kopelewitsch: „Der Kapitalismus muß uns die Möglichkeit schaffen, daß wir kommunistisch leben können.“

Das Jüdische Landwirtschaftsmuseum in Jerusalem, eine Schöpfung des Leiters der zionistischen Kolonisationsarbeit, Jakob Ettinger, zeigt in mustergültiger Übersichtlichkeit und Vollendung neben den Gesteins- und Tierarten des Landes Proben von allem, was dem steinigen Boden Palästinas abgerungen werden kann: Korn, Obst, Baum.

Die Schrift, die Legende, aber auch der Chronist Flavius Josephus, berichten von den herrlichen Wäldern, Gärten, wogenden Feldern und üppigen Wiesen des Landes. Wo sind sie geblieben? Wo Kanaan, Mamre, der Eichenforst des heiligen Tabor?

Stein, Fels, Sumpf; hier und dort wild ein Fleck Unterholz, zarte Wurzeln von Ziegenherden zernagt und vernichtet; ein paar Olivenbäume in Gruppen; von hohen stacheligen Kaktushecken umgebene Baumpflanzungen, Getreidevierecke arabischer Bauern; und im Lande verstreut, auf Bergen, in Ebenen, Oasen, vereinzelt grüne Landstriche, Eukalyptushaine, Orangen, Bananen, Traubengärten jüdischer Siedler und Templer-Kolonisten.

Auf der Reise nach Jaffa bestieg ich in Port-Said das kleine Schiff „Merano“ des Triester Lloyd. Wir blieben anderthalb Tage liegen, weil wir Bretter zu laden hatten. Auf den Brettern waren die Worte „Orangenkisten für Jaffa“ zu lesen. Das Holz kam aus Österreich. Es gibt also in Palästina keinen Wald.

Der Boden hat aber auch keine Kohle, kein Öl, kein Eisen. Ja, sogar die Steine taugen an Orten, wo man sie zum Bauen gut brauchen könnte, nicht viel. In Tel-Awiw am Strand entsteht eine Silikat-Ziegelfabrik. Der Stein um Jaffa ist zu porös.

In die Kolonien, die seit vierzig Jahren und darüber bestehen, muß Gefrierfleisch aus Australien, müssen Eier, Butter, Reis, Kartoffeln, ja Tomaten (aus Ägypten) eingeführt werden. (Dafür findet man in Kairo, in Alexandrien, eine Tagereise von den Orangengärten Jaffas bei Obsthändlern Apfelsinen aus Kalifornien und Florida).

Was produzieren denn diese alten Kolonien, die vierzigjährigen? In den Kellereien des Barons Rothschild, in Rischon-le-Zion, ruht der schwere süße Wein Palästinas. Die Ausfuhr stockt — Amerika ist „trocken“, das ägyptische Pfund, die Währung des Landes, steht hoch, die Welt ist arm.

Der Jude deckt, auf dem Land, in den Städten seinen Bedarf an Lebensmitteln zumeist beim arabischen Krämer, im Bazar. Aber der Araber kauft nicht beim Juden.

Der Araber ist überhaupt bedürfnislos. In Tennen trampelt er das Korn aus den Halmen, mahlt es in Mühlen, wie die es war, an deren Rad gebunden Simson neben dem Ochsen im Kreise lief. Seine Nahrung sind flache Weizenfladen, Melonen und Kaffee. Seine Zelte sind grobe Matten auf Stangen, sein Trinkgefäß enthaarter Ziegenbalg. Lebt er in Dörfern, so sind seine Hütten aus Lehm und wenn es

zwei Tage hintereinander geregnet hat, so schmilzt solch ein Dorf zu einer Kotlache nieder. Das Klima löst die Wohnungsfrage des Arabers auf die einfachste Weise — kaum dreißig Tage im Jahr ist der Aufenthalt unter schützendem Dach Notwendigkeit.

Ein Dutzend Effendis, das heißt wohlhabende eingesessene Familien besitzen das Land, das der Nationalfonds für die Kolonisation braucht. Der Effendi läßt von seinem verelendeten Pächter oder Arbeiter nur einen geringfügigen Bruchteil seines Bodens bearbeiten, der Rest liegt brach. Verkauft er sein Land, so fährt der Effendi nach Kairo, wenn möglich ohne seine Weiber, und sieht dort gute Tage.

Hartnäckige Arbeit vermag aus dem Boden alles zu ziehen, was große Menschenmassen im Lande für ihre Nahrung, Kleidung, alle Erfordernisse ihres leiblichen Lebens bedürfen. In manch einer von den zwanzig Siedlungen, die ich in Judäas Gebirg, im Alluvialgebiet des nahen Transjordan südlich des Genezarethsees, in der Jesreel-Ebene besucht habe, sprossen schon wieder die Bäume, keimte das Getreide, reiften die Früchte des sagenhaften versunkenen Kanaan.

Ich begleitete Jakob Ettinger auf einer Inspektionsreise durch die Siedlungen Galiläas. Agronom und Sozialist; Kenner des Bodens und der Menschen; Berater nicht nur, sondern Freund der Arbeiter, die ihm vertrauen und denen er hilft. Menschen einer wunderbar reinen und vollwertigen Art begegnet man in Palästina; ich habe manch einen in der zionistischen Kommission angetroffen; ihre Tätigkeit löst die zuweilen beklemmende Unstimmigkeit auf, die sich bei der Gegenüberstellung: Chaluz — Exekutive einstellt.

Ettinger hatte den speziellen Auftrag, Siedlungen, deren Ertrag den Erwartungen der Kommission nicht entsprach, auf ihren Strukturfehler zu untersuchen; sie durch technische Hilfsmittel zu sanieren; im ärgsten Falle aufzulösen und den Siedlern diese Notwendigkeit verständlich zu machen. Wir kamen in Siedlungen, in denen gemischte Farmarbeit, Pflanzung und Viehzucht eingeführt werden sollte. Hier gab es oft tief in das private Leben der Siedler einschneidende Fragen zu erörtern — Frauen mußten zugezogen werden, die sich auf Gemüsebau und Kleinvieh verstanden; den Siedlern mußte nahegelegt werden, daß Familiengründung zur Stabilisierung der kleinen Niederlassung vonnöten sei, weil das Kommen und Gehen der ledigen Genossen, die hier nur kurze Zeit arbeiteten und es dann anderswo versuchten, die Farm um jede Möglichkeit der Entwicklung brachte. In anderen

Siedlungen war die persönliche Sicherheit der kleinen Zahl Arbeiter, auf weiter wilder Öde, durch Beduinenstämme in den umliegenden Bergen gefährdet — solche Siedlungen mußten verstärkt oder verlegt werden; oft war solche Maßregel auch aus Gründen der Intensivierung der Arbeit durch die größere Arbeiterzahl nötig. Bei Erörterungen dieser Art ging's nicht ohne Herzbrechen ab. Unser Weg führte aber auch in Siedlungen, in denen es lediglich Berichte, Wünsche und Vorschläge der Siedler entgegenzunehmen galt.

Wiederholt hielten wir uns in den beiden berühmten Siedlungen Kinereth und Degania auf, die in vielfacher Beziehung für das gesamte Siedlungsproblem Palästinas charakterisch sind. —

Degania wurde vor zwölf Jahren von der Jüdischen Kolonisationsgesellschaft auf Jordantals-Boden gegründet und an eine Arbeitergenossenschaft abgegeben, die dort nach ausgesprochen kommunistischem Prinzip lebt und arbeitet, mit Erfolg arbeitet und in mustergültiger Harmonie lebt. Sie ist bereits seit mehreren Jahren imstande, die Hälfte ihres Reingewinns an den Nationalfonds zurückzuzahlen, und amortisiert auf diese Weise die in Land, Häuser und Geräte gesteckten Summen der Kommission. Die Bodenfläche dieser Siedlung beträgt etwas über dreitausend Dunam (der Dunam — gleich neunhundert Quadratmeter).

Degania's Erfolg hat die Kommission zum Ankauf eines weiteren großen Landstriches in der Jordanebene veranlaßt, so daß sich dort, in meilenweiten Abständen von der ursprünglichen, jetzt Degania Aleph genannten Siedlung, die kleineren Farmen Degania Beth und Degania Gimmel gebildet haben.

Degania Aleph besitzt ein steinernes Haus, große Stallungen, schönen parkartigen Garten, in dem Orangen und Mandelbäume blühen; wo ehemals Sumpf war, um die Siedlung herum, erhebt sich jetzt ein gewaltiger Eukalyptushain; über den Jordanarm, der aus dem Genezarethsee an der Siedlung vortüberfließt, bauen die Arbeiter Degania's eine Brücke. In dieser gut bewirtschafteten und glücklich gedeihenden Siedlung von etwa fünfzig Arbeitern (darunter fünf Familien — es gibt auch einen Kindergarten von sechs, in Degania geborenen Kleinen) hat sich eine so innige Gesinnungs- und Arbeitsgemeinschaft ausgebildet, daß das sozialreligiöse Prinzip des Kommunismus gleichsam aus dem Boden gewachsen, wie ein starker Baum Menschen und Raum überschattet. Die glückliche Harmonie der meist jüngeren Leute fördert die ökonomischen Bedingungen. Die Arbeiter sind in

ihrer Arbeitsteilung aufeinander abgestimmt, Abwanderung findet nur selten statt, und der Ruf der Gruppe bewirkt, daß sich Zuwachs aus den besten und tüchtigsten Elementen der palästinensischen Arbeiterschaft einfindet.

Indes birgt dieser Idealzustand eine nicht zu unterschätzende Gefahr in sich. Der Umstand: daß man durch seine Arbeit imstande war, eine „Ehrenschild“ gegenüber der Kommission abzutragen, ist schon ein Hebel privatkapitalistischen Ehrgeizes, der die Siedlung über andere hinaufhebt und sie von der im großen ganzen schwer ringenden und mit Verlusten arbeitenden Mehrzahl der jüdischen Siedlungen des Landes abtrennt. Man darf sagen, daß sich in Siedlungen, die sich selbst erhalten, ohne Defizit arbeiten, sehr bald eine peinlich individualistische Auffassung des Problems der Gesamtheit und des Besitzes an eigenem Boden einstellen kann. Widersprüche dieser spezifisch palästinensischen Art (Kommunismus der kleinen Gruppe mit privatkapitalistischem Einschlag) begegnet man heute oft; es ist das Prinzip: Mallul; es zu bekämpfen wird Nurriss aufgerichtet, strebt die Gdut, die Armee der Arbeit an.

In Degania Gimmel, eine halbe Stunde Autofahrt von Aleph, haben sich zwölf junge Menschen niedergelassen. Der wiederholte Besuch dieser kleinen Siedlung in der weiten Einöde des Transjordantals wird mir, daß weiß ich, lange in Erinnerung bleiben.

Diese zwölf jungen Menschen — Ukrainer und Russen, darunter vier Frauen — haben das riesige Gebiet ihrer Siedlung selbständig bearbeitet, beackert, bepflanzt. Die Freude an dem Zusammensein, der gemeinschaftlichen Arbeit und Verantwortung prägte sich schon in der Sauberkeit und Wohnlichkeit ihrer kleinen primitiven Holzhütten aus, in denen ihre Schlafräume sich befanden, der Schuppen für Geräte, der Speise- und Leseraum, darin unsere Beratung vor sich ging. Von den Zwölf kamen nur sechs, vier Männer, zwei Frauen, zu uns herein, die anderen blieben draußen bei ihrer Arbeit, obzwar der Tag schon sank, obzwar sie wußten, daß der Besuch Ettingers ihre vitalsten Interessen betraf. Wir wurden mit Tee und Kuchen bewirtet. Während die Verhandlungen begannen, sah ich mich in der Baracke um. Ich fand eine kleine Bibliothek, deren Zusammensetzung charakteristisch genug war — ich habe in vielen Hütten und Zelten ungefähr dieselbe feststellen können: hebräische Bücher, mitgebrachte, zumeist über Landwirtschaft, Chemie; Übersetzungen moderner Skandinavier, Originale von Achad Haam, deutsche: die psychoanalytischen Schriften von

Freud; ein Band Nietzsche, ein Band Tagore. Freud und Marx — der eiserne Bestand der Chaluz-Bibliothek! Sehr oft Bücher und Broschüren von Hans Blüher. (Viele deutsche und österreichische Chaluzim, aus der Wandervogel-, der freideutschen, der Blauweiß-Bewegung, erkundigten sich bei mir nach Blüher, seinen neuen Schriften, seinen Wandlungen, Anwandlungen.)

Draußen um die kleine Siedlung zog sich, nach allen Regeln der Kunst und unter Aufsicht englischer Offiziere verfertigt, ein Schützengraben. Die jungen Menschen von Degania Gimmel wußten nur zu gut, welche Gefahr sie zu jeder Stunde des Tages, in der sie hinter ihrem Pflug, der Nacht, in der sie mit dem Gewehr auf dem Rücken um ihre Hütten herumgingen, bedrohte. Die Araberstämme in den Bergen, der Transjordan! Und sie waren zwölf. Aber sie widerstanden. Widersetzten sich. Sie wollten nicht aufgelöst, nicht mit dem größeren Degania Beth vereint werden, sie wollten bei ihrer Erde bleiben, die sie, hier draußen, weit weg von den anderen, brauchte. Sie bearbeiteten ihr Stück, ein großes, weites Stück Landes, das sehr viel Pflege erforderte, sie hafteten solidarisch für ihr Stück Land. Brachte man sie weg, verfiel es. Hier, in der Einöde, waren sie zu Hause. In der Nachbarschaft jener Bergstämme. Seit einem Jahr schon verteidigten sie, mit Pflug und Gewehr, das Land, das ihnen zur Bebauung überlassen worden war, ihres. Eine föderalistische Zusammenarbeit mit Beth und Aleph war durch den Zusammenhang der drei Deganioth gegeben. Aber sie wollten Wege und Methoden finden, um ihre Arbeit zu intensivieren, stärker und konsequenter zu gestalten, um ihre kleine Gemeinschaft, so wie sie war, aufrecht zu erhalten, um nicht in eine andere, fremde Gruppe aufgehen zu müssen.

Hier sah ich die Verwurzelung des jungen Chaluz mit dem Boden der Urväter. Hier erlebte ich an einem rührenden Beispiel, welche Art Selbständigkeit der Boden, die Idee, der Glaube in diesen aus dem Exil Stammenden, Verfolgten, Bedrückten, Heimatlosen entwickelt hatte. Kreuzfahrer . . . Puritaner, vom Felsen Plymouths ausgegangen, um in der Wildnis, von feindlichen Stämmen umlauert, ein Gottesreich durch Arbeit aufzurichten . . . aber diese da — keine Zeloten, Kinder des Friedens, keine starrköpfigen, verbohrten Sektierer, sondern von herrlichem Frohsinn erfüllte Söhne, Töchter eines neuen Zeitalters. Opfer bringen sie dar, mit jedem Atemzuge, jedem neuen Morgen, der sie noch leben sieht in der gefährdeten Einöde. Opfer

bringend: harte Arbeit, Entbehrung, körperliche Not und Niederbrechen, von herrlicher Zuversicht erfüllt, bauen sie den Altar des Dritten Tempels auf den Ebenen Erez Israels.

Viele frohe, glückliche Menschen leben, jung, stark, unter der Sonne der alten steinigen Heimat. Ich sah mir diese jungen, arbeitenden Menschen an, die, um unseren Tisch sitzend, mit dem Leiter ihrer Arbeit, ihrem Freund, ernst und ruhig, aber im Innersten aufgewühlt, über die tiefsten wichtigsten Fragen ihres Stück Landes, ihrer Arbeit, ihrer inneren Existenz sprachen. Es waren die reinsten, schönsten jungen Menschen, die ich in meinem Leben gesehen habe.

Hoch auf dem Berge, auf einem mit Mühe dem Felsgeröll abgerungenen Plateau über der Siedlung Kinereth, am Südwestende des Genezarethsees leben fünfundzwanzig junge Arbeiter und Arbeiterinnen. Vom Sturmwind umbraust, der aus der tiefen Schlucht des Jordantales, von den Bergen Gileads herüberfliegt, bauen sie dort Terrassen aus Steinen, die sie aus dem Boden heben, herbeischleppen, aufeinanderstürmen, als Schutzmauern für Öl- und Mandelbäume, Trauben und Feigenbäume, die sie dort pflanzen werden. Seit acht Monaten leben sie in windverwehten Baracken, kämpfen mit Stein und Wind und den Widerständen des schwer ergründlichen tückischen Bodens um Ertrag und Erfolg ihrer Arbeit. Auch diese war eine frohe und glückliche Gruppe. Sie war dort oben vom Sumpffieber verschont, erfrischt von Wind und Kühle, ihres Lebens froh. Instruktoressen sollten hierher, gemischte Farmwirtschaft, neue Siedler, die die Kolonie ausbauen, festigen. Berg-Kinereth war mit allem einverstanden. —

Aber unten, im alten Kinereth, der weitberühmten alten Siedlung Galiläas, der ältesten am Genezarethsee, blickten wir in betrübt Gesichter.

Diese Kolonie will nicht recht gedeihen. Der Bodenbesitz Kinereths umfaßt sechsthalbttausend Dunam, es stehen steinerne Häuser da, ringsum sind große, ertragreiche Gemüseplantagen angelegt (hier war auch die Lehrfarm für Mädchen eingerichtet gewesen), der Hof mit Stallungen gibt Möglichkeit zur gemischten Farmarbeit unter den günstigsten Bedingungen — aber es ist ein Kommen und Gehen in dieser Kolonie, eine Unrast und Mangel an Zusammenhalt, der die Arbeit hemmt und zuweilen ganz unterbricht. Sind es intime Momente der Unvereinbarkeit der Temperamente und Charaktere, die diese Kolonie zum Sorgenkind Palästinas machen? Viele von den ersten Ansiedlern

sind tot, die neuen können zusammen mit den alten, eingesessenen, die Form, die innere Form des Zusammenhaltes nicht herstellen, die allein alles Äußere, alle äußeren ökonomischen Formen der Existenz beeinflußt und bestimmt. Solche tragischen Unstimmigkeiten, Zwiespälte, vernichten alle günstigen Vorbedingungen, heben jede Möglichkeit der Sanierung durch äußere Mittel und Methoden auf. Ernsteste Arbeit wird vertan; der Boden mag hergeben, was und soviel er kann, die Siedlung verdorrt. Es ist, als hätte jede Gruppe, jede dieser Kolonien ihren Schutzgeist oder Dämon. Die tüchtigsten, zum Opfer willigsten und fähigsten Menschen werden an Orten wie diesem schwach, matt, werfen bald die Flinte ins Korn, nicht selten das Leben von sich. Die Entbehrungen, die die Arbeit dem einzelnen auferlegt, werden nicht freudig getragen, weil jeder sich einzeln von ihnen belastet fühlt; die Frage reckt sich hoch — ob die Gemeinschaft diese Last rechtfertigt? Viele junge Menschen fliehen aus solchen Gemeinschaften zurück in das Land des Exils, woher sie kamen, verderben dort. Die übriggebliebenen aber bedrückt Verzweiflung.

Auf meinen Fahrten durch die Kolonien und Siedlungen Palästinas bin ich mancher Tragödie dieser Art begegnet. Es sind lebende, sehr wache und empfindliche Menschen, die das heutige Palästina an der Arbeit sieht. Ihre Schicksale sind oft schwer zu lenken. Es bedarf der ganzen, vollen Menschlichkeit und Klugheit von Männern, wie Ettinger und des Aufbauers Palästinas, Arthur Ruppin, um hier Rat und Hilfe zu schaffen.

Im benachbarten, glücklichen Degania lebt und dichtet der alte Arbeiter Gordon, verdienter Patriarch der Chaluzbewegung. Hat er an das Schicksal jener Kolonie drüben am See Galiläas gedacht, als er, nach einem ukrainischen Lied, dieses neu dichtete . . .

„Auf dem Pripjetschick
Brennt a Feierl,
Un dos Herz is kalt —
Weil die Alten sennen
Toiten schon lang —
Un die Jungen alt . . .“

Oft hörte ich die melancholische Weise, an Freitagabenden, an Samstagabenden, in Zelten und Baracken singen. An vielen Orten, von jungen Arbeitern, jungen Mädchen, frischen Stimmen und auch müden

All diese Kolonien, Siedlungen, neue und alte, stehen unter fortgesetzter Kontrolle der Kommission. Das hat seine Vorzüge und Nachteile.

In den Niederlassungen, sowohl kommunistischer Art wie in denen, wo mehr privatkapitalistische Initiative vorherrscht, weiß der Arbeiter und Siedler, daß für Defizite die Kommission mit ihren Mitteln aufkommt.

Dies kann Demoralisation zwiefacher Art erzeugen.

Wozu die Anstrengung? Die Kommission gleicht den Verlust aus! —

Aber auch das Gegenteil mag eintreten: eine Gruppe mag trotz jahrelanger Anstrengung fortgesetzt mit Verlust arbeiten, weil sie verhältnismäßig große Summen für nicht ausgesprochen produktive Arbeit ausgeben muß, Sumpfwässerung, Pflanzung junger Bäume, die erst in 4—5 Jahren Früchte tragen werden — vornehmlich aber darum, weil sie für dringende Anschaffungen von der mit Geldnot kämpfenden Kommission nur ungenügende Summen erhält und dadurch bei wichtigsten Arbeiten behindert ist. Dann tritt, durch Einsicht der Fruchtlosigkeit aller Bemühungen, leicht Müdigkeit ein, Indolenz, Gehenlassen, hol's der Teufel, und die Wirtschaft ginge zugrunde, griffe die Kommission nicht mit rettender Hand ein.

(Hierher gehört ja auch das Antichambrieren der Genossen, das wochenlang auf Geld — Warten vor dem Tor der Kommission in Jerusalem. Das Knausern am falschen Ort und auch überstürzte Hast bei der Ansiedlung von Arbeiterfamilien an ungenügend entwässerten Sümpfen. Die Siedlung, in der ich die Ungarn traf, war zwölf Jahre alt, der Sumpf immer noch nicht reguliert. In Chedera mußten drei Generationen von Kolonisten an Malaria sterben. Statt die Entwässerung sumpfiger Stellen großzügig, auf ersten Antrieb zu bewerkstelligen, führt man sie langsam, jahrelang, während dort schon gepflanzt und gebaut wird, durch, sehr zum Schaden von Leben und Energien — ein Fehler der Organisation, über den ich manche Klage anhörte.)

Andrerseits aber kam ich mit Dr. Ruppin und Ettinger eines Tages in eine kleine Siedlung, nahe beim Meer, südlich von Jaffa. Wir traten in das Haus des Wortführers der Siedler ein, ein nettes Haus, mit einem gut gehaltenen Hühnerhof, den die Frau bewirtschaftete und der sich sehen lassen konnte. Der Hausherr — er wohnte und arbeitete seit zehn Jahren dort, hatte das ihm zugewiesene Stück Land erfolgreich bebaut, schickte seine Kinder in die Schule, ins nahe Rischonle-Zion — der Hausherr rückte bald mit einer Bitte heraus: die

Kommission möge ihm zwei Kühe kaufen, er wolle seine Wirtschaft vergrößern. Es drängt sich nun die Frage auf: wo in aller Welt ist es noch Brauch, daß ein Bauer, der an die zehn Jahre auf seinem Stück Boden haust und es zu Wohlstand gebracht hat, sich an eine Kommission wendet, um sich von ihr Kühe schenken zu lassen? Kann er selber keine Kühe kaufen oder durch eine Kreditgenossenschaft beschaffen, so hat er eben ohne Kühe weiter zu wirtschaften.

In der jüdischen Stadt Tel-Awiw aber erzählte mir jemand eine gute Geschichte: von einem reich gewordenen Hausbesitzer, der an Mieten monatlich sechzig Pfund einnahm, aber, wenn eine Fensterscheibe in seinem Hause eingesetzt werden mußte, ins Bureau des Barons Rothschild lief, um sich die Scheibe „vom Baron“ schenken zu lassen. Er hatte vor vierzig Jahren sein kleines Anwesen, mit dem er anfang, aus den Wohltätigkeitsorganisationen „des Barons“ empfangen und die Gepflogenheit des Schnorrers war ihm geblieben . . .

Auf dem Landarbeiterkongreß in Haiffa, dessen ich schon Erwähnung tat, bildete der Übergang von der Subvention zur Anleihe einen der Hauptpunkte der Besprechung. Auch von einer Arbeiterbank war die Rede, die, unabhängig von der zionistischen Kommission, Darlehen vermitteln würde. Die wirtschaftliche Sicherung der Arbeit in Palästina soll also in eine neue Phase eintreten . . .

Auf diesem Kongreß war viel von der Verantwortung des Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft, der kollektiven Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber der Erde die Rede. Es fiel das Wort von den „Sklaven der Erde“! Aber es erwies sich, daß die Erde, die zu bebauen, zu erneuern man ins Land gekommen war, all diese Intelligenzen der hart arbeitenden Menschen beschwingt und befruchtet hatte. Die enge Verbundenheit des Zionpilgers mit dem geliebten Heimatboden gebar seltsam schöne Seelenblüten. Oft waren die Reden von Pathos getragen; die Gebundenheit an gegebene Möglichkeiten und die Nöte des Tags vergessen; schwärmerische Pläne mit aus der Erfahrung geschöpften Theorien verquickt; man wußte nicht recht, zum Schaden oder zum Nutzen der praktischen Durchführbarkeit beider; Weltanschauungen prallten aneinander, begegneten sich, bekämpften sich in der Region der Ideen, hoch über der nüchternen Wirklichkeit.

So war's mit den Weltanschauungen: Mallul und Nurriss — der Moschaw Awdim und der Gdut Haarodah.

Indes, beide haben schon sichtbaren Niederschlag gezeitigt, sind

Wirklichkeit geworden, wenn auch nur noch Umriss von lebenden, lebensfähigen Gebilden.

Auf unserer Fahrt durch die Ebene Jesreel hielten wir uns in einem Zeltlager auf, das den Namen Mallul führte, und verweilten in einem anderen, dieses war Nurriss.

Nur ein paar Worte zu Mallul. In dieser Siedlung, deren geistiger Führer Elieser Joffe ist, sind vorläufig achtzig Familien in Zelten untergebracht. Jede dieser Familien will 100 Dunam Landes zur selbständigen Bebauung haben, soll aber vorerst nur 50 erhalten. Die restlichen 50 nach dem Verlaufe von fünf Jahren, wenn es sich erwiesen haben wird, daß eine Familie imstande ist, ein Gebiet von über 50 Dunam ertragreich zu bewirtschaften. Bei der Ansiedlung dieser Leute soll der Fehler vermieden werden, den die Jüdische Kolonisationsgesellschaft seinerzeit begangen hat, als sie den Siedlern zu viel Boden zuwies, woraus Vergeudung der Kräfte, aber auch Verfall und Brachliegen des Landes sich ergab. Die Siedler von Mallul, zum Teil ältere Leute, sind Pächter des Nationalfondsbodens und haben jährlich vom Anzahlungspreis dieses Bodens zwei Prozent an den Nationalfonds gemeinschaftlich abzugeben.

Der Boden ist für die Bebauung günstig, die Ebene aber an dieser Stelle von Fieber heimgesucht. Frauen und Kinder der Siedler mußten ins hochgelegene Nazareth überführt werden.

Nurriss liegt tiefer südöstlich in der Ebene Jesreel, in der Nähe der Station Affule der Haiffa-Damaskus-Bahn. Alte Namen steigen auf — es ist die Ebene des Armageddon, der völkermordenden Schlacht; Sunem verbirgt sich in den Ausläufern des Gilboagebirges, das zu Basan gehört, dem Fürstentum Ogs. Hier entspringt aus tiefer Felsengrotte die Goliathquelle, ihr Wasser zieht sich durch regellos sumpfiges Gelände durch das ganze Gebiet Nurriss.

Sechs Reihen Zelte erheben sich vor der Goliathquelle. Hundert- und zwanzig Menschen leben dort, aber es sollen sich ihnen bald weitere dreihundert zugesellen — Leute der Gdut, ungefähr sechzig Familien, eine Gruppe der „Haschomer Hazair“, der „jungen Wächter Palästinas“ und die berühmte kommunistische Kwuzah deutscher und tschechoslowakischer Intellektueller aus Chefzibah bei Chederah.

Die Hundertzwanzig — nur wenige unter ihnen haben das dreißigste Jahr hinter sich, — Männer und Frauen, Russen, Deutsche, Arbeiter

und ehemalige Studenten — auch ein Christ ist da, ein alter Zimmermann — leben erst seit kurzem in der jungen Niederlassung. Sie kennen sich zum Teil noch gar nicht, die Gemeinschaft, die unter ihnen besteht, ist vorerst eine rein prinzipielle. Nur wenige sind verheiratet — jene sechzig Familien, von denen ich sprach, sollen drüben, auf den Hügeln jenseits der Bahnstraße angesiedelt werden, dort ist der Boden gesünder. Zwischen der Goliathquelle und jenen fernen Hügeln erstreckt sich das Gebiet Nurriss, ein weites, unabschbares Feld, von Bergen gesäumt.

An der Quelle waschen junge Mädchen die Wäsche der Hundertzwanzig. In modischen Schuhen und engen Röcken, die noch aus Lodz, Odessa, München herübergebracht wurden, trippeln sie über die spitzen Steine, knien an trocknen Stellen nieder und bearbeiten die Hemden und Hosen mit breiten Klöppeln. Im Bach, der aus der Grotte fließt und sich zum Sumpf verbreitert, an den Rändern des regellosen Wasserlaufs, auf der Kwisch, die von den Zelten zum Bahndamm führen soll, stehen, bis an den Gürtel nackt, junge Männer mit Spaten, die glänzende Haut bronzen gebeizt von der prallen Sonne. Vorn, in der Nähe des Sumpfes, schaufeln Frauen große Steinblöcke aus dem Boden, Fußbreit um Fußbreit, jäten zähes Unkraut, sammeln Stein und Kraut in Körbe, die sie dann fortschleppen. Ich spreche ein junges Mädchen an, das mit einem solchen schweren Korb sich zu schaffen macht. Sie ist Wienerin, Studentin der Philosophie. Weit, am Ende des Feldes, bei der Bahn, fährt ein Gasolinmotor amerikanischen Ursprungs, ein Dampfpflug, langsam über den entsteineten, schwarzen, fruchtbaren Boden. In der Siedlung, höre ich, arbeitet ein junges Mädchen, Mitglied jenes Newyorker Klubs junger Jüdinnen, der den Pflug gespendet hat. Als das Geld beisammen und der Pflug gekauft war, hatte man in der Vorstadt Bronx eine Halle gemietet, den Pflug, mit Girlanden schön geschmückt, in die Mitte der Halle gestellt, und rings um ihn tanzte der Klub Foxtrott. Jetzt rattert der Gefeierte schwer und weithin hörbar über das Feld. Das Wiedersehen, sagte man mir, soll rührend gewesen sein.

Ein riesenhafter junger Kerl sitzt auf dem Bock, und hinter dem Traktor bäumt sich die Erde in mächtigen Schollen. Weit weg, so weit, daß man ihn nicht sehen kann, aber noch auf Nurrissgebiet, arbeitet ein zweiter Traktor. In wenigen Tagen wird die Arbeit beendet sein. Die Mädchen auf den steinbesäten Wiesen, die Jungen im Sumpf arbeiten mit angespannten Muskeln.

Ein Auto kommt über die Wiesen heran. Ihm entsteigen drei junge Leute mit Gewehren. Es ist der Selbstschutz, den die verstreuten Siedler der Jesreel-Ebene gemeinschaftlich unterhalten. Das Auto fährt von Siedlung zu Siedlung. Es verbindet die entlegenen miteinander; sie fühlen sich beschützt und in guter Hut. Aber es gibt noch andre Beschützer der Siedlungen.

Ein Cowboy, wunderbarer brauner Junge, in Khakihemd, Rauhreiterhut, Lederhosen, macht seine Runde um Nurriss, auf prächtigem Pferd. Er galoppiert an uns vorbei. Grüßt. Wir lachen ihm zu: „Schalom!“ Er hat ein gutes Gewehr geschultert, einen Patronengürtel um die Brust geschnallt. Sein Gaul ist von edlem Geblüt, der Junge läßt ihm die Zügel. Im Hui ist er dort oben, auf dem Hügel über der Goliathquelle, wo die Steinhäuser der ausquartierten Araber stehn. Als man das Land vom Effendi gekauft hat, erwarb man zugleich, am andern Ende des Emek, neues Land für die arabischen Arbeiter, die Nurriss jetzt verlassen mußten. Sie werden es an ihrem neuen Wohn- und Arbeitsort viel besser haben als an dem alten; finden dort gutes Land, das sie zu günstigen Bedingungen zu eigen erhalten sollen.

Vor ihren Häusern, die sie bald verlassen werden, sitzen ein paar arabische Arbeiter im Burnus, rauchen und schauen auf das Leben hinunter, das sich am Fuße des Hügels, um die Quelle, vor den Zelten und auf dem sumpfdurchzogenen Feld abrollt. Mit silbernen Armreifen um die braunen Gelenke, blau tätowiertem Kinn, die Augen von Kholstreifen umrändert, stehen ihre Frauen bei ihnen. Das Land gehört ja jetzt den Juden. Sie stehen und sitzen da, bunt gekleidet, regungslos. Sie blicken hinunter auf die Schar von weiß und hellgelb gekleideten jungen Menschen, die dort, im Sonnenbrand, über die weite Ebene verstreut arbeiten; Steine zerhauen, schleppen (der Araber pflügt um den Stein herum); den alten Sumpf zuschütten; eine Straße bauen; Unkraut jäten; in den Zelten ein- und ausgehen, wo Nähmaschinen rattern, Schreibmaschinen klappern, wo gehämmert, gekocht, geplättet wird.

Bunt gekleidet und stumm blicken die Araber und ihre Frauen hinunter auf die von unbegreiflichem Leben und unbegreiflichen Menschen erfüllte Ebene.

Langsam und bedächtig reitet der junge Cowboy mit seinem Gewehr und seinen Patronen um den Raum der schweigsamen Arabergruppe herum. Gewehr, Reiter und Pferd sind im Sonnenglanz in eins gewachsen. Er ist der Schomer, der Wächter, ein Nachkomme jener Schar, die dort unten von der Goliathquelle, unter Josuas Be-

fehl, ausging, das Land zu erobern, die Philister zu besiegen, vor Jahrtausenden. An dieser Quelle hat Josua die Probe über seine Krieger verhängt: vor dem Marsch ließ er sie aus der Quelle trinken. Wer wie ein Hund das Wasser mit der Zunge aufleckte, wurde aus der Schar gestoßen. Nur die mit vollem Mund schlürften, durften dem Heer weiter angehören.

Langsam und bedächtig reitet der junge Schomer an den Arabern vorbei, gibt dann seinem Pferd die Sporen und jagt hinunter zu den Zelten.

Rings um die Zelte zieht sich ein tiefer Schützengraben. Er ist tiefer und kunstvoller gebaut als jener um Degania Gimmel. Der Schützengraben um Nurriss hat Laufgräben und Verbindungsgräben. Ein Huhn kann nicht über ihn hinüberhüpfen, er ist breit und tief. An einer Stelle ist, mannstief in die Erde gegraben und mit Sandsäcken bombensicher geschützt und gedeckt, ein Lazarett. Ich springe in den Graben, öffne die Tür des Raums: vier sauber hergerichtete, gebrauchsfertige Betten, mit schneeweißen Überzügen, ein Schrank mit Verbandzeug.

Die Hundertzwanzig gehören der Gdut an. Sie wissen alle gut mit der Waffe umzugehen. Viele von ihnen haben im Weltkrieg gekämpft. Auch in der jüdischen Legion, an den Dardanellen, am Suezkanal, in Palästina, mit Trumpeldor, zuletzt bei der Verteidigung der jüdischen Kolonien, vor Jahren in Galiläa, in diesem Frühling in Jaffa, bei Chederah, bei Petach-Tikwah, vor Tagen noch in Jerusalem.

Auch die „Haschomer Hazair“ und die Chefzibahleute, die beiden politisch radikalsten Gruppen Palästinas, sind handfeste Burschen. Man will diesen starken und enthusiastischen jungen Menschen, deren Opfermut erprobt ist, die von der Malaria am ärgsten bedrohte, von den aggressiven Araberstämmen der Hügel ringsum am leichtesten zu überrumpelnde Gefahrzone von Nurriss als Wohnort anweisen.

Sie werden Nurriss verteidigen. Sie werden nicht angreifen, aber sie sind auch keine Pazifisten, keine freiwilligen Märtyrer. Sie sind waffenkundige Schützer ihres Landes, ihrer Gemeinschaft. Sie verteidigen nicht nur ihr eignes, sie verteidigen auch das Leben ihrer Idee. Ihr Anführer ist ein tartarischer Bergjude. Seit langem Siedler und Polizist im Emek. Mit Revolver und Peitsche im Gürtel geht er zwischen den Zelten und dem Hügel der Araber auf und ab. Die Araber wissen, wer er ist. Sie blicken zu ihm hinunter, er zu ihnen hinauf. Sie kennen einander. —

Dies ist Nurriss, die Heimat der jüdischen Arbeiterarmee.

KASIMIR STANISLAWOWITSCH

Novelle von

I. A. BUNIN

Auf der vergilbten Visitenkarte mit der Adelskrone entzifferte der junge Portier vom Hotel „Versailles“ mühsam nur den Vor- und Vatersnamen: Kasimir Stanislawowitsch; dann folgte etwas, das noch mehr Silben hatte und noch schwieriger auszusprechen war. Der Portier drehte die Karte in den Händen herum, warf einen Blick in den Paß, den der Ankömmling zusammen mit der Karte überreicht hatte, zuckte die Achseln – von den Reisenden, die im „Versailles“ abstiegen, pflegte niemand Visitenkarten vorzuweisen – warf eins mit dem andern auf ein Tischchen und begann von neuem, sich in dem milchig silbernen kleinen Spiegel über diesem Tischchen zu betrachten und seine dichte Haartolle mit einem Taschenkämmchen aufzuplustern. Er trug eine ärmellose Unterjacke und gewichste Stiefel, die Goldtresse an seiner Mütze war fettig und verschmutzt – es war ein übles Hotel.

Kasimir Stanislawowitsch war am 8. April, am Freitag vor Ostern, von Kiew nach Moskau gefahren, auf irgend jemandes Telegramm hin, das nur das eine Wort „zehnten“ enthalten hatte. Irgendwie hatte er das nötige Geld zusammenbekommen und hatte in einem Coupé zweiter Klasse Platz genommen, das grau und trüb war, ihm aber sicherlich eine Empfindung von Luxus und Bequemlichkeit einflößte. Während der Fahrt wurde geheizt, und diese Coupéwärme, der Geruch des Heizkörpers und das Knacken, Hämmern und Pochen darin mochten Kasimir Stanislawowitsch an andere Zeiten erinnern. Mitunter schien es, als ob der Winter noch einmal zurückgekehrt wäre; weißes, überaus weißes Schneegestöber deckte auf den Feldern die rostroten Stoppelborsten und die großen bleifarbenen Wasserlachen, auf denen wilde Enten schwammen, zu; aber das Schneetreiben hörte mehrfach ganz plötzlich wieder auf, taute weg, die Felder traten klar hervor, jenseits der Wolken spürte man eine Fülle von Licht, auf den Stationen glänzten die Bahnsteige schwarz von Nässe, und in den kahlen Pappeln schrieten die Saatkrähen. Kasimir Stanislawowitsch ging auf jeder größeren Station zum Buffett hinaus, kehrte mit Zeitungen in den Händen ins Coupé zurück, las sie aber nicht, sondern saß nur da und ertrank im Qualm seiner dicken, stark glimmenden

Zigarretten, aus denen hin und wieder Funken fielen, und sprach mit keinem seiner Reisegeossen — Juden aus Odessa, die während der ganzen Fahrt Karten spielten — auch nur ein Wort. Er trug einen Herbstüberzieher mit abgenutzten Taschen, einen sehr alten Zylinder und neues, aber grobes Schuhzeug, — billige Marktware. Seine Hände, die charakteristischen Hände eines gewohnheitsmäßigen Säufers und eingessenen Kellerbewohners, zitterten beim Anzünden der Streichhölzer. Von Armut und Trunksucht zeugte auch alles übrige an ihm: das Fehlen der Manschetten, der abgetragene Papierkragen, die verschlissene Kravatte, das entzündete, maßlos zerfurchte und verknitterte Gesicht, die grell hellblauen Augen. Sein Backenbart war mit schlechter zimmetbrauner Farbe gefärbt und sah unnatürlich aus. Sein Blick hatte etwas Müdes und Verächtliches.

Der Zug traf am nächsten Tage in Moskau äußerst unpünktlich ein, er hatte volle sieben Stunden Verspätung. Das Wetter war unbestimmt, aber besser und trockener als in Kiew, und etwas Erregendes lag in der Luft. Kasimir Stanislawowitsch nahm, ohne zu handeln, eine Droschke und befahl, ihn direkt nach dem Hotel „Versailles“ zu fahren.

„Ich kenne, Bruder“, sagte er, unvermutet sein Schweigen brechend, „dieses Hotel schon von meiner Studentenzeit her.“

Kaum hatte man dann seinen bescheidenen Korb, der mit einem dicken Bindfaden umschnürt war, auf sein Zimmer gebracht, als er sogleich wieder das „Versailles“ verließ.

Es ging gegen Abend, die Luft war warm, die schwarzen Bäume auf den Boulevards grüntem; überall waren viel Menschen, Equipagen, Lastfuhrwerke aller Art unterwegs. Moskau trieb Handel, ging seinen Geschäften nach, kehrte zur gewohnten hastenden Arbeit zurück, machte dem Feiertag ein Ende und freute sich unbewußt des Frühlings. Einsam, verlassen ist ein Mensch, der sein Leben vertan und zugrunde gerichtet hat, an einem Frühlingsabend in einer fremden Stadt voller Menschen! — Kasimir Stanislawowitsch ging zu Fuß über den ganzen Twerskoi-Boulevard, erblickte wieder einmal in der Ferne die erzene Gestalt des sinnenden Puschkin, die goldenen und fliederfarbenen Kuppeln des „Strastnoi“-Klosters.

Eine Stunde etwa saß er im Café Filippow, trank Schokolade und besah zerfetzte Witzblätter. Dann ging er in ein Lichtspielhaus, dessen transparente feurige Aufschrift in der dunkel blauenden Dämmerung weithin über den Twerskoi-Boulevard leuchtete. Nach der Kino-

vorstellung fuhr er in ein Restaurant auf dem Boulevard, das er gleichfalls von seiner Studentenzeit her kannte. Ein Greis fuhr ihn, der, zu einem Bogen zusammengekrümmt, kummervoll, griesgrämig, tief in sich selbst versunken war, in sein Greisenalter, in seine trüb verschwommenen Gedanken; während der Fahrt half er mit seinem ganzen Wesen ununterbrochen, zwangvoll und quälend seinem trägen Pferd nach, indem er ihm fortwährend etwas zubrummelte und es mitunter giftig vorwurfsvoll ausschalt. Endlich brachte er Kasimir Stanislawowitsch ans Ziel, wälzte für kurze Zeit den Druck von seinen Schultern und seufzte, das Geld in Empfang nehmend, tief auf.

„Ich hatte nicht richtig verstanden, ich glaubte, du wolltest nach'm Restaurant ‚Prag‘,“ sagte er, langsam sein Pferd wendend und schien sogar unzufrieden zu sein, obwohl es bis zum Restaurant Prag noch weiter gewesen wäre.

Ans „Prag“ kann ich mich auch noch erinnern, Alter“, antwortete Kasimir Stanislawowitsch, „du fährst sicher schon lange in Moskau herum, was?“

„Fahren?“ fragte der Alte, „das zweiundfünfzigste Jahr fahre ich“

„Dann hast du vielleicht auch mich schon einmal gefahren“, sagte Kasimir Stanislawowitsch.

„Kann sein,“ erwiderte der Alte trocken, „s gibt viele Menschen auf Gottes Welt, alle kann man sich nicht merken . . .“

Von dem früheren Restaurant, welches Kasimir Stanislawowitsch gekannt hatte, war nur noch der Name übrig geblieben. Jetzt war es ein großes, wenn auch minderwertiges Lokal erster Ordnung. Über dem Eingang brannte eine elektrische Bogenlampe, die ein heliotropfarbiges, unangenehmes Licht auf die Fiaker zweiter Güte warf, deren Kutscher so roh und unbarmherzig zu ihren abgetriebenen, knochendürren, im Lauf schwer rohenden Trabern sind. In dem feuchten Flur standen Kübel mit Lorbeerbäumen und Töpfe mit tropischen Gewächsen, wie man sie auf offenen Fuhren von Begräbnissen zu Hochzeiten und wieder zurück schafft. Im Vorraum stürzten gleich mehrere Kellner, die alle ebensolche dicken Haartollen wie der Portier vom „Versailles“ hatten, auf Kasimir Stanislawowitsch zu. In dem großen grünlichen Saal, der mit vielen breiten Spiegeln im Rokokostil eingerichtet war und in welchem in einem Winkel ein himbeerrotes ewiges Lämpchen glühte, war es noch leer, es brannten im ganzen nur einige wenige Flammen. Kasimir Stanislawowitsch saß lange allein und tatenlos da. Man fühlte, daß der lange Frühlings-

abend hinter den Fenstern mit den weißen Stores noch nicht völlig in Dunkel übergegangen war; von der Straße her hörte man das Klappen der Hufe auf dem Pflaster; inmitten des Saales plätscherte einförmig ein kleiner Springbrunnen in einem Aquarium, in welchem nur kümmerlich beschuppte schäbige Goldfische, die irgendwie von unten durch das Wasser hindurch beleuchtet wurden, herumschwammen. Ein Kellner in weißer Jacke legte das Gedeck auf, brachte Brot und eine kleine Karaffe mit kaltem Wodka. Kasimir Stanislawowitsch begann Wodka zu trinken, ohne einen Bissen von den Vorspeisen dazu zu nehmen, preßte die Flüssigkeit vor dem Hinunterschlucken kauend im Munde zusammen, biß, nachdem er sie geschluckt hatte, die Zähne aufeinander und roch mit anscheinendem Widerwillen an einem Stück Schwarzbrot. Plötzlich — er erschrak sogar — schmetterte durch den ganzen Saal ein Grammophon los und sang in allen Tönen — ein Gemisch russischer Lieder, bald übertrieben wilde und zügellose, bald über die Massen empfindsame, gedehnte und herzerreißend-traurige Weisen. Und Kasimir Stanislawowitsch's Augen röteten und trübten sich vor Tränen bei diesem süßen näselnden Gestöhn.

Dann brachte ihm ein Grusier, ein kaukasischer Kellner mit grauen krausen Haaren und schwarzen Augen, einen ganzen eisernen Spieß voll aufgereihter, halbroher, stark duftender Stückchen gebratenen Hammels, streifte das Fleisch mit einer gewissen verkommenen schlampigen Eleganz vom Spieß herunter auf den Teller und bestreute es, der größeren Einfachheit asiatischer Sitten halber, gleich eigenhändig mit Zwiebel, Salz und rotbrauner pulverfein zerriebener Berberitze, während das Grammophon, zu gewagten Windungen und Sprüngen herausfordernd, in dem leeren Saal gellend einen Cake-walk spielte . . .

Darauf servierte man Kasimir Stanislawowitsch Roquefort, Obst, Rotwein, Kaffee, Likör . . .

Das Grammophon war längst verstummt. Statt seiner spielte schon lange auf einer Estrade ein weißgekleidetes deutsches Damenorchester; in dem voll erleuchteten und nun ganz mit Menschen gefüllten Saale war es heiß geworden, die Luft, unsichtig trübe von Tabaksqualm, war dick gesättigt mit dem Geruch der Speisen; die Kellner wirbelten hin und her, Betrunkene verlangten Zigarren, von denen ihnen sehr bald übel wurde; die *maitres d'hotel* verausgabten sich in äußerster geschäftiger Aufmerksamkeit, gepaart mit angespannter Wahrung ihrer eigenen Würde; die wässerig trüben Tiefen der Spiegel gaben immer verworrener ein formlos großes, lärmendes, bunt zusammengesetztes

Bild zurück. Kasimir Stanislawowitsch ging ein paar Mal aus dem heißen Saal auf die kühlen Gänge hinaus, in den kalten Toilettenraum, wo es seltsam nach Meer roch, ging gleichsam einige Schritte durch frische Luft und forderte zurückkehrend neuen Wein. Um eins flog er, die Augen schließend und durch die Nase tief atmend die Nachtkühle in seinen betäubten Kopf einziehend, in einem Fiaker, einem hohen Gefährt auf Gummirädern, vor die Stadt hinaus in ein öffentliches Haus; im Fahren sah er in der Ferne die endlose Kette der nächtlichen Lichter, die irgendwohin einen Berg hinunter und dann wieder hinauf führten, aber er sah das so, als ob er nicht er selbst, sondern irgend ein anderer wäre. In dem öffentlichen Haus geriet er beinahe ins Handgemenge mit irgend einem wohlbeleibten Herrn, der auf ihn eindrang und dazu schrie, daß ihn das ganze intellektuelle Rußland kenne. Dann lag er angekleidet auf einem breiten Bett, das mit einer gesteppten Atlasdecke bedeckt war, in einem nicht großen Zimmer, welches durch eine himmelblaue Laterne an der Decke nur halb erhellt wurde; es roch widerlich süßlich nach parfümierter Seife darin, an den Haken über der Tür hingen Kleidungsstücke, neben dem Bett stand eine Schale mit Obst. Das Mädchen, das verpflichtet war, Kasimir Stanislawowitsch zu unterhalten, aß schweigend, gierig, mit Genuß eine Birne, die sie mit ihrem Taschenmesser zerteilte; und ihre Freundin, welche dicke nackte Arme hatte und, nur mit einem Hemd bekleidet, fast wie ein kleines Mädchen aussah, schrieb eilig, ohne ihnen irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken, am Toilettentisch einen Brief; sie schrieb und weinte dabei — wortüber wohl? Es gibt viele Menschen auf Gottes Welt, alles kann man nicht wissen . . .

Am 10. April erwachte Kasimir Stanislawowitsch spät. Nach dem Schrecken zu urteilen, mit dem er die Augen öffnete, wurde er für einen Augenblick durch den Gedanken, sich in Moskau zu befinden, und durch die Erinnerung an die gestrigen Vorgänge völlig betäubt. Er war nicht vor der fünften Morgenstunde heimgekehrt. Er schwankte, als er die Treppe des „Versailles“ hinaufstieg, ging aber ohne zu fehlen durch den langen, übelriechenden, tunnelartigen Korridor, welcher nur am Anfang durch ein schläfrig blakendes Lämpchen erhellt wurde, auf sein Zimmer zu. Neben allen Zimmertüren standen Stiefel und Schuhe — alle fremden Menschen gehörig, die einander nicht kannten und einander feind waren. Plötzlich öffnete sich eine

Tür und jagte Kasimir Stanislawowitsch fast einen kalten Schrecken ein: auf der Schwelle erschien, gleich einem schlechten Schauspieler, der in den „Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen“ spielen würde, ein Greis im Schlafrock; Kasimir Stanislawowitsch sah eine Lampe mit grünem Schirm und ein vollgepfropftes Zimmer, die Höhle eines einsamen alten Sonderlings, mit Heiligenbildern in einem Winkel und mit unzähligen Schachteln von Zigarettenhülsen, die neben den Heiligenbildern, fast bis zur Decke hinauf, eine auf die andere geschichtet waren . . . War das wirklich derselbe halbverrückte Verfasser von den „Lebensbeschreibungen der wahren Knechte Gottes“, welcher schon vor dreiundzwanzig Jahren im Hotel „Versailles“ gelebt hatte? — In Kasimir Stanislawowitschs dunklem Zimmer war es erstickend heiß; die Luft war trocken, beißend, mit allerlei Gertichen geschwängert. Durch die Glasscheibe über der Tür drang schwaches Licht in die Dunkelheit. Kasimir Stanislawowitsch ging in den Alkoven, nahm den Zylinder von seinen äußerst spärlichen geölten Haaren, warf seinen Mantel auf das Kopfkissen des kahlen Bettes . . . Sobald er sich niedergelegt hatte, begann alles sich um ihn herum zu drehen, einem Abgrund zuzuwirbeln, und er schief im Augenblick ein. Im Schlaf spürte er die ganze Zeit den schmutzigen Geruch des eisernen Waschgeschirres, welches dicht neben seinem Gesicht stand, aber träumend sah er einen Frühlingstag, Bäume in voller Blüte, den Empfangssaal eines großen vornehmen Herrschaftshauses und eine Menge Menschen, die alle voll Furcht auf die jeden Augenblick bevorstehende Ankunft des Metropoliten harrten, und diese gespannte Erwartung quälte, peinigte ihn die ganze Nacht hindurch . . . Jetzt schrillten die Klingeln in den Gängen des Hotel „Versailles“, Gelaufe entstand, Zurufe hallten hin und wider. In den Alkoven hinein schien durch die verstaubten Doppelfenster hindurch die Sonne, es war beinahe heiß . . . Kasimir Stanislawowitsch zog seinen Rock aus, klingelte und begann sich zu waschen. Der Hausdiener, ein blitzäugiger sechzehnjähriger Bursche mit fuchsrotem Flaum auf dem Kopf, kam in einem rosa russischen Hemd und einem langen Rock darüber angelaufen.

„Weißbrot, den Samowar und Citrone“, bestellte Kasimir Stanislawowitsch, ohne ihn anzublicken.

„Befehlen Sie auch von unserm Tee und Zucker?“, fragte flink mit Moskauer Aufgewecktheit der Hausdiener.

Und nach einer Minute kam er wieder angeflogen, den kochenden

Samowar auf der flachen Hand in Schulterhöhe, spreitete im Nu das Tischtuch über den runden Tisch vor dem Sofa aus, stellte das Tablett mit dem Teeglas und der zerbeulten kupfernen Spülschale ab und setzte klirrend die Füßchen des Samowar auf das Tablett nieder . . . Kasimir Stanislawowitsch entfaltete, während der Tee zog, mechanisch das „Moskauer Tageblatt“, welches der Hausdiener zusammen mit dem Samowar hereingebracht hatte; sein Blick fiel auf eine Notiz: daß man gestern irgendwo einen Unbekannten in bewußtlosem Zustand aufgelesen habe „Der Unglückliche wurde in ein Krankenhaus überführt“, las er und warf die Zeitung fort. Er fühlte sich sehr flau und schlecht. Er stand auf und öffnete das Fenster — es ging nach dem Hof hinaus — frische Luft und Stadtgeruch strömte ihm entgegen, von fern drang das gedehnte, gesucht singende Rufen der Straßenhändler herauf, das Geklingel der Straßenbahn, die hinter dem gegenüberliegenden Haus in den Schienen summt, das ununterbrochene Rasseln der Equipagen, der melodische Widerhall der Glocken . . . Die Stadt lebte schon lange ihr geräuschvolles gewaltiges Leben an diesem blendenden, fast sommerlichen Frühlingstag. Kasimir Stanislawowitsch preßte den Saft einer ganzen Zitrone in ein Glas Tee, trank gierig diese trübe saure Flüssigkeit hinunter und zog sich dann wieder in den Alkoven zurück. Im „Versailles“ war es still geworden. Wohltuend war diese Ruhe; der Blick schweifte träge über den Anschlag des Hotelbüros an der Wand: „Ein Aufenthalt von drei Stunden wird als Tag gerechnet“; in der Kommode rumorte eine Maus, schleppte ein Stückchen Zucker fort, das irgend ein Durchreisender dort zurückgelassen . . . Im Halbschlummer blieb Kasimir Stanislawowitsch so im Alkoven liegen, bis die Sonne aus seinem Zimmer verschwunden war und eine andere schon abendkündende Frische durch das Fenster hereinzog.

Dann brachte er sorgfältig sein Äußeres in Ordnung: er schnürte seinen Korb auf, wechselte die Wäsche, holte ein billiges, aber sauberes Taschentuch hervor, fuhr mit der Bürste über seinen abgeschabt glänzenden Gehrock, den Zylinder und den Paletot, zog aus dessen zerrissener Tasche eine verschmutzte Kiewer Zeitung vom 15. Januar und schleuderte sie in einen Winkel . . . Nachdem er sich angekleidet und seinen Bart mit einem Färbekamm behandelt hatte, zählte er seine Barschaft — es blieben ihm im ganzen noch vier Rubel siebzig Kopeken in seinem Beutel — und ging aus. Punkt sechs war er bei einer niedrigen altertümlichen kleinen Kirche in der Moltschanowka-Straße. Hinter der Kirchenmauer schimmerte ein Baum mit hängenden Zweigen

im ersten zarten Grün, Kinder spielten herum — einem mageren kleinen Mädchlein, das Seil sprang, fiel immerfort ihr schwarzes Strümpfchen herunter — und auf einer Bank saßen bei ihren Kinderwagen mit den schlafenden Säuglingen Ammen in russischer Tracht. Der ganze Baum lärmte von Sperlingen, die Luft war lind, ganz, ganz sommerlich — sogar nach Staub roch es wie im Sommer — zartgolden färbte sich in der Ferne hinter den Häusern der Himmel über dem Sonnenuntergang, und man fühlte unwiderstehlich, daß es irgendwo auf der Welt wieder Freude, Jugend und Glück gab. In der Kirche brannte schon der Kronleuchter, und das Betpult stand bereit; vor dem Betpult lag ein kleiner Teppich ausgebreitet. Kasimir Stanislawowitsch nahm vorsichtig, bemüht seine Frisur nicht zu verderben, den Zylinder ab, trat unsicher und befangen in die Kirche — schon seit dreißig Jahren war er in keiner Kirche mehr gewesen — und nahm in einem Winkel Platz, aber so, daß er das Brautpaar von dort aus sehen konnte. Er betrachtete die ausgemalten Gewölbe, hob seine Augen zur Kuppel empor, und jede seiner Bewegungen, jeder Seufzer hallte laut in der tiefen Stille wider. Die Kirche schimmerte in ihrem Golde, erwartungsvoll knisterten die Kerzen. Und nun kamen, sich bekreuzigend, aber freien und gewohnten Schrittes, die Priester, die Diener der heiligen Handlung herein, die Sänger und dann allerlei ältliche Frauen, Kinder, geputzte Hochzeitgäste und eifrig besorgte Festordner. Als in der Vorhalle Geräusch entstand und die Räder der vorfahrenden Brautkutsche vor den Treppenstufen knirschten, als alle sich dem Eingang zuwandten und das Begrüßungslied: „Tritt ein, tritt ein, du Taube mein“ erschallte — da wurde Kasimir Stanislawowitsch totenbleich vor Herzklopfen, und unwillkürlich bewegte er sich ein wenig vorwärts. Und dicht, ganz dicht ging sie an ihm vorbei, sie, die nicht einmal etwas von seinem Dasein auf dieser Welt wußte; sie streifte ihn sogar, Maiglöckchenduft ausströmend, mit ihrer bräutlichen Hülle, und ging vorüber, den reizenden Kopf gesenkt, ganz unter Blumen und durchsichtigen Schleiern, ganz schneeweiß und makellos, beglückt und schüchtern, wie eine Prinzessin, die zum erstenmal an den Tisch des Herrn zum heiligen Abendmahl tritt. Den Bräutigam, der untersetzt, breitschultrig, kurzgeschoren und strohblond, ihr entgegen ging, sah Kasimir Stanislawowitsch kaum. Und so lange die Trauung währte, hatte er nur eines vor Augen: den unter Blumen und Schleierhüllen geneigten Kopf und eine kleine Hand, die zitternd die mit weißer Bandschleife umwundene brennende Kerze hielt . . .

In der zehnten Abendstunde war er schon zu Haus. Sein Mantel war ganz mit Frühlingsluft durchtränkt: nachdem er beim Verlassen der Kirche vor dem Portal die mit weißem Atlas ausgeschlagene Hochzeitskutsche, deren blanke Fensterscheiben den Sonnenuntergang widerspiegelten, gesehen hatte, nachdem zum letzten Mal hinter diesen Scheiben das Gesicht derjenigen aufgetaucht war, die man ihm auf immer ins Unbekannte entführte, war er lange in allerlei Winkelgassen herumgeirrt und schließlich auf den Nowinskij-Boulevard herausgekommen . . . Jetzt zog er langsam mit zitternden Händen seinen Mantel aus, legte auf den Tisch eine Papiertüte mit zwei grünen Gurken, die er aus irgend einem Grunde vom Tragbrett eines Straßenhändlers gekauft hatte . . . Sogar durch das Papier hindurch rochen sie nach Frühling, und frühlingshaft, wie flüssiges Silber schien der Aprilmond, der hoch an dem noch nicht ganz nachtdunklen Himmel stand, durch die oberste Fensterscheibe herein.

Kasimir Stanislawowitsch zündete die Kerze an, erhellte trübselig seine einsame, leere Zufallsherberge, setzte sich auf das Sofa, auf seinem Gesichte noch die Abendkühle fühlend, die er mitgebracht hatte . . . Lange, lange blieb er so sitzen. Er klingelte nicht, verlangte nichts, hatte sich eingeschlossen — alles das schien dem Hausdiener verdächtig, der gesehen hatte, wie Kasimir Stanislawowitsch mit schleppenden Füßen auf sein Zimmer gegangen war, wie er den Schlüssel aus der Tür gezogen hatte, um sie von innen abzuschließen. Der Hausdiener schlich mehrmals auf Zehenspitzen an die Tür und guckte durch das Schlüsselloch: Kasimir Stanislawowitsch saß auf dem Sofa und bebend, mit dem Taschentuch das Gesicht wischend, weinte er so bitterliche, so strömende Tränen, daß die zimmetbraune Farbe seines Bartes zerfloß und ihm die Backen beschmierte.

In der Nacht riß er die Schnur von der Fenstergardine und, blind von Tränen, begann er sie an einem Haken des Kleiderständers zu befestigen. Aber die heruntergebrannte Kerze flackerte, die Papiermanschette versengend, bang auf, durch das abgeschlossene Zimmer wallten und huschten zitternd unheimliche, dunkle Schattenwellen, er war alt, schwach — und war sich selbst dessen wohlbewußt . . . Nein, von eigener Hand zu sterben, das ging über seine Kraft! — — —

Am Morgen fuhr er drei Stunden vor Abgang des Zuges nach dem Bahnhof. Dort ging er langsam mit niedergeschlagenen verweinten Augen unter den Reisenden herum, blieb unvermutet bald vor diesem bald vor jenem stehen und murmelte halblaut, eintönig, ausdruckslos,

doch ziemlich rasch: „Um Christi willen . . . ich bin in verzweifelter Lage . . . zu einem Billet nach Brjansk . . . wenn auch nur ein paar Kopeken . . .“

Und einige gaben ihm, die Blicke von seinem Zylinder, von dem abgeschabten Sammetkragen seines Überziehers und von dem entsetzlichen Gesicht mit dem entfärbten lila Backenbart abwendend, hastig und verlegen eine Kleinigkeit.

Und dann tauchte er in der Menschenmenge, die nach dem Ausgang zum Bahnsteig drängte, unter und verschwand darin, während man im Hotel „Versailles“ aus dem Zimmer, das ihm zwei volle Tage lang gewissermaßen gehört hatte, den Eimer mit dem schmutzigen Waschwasser hinaustrug, die Fenster weit der Aprilsonne öffnete, mit harter Hand die Stühle rückend den Kehricht zusammenfegte, hinauswirbelte, und mit dem Kehricht zugleich auch seinen zerrissenen Zettel, den er samt den Gurken vergessen hatte, und der unter den Tisch, unter das herabgeglittene Tischtuch gefallen war: „Ich bitte, niemandem schuld an meinem Tod zu geben. Ich war auf der Hochzeit meiner einzigen Tochter, welche . . .“

(Berechtigte Übertragung aus dem Russischen von Käthe Rosenberg.)

VARIATIONEN ÜBER EIN CHOREOGRAPHISCHES THEMA

VON

OSKAR BIE

I

Eilt nicht davon, ihr Paare! Laßt mir die Erinnerung, die ich heraufbeschwören will aus einer schöneren Zeit. Ich diktiere über euch. Die Maschine tickt. Jeder Ticker bedeutet ein Stück wundervoller Vergangenheit. Hier liegen Opplers Radierungen vor mir. Was ist an ihnen zu erklären? Was ich schreibe, war als Beiwort zu ihnen gedacht, um einst mit ihnen vereinigt zu werden. Nun fehlen sie, aber gerade das scheint mir ein Phantasieeiz. Nun ist es wohl recht unzeitgemäß, was ich schreibe — aber darum liebe ich es noch mehr. Diese Blätter sind für uns alle das Erinnerungszeichen

an das russische Ballett, das der schönste Märchentraum war, in einer Zeit, die weder die Kunst, noch die Arbeit rationierte. Das russische Ballett wurde aus der Verschwendung des absolutesten aller Herrscher über sein Land, über die Erde gestreut. Wir fühlten ein Wunder. Unsere Sinne wurden leicht. Unser Herz schlug lauter. Unsere Finger spreizten sich. Unsere Füße wippten. Unsere Augen leuchteten vor dieser noch nie erschauten Pracht und Lebendigkeit menschlicher Körper. Was war der Tanz bis dahin gewesen? Er war verstaubt hinter den Kulissen unserer Bühnen, er war verwaschen in der Lässigkeit unserer Gesellschaft. Die Russen öffneten uns sein Geheimnis. Niemals bei irgendeiner Theatervorstellung entzückte uns solches Glück. Ein Rausch ging durch unsere Nerven, wie eine Brunst des Rhythmus, wie eine Religion des Taktes. Diese Menschen sprachen und sangen nicht, aber sie stilisierten alle Freuden und alle Sünden in einem ungeheuren Gleichmaß ihrer Bewegung. Tiefes Leid wurde gesetzmäßige Schönheit, wie bei Mozart. Orgiastische Lust wurde Figur, wie bei Goethe. Uralte Tradition mischte sich mit kühnsten Träumen der Zukunft. Technische Vollendung melodisierte alle Revolutionen. Wir hatten Weltgefühl. Wir wußten nicht, ob sie sinnlich oder geistig waren, seelisch oder formal. Sie waren alles zusammen. Diese Stunden ungetrübten Genusses wurden Epoche für die Kunst und für uns.

Was schreibe ich da? Glaubst du wirklich, Maschine, du kannst die Schönheiten dieser Erinnerung in der Permutation von vierundzwanzig gleichmäßigen Buchstaben festhalten? Wieviel glücklicher ist der Zeichner. Er sammelt das Wesentliche seiner Eindrücke auf ein Blatt und gibt Gesehenes mit zu Sehendem wieder. Er wechselt nicht die Funktion, seine Erinnerung schaltet sich nicht um in ein Gebilde anderer Ausdrucksform. Mein Wort aber findet nichts als Widerstände. Es klammert sich an irgendwelche Vorstellungen, die sich schreibenderweise ausdrücken lassen, an Begriffe, an Technik, an Historisches, an Ästhetisches, und verliert sich in diesen vagen Andeutungen von Erlebnissen, die so ganz leiblich sind. Einmal kauert es auf dem trocknen Boden der Sachlichkeit, ein andermal klettert es in die süßen Bezirke der Phantasie und meistens dreht es sich in einem schwankenden Kreise um den köstlichen Gegenstand seiner Betrachtung. Ich bin eingenommen von der Anmut und Weltlichkeit dieser Blätter. Ein Duft genossener Abende und seliger Dankbarkeit steigt aus ihnen auf. Wie soll ich ihn festhalten?

Viermal ruft uns der Karneval. Fokin hatte nach der Schumannschen Musik ein Ballett darüber gedichtet. Es war Tanz und Pantomime, wie man es auf diesem Blatte sieht. Der Zeichner skizziert ein Paar, das tanzt, und ein Paar, das sich verfolgt. Er hat den Vorteil, in einem Augenblick seine Bewegungen festzuhalten. Er hat den noch größeren Vorteil, diese Bewegungen auf ihre letzte Spannung zu wählen. Wir sehen hin und begreifen. Wir begreifen und erinnern uns. Grazie und Ausdruck des Spieles werden Musik in unserm Geiste. Was kann dagegen das Wort sagen? Ich sage: das eine Paar tanzt, und das andere verfolgt sich. Seminarerinnerungen kommen mir in den Kopf. Beschrieb ich nicht so als Student die Frieze vom Theseion und pergamenischen Altar? Welche dumpfe Luft um diese Worte. Lieblichste Gegenstände werden Objekte der Philologie. Schrecklich! Trübe Gasflammen, zerkaute Federhalter, vollgeschriebene Kollegienhefte. Fort, fort, weit fort, ihr Gespenster. Ich armer Schriftsteller habe das russische Ballett erlebt und soll Opplersche Radierungen beschreiben. Ich sage: das eine Paar tanzt, und das andere verfolgt sich. Und wenn ich gar sage, die Namen der linken Tänzer weiß ich nicht mehr, die rechten stellen Florestan und Estrella dar? Und die rechte Tänzerin hieß Maikerskaja? Was ist damit gesagt? Schall und Rauch. Legt die Blätter vor euch hin und laßt meine Schreiberei. Ich habe schon so oft zu schönen Blättern Texte geschrieben. Ich war immer in der Gefahr, die Blätter durch meine Worte zu übertönen. Diesmal will ich es gewiß nicht tun. Oppler verfolgt mich nach rechts, ich tanze mit ihm nach links. Karneval!

II

Die Chiarina ist auf diesem Bilde zu sehen. Sie hat ein reizendes Kleid an, das unten in blauen Volants sich kräuselt. Es sieht so aus, als ob sie singe, aber so töricht wird sie nicht sein. Sie hat Besseres zu tun, als allgemeine Worte in Musik zu setzen. Sie setzt ihren Körper in Musik. Sie singt mit der linken ausgestreckten Hand eine Melodie, mit der sie uns verführen will, und spitzt diese Melodie sehr deutlich in eine Blume zu. Die rechte Hand drückt sie gleichzeitig an die Brust und singt damit eine andere Melodie, in der sie etwas sehr Heimliches bekennt. Es kann sein, daß sie mit den Füßen, mit dem Rumpfe, mit dem Kleid, mit dem Hals, mit dem Kopf, mit den Augen und womöglich gar mit dem Mund noch viele andere Melodien singt, so viele schöne Melodien gleichzeitig, wie es gar

keine Sängerin kann. Aber wie die Stimme einer guten Sängerin etwas ganz Persönliches und Eigenes in ihrem Timbre hat, so haben alle diese Melodien zusammen den einen gemeinsamen Reiz einer eigenen Persönlichkeit: irgendeinen Rhythmus, der sonst nicht vorhanden ist, ein Crescendo und ein Rubato, das nur aus ihrem Körper gewachsen ist. Eine individuelle Polyphonie! Ich erinnere mich, diese Chiarina war nicht eine der größten, aber sie hatte etwas Niedliches und Betuliches in ihrer Erscheinung, das mir wohl im Gedächtnis geblieben ist. Welche verschiedenen Persönlichkeiten waren in diesem russischen Ballett vereinigt, daß ihre Typen noch so weiter im Theater unseres Kopfes spielen können!

Wenn ich so das Bild einer einzelnen Tänzerin sehe, steigt, da ich etwas schreiben muß, die ganze Galerie der großen Solistinnen der Tanzgeschichte vor mir auf. Höre, lieber Leser, und staune. Bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein gab es überhaupt keine Tänzerinnen. Der Mann besorgte diese Kunst, so wie er auch in der Oper den Gesang der Weiberrollen übernahm, selbst auf die Gefahr seiner Verstümmelung. Alle Ästhetik des Gesanges und des Tanzes mußte sich danach bilden. Als das Weib endlich die Tanzbühne eroberte, mußte den Augen der Menschen ein neuer Stern aufgehen, die weibliche Linie, die Eigenart der weiblichen Bewegung mußte ein neues Schönheitsideal schaffen. In früherer Zeit hatte die Religion die Sehnsucht nach dem Weibe aufgenommen. Der Madonnenkult war ihr beredtes Zeichen. Das Rokoko, Schöpfung des französischen Geistes, befreite die Frau nach der weltlichen Seite. Galanterie wurde Lebensanschauung und Lebenskunst. Die Frau formte das Organ der gesamten Kunst. Man weiß, daß einer dritten Epoche, unsrer Zeit, eine dritte Einstellung zur Frau vorbehalten war, die soziale.

Schwebt fort, ihr Madonnen, bleibt mir vom Leibe, ihr Emanzipierten! Heute stehe ich auf der zweiten Terrasse der Frauengeschichte und atme die Luft ihres Sonnenzeitalters. Sie herrscht in der Gesellschaft. Sie steigert die Galanterie aus einem Minnedienst zu einem Gesetze jeglichen schönen Verkehrs. Sie erzieht Auge, Sinn und Urteil der Männer, der Menschen, nach ihrem Willen und der Lust ihres Leibes.

Die Camargo, die Sallé, die Guimard treten auf den Plan. Die Prevost tanzt die ersten Solomusiken. Sie führen ein Geschlecht von Tänzerinnen an, das die rasende Bewunderung ihrer Zeitgenossen findet und das den ganzen Glanz des künstlerischen Lebens in einer

abenteuerlichen Schönheit ausstrahlen läßt. Was es in dieser Zeit gab an Triumphen und Niederlagen, an Erfolgen und Ränken, an Orgien und Einsamkeiten, an Lastern und Techniken, fließt rauschend in ihr Leben ein. Denn sie sind die ersten Künstlerinnen, die aus Kunst ihren Körper dem Publikum darbieten. Aus Kunst und Leben. Sie sammeln auf ihre verführerische Existenz alle Sehnsüchte, die gemischt aus sinnlicher Begierde und Schönheitsbedürfnis ihre Person um Erfüllung anflehen.

Man lese die Biographie der Guimard von Goncourt.

Die Zeiten sind bürgerlicher geworden. Die Taglioni, die Elßler durchfluteten die Welt in heißer Wonne. Aber die Romantik ihres Erlebnisses besänftigte sich. Die Kette tanzender Frauen wuchs aus der Qualität in die Quantität. Sie bestimmten das Tanzurteil so ausschließlich, daß unsere Sinne kaum noch etwas von dem männlichen Tänzer wußten und lernten. Es ist so weit gekommen, daß er heute eine Ausnahme bildet, fast eine Komik. Nijnski rettete seinen Ruf noch einmal. Aber das hat Zeit. Ich bin noch bei der Tänzerin. Ich trenne mich schwer von ihr.

Ihre Funktion spaltete sich bei den Russen in alle Spezies. Die Pawlowa wurde die Allherrscherin. Sie war Tänzerin und Schauspielerin in einem. Sie spielte die alte Technik aus moderner Empfindung und sie technisierte das moderne Stück auf seine festen Gesetze der Körperlichkeit. Die Karsavina setzte einen stärkeren persönlichen Reiz ein. Ihre Gestaltung war liebenswürdig, ihre Technik impulsiv, ihre Grazie melodisch. Wie viele andere gab es noch da, jede in ihrer Art. Die Geltzer heroisch. Die Lupochova quick. Die Piltz so springfreudig: Unsere liebe Chiarina mit dem blauen Kleidchen und der Blume in der Hand, die sich um unsere ganze Betrachtung nicht kümmert, obwohl wir sie gebeten haben, sie in ihre Schleppe zu nehmen. Noch steht sie auf dem Blatt. Sie wird wegspringen und uns auslachen. Aber selbst beim Wagspringen und Auslachen werde ich meine Betrachtung noch fortsetzen, um ihr die sogenannte persönliche Bewegung abzulauschen. Jetzt stehe ich da mit dem dummen Gesicht, weil ich eigentlich darüber schreiben wollte, daß die Solotänzerin erst durch diese ganze gesegnete historische Entwicklung dazu gekommen ist, uns zu sagen, was persönlicher Körper bedeutet, und daß wir jetzt erst durch diesen Prozeß verstehen . . . ach mein Gott! Verzeihe, Chiarina! Auf Wiedersehen!

III

Chopin. Chopin, als Episode bei Schumann. Chopin, als Figur auf Schumanns Karneval. Schumann war der Prophet Chopins in Deutschland. Ein seltner Fall von Kollegialität, nicht wahr? Er läßt ihn unter seinen Masken auftreten mit einer Melodie, in der beinahe mehr Schumann als Chopin ist. Es ist ein lyrisches Intermezzo, nach dem größten Lyriker benannt. Fokin sieht noch weiter. Er entdeckt das Frauliche in Chopins Seele und erkennt das Kompliment, das ihm Schumann macht. Er träumt diese paar Zeilen Musik, und ihm versinkt Schumann, versinkt Chopin, und drei Frauen im Reigen stehen vor seiner Phantasie. Drei Frauen im Reigen, sich hin und her wiegend, Glieder lösend und schließend. Sinnbild von allem, was im Leben beruhigt, verschönt, musiziert. Chiarina ist die eine von ihnen. Sie hat nun Freundinnen gefunden und der pas de trois wird ein Gedicht in klingenden Reimen. In drei Melodien, von drei Körpern geschlungen, unter denen sie die Oberstimme hat. Welche Musik tanzt man in Noten, wenn man die Musik des Körpers tanzt? Gebt einen Augenblick Geduld. Welche Musik tanzt man? Ich muß es wissen, ich muß diese Frage mir einmal überlegen.

Der Tanz braucht keine Musik, würden die Gelehrten sagen. Er braucht sich nur auf dem Takt aufzubauen. Den Takt kann er selber darstellen. Zur Not könnte ein Kerl daneben stehen, der ihn mit dem Hammer auf einem Holz angibt. Eins, zwei, drei oder eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, oder punktiert, eins — zwei, drei, oder — drei, vier. Fürchterlich! Der fürchterliche Gelehrte hat recht. Aber was ist recht? Beschränktheit, Logik, Wahrheit, Rechtlichkeit. Alle rationalen Tugenden, an deren Erfüllung wir sterben können. Geht mir davon mit der Vernunft. Die Kunst braucht Überfluß, Verschwendung, Unsinn. Die Musik zum Tanze ist ein schöner Unsinn. Sie ist eine reizende Parallele zum Tanze selbst, die ihn hebt, indem sie ihm dient, ihn steigert, indem sie ihn kontrastiert. Wie zwei schöne Frauen, die in einem Wagen fahren. Die eine ist brünett, hat ein mattblaues Kleid und einen weißen Topfhut. Die andere, etwas schwächiger und kleiner, ist blond, hat ein dunkles Kleid und einen breiten Hut. Die Brünette weiß genau, daß sie nicht so wirken würde, wenn sie allein führe. Sie braucht den blonden Kontrapunkt.

So spießt die Musik. Sie wächst auf demselben rhythmischen Boden, wie der Tanz, sie geht ins Ohr, wie er ins Auge geht. Sie gibt den musikalischen Nerven eine Nebenemotion, die die Haupt-

emotion stützt und stärkt. Sie gibt dem Tanz eine wohlige Atmosphäre, in der er sich assoziativer bewegt. Darum, hört zu, ihr Tänzerinnen, darf sie nicht zu selbständig sein. Es darf keine Musik sein, die ihre Bedeutung in sich trägt und durch einen rhythmischen Ausdruck banalisiert werden würde. Nicht Mondscheinsonate. Nicht Brahms. Vielleicht Bach, der so metaphysisch ist, daß er auch den Tanz in sich schließt. Schumanns Karneval gewiß! Weil es eine Musik ist, die weniger aus einem innern Ringen kommt, als aus einem äußern Darstellungsbedürfnis. Weil sie die Musik eines geistigen Balletts ist, bei dem wir die einzige Sünde begehen, es leiblich zu machen. Die Russen haben immer ihre Musik mit Geschmack gewählt. Rimsky-Korsakoff, der auch voll innerer Gesichte ist, oder Tschaikowski, oder Chopin, die wiederum angenehm dekorativ begleiten. Niemals ein Dokument seelischen Ausdruckskampfes, immer etwas Formfertiges, Bildhaftes. Vielleicht ist es im letzten Grunde am besten, irgend eine unwichtige Musik zu nehmen, die genug Rhythmus und Illustration besitzt. Aber das ist für die kleinen Leute. Die Russen mußten an üppigeren Quellen schöpfen. Sie waren ehrgeizig auch in dieser Beziehung. Sie hielten die schöne Mitte zwischen allzu selbständiger Musik und sklavischer Begleitung. Schumanns Karneval war eine prächtige Entdeckung. Das Klavierstück wurde ausgezeichnet für Orchester übertragen, es verlor nichts. Vielleicht gewann es noch an Sinnlichkeit. Die Erinnerung an die Russen deckt sich bei uns leidenschaftlich mit dem Klange dieser verfeinerten Ballettmusik. In ihr geschah ihr großer Durchbruch.

Schmiegsame Melodien, scharfe Charakterbilder steigen aus den Tönen auf. Sie verdeutlichen die Innenzeichnung der Pantomime und lösen ihre Kontur in ein süßes Sfumato auf. Sie schweben fort in dem Andenken an diese Abende. Sie zittern weiter, als eine innere Musik, die Seele und Atem gibt. Wer könnte den Tanz lieben, der nicht musikalisch wäre? Wer könnte ihn zeichnen, der nicht ebenso die Musik in sich hätte? Es war Chopin, es war Schumann. Chopin wurde Figur Schumanns. Schumann wurde Figur Fokins. Fokin wurde Figur dieser drei Mädchen. Die drei Mädchen wurden Figur Opplers. Opler sank in meine Worte unter. Die Figur ist zu Ende, die Musik soll bleiben.

IV

Harlekin und Colombine stehen in inniger Umarmung im Vordergrund und stellen sich uns vor, als der berühmte Herr Nijinski und

das berühmte Fräulein Karsavina, die in dieser Komödie mit Musik und Tanz einen Rausch ihrer Liebe darzustellen haben, ohne törichte Worte mit bedeutenden Gesten. Fokin hat die Musik von Schumann aus der Klavierphantasie eines Balletts zu der Pantomime einer Bühne zurückgestaltet, geistreich, wie Schnabel den Karneval spielt, plastisch, wie ihn Kreutzer spielt, dramatisch, wie er ihn selbst erfinden muß. Er hat der Musik ein kleines Schauspiel untergelegt voll tragischer und komischer Gewalten, voll Spaziergang und Einsamkeit, voll Leidenschaft und Intrigue, ein Abbild des Lebens, das sich in ausgewählten Körpern zeichnet.

Was gibt uns Schumann? Er beginnt mit einer Einleitung, die in ein tänzerisch leichtsinniges Spiel sich verliert. Pierrot tritt auf, in weitatmenden Akkorden melancholisch gefärbt. Harlekin erscheint mit Sprüngen von derber Lustigkeit. Es entsteht das Ensemble eines langsam gesangreichen Walzers. Eusebius, jene Figur, die wir aus den Davidsbündlern als notwendigen Bestandteil von Schumanns Phantasie kennen, zeichnet sich in dem sanften Profil seiner Melodie. Florestan, der unvermeidliche Schicksalsgenosse und der notwendige Ergänzender von Eusebius, enthüllt seine stürmischen Züge, die nur von seltenen Adagio-Bedenklichkeiten unterbrochen sind. Die Kokette hüpfet dazwischen mit ihren schnell geschürzten Punktierungen des Rhythmus. Die Papillons huschen vorüber. Eine Erinnerung beschäftigt Schumann, er läßt sein Fräulein ASCH-SCHA die Tanzbeine heben nach den Noten ihrer Buchstaben. Ich glaube, Fokin haben diese Lettres dantes nicht interessiert. Er hat sie wohl ausgelassen, so wie er, wenn ich mich recht erinnere, auch den tanzenden Paganini ausließ, eine Konzession Schumanns an seine Zeit. Wir werden Ysaye nicht tanzen lassen. Aber nun führt Schumann seine Chiarina vor, der er die blumigste und verschlungenste seiner Melodien gegeben hat. Leise tritt auf einige Augenblicke Chopin hervor mit der stillen Anmut seines träumerischen Gesichtes. Schon erscheint Estrella. Sie hat eine affektuose Melodie, deren Begehrlichkeit wir nicht widerstehen können. Eine Episode vereint die Paare, Reconnaissance genannt und hoffentlich so von allen verstanden. Pantalon, der ewig dupierte Alte, rennt hinter Colombine her, und sie lassen sich von einem Presto in Sechszehnteln ihre Gefühle ausdrücken. Plötzlich die Valse allemande, bedächtig, nachdenklich und als ihr Mittelteil besagter springender Paganini, der die Akrobatik der Violine auf das Klavier überträgt. Warum hat Fokin ihn schließlich doch nicht hineingenommen? Weil er sich

auf das engere Drama beschränkte und nur bei Chopin eine Ausnahme machte, wegen der Schönheit der Melodie und der angenehmen lyrischen Unterbrechung. Schumann wird intimer. Er reiht das Aveu ein, ein Geständnis von solcher Zartheit, daß plötzlich der Rausch des Balles stille zu stehen scheint, und wir einen Augenblick erfahren, daß diese Masken Seelen haben. Masken? Schrieb Schumann etwas anderes als seelische Geständnisse? War sein Karneval je etwas anderes als ein Tagebuch rührender und ergreifender Erlebnisse? In der Promenade, in der er jetzt die Paare zusammenführt, haben sie sich etwas zu entdecken. In der Pause, die er nun voller Musik enthüllt, werden ihre Geheimnisse Dreivierteltakt. Und in dem Marsch der Davidsbündler gegen die Philister offenbart er, daß alle diese Karnevalisten nicht nur nicht Masken waren, nicht nur nicht ihre Seelen aushauchten, sondern Teile seiner eigenen Seele sind, seiner Kämpferseele, die einen Ball benutzt, um neue Musik gegen die Zopfigen, neue Formen gegen die Schriftkundigen und Pharisäer durchzusetzen. „Und als der Großvater die Großmutter nahm“, das alte Lied aus dem siebzehnten Jahrhundert, wird das Spottlied gegen die Philister. Von der Musik in immer neuen Staffeln aufgebaut, bis alles lacht, stürmt, erobert, triumphiert.

Jetzt habe ich mich verraten. Jetzt muß ich sagen, daß Fokin eine Musik, die ein Bekenntnis ist und schließlich doch eine Kampfansage, dazu benutzt hat, daraus ein Biedermeier-Ballett zu machen, ich wollte es nicht sagen, aber daran ist das verfluchte Klavier schuld, auf dem ich mir eben den Karneval wieder spielte, weil er so schön ist, weil er meine Jugend ist und weil ich an ihm Kunst verstehen lernte. Und so will ich gestehen, daß ich damals, als ich die Russen sah, als ich den Karneval zwanzig-, dreißigmal genoß, nicht an Schumann, nicht an sein und mein Seelenheil dachte, sondern mich inniglich freute, wie bildhaft diese Musik unter Fokin geworden ist. Wenn die Paare hintereinander im gleichen Schritt auf die Bühne tanzten, ging eine Welle von Wohlgefühl durch mein Herz. Wenn der traurige Pierrot vorn am Souffleurkasten hängen blieb, wie eine falsche Interpunktion, war ich entzückt von diesem Ornament des Lebens. Wenn er, der Ungeschickte, Mondesbleiche, ewig Verlassene sich an einen Papillon kettete, um einmal nur Sonne und Flug eines freieren Daseins empfinden zu dürfen, entstand in mir ein wahrer Rhythmus von Weltanschauung. Und wenn der lustige Harlekin vor Colombine, die verständnisvoll auf einem Sofa sich hinbettete, sein Herz aus dem

Busen riß, so war mir diese Bewegung mehr, als sämtliche vierundachtzig Töne des Klaviers. Ja, so war es. Die Davidsbündler haben ausgekämpft, Fokin interpretiert sie mal so, mal so, läßt sie halt tanzen, und wenn die Philister noch einen Rest von Dummheit in sich fühlen sollten, so haben ihn Nijinski und Karsavina hoffentlich endgültig verscheucht. Gott, wer weiß, wie es schließlich mit der Seele bestellt ist? Der Körper ist zuverlässig, immer wandelbar und ewig neu. Nicht wahr, Ihr beiden?

V

Wir sehen kein bloßes Ballett, sondern ein Stück Theater. Die vorderen Reihen der Zuschauer und das Orchester dunkel und schattig, den Bühnenrahmen, ein Stück zurückgezogenen Vorhang und schräg auf die Bühne selbst, auf der in hellem Lichte vor Bäumen um ein mittleres Paar das Corps de Ballet in weißen Gazeröckchen sich bewegt. Hier ist das festliche Theaterbild, jene eigentümliche Stimmung, die von einer beleuchteten tanzenden Bühne in den erwartungsvollen dunklen Zuschauerraum dringt. Man denkt an alte Stiche aus dem achtzehnten Jahrhundert. Man denkt überhaupt daran, wie eigentlich Ballett von Malern dargestellt worden ist, im Laufe der Stile und Moden. Darf ich bei der Gelegenheit etwas davon erzählen? Gerade diese Radierung reizt dazu.

Ich muß die merkwürdige Beobachtung voranstellen, daß es sehr wenige künstlerische Ballettdarstellungen gibt. Man könnte das durch geistreiche Hypothesen erklären wollen, indem man von der Beweglichkeit des Tanzes und der Unbeweglichkeit des Bildes spricht, und so weiter. Aber ich finde es einfach unerklärlich. Ich finde, daß überhaupt erst unsere Zeit diesen Dingen auf den Geschmack gekommen ist, daß sie erst die malerischen und formalen Reize des Tanzes erkannt hat. Doch eben dies ist nicht eine Lösung unserer Frage, sondern nur ihre Bestätigung.

Was wir aus dem achtzehnten Jahrhundert von Ballettdarstellungen haben, unterscheidet sich nicht von den konventionellen Festbildern. Auf diesen Stichen stehen die Tänzer in symmetrischer Haltung und tun nichts anderes, als eine Architektur, die in den Dekorationen angegeben ist, mit ihren Körpern zu erfüllen. Nun gut, jede Zeit spricht ihren Geschmack in den Idealen der Künstler aus. Der damalige Geschmack war feudal und mathematisch. Aber man sollte wenigstens denken, daß nach dem Herauswachsen der Solotänzerin

die Künstler freudig die Gelegenheit ergriffen hätten, ihre galante Ästhetik durch berauschte Schilderungen weiblicher Tanzherrschaft, durch eine glänzende Wiederbelebung der großen Szenerien dieser Körperfeste zu bekunden. Davon ist nichts zu spüren. Es gibt ein paar Tanzporträts der Camargo von Lancret, ein paar Menuettdarstellungen aus der Gesellschaft und überhaupt aus diesem Gesellschaftstanz allerlei nette und wichtige Stiche, wie von St. Aubin. Aber richtige breite, volle, satte, farbige und duftende Ballettbilder gibt es in der Malerei und Graphik so wenig, wie es auf der Bühne viele gegeben hat. Allgemein kann man sagen: die ältere Zeit liebt korporative Darstellungen, die spätere Einzelporträts. Heut liegt uns beides. Die Zeichner sitzen vor den Solotänzerinnen und versuchen, die Eigenart ihrer körperlichen Dynamik festzuhalten. Und sie skizzieren ebenso das Gesamtbild der bewegten Masse. Sie stellen sich linear zu ihrer Aufgabe und ebenso auch malerisch. Sie verbinden Porträt und Typus. Degas hat als Erster die Balletteuse im Gazeröckchen monopolisiert. Was ihn dabei reizte, war nicht nur alles Plötzliche und Bizarre der Bewegung, sondern vielleicht noch mehr das Malerische, das Farbenspiel, die Vielfältigkeit der Reflexe auf Stoff und Haut. Sein Impressionismus fand hier Schule und Gesetz in einem Objekt, das dennoch malerisch ausstrahlt. Ein solcher Fall kann sich niemals wiederholen. Es war eine ungemeine Spezialität. Bei andern geht das Malerische und Zeichnerische in die Naturelle auseinander. Renouard war in seiner Art Spezialist der Fixierung von Ballettstellungen, von choreographischen Formen. Soweit lag ungefähr die Übung bis zum Auftreten Opplers.

Man kann sagen, daß er die Erfahrungen seiner wenigen Vorgänger zu einer neuen Einheit zusammenfaßt, ohne sich in diesem Fache zu spezialisieren. Sein Reizpunkt ist nicht die Balletteuse, sondern das moderne Ballett. Das Ballett in seinem ganzen Umfang farblicher und stilisierender Elemente, als Einzelfigur, als Ensemble, als Masse, im originalen Lichte, in der Beleuchtung der Phantasie, kurz in einem Komplex von optischen Schönheiten, den er uns von der Bühne in die Erinnerung vermittelt. Er umgibt seine Blätter mit dem ganzen Duft eines mondänen Zaubers, einer weltstädtischen Eleganz, der jenem Erlebnis ebenso eigentümlich war, wie er der weichen und gefälligen, aber immer präzisen und von der Wirklichkeit erzogenen Kunst Opplers anhaftet. Nicht Choreographie, nicht Porträt, nicht Technik, keine trockene Sachlichkeit ist auf diesen Blättern zu suchen. Der

einzigste Reflex und die einzige Valeur, für die sie sich interessieren, ist Reflex und Valeur, die sie jener Weltbühne zurückgeben, jenem russischen Theater, dessen Charme und Kraft uns alle mit ihm weckte und entzückte.

Oppler holt im finsternen Publikum heimlich sein Skizzenbuch hervor und macht sich mit ein paar Zeichen Erinnerungsbilder an das Schnellgesehene. Er hält eine Bewegung fest, eine Kreuzung, eine Gruppierung, ein malerisches Gegenspiel. Voll der vibrierenden Eindrücke ruft er in der Nacht die Vision der gesamten Erscheinung zurück. Am nächsten Morgen skizziert er eilig mit Öl das reizvolle Bild aus dem Gedächtnis und setzt die gezeichneten Bewegungen, Rhythmen, Melodien wieder in ihr Milieu ein. Die Skizzen und Zeichnungen häufen sich in Mappen. Von Zeit zu Zeit steigt ein bestimmtes Motiv zwingender auf. Es gestaltet sich so und so, immer wieder anders, zuletzt endgültig in der schwarzweißen Sprache. Ist der Beschluß gefaßt, so beginnt die Radierung. Es kann nie genug geschehen. Der Künstler heftet sich an die Füße seiner willigen Modelle. Er folgt ihnen hinter die Kulissen. Er folgt ihnen auf Reisen. Er geht mit nach Paris, wo die Russen die für sie gedichtete und komponierte „Josefslegende“ von Richard Strauß aufführen. Er ist täglich mit ihnen allen zusammen. Er zeichnet in Proben und an den Abenden. Der Bund fürs Leben ist geschlossen. Arbeit um Arbeit. Kunst für Kunst.

VI

Rimsky-Korsakoff schrieb eine sinfonische Dichtung Scheherazade. Seine Musik, voll von orientalischer Pracht, klang wie eines der blutigen Märchen aus Tausend und einer Nacht. Sie klang in Fokins Ohr so kräftig, daß sie aufs Auge übersprang und eine große Pantomime gebar, die sich über diese Musik öffnete. Die alte Fabel von der Untreue des Weibes wäre wenig Inhalt, sie ist hier mit einem Luxus von Personen ausgestattet worden, wie er nie wieder vorüberauschte. Mein Wort wird lahm, wenn ich diese orgiastische Erinnerung noch einmal hervorzaubern will. Ein Bruder hat die Untreue seiner Frau erfahren, glaube ich. Er kommt, glaube ich, zu dem andern Bruder, und er beteuert ihm die Treue seines Harems. Sie gehen, erinnere ich mich, auf eine Jagd. Man wußte nicht recht, was sie wollten. Aber was Fokin wollte, sah man sofort. Kaum war er die beiden Brüder los, die er aus irgendwelchen Motiven der Musik geformt hatte, jetzt weiß ich es, da begann die Orgie.

Die Sklaven wurden aus den Käfigen gelassen, und Nijinski war der Obersklave. Sie stürzten sich auf die Weiber. Es kochte ein Rausch des lebendigen Blutes auf, der von einem Rausch des getöteten Blutes abgelöst wurde. Denn die Brüder kamen zurück und mordeten! Der Weg Fokins war von der Liebe zum Tod, von der Ekstase des Körpers zu seiner Versteinerung. Die Musik ließ es sich sagen. Sie gehorchte dem Befehl und machte wenig Anstalten, nach ihrer Art die Leidenschaften zu zähmen. Sie steigerte sie nur. Zwischen den orgiastischen Massen und der aufgeregten Musik begann ein Streit um die höhere Sinnlichkeit. Der Körper besiegte den Ton, man hörte ihn kaum noch. Man hörte das Stück, das an Symphonieabenden eine gute Figur für sich macht, nur noch Figur der Bühne werden. Das Einzelne entfiel dem Blick. Das Gleiten Nijinskis — ich sehe es noch. Aber es war nur wie siedendes Wasser auf Höllenfeuer. Es war Schrei des Körpers, Triller der Erregung, Koloratur der Lust. Eingesogen von einem Ensemble, das in ungeheurerer elementarer Verve durcheinander stürmte, sich überschlug, sich ineinander krampfte, sich auflöste, um sich wieder zu vereinigen, aber niemals den Rhythmus verlor, den der Künstler auch der zügellosesten Bewegung als Maß zuerteilt. Seht auf die Orgie, wie sie der Maler zu erfassen strebte. Er hat die Impression des Trubels gegeben und dennoch die Figur gestaltet. Er hat eine Vielfältigkeit sinnlichen Ausdruckes gemischt und dennoch die Linie gewahrt. Auch er hat der Tollheit den Takt und das Tempo vorgeschrieben, daß sie in der furchtbarsten Ausgelassenheit doch niemals den Stil ihrer Kunst verrät. Das war die Aufgabe für den Ballettmeister, wie für den Radierer, die besondere Aufgabe der Scheherazade, das Gesetz der Wildheit aufzustellen. In solchen letzten Augenblicken, in solcher äußersten Spannung, offenbart sich das Gewissen. O vornübergebeugte keuchende Brust! Aber wie könnte man wohl dies Gewissen, diesen Stil und diese Gesetzmäßigkeit beschreiben? Weil sie als Normen zu abstrahieren sind. O geil erhobene Hände! Wir müssen der Phantasie überlassen, die Impression des Tänzers, wie des Graphikers, in jene köstliche Verwirrung zurückzuträumen, die das eigentliche Leben der Kunst im Augenblick des Eindrucks war. O Zuckungen krampfhaft geworfener Leiber!

Diese schöne Verwirrung, dieses bunte Chaos des Lebens ist bis in eine Unendlichkeit hin auszudenken. Die Kunst, auch die Ballettkunst, wird immer zwischen der Vielheit der Kräfte und der Einheit

der Harmonie ihren Pendel schwingen lassen. Je sicherer das Bewußtsein des Stiles ist, desto weiter darf die Kunst ihre Distanz nehmen. Ich habe nirgends dies Problem so wirklich gefunden, wie gerade in den Märchenballetts der Russen. Kleopatra gehörte dahin. Der Blaue Gott, den Nijinski verkörperte. Vor allem das fabelhafte Petruschkaballett mit der genialen Musik Strawinskis, das mit Marionetten uns Tragödien spielt, mit Figuren ein Leben, so tief, wie nur irgendeine Dichtung, und doch so exakt, als sei es eben aus der Schule hervorgegangen. Kostüm, Dekoration, Regie, Musik, alles gehört zusammen. Gehörte wenigstens bei den Russen zusammen, die dies neue Gesamtkunstwerk, ohne das verräterische gesprochene Wort, zu seinem radikalsten Siege führten. Märchen wurde alles und dabei war es nur eine Folge bestimmter Pas und Mimiken. Alles schien in fernen Welten zu schweben und war doch greifbar an Körper und Naturgesetz. Die Musik war damit vollkommen in Einheit, denn sie ist ein Wesen, aus Mathematik und Mystik in unbegreiflicher Weise zusammengesetzt. Die Russen gaben auch bürgerliche Balletts, alte Geschichten, wie das schlecht bewachte Mädchen oder die Giselle von Adam. Aber selbst in diese Region leuchtete von dem Märchenzauber ihrer Welt ein Schein, der Form und Phantasie auf eine beneidenswerte Art versöhnte.

Die dekorative Einheit des getanzten Märchens blühte in der Scheherazade. Üppige, hängende, wuchernde Dekorationen und Kostüme in jener heftigen Sprache, die die großen Kleiderkünstler der Russen verstanden, Benoit und vor allem Bakst. Bakst hat ein Repertoire von Kostümen geschaffen, das in der Ballettkunst lange Zeit einzig war, das für alle Folge Epoche machte. Der Linie des Körpers zu folgen oder diese Linie absichtlich zu durchbrechen, die Kontraste unserer Glieder auszugleichen oder zu übertreiben, die Musik der Farbe in vorher abgestimmter Polyphonie über das Kleid zu verteilen, oder groteske Kontraste zu schaffen, phantastischen Kopfschmuck, wilde Behänge, entsetzliche Bauchillustrationen, alles Rustikale monumental zu machen, alles Zarte zu einem letzten Hauch zu verfeinern, und sämtliche Spiele von Frage und Antwort durchzukosten, die die Haut mit dem Stoff vollführt, Heimlichkeiten der Haut, Hemmungen des Stoffes, Geständnisse des Trikots und die tausend Nüancen, die das Gewand im Echo der Bewegung findet — das sind seine großen Künste. Die Russen schreckten vor nichts zurück. Sie haben zunächst eine Anarchie des Dekorativen losgelassen,

die sich bis zu den kühnsten Revolutionen der Kulisse und des Kleides hervorwagte. Dann aber haben sie diese Anarchie gebändigt mit dem Zauberstab ihrer Schule und Technik, und haben uns für alle Zeiten gezeigt, wie auch das letzte Märchen unserer Einbildungskraft Gewißheit und Wirklichkeit werden kann, wenn man es in einen vollkommenen Stil setzt. Die Orgie der Scheherazade so zu tanzen und so zu kostümieren, so zu dekorieren, bedeutete eine Tat. Ich weiß nicht, ob ich sie habe erklären können.

VII

Wenn es nur ein Notturmo ist. Das ist immer schön und sinnig. Es ist gleich, nach welcher Musik da getanzt wird. Bei „Schwanensee“ war es Tschaikowski, bei den „Sylphiden“ war es Chopin. Irgend etwas Zusammengeselltes von Chopin, ich weiß nicht was, es ist ja immer voller Melodie und Süßigkeit. Und es klingt so leise, wie der Mondschein, und zarte Lüfte wehen durch die Musik, wie durch die Röckchen der Tänzerinnen und durch den gemalten Park und durch unser Gemüt.

Ja, die Röckchen! Man hat sich sehr über sie aufgeregt, als die neue Tanzkunst aufkam. Man sagte: diese steife Toilette ist ein Gerüst des Körpers, nicht Leben und Bewegung auf ihm. Sie ist aus einer alten Zeit übriggeblieben, gleichsam ein Berufskostüm, das sich so herausgebildet hat, um die Beine gut zu zeigen, dem Rumpf seine Linie zu lassen, um so ein huschiges Etwas, als zitternden Kreis um den Körper zu legen, ein bißchen Frou frou, ein bißchen Koketterie, gutes Rokoko, aber doch fest und unveränderlich. Man sagte, daß das nun endgültig vorbei sein mußte. Denn der Tanz sei von der Architektur in die Malerei übergegangen, und alle Sinne seien darauf gerichtet, sämtliche individuellen Möglichkeiten des Kostüms auszukosten. Fort mit der Uniform, es lebe das Solo!

Die Russen widerlegten diese Ansicht schlagend. Sie, die die größten Revolutionen machten, verteidigten die größte Tradition. Sie offenbarten uns zum ersten Mal wieder die entzückende technische Poesie des alten Balletts. Gewiß, das moderne Tanzkostüm hat an seiner Stelle sein Recht, und gerade die Russen haben bewiesen, welche weiten Wege es führen kann. Aber das Gazeröckchen ist nicht bloß trockne Überlieferung, ist nicht Schule und Faulheit, nicht Zufall und Literatur, sondern es ist ein sehr lebendiges Instrument des Tanzes, dessen Reiz, wenn wir offen sprechen sollen, in einem wunderbaren Gemisch von

Tradition und Sinnlichkeit besteht, von Arbeit und Liebe. Schwer zu sagen, was da alles zusammenwirkt. Es wurde die Uniform der Tänzerin aus einer bestimmten organischen Entwicklung in der Geschichte, aber gleichzeitig lieben wir es eben als Ausdruck dieser historischen Tatsache. Es ist historisch, aber zugleich ungemein kleidsam. Es ist kleidsam und sehr praktisch. Kurz es ist eine reiche Kreuzung nützlicher, ästhetischer, historischer und stilistischer Qualitäten. Wenn die Tänzerin es anzieht, so tritt sie damit in den eigentümlichen Zauberkreis ihres leicht beschwingten Berufes ein. Sie läßt alles Bürgerliche von sich fallen, sie verschwistert sich auch nicht mit dekorativen Musen, die um sie buhlen, sie bleibt nichts, als die Balletteuse und darf sich darauf verlassen, daß ihr Kleidchen alle Suggestionen ausschüttet und auswirbelt, deren ihre Kunst bedarf.

In der Mitte tanzt das Duett der beiden Solisten. Zur Seite bewegen sich acht Sylphiden, die eben im Begriffe sind, ihre Oberkörper nach außen zu beugen, halb in der pendelnden Bewegung ihres Schrittes, halb um das Geheimnis der beiden in der Mitte nicht zu vertanzen. Die Gleichmäßigkeit ihres Schrittes, die Gleichmäßigkeit ihres Kostüms sind die Reime ihres Gedichtes — Spitzentanz, weiße wehende Röckchen, porzellanene Delikatessen, Zierlichkeit der Glieder, süßer Zwang des Parallelismus, alte Zeit, neue Zeit, Mondschein, Träumen und Vergessen.

VIII

Wir kommen nicht los von den Sylphiden. Warum tauchen wir immer wieder unter in diese Silberpracht? Weil eben gerade die Wiederholung, das Festgefügte, das Gleichgebaute uns dabei reizt, wie die Form einer alten Arie, die sich wiederholen muß, um sich zu bestätigen und sich erst recht schön zu machen und in der Erinnerung sich zu vertiefen. Was ist es anderes, was wir hier sehen, als bewegte Architektur? Was bedeutet die Gruppe, das Ensemble, das Korps anderes, als eine tektonische Gliederung der Körper nach den Gesetzen der Musik? Die beiden da in der Mitte haben ihren Pas de deux hinter sich. Er schließt mit einer Attitude altbewährter Art, wobei die Tänzerin den einen Fuß nach hinten hochhebt, den Oberkörper ein wenig vorlegt und von dem Tänzer gehalten wird. Er hält sie nicht, weil sie sonst fallen würde, sondern weil diese Kombination der beiden Figuren eine bestimmte Gruppenplastik darstellt, die ihre besondere tänzerische Kultur hat. Der Tänzer wird zum Diener der Tänzerin. Er hat sie nachgeahmt. Er ist ihr begegnet.

Jetzt unterstreicht er ihre Apotheose durch seine stützende Haltung. Das Korps auf beiden Seiten, sechzehn erste Violinen, neigt sich wieder nach außen, um die schon bewährte chiasmatische Linie noch einmal im größeren Maßstabe zu wiederholen. Alles ist Form, Bewährung, Symmetrie, Überlieferung und doch immer wieder neue Lebenskraft. Das ist das technische Wunder.

Die Russen haben die Schule des Weltballetts bewahrt, das etwa um achtzehnhundertzwanzig, -dreißig herum in dieser Form fertig war. Durch eine feste Zucht in den Schulen, durch dauernde Fortpflanzung der Lehren hat es diese Kultur bis heute bewahren können. Was wir sonst nur in alten Büchern lasen, wurde hier noch einmal Wirklichkeit. Ich hatte Bibliotheken studiert, aus einem dunklen Interesse für die Geschichte des Tanzes heraus, hatte die alten Schulen der Franzosen und Italiener durchgeackert, um mir ein annäherndes Bild dieser Kunst zu machen, die auf unsern Bühnen abgestorben war. Ich führte in meinem Kopfe gewaltige Balletts auf und probierte in einem heimlichen Winkel des Zimmers die ehrwürdigen Schritte der großen Meister. Ich drehte verstaubte Choreographien in den Händen hin und her und rekonstruierte mit schwitzender Mühe mir die leichteste aller Künste. Ich schrieb ein dickes Buch über den Tanz, das von Sehnsucht ebenso voll war wie von Gelehrsamkeit. Da kamen die neuen Tänzerinnen, und ich verwarf die alte Schule. Da kamen die Russen, und ich liebte die alte Schule. Ich verstand jetzt erst, was ich gelesen und studiert hatte. Am lebendigen Leibe offenbarte sich mir Magri und Castil-Blaze. Versteinerte Architektur bekam Blut und Nerven. Die Schritte sprachen, die Akkorde der Attituden klangen. Der Rhythmus wurde kochender Puls eines Weibes. Beides muß sein. Das Solo, das der moderne Tanz emanzipierte, und die Gruppe, wie sie alte Kunst herausbildete. Das Duett, Terzett, Sextett, der Chor, wenn sie den mathematischen Trieben folgen, sind uns Symbole einer Naturkraft. Sie heben die Beine, sie drehen die Rümpfe, sie strecken die Arme, aber sie stehen nur unter dem Befehl einer höheren Gewalt, die ihre Körper und Glieder benutzt, ewige Formen in ihnen zu gestalten. Der Ballettmeister der alten Zeit hütete die Disziplin seiner Truppe. Die Vorführungen waren ein soldatisches Spiel zum Ergötzen seines Herrschers. Triumph drückte sich aus in der Schematisierung der Masse, in der Bindung des Ensembles. Der Herr knetete die Menschen, wie er Häuser, Bäume, Feuer und Wasser knetete, nach dem Druck seiner tyrannischen Hand. Der Herrscher ist fort. Die Disziplin

gehört sich selbst. Die Form ist erlöst aus dem Willen des Einzelnen zur Religion der Natur. Welches ist die mystische Kraft, die uns vor diesen gleichmäßig und geordnet tanzenden Körpern ergreift? Es ist das Naturgesetz, das dem Einzelnen die Diktatur genommen hat und seine Schönheit uns allen zurückgibt. Ihr wißt es nicht, wenn ihr entzückt seid von der wohligen Ordnung dieser Paare, von dem disziplinierten Schritt dieser Promenaden, Paraden und Runden. Aus uraltem Militärgeist sind elementare Grundkräfte emporgestiegen, frei von dem Geruch ihrer Kasernen, frei von der Knute ihres Selbstherrschers. Sie sind Sylphiden geworden, gefällig, gehorsam, begeistert, reizender Mechanismus, klingendes Uhrwerk, gleichgedert, Spitzentanz, weiße wehende Röckchen, porzellanene Delikatesse, Zierlichkeit der Glieder, süßer Zwang des Parallelismus, alte Zeit, neue Zeit, Mondschein, Träumen und — niemals Vergessen.

IX

Heimkehr vom Ball. O, wie war es schön. Diese vielen Lichter und diese vielen Menschen und soviel, soviel getanzt, getanzt mit ihm, dem Herrlichen, welch wundervoller Mann, welche Eleganz, welcher Schwung in seinen Gliedern. O, ihm für immer anzugehören. Welcher wonnige Gedanke. Er hat ihr eine Rose gegeben, die sie noch in der Hand hält. Ach, wie müde ist sie. Aber die Erinnerung an ihn heißt ihr Herz noch lebhaft schlagen. Sie entkleidet sich langsam, um zu Bett zu gehen. Dann läßt sie sich auf einen Stuhl sinken und denkt noch einmal an ihn zurück, ehe sie sich dem Schläfe in die Arme gibt. Leise schlummert sie ein. Das Bild des geliebten Mannes steigt ihr im Traume auf, und noch einmal ist es ihr vergönnt, mit ihm zu tanzen, nicht mehr in Wirklichkeit, sondern nur noch im Märchen ihrer Phantasie. Es war ein schöner Traum. Er wird sie in die Nacht begleiten, und ihr erster Gedanke beim Aufwachen wird derselbe sein, wie der letzte beim Einschlafen. O selige Jugend! O Wonne der ersten Liebe!

Nicht wahr, eine recht triviale Geschichte? Für Backfische erzählt, in glatte Reime gebracht und in Goldschnitt gebunden. Da seht ihr die Gefahr der Schöngesterei beim Ballett, da seht ihr die Unmöglichkeit, losgelöst von der sichtbaren Kunst solche Dinge zu erzählen. Wieviel Süßlichkeit, wieviel Banalität liegt darüber. Hier und immer. Alle Ballette haben etwas Dummes, Ungebildetes, Gewöhnliches in ihrem Texte, weil sie von den einfachsten Vorstellungen ausgehen

müssen, die sich zur Verkörperung im Tanze eignen. Ich sage: alle, aber das ist nicht ganz richtig. Gute Dichter haben Pantomimen geschaffen, in denen letzte Aufgaben der orchestrischen Kunst gestellt werden. Ich nenne nur die Josefslegende, die ganz auf Bewegung im Raume gedacht ist. Aber wenn wir ganz ehrlich sein wollen, ein klein bißchen süßer Kitsch sitzt auch hier in versteckten Winkeln. Staubt das Ballett aus, und ihr werdet ihn entdecken. Macht nichts. Es gibt eine Berührung des Kitsches mit der Elementarität der Natur, die wahr und gesund ist. Schließlich sind die trivialen Dinge diejenigen, die als beste Weisheit bleiben. Auf den Ball gehen, viel tanzen, sich verlieben und im Schlafe von ihm träumen, das ist Alltäglichkeit, die nur von der Form geadelt zu werden braucht, um ewige Kunst zu sein.

Darum erzähle ich nichts mehr. Ich sehe Nijinski und die Karsavina, wieder einmal in den tausend Verwandlungen, die sie durchzumachen hatten, obgleich sie niemals etwas anderes tanzten, als Liebe und Liebe und Liebe. Hier stehen sie vor hohen Vorhängen, vertikalen Dekorationen, die uns ihre Körper nach aufwärts ziehen. Der Mann, Nijinski, springt, als fliege er. Seine Füße sind Federn, sein Leib ist Geist. Er schnellt hoch, an die hundert und tausend Meter, bis er in den Himmel kommt und die Sehnsucht seiner kleinen Dame tief, tief unten erblickt, die ihn endlich wieder zu sich lockt. Er springt und springt, wie die alten Tänzer des französischen Königshofes gesprungen sind, aber diese sprangen zur Ergötzlichkeit der Gesellschaft, er springt aus Freude an der Freiheit von der Erde. Schon springt er wieder und bleibt fünf Jahre lang in der Luft hängen, bis ein Krieg vorbei ist und die Menschen seine apollinische Kunst, seinen hermaphroditischen Körper, seinen doppelgeschlechtlichen Tanz sich wieder verdient haben. Mysterium des Menschen! Weiß die kleine Dame, was sie träumt? Unten im Orchester ertönt Webers Aufforderung zum Tanz, oben vollzieht sich dies kosmische Schauspiel einer unvergeßlichen Poesie über den Text, den ich zuerst erzählte.

X

Fokin hat die Partitur des gewählten Musikstückes in der Hand. Er geht auf und ab und vertieft sich in die pantomimische Welt, die dort noch versteckt liegt. Die Ideen springen auf und formen sich. Er macht sich Notizen, er rückt die Szenen hin und her, trennt sie, vereinigt sie und hat allmählich den Plan des neuen Balletts entworfen. Er besetzt es mit den Künstlerinnen, deren Persönlichkeiten

ihm je für die Rollen geeignet erscheinen. Jetzt beginnen die Proben. Das gewöhnliche Kostüm dafür ist eine Art griechisches Kleid, das die Glieder gut frei läßt. Abschnittsweise wird einstudiert, einzeln und im Ensemble. Der Ausdruck, die Gesten, die Schritte, die Grundrisse finden sich zusammen. Die letzten Proben werden im richtigen Kostüm ausgeführt, in irgendeinem Raum, der dafür zur Verfügung steht. Die Musik wird auf dem Klavier gespielt. Endlich geht man in das Theater, das Licht tritt dazu, die Dekorationen, das Orchester und dann, wenn alles vorbei ist, das Publikum. Eine unendliche Mühe, eine unermüdliche Arbeit, Ernst, Wille und Geschmack sind nötig, um das Resultat zu erzielen, das wir kennen.

Die Stadien der Probe sind beim Ballett noch reizvoller, als beim übrigen Theater. Wie soll ich sagen? Sinnlichkeit, Erotik, alle körperliche Lust und Verführung, die am Abend sprühen müssen, um der Kunst Blut und Fleisch zu geben, werden hier durch die Sachlichkeit des Berufs, durch die Disziplin der Arbeit zugedeckt, wie selbstverständliche Voraussetzung. Es ist das Extrem des Dialogs der französischen Komödie. Diese spielt nachträglich mit einer Erotik, die man nicht erwähnt, weil sie als eine Tatsache des Lebens Besitz und Verständnis aller weltlichen Seelen geworden ist. Hier sind wir ebenso weit vor derselben Erotik, die sich als Produkt künstlerischer Wirkung schon einstellen wird, weil sie leiblich erglöhrt. Das ergibt eine merkwürdige Atmosphäre. Die Tänzer wissen kaum etwas davon. Der Maler und der Dichter riechen sie. Fokin, mit seinem scharfgeschnittenen, bartlosen, energischen und sehr künstlerischen Kopfe sitzt in gespannter Aufmerksamkeit links vorn mit den Noten in der Hand und gibt seine Zeichen. Rechts hinten steht Djagilew, der Leiter der Truppe, ein freundlicher dicker Herr, aber doch von einer hoffnungsvollen Innerlichkeit in den Augen. Die Lupoehowa hat ihren Soloschritt, Nijinski wartet auf sein Stichwort.

Das Ballett hat sich vor den Kulissen schon gewandelt und darum auch hinter den Kulissen. Hinter den Kulissen des Balletts war einst ein ausgesuchter Platz gewisser Galanterien. Heut lieben sie das weniger. Sie sind Künstler, wie die andern. In Rußland mag es manchmal noch so gewesen sein. Auf der Reise und in der Welt war es eitel Arbeit. Maler und Schriftsteller huschen herum, um zu studieren, um Stellungen, Begegnungen, Gespräche zu erhaschen. Heut früh bin ich in der Probe, die draußen in irgendeinem Saal einer Brauerei abgehalten wird. Heut mittag bin ich bei der Pawlowa im Hotel, sie

hat von mir gelesen und plaudert beim Dejeuner. Ihre französische Konversation wirbelt wie eine Pirouette um ihren Gegenstand, ich hocke verwirrt in meinem Sessel. Nach Tisch kommt irgendein galizischer Mann, sein Töchterchen der Prima Ballerina vorzuführen. Sie hat Schuhchen und Kleidchen mitgebracht, die Pawlowa sitzt gnädig am Fenster, der Vater steht ängstlich zur Seite, das Kind tanzt, auf dem Tische liegt das Stilleben der Reste der Mahlzeit. Ich hocke und präge mir das Bild tief ein. Schicksale schienen mir darin eingeschlossen zu sein. Heut abend bin ich hinter den Kulissen des Theaters und stehe in einer Parklandschaft. Der Vorhang ist noch herunter. Da schwebt sie herein, auf ihren Partner zu, sie stützt sich auf ihn und probiert das hochgehobene Bein. Sie stößt mich mit der Fußspitze weg. Sie sagt: pardon. Aber hat sie nicht recht?

CHRONIK WERENWAGS

IV

Im vierten Jahr nach Niederlegung der Waffen ist es nicht mehr verfrüht, wenn auch die Geistigen in beiden Lagern einander die Frage vorlegen, der sie, mit richtigen Instinkt, bis in die jüngste Vergangenheit aus dem Weg gingen, der Frage: wann wird zwischen *uns* Friede sein und unter welchen Bedingungen?

Die Antwort müßte lauten: es ist Friede, und wir stellen keine Bedingungen. Niemand in Frankreich gibt diese Antwort. Die Clartéleute allerdings bekannten sich zu ihr; aber wer steht hinter ihnen, was steht hinter ihnen? Nicht die Intelligenz des Landes, nicht die Wirklichkeit des Landes. Hier und da taucht in München oder Berlin ein Artikel, in Paris ein Gegenartikel auf: die deutsch-französischen Beziehungen; der vorsichtigen Erörterungen schmerzlicher Sinn ist: die Beziehungen sind nicht da.

Was steht ihnen entgegen? Erstens der Krieg, *dieser* Krieg. Zweitens hüben wie drüben der Mangel an neuen Leistungen, an solchen Werten, die auch den Widerwilligen zwingen, die Sphäre des Feindes aufzusuchen, weil in ihr Dinge von geschichtlichem Rang vor sich gehen. Eine neue Malerei, eine neue Philosophie, eine neue Dichtung könnten die Menschen veranlassen, einander

aufzusuchen. Aber weder die Franzosen noch die Deutschen produzieren solche Werte. Drittens ein Fundamentalunterschied zwischen deutschem und französischem Wesen: das Verhältnis zum Nationalismus. Untersuchen wir.

In der ersten Periode nach dem Waffenstillstand, sie erstreckte sich über einige Jahre, nahm man bei uns an, der *Geist* sei berufen, den Abgrund zu überbrücken. Es waren die pazifistischen, die revolutionären, die radikalen Brücken, die man schlagen wollte. Zum erstenmal glaubte der Geist, er sei souverain — er glaubte es zugleich zum letztenmal, denn wir erkannten, daß der Geist an die Situation gebunden ist.

Das Radikale hat einen einzigen Wert: daß es den Willen wachhält; das Radikale ist die Verbindung mit dem Ewigen und Überzeitlichen der großen Ideen; aber man kann die Ideen nicht auf den Markt werfen — die Nationalisten, die wenigstens in Saucen gute Köche sind, machen daraus ein Ingredienz mehr, das ist alles.

Stunend zuerst, und dann nachdenkend sahn wir, wie national die französischen Geistigen waren; sie waren, sie sind es in einem Maß, das wir nationalistisch nennen. Wir haben auch unter den deutschen Schriftstellern Nationalisten, das heißt solche, die sich mit den deutschen politischen Zuständen, wie sie vor und im Krieg waren, also mit den wilhelminischen Zuständen *identifizierten*. Nationalismus ist Identifizierung mit den Zuständen; erst derjenige, der in Opposition steht, nennt ihn Chauvinismus. Wenn der Opponent die Zustände billigte, würde er selbst mit Freuden national sein. Wir anderen also in Deutschland, die den wilhelminischen Geist nicht billigten, waren nach der Revolution irgendwie nichtnational und irgendwie antinationalistisch — in Frankreich aber waren unsre Kameraden national, wie vor dem Krieg, wie im Krieg.

Nachdem die Republik sich zu festigen beginnt; nachdem wir mit unsrem unrealen Radikalismus Bankrott erlitten haben; nachdem die französischen Geistigen kühl zu verstehen geben, daß unsre Fiktion einer Krise des europäischen Geistes nur eine Wunschvorstellung derer sei, die sich in einer persönlichen, deutschen Krise befinden, stellen wir in uns eine Klärung fest: wir werden irgendwie nationaler.

Und ich glaube, in einer würdigen, brauchbaren Form: die Geschichte der Nation sind die unsrigen, und es gilt, die Progression deutscher Geistesformen, die aus der Geschichte schreitet, um eine neue zu vermehren, in der wir leben können.

Die andren leugnen es, daß eine Krise des europäischen Geistes da sei, — streiten wir also nicht darüber, machen wir sie für uns sichtbar, dann wird sich eines Tages zeigen, ob der Westen die neuen Ideen, die wir vielleicht hervorbringen, ignorieren kann. Diese Ideen haben nur dann Wert, wenn sie an die Tore Europas pochen. Der Deutsche liebt es, anzukündigen, daß er etwas Neues in Angriff nehmen will, und glaubt naiv, das interessiere die Welt: dies also hat so wenig Wert, wie die berühmten deutschen Proteste.

Es ergibt sich so ein doppeltes Verhalten. Erstens, unter uns zu bleiben, wenn wir eine neue deutsche Geistesform suchen, ganz wie wir zur Zeit der Klassik oder der Romantik auf uns angewiesen waren: leiste, erörtere nicht, keine Kommentare. Zweitens, bei Begegnungen, aus dieser Konzentrierung auf sich selbst die Taktik zu ziehn, die die einzig richtige und, es sei wiederholt, die einzige würdige ist, die Taktik, Präliminarverhandlungen über Schuld und Gleichberechtigung abzulehnen.

Die Schuldfrage kann jeden einzelnen brennend beschäftigen, sie ist aber nicht geeignet, zwischen mir und Suarès, Thomas Mann und Rivière, oder wer immer in die Lage des Colloquiums kommt, erörtert zu werden. Weil zwar der Deutsche von Rang bereit wäre, leidenschaftslos zu erörtern, nicht aber der Franzose, weil es sogar schon zuviel wäre, einander zu versichern, daß Gleichberechtigung bestehn solle. Ich wünsche nicht behandelt zu werden, als ob ich gleichberechtigt wäre (das mag in Cannes schon eine Höflichkeit sein), sondern ich wünsche, daß der Gedanke, ich könnte nicht gleichberechtigt sein, bei meinem Partner nicht einmal auftaucht.

Wenn französische Ärzte oder Astronomen, bevor sie auf einem internationalen Fachkongreß mit Deutschen zusammentreffen, verlangen — ich weiß nicht was, daß zuerst die sechzigste Goldmilliarde gezahlt sei, oder Wilhelm II. in London abgeurteilt werde, so mögen sie in ihrer Dummheit verharren, solange sie sich ihrer nicht schämen. Für geistige Menschen aber ist der Versailler Vertrag eine Bilanz, die abschließt, nicht ein Saldo, das die neue Rechnung belastet.

Die Schuldfrage: es gibt sie insofern, als wir wissen, daß ein ganzes Volk nicht den Mut hatte, seine Geschicke selbst in die Hand zu nehmen, statt den Machthabern *plein pouvoir* zu erteilen. Das geht nur uns an. Eine andre Schuld gibt es nicht, der Rest ist Dämonie, Schicksalhaftigkeit.

Ich erinnere mich an einen Abend, den ich vor dem Krieg mit einem Politiker verbrachte, der heute bekannt geworden ist. Wir unterhielten uns von den Franzosen. Er unterschätzte sie ungeheuer, ich widersprach. Er sagte, ihre Vitalität sei erschöpft, sie schnitten Koupons, statt Zinsen durch Investierung in Kapital zu verwandeln, die instinktive Angst eines an Blut nicht reichen Organismus vor Blutverlust zersetze sie. Er berief sich auf seine geschäftlichen und praktischen Erfahrungen, ich auf die menschlichen und seelischen — ich sagte, das französische Naturell sei das der Katze, zäh und geschmeidig.

Ich weiß nicht, ob er mich damals für einen sentimental Intellektuellen hielt. Er hat heute, so oft er mit Franzosen unterhandelt, Gelegenheit, die Vitalität der Katze kennen zu lernen. Sowohl der Tiger Clémenceau (ein Quasi-Tiger) als der Luchs Poincaré (kein Quasi-Luchs) gehören zu dieser Rasse. Im Krieg lernten wir die französische Zähigkeit kennen, von der Bismarck, recht eigentlich der Vater des verhängnisvollen Urteils über den Franzosen, keine Ahnung hatte, und heute ihre seelische und geistige Auswirkung: die Unversöhnlichkeit, das Gedächtnis, die Unerbittlichkeit, mit der der gallische Shylock Zoll um Zoll seine Forderung eintreibt.

Ich begriff nie, warum man den Franzosen radikal nennt, wenn man unter Radikalismus die Bereitschaft versteht, bestehende Form zu zertrümmern. Der Franzose ist konservativ, seine geistige Geschichte die Abwandlung eines *numerus clausus* von Ideen, Werten und Problemen, der Franzose ist Hüter der Tradition, er ist der Chinese in Europa. Das war seine Stärke — ob es seine Stärke bleiben wird, das ist die Frage.

So erbärmlich unsre eigne Geistigkeit heute ist, man darf, ohne in Konstruktion zu verfallen, sagen, daß jenes neue Glied in der Progression deutscher Geistesformen, das wir suchen, einer Regeneration des protestantischen Triebes entspringen wird. Ich empfehle, bei diesem Begriff von dem Kirchenwerk Luthers abzusehn. Der Protestantismus ist älter als Luther, er ist sogar älter als der Katholizismus, da er ein Urprinzip ist: das totalistische, mystische, der Ordnung durch eine Idee widerstrebende und jede Ordnung der Existenz immer wieder sprengende. Er ist Gott so nah, daß er in ihm aufgeht, während man vom katholischen Prinzip, das unter andrem auch das attische war, sagen könnte, es projiziere Gott in seine Welt, in die Erscheinung, in die Form.

Wenn der Deutsche revolutionär, schöpferisch, stark ist, ist er „protestantisch“, auch der deutsche Katholik, dann schleudert ihn eine Woge auf den Berg, den der große Pan bewohnt, ihn den ewigen Antipoden der rational, dogmatisch, konzentrisch, in heiligen Werten geordneten Welt.

Der Protestant ist Proteus, und Proteus nimmt manchmal das Gesicht Bachs und Grünwalds an. Ich könnte nicht rechtfertigen, warum ich jene Woge uns heben fühle — ich fühle es. Dann wird das mit der Tradition gegürtete Frankreich sich nochmals als Hüter gegen den Einfall der Barbaren proklamieren, wie oft bisher. Aber: was wird es noch zu sagen haben, bei der fünften Verteidigung der überlieferten Werte? Die Regeneration der Latinität, die sich in Frankreich vor dem Krieg vollzog und ihm recht eigentlich die Kraft gab, den Krieg zu bestehn, zwingt dieses Volk noch mehr als bisher, das Erreichte zu behaupten, unradikal, unprotestantisch zu sein. Und es wird die alten Ideen zum hundertsten Mal variieren. Der Abstand zu einer erneuten Welt wird noch größer werden, so groß, daß das, was ewig scheint, die Katholizität und Latinität, seine Krise erleben muß. Es könnte sein, daß aus dem Vorzug eine Not wird.

Das ist die Konstellation dessen, was heute das Problem der deutsch-französischen Beziehungen heißt. Man darf es sehr tief sehn, als neue Phase von Urprinzipien, von Form und Rhythmus, Ordnung und Woge, Dogma und Freiheit, Tradition und Progression, Klugheit und Jugend. Wir sind da, um den Geist vor Erstarrung zu bewahren, die Franzosen, um seine Auflösung in Musik zu verhüten. Eines ist soviel wert wie das andre, Kräftesystem auf dem magnetischen Feld Gottes, das Europa heißt. Keiner hat Anlaß zu Hochmut, und der Besiegte darf annehmen, daß an ihm die Reihe sei, von der Welle gehoben zu werden.

Die Franzosen geben im rheinischen Land eine Revue heraus, Paradefeld für den Aufmarsch ihrer besten Namen. Der Schimmel ist kulturell frisiert, aber die Leine, die ihn lenkt, liegt in den Händen der Imperialisten. Nun sehe ich zwar hinter dem, was sich halb triumphierend, halb verschämt als französischen Imperialismus gibt, den Zwang der Situation, die heimliche Not, die positive Angst vor dem unerschöpflichen Reservoir des deutschen Menschenmeers, darüber hinaus aber auch die Eitelkeit. Und sie ist es, die mir als ein größeres Hindernis des geistigen Verkehrs erscheint als der

Imperialismus, von dem man nicht weiß, ob er nur der David sei, der gern Goliath sein möchte.

Die Eitelkeit hat ihre Abstufungen; aber ob sie als Selbstbewußtsein auftrete wie bei Jacques Riviere* oder als bewußte Ablehnung wie bei André Suarès** oder als sentimentale Romantik wie bei Maurice Barrès (er erfindet Romanfiguren, die an das Hirn des französischen Chirurgen erinnern, der noch jüngst, in diesem Jahr 1922, erzählte, ein deutscher Feldarzt habe eine französische Mutter entbunden und als sie ihm dankte, gesagt, er habe seinen Dank schon — dem Kind waren die Hände abgeschnitten), oder als Schnoddrigkeit der französischen Reisejournalisten, die alle deutsche Namen haben: diese Eitelkeit, primäre Eigenschaft des dogmatischen Menschen, erscheint uns als so problematisch wie der französische Traditionalismus selbst. Rhodus liegt nicht an der Seine allein, es wird überall gesprungen, und kein Friede wird sein, bis jene Revue, *pars pro toto*, statt in Mainz in Paris gedruckt wird.

Kein französischer Geistiger erhebt sich dagegen, daß deutsche Korrespondenten von der französischen Kammer ausgeschlossen sind. Welche Unwürdigkeit. Ein Engländer, wenn es auch der von den Franzosen abgelehnte Keynes ist, hat vom Bankrott der französischen Intelligenz gesprochen. Ein Bankrott der Intelligenz wäre ein Bankrott der Moralität. Es ist Zeit, wieder intelligent und moralisch zu werden.

Was Protestantismus als Idee sei, hat im Tiefsten Leopold Ziegler erkannt. Buddho, der Protestant, heißt ein Kapitel seines jüngsten Buches „Der ewige Buddho“ (bei Otto Reichl). Wie kühn, im indischen Mythos von Krischna und in der Gestalt Buddhas Projektionen des protestantischen Urprinzipes zu sehn, und wie stark, es in ihnen zu erkennen.

Alle Philosophien und Religionen entspringen und folgen einem Trieb — Identität mit dem Sein zu erlangen. Das katholische Prinzip, so ewig wie das protestantische, aber um eine Phase jünger, da es erlaubt ist anzunehmen, daß Ordnung oder Form nur da sein kann,

* „Die französische Intelligenz ist unvergleichlich: es gibt keine mächtigere, keine schärfere, keine tiefere . . auf philosophischem, literarischem und künstlerischem Gebiet wird nur das zählen, was wir sagen.“

** „Die Deutschen haben angefangen, Hundefleisch zu essen, sie haben siebenhundert Hundeschlächtereien in Preußen und Bayern. Wie mans nimmt. Ich werde jedoch nicht vom Deutschen essen.“

wo Totalität und Gestaltlosigkeit war — das katholische Prinzip stellt die Idee Gott heraus, personifiziert sie, macht sie zum erschaffenden Grund und ist fortan an ein dualistisches Weltbild gebunden, Schöpfer und Kreatur stehen sich gegenüber.

Identität ist hier nur möglich durch Verklammerung: Gott offenbart sich und seinen Willen, das Geschöpf ordnet sich in Demut unter. Die Verschmelzung mit Gott wird in ein Jenseits verlegt, in dem aber noch immer der katholische Gedanke der Scheidung herrscht: die Verschmelzung erstarrt als Aufenthalt in der *Nähe* des weiterhin personifizierten Gottes.

Das protestantische Prinzip, radikal durchdacht, ist notwendig gottlos, weil es gott-voll ist. Das Seiende ist selbst Gott, die Kreatur selbst ist Gott, das Geschehen selbst Gott. Gott ist die Kreatur, aber zugleich alles, was diese eine Kreatur nicht ist, das Außen der Kreatur.

Für meine Vorstellung gibt es keinen tieferen Gedanken. Der deutsche Pantheismus hat ihn nicht erfaßt. Um Ziegler anzuführen: „Und nicht empedokleisch, ihr Christen, dürfen wir dies verstehn, als ob der indische Mahadeva zu sich selber spräche: Einst *war* ich Knabe und Mädchen und Busch und Vogel und flutentauchender stummer Fisch. Sondern vedisch und upanischadisch und episch sollen wir es verstehn: Stets *bin* ich Knabe und Mädchen und Busch und Vogel und flutentauchender stummer Fisch.“

Das Wort Episch ist in diesem Satz eminent. Gott als episches Ereignis — welche Erhöhung und Rechtfertigung des epischen Schauens, das das Schauen schlechthin wird. Man sagt gewöhnlich, das Drama sei die Kunstform, die bis ins Herz der Dinge dringt. Ja in das epische Herz der Dinge: diesen Zusammenstoß erst entspringt das Tragische.

Der katholische Dualismus zwischen Gott und Kreatur zwang zur Erlösungslehre, deren schlimme, gewundene Halbheit dem Umstand entspringt, daß volle Identität nicht möglich ist, wo Gott und Kreatur getrennt bleiben. Da der Mensch nicht zu Gott kam, mußte der Gott zum Menschen kommen, in Gestalt eines Abgesandten. Aber diese Zwangslage (des personifizierten) Gottes konnte nie Symbol für die protestantische Grundtatsache der Allgottheit sein, die Natur des Abgesandten mußte konstruiert werden: er ist *als Person* sowohl Gott als Mensch. Ziegler stellt dieser Zwitterhaftigkeit die naive, unbekümmerte Symbolik Krischnas entgegen, der fröhlich als Sohn eines Kuhhirten geboren werden konnte, weil kein Mystorationalismus

nötig war, um wissen zu lassen, daß er zugleich alles das war, was er zeitlich nicht war.

Protestantismus ist die Überwindung des Zeit- und Raumbegriffs, die Aufhebung der Kausalität, die Verweisung der Logik auf die raumzeitliche Welt. Was den Spott aller Voltaireköpfe, mit Recht, herausforderte, die Trinität, ist im Indischen jedem Spott entrückt, weil es jeder Unklarheit entrückt ist.

Zieglers Buch ist der Versuch, nach Neumanns Buddhaverdeutschung, Buddhaeindeutschung, den „europäisch umgestalteten Buddha religiös zu bezeugen“. Der Protestant Ziegler spricht religiös, in gehobener, freischaltender Sprache, in fünf Unterweisungen. Die protestantische Woge hebt sich, in der Progression der deutschen Formen beginnt eine neue herauszutreten.

Damit eine Woge werde, mußte Stauung stattfinden. Nietzsche war diese Aufstauung, diese erste Konzentration, dieser erste Beginn des neuen Impulses. Nietzsche der Protestant — niemand war deutscher, man wird es erkennen. Er nahm die tausend Gesichter Krischnas an — es ist billig, vom Dogma der Einheit des Charakters ausgehend, ihm die Verwandlung des Gesichtes nachzurechnen und als Euckenianer mild festzustellen, daß er tragisch zerrissen sei.

Er war der erste, der den Mut und die Kraft hatte, tragisch zu sein — tragisch wie Krischna, tragisch wie die Existenz, das Pandämonium der Verwandlungen. Dies ist keine Tragik oder es ist die Tragik Gottes selbst. Gott ist tragisch, insofern er nur ist, indem er wird, ein Hoffmannscher Spuk, um mit Ziegler zu reden.

Von zwei Büchern über Nietzsche hat das eine den Mitleidston, der dem Heroismus Nietzsches nicht gewachsen ist: Friedrich Mucke („Nietzsche und der Zusammenbruch der Kultur“, bei Duncker und Humblot) erkennt, daß Nietzsches Erlebnisform die des Musikers war und ist, indem er die Thesen Nietzsches musikalisch aufrollt, „zufrieden, wenn es uns gelungen sein sollte, den Weg zu weisen, der allein einen Zugang verschafft zum Verständnis dieser rätselhaftesten Gestalt der deutschen Geistesgeschichte.“

Mein Gott, dieser gehaltvolle Satz bietet einen Gesichtspunkt als Entdeckung an, den der Verfasser der Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik selbst geliefert hat. Aber wie es mit der Musik geht, sie zerrinnt. Mucken zerrinnt Nietzsche. Er paraphrasiert ihn so lange, bis die Symphonie wie in einem Konzertführer in Motive

zerfällt. Eine Symphonie ist ein Ganzes, der Kapellmeister Muckle schweißt sie nicht zusammen, er legt sie auseinander.

Es gibt keine Einheit des Charakters, aber eine Einheit des Orts. Nietzsche ist und hat die Einheit des Orts. Man muß ihn, den Protestanten, protestantisch lesen, nicht mit dem kausalen Maßstab messen. Widersprüche sind gleichgültig. Er ist die Urform des neuen deutschen Menschen.

Muckles erstes Wort über Nietzsche, es sei diesem nicht vergönnt gewesen, seine Seele als Musik zu offenbaren (nur musikalisch aufzurollen), ist auch sein letztes, eine Wertung. Ich muß sie zurückweisen. Dinge des Geistes kann man nicht als Musik darstellen, die Forderung Mozartscher Melodien an einen Denker stellen, heißt von ihm verlangen, daß er das, was ausgesprochen werden will, in unaussprechliche Symbolik verkleide. Musik ist Ding für sich, Denken auch. Bei Muckle spürt man etwas von dem Entsetzen des gezähmten und gesitteten Menschen vor dem Dämon. Dieses Wort von der „rätselhaftesten Erscheinung“ usw.

Ein anderer, Heinrich Römer, beweist in seinem „Nietzsche“ (bei Klinkhardt und Biermann) nicht, daß Nietzsche der erste Sturmvogel des Zusammenbruchs des modernen Menschen sei, er hat den Instinkt dafür, daß der Sturmvogel Morgenrot sieht. Er stellt in zwei Bänden (auch Muckle plant einen zweiten Band) seinen Helden ruhig, verständlich, vorsichtig und unermüdlich dar. Er beherrscht den Stoff und breitet ihn in einer Weise aus, daß man dieses Werk als ein Lesebuch in Nietzsche und zugleich als ein Register für schnelle Orientierung empfehlen kann.

POLITISCHE CHRONIK

DR. EDUARD BENESCH

von

JUNIUS

I

Wäre Herr Doktor Eduard Benesch, der tschechoslowakische Ministerpräsident und, seit Begründung der Moldaurepublik, der verantwortliche Redakteur der für und um Prag gemachten Außen-

politik, nur eitel und nur zeitungsrühmstüchtig: er hätte wie wenige seiner Zeitgenossen das Ziel seines Strebens erreicht. Denn wieder läßt, wie in den Tagen der unverschmerzten oberschlesischen Entscheidung, sein Name die Rotationsmaschinen des ganzen Erdballs ächzen, nur wird diesmal dem kleinen Mann in der internationalen Presse das Gelingen der weit wesentlicheren Mission gutgeschrieben: die zwischen London und Paris gelagerten Konfliktsstoffe auf ein erträgliches Maß herabgemindert und die Wege für eine gemeinsame europäische Aufbaupolitik frei gemacht zu haben. Wieviel daran wahr sein kann, werden wir gleich sehen; leider fragt man sich bei uns nicht, woher diesem tschechischen Politiker die Autorität zu solchem Einfluß und solcher Mitbestimmung in Dingen von allerschwerstem Gewicht zuströmt. Herr Benesch vertritt einen kleinen, durch die Konjunktur des Krieges plötzlich ans Tageslicht gehobenen Staat mit künstlichem Namen; und er vertritt ein zahlenmäßig nicht starkes slawisches Westvolk, dem noch gestern in der Dynamik der öffentlichen Weltmeinung neben den Polen eine unendlich geringere Bedeutung beigemessen wurde. Daraus schöpfte die Gedankenlosigkeit das Recht, die Charakterformel zu prägen: viel Eitelkeit und eine mit Überheblichkeit verquirelte Vielgeschäftigkeit. Diese ebenso dumme wie schädliche Beurteilung ist leider aus der deutschböhmischen in die reichsdeutsche Presse eingedrungen und muß zerstört werden. Die Quellen zu besserer Erkenntnis liegen offen da, man muß sie nur haben wollen. Und es ist Zeit, daß wir sie wollen.

Selbstverständlich gehörte auch Herr Benesch zur Maffia. Selbstverständlich war ihm, wie überhaupt der gesamten tschechischen Intelligenz, zumal der jungen, akademisch gebildeten und vom europäischen Westen magisch angezogenen, das den Böhmen (nur ihnen?) immer wieder wortbrüchig gewordene Habsburgertum tief verhaßt. Selbstverständlich war er russophil und frankophil. Selbstverständlich war seiner Schicht das preußisch durchtränkte Deutsche Reich weder seelisches noch politisches Attraktionszentrum. Und selbstverständlich empfand er die Rolle, die Deutsche und Magyaren im alten Donaureich spielten, als hegemonische und teilte, mit sämtlichen gleichaltrigen Genossen, nicht die Hoffnung des alternden Kramarsch auf die Möglichkeit eines Großösterreichertums, einer österreichischen Internationale (sie bestand; war aber keine Friedens- und Lebensgemeinschaft, sondern ein Käfig voll zoologisch gewordener Nationen und Natiönchen); eines österreichischen Föderativstaates also . . . mit russenfreundlicher Außenpolitik und

Abschüttelung des bismärckischen Bündnisses. Er glaubte weder an die Belehrbarkeit des magyarischen Ultrachauvinismus, der die Reichs- und Nationalitätenpolitik seit und vor Deaks Ausgleich terrorisierte, noch an die selbsterhaltende Klugheit der bis ins Willensmark geschwächten und dynastisch bis zum Verrat an ihrem Volkstum verkrüppelten Deutschösterreicher; noch daran, daß es für den Emanzipationsdrang der Slavenmassen im Reiche andere Erlösungsmittel gäbe als die sprungbereite, organisierte, immer wache, immer nach Gelegenheiten auslugende Konspiration. Diese Konspirationstechnik, die in Etappen sich auswirkte und in Teilerfolgen sich bezahlt machte, und der unter den Älteren, ruhig Gewachsenen nur Einspänner wie Masaryk fernstanden, gehörte nun einmal zu den Erziehungsbehelfen der tschechischen Jugend. Kann man sich wundern, daß sie ihr seelisches Residuum in dem jetzt zur Macht gelangten Geschlecht zurückgelassen hat? Aber daneben, das muß gerechterweise hinzugefügt werden, war ehrlicher Wissenstrieb am Werk und hob das begabte Volk auf eine immer höhere Stufe; die gebildete und besitzende Oberschicht wurde breiter und umfassender, während unter Bauern und Arbeitern so gut wie keine Analphabeten anzutreffen waren. Die Manieren, — ja freilich, dem verzärtelten Wiener, der sich oft schon auf der Reise in die preußische Hauptstadt den Schnupfen holte, boten sie Anlaß zu unerschöpflichen Witzeleien und Spötteleien; die Tschechen sind eben keine oberflächlich gefirnisten Polen, aber sie sind unvergleichlich arbeitsamer, sparsamer und weniger dem Aberglauben verfallen; im Gegenteil, sie streben von alters her der Aufklärung zu: Hussens Volk besteht, paradoxerweise, aus puritanisierten Slawen. Daß Grundlage und Methodik der Bildung wesentlich deutsch waren, daß die tschechische Wissenschaft der deutschen, die sie großsäugte, getreu folgte und auch heute noch als Muster der Geistesdisziplinierung angesehen wird, weiß jeder; nur in den letzten Jahrzehnten entflohen die Jünglinge aus dem reich gewordenen tschechischen Bürgertum in die westlichen Schulen.

Aus solcher Umwelt stieg Benesch empor: man ahnt, wie er durch sie für das politische Leben zugeschliffen wurde. Einer von vielen; und doch nicht der vielen einer. Er war Schüler Masaryks, des heutigen Präsidenten der Republik, und äußerlich Anhänger von dessen Realistenpartei; seinen Gesichtskreis hat er durch soziologische Studien in Berlin und Paris zu erweitern versucht, und dieser Schulung verdankt er wahrscheinlich seine unter Praktikern auffallende Methode,

in politischen Zusammenhängen zu denken und seine diplomatische Arbeit zu systematisieren. Vor dem Erdbeben aber blieb sein politischer Ehrgeiz latent, er begnügte sich mit simpler Handelslehrtätigkeit, was ihm von patriotischen Kannegeßern, die eben noch vor jedem treu-deutschen Goluchowski Bilinski Andrassy oder Burian ins Knie sanken, merkwürdigerweise noch heute als Defekt angemerkt wird.

Die Stunde kam; und er floh, erst nach Genf, dann nach Paris; und unermüdlich arbeitend, schreibend (*Détruisez l'Autriche-Hongrie*), agitierend, werbend, die nationalen Auslandskonventikel organisierend gelang es seiner unerhört intensiven Aufklärungstätigkeit — neben der Masaryks — der mitteleuropäischen Politik der großmächtigen, aber abgründig unwissenden Westler ein territoriales und nationales Rückgrat zu geben. Selbst in Paris war es bis Anfang 1918 nicht leicht, von der Notwendigkeit zu überzeugen, das Habsburgerreich zu zerschlagen und in eine Reihe völlig selbständiger Staaten zu zerlegen: man befürchtete das Eintreten eines Vakuums. Doch fand Benesch einen mächtigen Helfer in Professor Ernest Denis, dem Geschichtsschreiber Böhmens (der auch eine lesenswerte *Fondation de l'Empire Allemand* geschrieben hat) und einen noch weit mächtigeren in Wilsons von Masaryk befruchteter Ideologie des nationalen Selbstbestimmungsrechtes. Es war nichts Geringes, Paris und besonders London so kühn zu machen, daß sie ein tausendjähriges, traditionsbeladenes Gebilde, das für sie trotz allem so viel Sympathisches hatte, zu zerbrechen und den von den Diplomaten aller Schulen nachgeplapperten Satz über den Haufen zu werfen wagten: Wäre Österreich nicht, es müßte, als Brücke zwischen West und Ost, als Übergang von den Germanen zu den Slawen, erfunden werden. Man fürchtete (mit Recht) die handelspolitischen und finanziellen Folgen der Radikalkur und fragte sich, was entstehen würde, wenn die wirtschaftlichen Gemeinsamkeiten aufgehoben und als Fortschritt — der Rückschritt zum staatlichen und ökonomischen Kleinbetrieb gepredigt würde. Es blieb bei der von Masaryk und der Beneschgruppe empfohlenen Konstruktion, die für ganz Mitteleuropa erdacht war und Geltung erhielt, zumal da die Engländer sich über die Einzelheiten dieses Zerstörungsunternehmens, das dem Neubau den Weg bahnen sollte, keine grauen Haare wachsen ließen und die deutschösterreichischen und deutschböhmischen Gegenargumente erst in der grauisigen Not des Zuspät aus einer ratlos verstörten und mit einer widerlich leeren Ideologie gefütterten Seele hervorkrochen.

So kam die mitteleuropäische Karte zustande, und Herr Benesch darf sich als einen ihrer Väter betrachten. Seine selbstverständlich sehr parteiische, nationalistisch eingefärbte und rücksichtslos verwertete Kenntnis der Dinge da unten hatte sich somit zu europäischer Geschichte kristallisiert, aber seit wann nennt man das — von den Geschädigten, die nicht gefragt werden, abgesehen — anders als patriotisch? Er hat, nach und neben Masaryk, die Slowaken aus ethnographischen Gründen für den Moldaustaat gefordert, das deutsch-böhmische Gebiet aber aus geschichtlichen, wirtschaftlichen und strategischen Gründen, damit Wilsons Selbstbestimmungsrecht der Völker (das die mit einemal demokratisch fühlenden Deutschösterreicher auch für sich entdeckt hatten) über den Haufen werfend; aber welcher Patriot, im bisher überlieferten und wirksamen Sinne des Wortes, hat irgendwo anders gehandelt? So sind ja so ziemlich alle Nachfolgestaaten entstanden. Nirgends reine Nationalstaaten, überall Völkergemengsel —; nur die besiegten Deutschen und Magyaren wurden, zu Erziehungszwecken und um den Grundsätzen zu huldigen, bis aufs Hemd ausgezogen und, wo es am Körper klebte, wurde ein Stück Fleisch mit herausgerissen. Dafür wurde dem Moldaustaat mit dreieinhalb Millionen Deutscher ein wahres Danaergeschenk gemacht. Hier ist der Schatten, über den gesprungen werden muß; ein verschämtes Gewaltverhältnis zwischen den zwei Nationen wird selbst tschechischer Fanatismus nicht zu verewigen vermögen . . ., weil eine allumfassende Idee nicht verabschiedet werden kann, nachdem man sie für sich benutzt hat.

Man wird nun, aus diesen spärlichen Andeutungen, bei uns vielleicht besser begreifen, worauf Benesch' Autorität in Paris und London beruhte. Er kennt die dort geltenden Menschen und Verhältnisse und Psychologien und hat bisher noch immer mit ihnen zu rechnen gewußt. Seine Außenpolitik baute sich folgerichtig auf den mit von ihm geschaffenen mitteleuropäischen Tatsachen auf. Die kleine Entente galt zunächst der territorialen Sicherung und der Abwehr jeder Form von Restaurationspolitik mit und ohne Habsburg; sie hatte (und hat) naturgemäß ihre Spitze gegen Ungarn, das sich lange genug gegen das kaudinische Joch aufgezwungener Straf- und Bußverträge und Tatsachen wehrte, lange Zeit in Frankreich und in London Stützen fand und von Benesch, im Bunde mit Jugoslawien und Rumänien, mitleidlos in den Käfig „völkischer Reinheit“ gesperrt wurde. Da wurde Schach gespielt und Magyaren bald für Frankreich und England, bald

für Italien — dem die südslawische Adriamacht auf die Nerven fiel — der heimlich umworbene Springer. Doch Benesch zwang die große Entente, nachdem die wilde Bela Kun-Episode vorüber war und der Blick auf ein gegen den Kommunismus immunes Agrarland westliche Beklemmungen vertrieben hatte, bei der Stange zu bleiben, die Habsburger endgültig abzusetzen, den Sammlungs- oder Restaurationsschwindel der erwachenden, das ist nie recht schlafen gegangenen Ungarn in den Bann zu tun (darüber fiel Paléologue am Quai d'Orsay), die französische Generalpolitik abzuschütteln und so die Luft für ein demokratisches und „nach dem völkischen Selbstbestimmungsrecht“ konstruiertes Mitteleuropa zu reinigen: was nicht hindert, daß Ungarn, nicht nur wegen der Donauschiffahrt, seine Freunde hat (und haben wird, die nicht immer die von Deutschland sein werden). Italiens Gefälligkeiten im Burgenhandel, die Benesch nicht zu neutralisieren vermochte, sind eindeutig . .

Er ging jetzt einen Schritt weiter. Polen war und blieb unbequem. Einmal, weil Polen — Polen sind. Dann, hauptsächlich, wegen des seit je zum Königreich Böhmen gehörigen Teschener Kohlenbeckens, das die Warschauer Regenten selbstverständlich für sich beanspruchen, und wegen der polnischen Unterstützung der slowakischen Irredenta. Einem fragwürdigen Plebiszit zog der tschechische Staatsmann einen selbst mageren Vergleich vor. Diese Vergleichstheorie hat er dann in der oberschlesischen Frage den Polen zuliebe, aber keineswegs etwa aus slawischem Gemeingefühl sondern aus Berechnung, in London zur Geltung gebracht, damals mit intensiver italienischer Unterstützung. Wenn Lloyd George, kein Polenfreund wie man weiß, unbegreiflichen Berliner Erwartungen entgegen schließlich umfiel, so geschah es bekanntlich — nicht zu den Polen sondern zu Briand hin, mit dem er glaubte europäische Politik, wie er sie versteht, machen zu können. Die deutsche Öffentlichkeit hat Herrn Benesch diese Vermittlertätigkeit nicht vergessen und vergeben, sie reagierte gefühlsmäßig auf den kleinen Mann in Prag, der sein Ziel des Ausgleichs und der Friedengemeinschaft — mit den Polen auf deutsche Kosten ohne jede Geheimtuerie betrieb; — der kalte Sadismus an der Themse, der wußte, was das oberschlesische Opfer für das deutsche Leben und die deutsche Wirtschaft und die Aussichten irgendwelchen ernsthaften Erfüllungswillens bedeutete, — an der schielte sie scheu vortüber. Daß der Prager Politiker tschechische, nicht deutsche Interessen vertritt, wird man wohl im Auge behalten müssen; aber daß seine polnische Rechnung

psychologische Fehler hatte, war vorherzusehen und enthüllt sich jeden Tag immer deutlicher. Der Defensivvertrag mit Polen, der seine (überflüssige) Spitze nur gegen Westen, gegen Deutschland also haben kann, da Benesch jede Garantie für die polnischen Ostgrenzen abgelehnt hatte, läuft neben dem Versailler Vertrag einher wie die Postkutsche neben der Lokomotive; man beeilte sich daher auch gar nicht, ihn zu ratifizieren. Das versprochene tschechische *désintéressement* an den Selbständigkeitsbestrebungen des ruthenischen Ostgaliziens ist ein magerer Gewinn; es bleibt die polnische Unruhe an den Grenzen und über sie hinaus, die polnische Ungebärdigkeit, der polnische Anspruch, der Chorführer sämtlicher Westslawen zu sein. Diesen „Freund“ in die kleine Entente hineinzunehmen, hieße sie sprengen; das weiß Benesch natürlich so gut, wie er die ganz lockere Zugehörigkeit Rumäniens zu diesem von ihm geschaffenen Gebilde kennt. Ihm braucht heute nicht gesagt zu werden, daß in politischen Bündnissen kristallisierte Interessengemeinsamkeiten nur manövrierbar sind, solange sie eng umschriebene Aufgaben verfolgen, darüber hinaus werden sie Hemmung und Verlegenheit: der einst von Masaryk (in Amerika) geäußerte Wunsch nach einer latino-slawischen Union ist inzwischen schlafen gegangen. Ob es sich darum lohnte, deutsche Verstimmungen einzuhandeln? Es war eine Gelegenheit, von Prag aus europäische Politik auf weite Sicht zu machen; aber ich gebe zu, daß es für die im Hradschin regierenden Herren schwer sein mußte, mit Polen als Nachbar und den Deutschböhmen im Unterleib, in Deutschland berührenden Fragen zwischen Paris und London zu wählen: es lag ihnen näher und empfiehlt sich ihnen immer wieder, soweit es die Umstände gestatten und anraten, zwischen ihnen zu vermitteln. Und da taucht der zweite Grundsatz der Beneschens Politik auf: Um Europas Aufbau willen müssen England und Frankreich zusammenbleiben und zusammenarbeiten; wäre es denkbar, daß die „heilige“ Einheit des westlichen Kriegsbundes durch innere Gegensätze ausgehöhlt und gesprengt würde, dann sänke das Gebäude der Friedensverträge zu einem Aschenhaufen zusammen, allen neu geschaffenen Staaten wäre die internationale Rechtsbasis entzogen, und das Chaos wäre da. (Man wird bemerkt haben, mit welcher Eifersucht besonders von Prag aus der Buchstabensinn der Verträge verfochten wird; und welche üble Laune das in Venedig angesponnene italo-ungarische Gemächel wegen des Burgenlandes dort verursachte.)

Ich kehre einen Augenblick zu den für den engeren mitteleuro-

päischen Kreis gültigen Gedanken der territorialen Sicherung aus eigenen Mitteln zurück, dem der Gedanke einer wirtschaftlichen Konsolidierung aus eigenen Kräften, soweit sie eben reichen, an die Seite tritt. Auch dabei spielte Polen, besonders als Transitland für Rußland, eine Rolle; aber wichtiger waren die Handelsverträge mit allen möglichen Staaten, selbst mit dem als Absatzgebiet lockenden Ungarn sucht man wieder in engen Kontakt zu kommen. Diese Verträge bilden nun einen stattlichen Haufen und sollen mit den für das Gedeihen des hypertrophen böhmischen Industrielandes normale Beziehungen schaffen helfen; unter dem Vakuum der zerschlagenen Wirtschaftseinheit im Donaubecken leidet es mehr als jedes andere. Hier stieß der Tätigkeitsdrang des tschechischen Staatsmannes gewiß nicht ins Leere; sein an sich so reiches Land gehört wirtschaftlich ja auch zu den Besiegten, es braucht dringendst Märkte und Kredite, die Hilfe aber von den großen Kapitalistenstaaten ließ auf sich warten; und die Zeit war kostbar. Allerhand technische Verkehrtheiten, die bei diesem Werk mit unterliefen und reichlichst kritisiert wurden, konnten die Tatsache der schließlichen Teilerfolge nicht verhüllen, wenigstens insofern als der Versuch zur Selbsthilfe fremde Hilfe anzog. Auch der Vertrag von Lana, dessen politische Seite bei den Sudetendeutschen und im Reich mit, wie ich glaube, übertriebener Leidenschaftlichkeit in den Vordergrund gestellt und als Verrat am deutschen Volkstum gebrandmarkt wird, dankt hauptsächlich wirtschaftlichen Motiven seine Entstehung und gehört darum in diesen Zusammenhang. Denn als Kampfgenosse gegen habsburgische oder, allgemein gesprochen, magyarische Restaurationsbestrebungen, die machtpolitisch irgendwie in alte Zustände zurückführen sollen, kann doch ein Realist wie Benesch diese kraftlose Wiener Karikatur eines Staates, mit die elendeste Verlegenheitsgeburt der Pariser, nicht ansehen; die Herren Masaryk und Benesch wissen auch ganz genau, daß gegen die Naturgewalt des nationalen Zusammengehörigkeitsstromes auf die Dauer kein Kraut gewachsen ist. Ob es darum von den Tschechen psychologisch klug war, den um das elementare Leben ihres Volkes bangenden Herren Hainisch und Schober papierne Lippenbekenntnisse, das heißt die Verpflichtung abzufordern, den Vertrag von St. Germain buchstabengetreu in Kraft und Geltung zu erhalten? Wie diese Dinge sich dereinst gestalten, weiß heute kein Mensch; an die territoriale Seite der Verträge zu rühren, daran denken innerhalb des deutschen Sprachgebietes nur politisch Unmündige; aber der Anschlußgedanke lebt und kann nicht

sterben, da gibt es nichts zu nehmen und zu geben, weder durch Paragraphen noch durch ernstere Gewaltmittel. Was aber der Vertrag von Lana — der, von diesen Überflüssigkeiten gereinigt, auch als Instrument der Völkerversöhnung außerordentlich wohltätig hätte wirken können — wirtschaftlich beiden Ländern bietet, ist nicht gering, er schaltet ganz bewußt Österreich in den großen Wirtschaftszusammenhang des alten Reiches wieder ein, er will zum ökonomischen Großbetrieb zurückführen oder versucht es wenigstens. Daß es mit den aufgebotenen Mitteln nicht gelingen kann, ist eine Sache für sich.

Auch waren der stärksten Initiative auf handelspolitischem Gebiete unübersteigbare Schranken gesetzt, dessen mußte Herr Benesch bald gewahr werden. Auch sein Land ist in die europäische Wirtschaftskrankheit unauflöslich verstrickt, es wird auf seinen nächsten Absatzgebieten (Serbien, Rumänien; der Balkan überhaupt) von dem mit der fatalen Valutaprämie gesegneten Deutschland ganz buchstäblich zu Tode „konkurrenziert“, nachdem auch die Tschechenkrone den Marsch bergan angetreten hat. Man kann sich daher vorstellen, mit welcher Aufmerksamkeit ein so systematisch arbeitender Kopf die Politik der Großmächte verfolgte, als sie sich anschickten, das radikal bis zum Verrecken durchrevolutionierte Reich im Osten in den allgemeinen europäischen Wirtschaftsrahmen wieder einzuspannen und Genua am Horizont aufdämmerte. Für diese russische Aufbauarbeit die Ansprüche seines Industrielandes anzumelden, war sein legitimes Recht; und es war nur natürlich, und keineswegs Prestigesucht, wenn er als Sprecher der Staatengruppe nach dem Westen eilte, mit der ihn, von ihrer Funktion als naturgegebenen Absatzmärkten abgesehen, politische Bande verknüpfen, und als deren Generalbevollmächtigter ihm größeres Gewicht beigemessen werden mußte, als wenn er für sein Land allein zu sprechen gekommen wäre.

Um sein Recht, in Sachen Rußlands gehört zu werden, brauchte sich Herr Benesch im übrigen nicht zu bemühen; wer das glauben machen will, tappt im Dunkeln. Im Gegenteil, man hatte allen Anlaß, ihn jetzt zu suchen. Und daß man es besonders in Paris tat, ist über jeden Zweifel erhaben, gerade weil er Pariser Ansprüchen und Auffassungen zur Zeit der militärischen Interventionsbesessenheit (unter Poincaré und Paléologue) mit charaktvoller Energie solange bekämpft hatte, bis sie sich unter schändlicher Einbuße an Menschen und Geld tot lief und auf die Unterstützung der polnischen Abwehr des Bol-

schewistenandrages beschränkte. An diesem kritischen Punkte hatte die **Frankophilie**, die die tschechischen Nationaldemokraten blind machte, **ihre Grenze**, es war auch das einzige Mal, wo Benesch bisher die **Stimmung des Volkes**, dem er, sowenig wie den Parteien, im Grunde **nie schmeichelte** und **nie nachlief**, für sich hatte. Seine **Autorität im Westen** hat, wie man denken kann, darunter nicht gelitten; und er mag heute eine besondere Genugtuung darüber empfinden, daß **seine Prognose triumphiert**: die kommunistische Wirtschaftspraxis **wird das ganze System von innen heraus aus den Angeln heben**, es **europareif** machen und die Sowjetregierung den Kapitalistenstaaten **in die Arme treiben**. Nun aber, wo es gilt, die technischen Formen für den Wiederaufbau Rußlands und im Zusammenhang damit **Mittel-europas** zu finden, hat Frankreich das allergrößte Interesse, den **Heerbann** seiner großen und kleinen Schützlinge um sich zu sammeln; aber während sich am **Quai d'Orsay** für die politische Angliederung des **Baltenbundes** unter Polens Führung und der Kleinen Entente unter Beneschs Leitung eine scheinbar klare Linie finden ließ (auch diese Konstruktion ist künstlich), setzt doch die besonders in Prag angestrebte **Konsortialbeteiligung** am russischen Errettungswerk in die allergrößte Verlegenheit. Denn wie man, von der Nebelhaftigkeit der meisten Rußland betreffenden Pläne abgesehen, so viele und so stark **einanderlaufende** Wirtschaftskräfte und Wirtschaftsinteressen auf einen **Generalnenner** bringen will, wird man in den Kapitalen dieses **Gewimmels** von Kleinstaaten so wenig wissen wie in Paris. Herr Benesch gibt die Verpflichtung zur Lösung solcher **Herkulesaufgaben** neidlos an die **Wirtschaftstechniker** ab, er hat ein Gefühl für die **Schwächen** seiner ökonomischen Kompetenz, aber unter fünf äußerst bezeichnenden Vorbehalten. Die Deutsche „Expansion“ muß, **erstens**, scharf überwacht, die Gefahr einer **Monopolisierung** der russischen **Aufbauarbeit** durch Deutschland beseitigt werden. Die Führung **gebührt**, **zweitens**, auch in dieser Angelegenheit den für **Europas Schicksal** heute in erster Linie verantwortlichen westlichen **Großmächten** England und Frankreich, es ist also eine **Lebensfrage** für alle, daß sie eine **gemeinsame europäische Politik** haben und alle **Gegensätze** dieser Mission unterordnen. Es darf, **drittens**, keine Entscheidung getroffen werden, ohne daß vorher die **Sachverständigen** der östlichen **Kleinstaaten** vernommen und deren **Wünsche** und **Bedürfnisse** aufs **sorgfältigste** berücksichtigt würden. Es dürfen, **viertens**, alle **wesentlichen Probleme** nicht anders als in **Ausschüssen** und **Unterausschüssen**

behandelt und entscheidungsreif gemacht werden; allgemeine Konferenzen können in der Regel keine nützliche Arbeit leisten. Tatsächlich wich Benesch ihnen aus, wo er nur konnte; man kann beinahe sagen, er habe die Konferenz von Porte Rosa, auf der die durch die Los-trennung vom österreichischen Mutterleib verursachten Beschwerden der Nachfolgestaaten verhandelt wurden lange, sabotiert... Und es muß, endlich, ein positives Verhältnis zu Sowjetrußland gefunden, das heißt mindestens die de facto-Anerkennung seiner gegenwärtigen Regierung ausgesprochen werden. Der zuletzt angeführte Punkt ist von außer-ordentlicher Wichtigkeit, die politische Psychologie des Staatsmannes kristallisiert sich in ihm. Die ganze Haltung von Benesch in den verflossenen Jahren beweist, daß hier seine innersten Überzeugungen zum Ausdruck gelangen: er glaubt, Rußland gegenüber, nicht an forcierte Versprechungen, er glaubte nicht an papierne Bindungen, er glaubt an die Gewalt der Tatsachen, die für das westliche Unternehmertum auch in Sowjetrußland Sicherungen von selbst schaffen wird. Für diese Überzeugungen wirkt er jetzt, so viel ich sehe, mit unermüdlichem Eifer; wie weit Poincaré, aber auch die Belgrader ihm folgen werden, steht dahin.

Die Stellung, die Benesch zu Genua einnimmt, ist damit gegeben. Es scheint als ob die Stabilisierung der Mark und die Beschaffung eines internationalen Kredits für Deutschland seine genuesischen Haupt-sorgen seien; das wird man verstehen, wenn man die Ursachen der Wirtschaftskrise kennt, von der sein schönes und von Natur so be-vorzugtes Land heimgesucht ist, zumal nachdem eine merkwürdige Art von Deflation es in besondere Preis- und Lohnbeklemmungen getrieben hat. Seine durch die Presse spazierenden Äußerungen über Deutschlands Wirtschaftsfunktion in Europa sind nicht von Zärtlich-keit für uns, sondern von Einsicht eingegeben. Daß in Genua das Thema Versailles nicht berührt werden dürfe, wird Herrn Benesch ge-wiß recht sein, seinen wiederholten Bekundungen nach scheint es ihn nervös zu machen; aber er ist zu klug, um nicht zu wissen, daß die europäische Finanzkrankheit mit dem Reparationsproblem organisch ver-knüpft ist; darüber hinwegreden, hieße in den Wind gestikulieren und dem Humbug, dem die Amerikaner klugerweise ausweichen, Altäre bauen. Es wird (wurde gesagt) ungebeten auftauchen, wie Banquos Geist bei Macbeths Bankett, und zwar nicht den Schlaf, wohl aber möglicherweise das Sauberkeitsgefühl dieses oder jenes Mitberaters beunruhigen. Ich vermute, Herr Benesch wird zu ihnen gehören;

er wird sich, so wenig wie sein weiser Berater Masaryk, über den Ort täuschen, von dem aus die Sabotage des europäischen Friedens betrieben wird.

Ob darum Herr Benesch wünschen kann, daß in den Garantiepakt zwischen England, Frankreich und Belgien die vom Nord nach Süd laufende Kette von Kleinstaaten-Bünden irgendwie einbezogen werden, so zwar, daß auch die östlichen Friedensschlüsse mit Menschenblut zu verteidigende Schützlinge würden? In seinen vielen Memoranden und Rechenschaftsberichten vor Parlamentsausschüssen, in seinen „privaten“ Äußerungen, die beabsichtigterweise gleich öffentlich wurden, hat er bis zur Annäherung an Polen immer wieder durchblicken lassen, wie sehr er alle Rußland betreffende Territorialfragen als vor der unbekannteren Zukunft ungelöst und die durch die Umstände erzwungenen Lösungen (Bessarabien, Ostgalizien, Litauen usw. usw.) als provisorisch betrachtet; er schweigt jetzt, aber er kann innerlich nicht umgelernt haben, er kann nicht glauben, daß mächtige nationale Gärungen, wie sie unter der Decke der grausigen Not in Rußland fortglimmen, durch Diktate von ein paar Westlern zur Ruhe verwiesen werden können. Und er wird sich darum schwerlich zur Aufgabe gedrängt haben, auch in diesem Punkt zwischen London und Paris zu „vermitteln“. Er ist zu klug dazu, sein eigenes nationales Erlebnis wird ihn warnen; zudem weiß er, wie sich die öffentliche Meinung in England zur franko-polnischen Forderung der Unterschrift unter einen solchen Blankowechsel verhält.

So ungefähr sieht, aus der Nähe betrachtet, Herr Benesch aus. Meinetwegen eitel, im Genuß der Macht, die ihm viele Intellektuelle unter seinen eigenen Landleuten mißgönnen, noch ein Neuling; aber noch weit ehrgeiziger als eitel, und von einem imponierenden Werktrieb beseelt, der ihn mit gereifteren Erfahrungen zu hoher Bedeutung emporführen kann, — falls er die österreichischen Gewohnheiten der Konspirationstechnik in sich ausrotten und die Eifersucht der Parteiführer behandeln lernt. Er wird sich, hoffentlich sehr bald, zur Erkenntnis durchringen, daß den Etats Unis d'Europe weder durch anti-deutsche Gefühlsrückstände noch durch ein ungeheures Netz von Heiligen Allianzen gedient ist. Sein Wille zur Vorurteilslosigkeit muß noch rücksichtsloser werden. Aber auch in der inneren Politik ist diese auffallend begabte Mischung aus Temperament und Zucht des Kopfes mit der Zeit zu Ansichten gelangt, die ihm Ehre machen. Von der Bourgeoisie erhofft dieser Kleinbürgerssohn wenig, er hält

sie für unfähig, aus der verkrüppelnden Enge sozialer und nationaler (!) Vorurteile ins freie Land der Zukunft zu streben und möchte ganz offenbar Arbeiter und Bauern beider Nationalitäten zu Willensträgern seiner Politik im Parlament machen. Der Gedanke ist gut, und seine Rückgabe des alten Ständischen Theaters in Prag an die Deutschen verdient als erster Schritt zur Aussöhnung alle Achtung; nur wird er sich darüber nicht täuschen dürfen, daß mit kleinen Liebesgaben die Mindestforderungen jener deutschböhmischen Gruppen, die jede Form von Chauvinismus wie die Pest hassen und selber von den Alldutschen verabscheut werden, nicht aus der Welt zu schaffen sind. Hier liegen die Aufgaben für den wahren tschechischen Staatsmann, der sein Volk erziehen muß, aus den mühsam erworbenen Eigenrechten kein System des Unrechts für andere zu schmieden und freiwillig auf Herrschgelüste zu verzichten, ehe die günstige geschichtliche Konjunktur sich wieder ändert und die Weltstimmung eine andere wird. Das kluge englische Vorbild sollte Nacheiferung wecken.

ANMERKUNGEN

Stimmen des Auslands

Selbst in Frankreich, das die apokalyptische Stimmung des deutschen Geistes von heute mit dem Hinweis auf die nie erschöpfende Kraft westlicher Kultur abzulehnen pflegt, wird doch allmählich die Problematik der europäischen Situation, die Erschöpfung der bisherigen kulturellen Tradition deutlich. So schreibt im „Monde Nouveau“, einer der wenigen international gestimmten und radikalen französischen Zeitschriften, André Lebey über „Die Gefahren der intellektuellen Situation“: „Die bisherige Ordnung der Dinge — mag man es bedauern oder nicht — ist vorbei. Wir erschöpfen uns ohne Zweifel unnütz auf so vielen Pfaden, weil wir uns hierüber nicht Rechenschaft ablegen; dank der Zweideutigkeit, welche uns schlecht tröstet — denn man beraubt sich nicht des Wahren, ohne darunter zu leiden —, gelingt es uns, weder die Vergangenheit wieder herzustellen noch die Zukunft herbeizurufen. Dieses Wahre im Verhältnis zu unserer Zeit, aber wahr nur durch dieses Verhältnis zu ihr und ihren wie unseren Bedürfnissen — es versteckt sich, aber wir spüren trotzdem, daß es uns ruft, daß wir es brauchen und daß wir den Mut haben, es zu erobern. Auch die glückliche Resignation ist uns also untetsagt: aber da sie erlösen würde, verschaffen wir sie uns durch verschiedene Ausflüchte, was uns weiter auf Irrwege führt. Wenn wir nicht ein wenig, durch Denken, diese Zukunft vorwegnehmen, auf die

wir losmarschieren, die wir wohl oder übel leben müssen und die uns flieht, je nachdem wir uns der besonderen Kraft versagen, die durch ihr Gleichgewicht das unsrige herbeiführen würde, werden wir sie immer weniger besitzen; wir werden im Gegenteil sie nur völlig erleben, wenn wir erkannt haben, wohin sie geht, was sie zu ihrem Dasein verlangt, was sie ausmacht. Eine so einfache Augenscheinlichkeit zugeben, bedeutet bereits einen Schritt auf sie zu und in Erwartung, sie entschlossen zu wollen, ihr beipflichten. Das führt uns natürlich zur neuen Ideologie, die die wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen regeln wird, die in eine normale, regelmäßige Bahn zu bringen, weder der alten noch der neuen Welt gelang. Nichtsdestoweniger muß man es versuchen. So kann man sich erneuern. So seine geistige Mission erfüllen, die man nicht in Stich lassen kann, ohne Gefahr des Untergehens. — Anders werden wir die Vernunft der Dinge nicht erreichen. Anders werden wir nicht Revolutionäre sein; denn Gewalt und Macht dauern und fruchten nicht, wenn der Geist sie nicht führt oder beherrscht. Wir kommen nicht weiter, weil alle Parteien, unbeweglich und ohnmächtig in ihren Haltungen, gleich diskreditiert bleiben, bis in die Form und Verfahren ihrer Kämpfe.“

Jaques Rivière, in der „Nouvelle Revue Française“, spricht bei Gelegenheit Dostojewskis von dem prinzipiellen Unterschied zwischen dessen

und der französischen Epik. Bei Dostojewski die Abgründe, die dunklen Tiefen der menschlichen Seele; bei den Franzosen das sachliche Gegenüber zu allen Komplexen, die dargestellt und organisiert werden: „Wir geben niemals den Taumel der menschlichen Seele“. Deshalb diese Meinung Rivières: „Wir sollten Mißtrauen gegen uns haben, wir Franzosen, mit unserer Neigung zu vereinfachen, die Dinge auf einen Nenner zu bringen. Aber wenn wir uns auch noch so wenig vor dieser Neigung in Acht nehmen und sie niemals den Schritt auf die Komplikation des Wirklichen nehmen lassen, so kann sie uns doch Verkettungen merken lassen, die auch Wirklichkeit sind und Teil der seelischen Natur.

Denn das menschliche Wesen, so sonderbar es sei, so lange es nicht unsinnig ist, und vielleicht auch dann noch —: das menschliche Wesen entgeht in seinem Grunde nie einer gewissen Logik. Von einer Handlung zur andern findet es sich wieder; es kann unaufhörlich gegen die Vernunft handeln und dennoch einer gewissen Idee gehorchen, allgemeiner: einer gewissen Lage, einer gewissen Falte seines Gehirns, das eine Art Form seines geistigen Lebens ist. Und selbst wenn es sich widerspricht, wer kann, so lange er es nicht analysiert hat, versichern, daß dieser Widerspruch etwas anderes sei als die (durch die Ereignisse verursachte) Ablehnung einer natürlichen Richtung?

Eher als den Geist in eine psychologische Unendlichkeit sich verirren lassen, kann man sehr gut denken, daß die Aufgabe des Romanciers sei, ihn, durch die alleinige Kontinuität seiner Bilder, ihn zu diesem heimlichen, aber konkreten und erkennbaren Ereignis zurückzuführen. Die Anstrengung seiner Vernunft kann ihm in seiner Vorstellung des Lebens sehr gut helfen. Er kann, indem er es zeichnet, das Gesetz eines Individuums aufsuchen,

ohne deshalb weder in Abstraktion noch in Schematismus zu verfallen. Seine Geduld, sein Instinkt für die Widerstände werden hier die größte Wichtigkeit haben. Aber wenn er damit ausgestattet ist und gleichzeitig mit dem, was ich die Fähigkeit des Zusammenwachsens mit den Intuitionen nannte, so kann er ein Werk schaffen, das, selbst an Tiefe, alles übertrifft, was das abenteuerliche Genie Dostojewskis hat begründen können. Denn in der Psychologie — ich muß es noch einmal sagen — braucht man wahrhaftige Tiefe: das ist die, welche man erforscht.“

In der Londoner „Nation“ wird vom Unterschied zwischen englischer und französischer Wissenschaft gesprochen: „Fast ebenso sehr wie der Unterschied zwischen englischer und französischer Literatur wird der zwischen englischer und französischer Wissenschaft bemerkt. Der englische wissenschaftliche Geist ist im Ganzen intuitiv, beweglich und sehr geneigt zu einer anschaulichen Darstellung von besonders praktischer Art. Der französische wissenschaftliche Geist liebt es andererseits, die verwickelte Realität zu so wenig wie möglichen Begriffen zu vereinfachen und dann ein unfehlbares logisches Gebäude zu errichten. Maxwell war ein hervorragender Typus des großen englischen Wissenschaftlers, aber wir haben die Autorität Poincarés, der sagte, daß die große „Abhandlung über Elektrizität und Magnetismus“ im französischen Leser Gefühle des Mißtrauens erwecke. Weit entfernt, einen unfehlbaren logischen Bau vorzufinden, meint er, daß verschiedene Teile von verschiedenen Gesichtspunkten her beschrieben sind, und daß diese Gesichtspunkte selbst miteinander unvereinbar sind. Auch Maxwells Vorliebe für riesig komplizierte mechanische Modelle, die dazu dienen sollen, gewisse verwickelte Gleichungen zu

veranschaulichen, ist für den französischen Leser ein Stein des Anstoßes. Was sollen solche Modelle beweisen? . . . Aber diese Vorliebe für Modelle ist charakteristisch für die englische Schule, und es ist charakteristisch, daß kontinentale Physiker nie fähig waren, das zu verstehen. Sie ist zweifellos ein Zeichen der englischen Abneigung, außerhalb der Erfahrung zu forschen. Der englische Wissenschaftler vertraut der Logik weit weniger als der Erfahrung. Der Franzose hat viel weniger Achtung vor der Erfahrung. Er ist gewillt, in einer Weise zu vereinfachen, welche dem englischen Geist fast unerträglich ist: die Welt anzusehen als eine Sammlung von kleinen Billardkugeln mit Kräften, die sich umgekehrt zum Quadrat der Entfernung verändern“.

R. K.

Carl Ludwig Schleich †

Eine Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern unterhielt sich einst über Voltaire. „Welch ein großer Mann ist das“, meinte der Mathematiker. „Schade nur, daß er von Mathematik wenig versteht.“ „Welch ein herrlicher Geist“, meinte der Historiker. „Schade nur, daß seine historischen Schriften nichts taugen.“ Der Reihe nach stellten der Dramatiker, der Philosoph, der Lyriker fest, daß Voltaire ein großer Mann sei, nur leider auf dramatischem, philosophischem, lyrischem Gebiete wenig geleistet habe. An diese Anekdote aus dem kleinen Ploetz wurde man oft erinnert, wenn man Ärzte, Literaten und Musiker über Carl Ludwig Schleich befragte. Jeder wies ihn mit der Gebärde des Fach-Titanen aus dem eigenen Arbeitsgebiet, um sofort zu betonen, daß Schleich jenseits der Ressortgrenzen eine verehrungswürdige Persönlichkeit sei. Allen, die nur Marionetten ihrer Begabung sind, allen Monomanen der

Arbeitsteilung mußte der faustische Wille, die dämonische Kraft, die im bürgerlichen Leben Geheimrat Schleich hieß, unheimlich sein. Er war nun einmal kein Spezialist, der bienenfließig die Parzelle beackert, auf die ihn Studium und erster Erfolg geführt. Er war ein Souverän mit allem Zauber und mit allen Launen des Herrschers. Sein Herrschaftsgebiet war das Universum.

Dieser Polyhistor war ein Aktivist lange vor Erfindung des Wortes. Das Leben dieses schwer an preußische Disziplin zu gewöhnenden Chefarztes war ein pausenloses Wirken. Nulla dies sine linea. Ob der „jeweilige Stand der Wissenschaft“, den des Studenten Schleich Zechgenosse Gottfried Keller so glücklich verspottet hat, alle Theorien des Forschers zögernd oder garnicht gebilligt hat, schießt uns heute nicht. Was die Zunft ihm angetan, er hat es ihr reichlich vergolten. Denn dieser Pommer war ein Kämpfer ohne Furcht und Tadel. Selbst der Dummheit, an die sich die Götter nicht wagen, warf dieser tapfere Medizinmann den Fehdehandschuh ins breite Gesicht. Der gütige, liebenswürdige Gelehrte konnte hassen wie Bismarck und erlittenes Unrecht mit der Intensität eines Michael Kohlhaas empfinden.

Als Schleich alt wurde, schenken ihm die Olympischen eine zweite Jugend. In den drei letzten Jahren hat er außer seinen Lebenserinnerungen zahlreiche kleine Schriften veröffentlicht, die meist Wegweiser in unerforschten Gelände der Wissenschaft sind. Schleich war, wie alle wahrhaft produktiven Naturen, ein großer Anreger. Die Phantasie beflügelte sein Wissen, die Intuition war Herold seiner Erkenntnis. Dieser Professor war in Wahrheit ein Bekenner, ein wehrhafter Streiter im ewigen Krieg gegen Herzensträgheit und Sathheit der Eingesehenen. Allen lebendigen Kräften war Schleich ein guter Kamerad. In

seinen Freunden sah er die Welt. Mit Strindberg hat er getollt, mit Dehmel gegrübelt, er durfte sich verschwenden, denn er war ein Begnadeter, ein Reicher. Der Becher der Welt — ihm wurde er niemals schal.

Das Beste, was sich über ihn sagen läßt, stammt von ihm selbst. Einst, zu mitternächtlicher Stunde, im Kreis der Getreuen, sprach er mehr zu eigener Seele als zu den weinfrohen Freunden: „Wozu trinke ich eigentlich? Ich bin doch sowieso schon immer berauscht.“ Wirklich, er war immer berauscht vom ewig strömenden Nektar des Seins, vom dionysischen Trunk des eigenen Wesens.

Ob der Vielseitige ein Genie war? Die übernächste Generation mag's registrieren. Sicher ist, daß er — im Sprachgebrauch einer Zeit, die blühenfrischer war als unser papiernes Säkulum — ein genialischer Mensch war, ein seltener Wurf der Natur. Er war kein Schemen, er war Fleisch und Blut. Er war kein Homunkulus, er war Mensch. Er war kein Buch, er war Leben.

Viele haben ihn bekämpft, viele haben ihn verehrt; geliebt haben ihn, glaube ich, sogar seine Feinde.

Paul Mayer

Alt-Spanien

In einem reichen und schönen Buche legt August L. Mayer, dem wir schon manchen wertvollen Beitrag zur Kenntnis spanischer Kunst verdanken, spanische Architektur und spanisches Kunstgewerbe vor uns hin (Alt-Spanien, mit 310 Abbildungen. 1921. Delphin-Verlag, München). Das Buch ist als dritter Band jener kurz vor dem Kriege begonnenen Serie „Architektur und Kunstgewerbe des Auslands“ zu betrachten, in der „Alt-Holland“ und „Alt-Dänemark“ vorangingen.

Mit einer merkwürdigen, faszi-

nierenden Fremdheit steht die spanische Baukunst aus den Abbildungen vor uns auf: kompliziert, widerspruchsvoll, überraschend, selten überzeugend; in ihrem eigensten Wesen schwer zu fassen; mit vielen Fäden deutlich und eng an Europa geknüpft, französischen, italienischen, deutschen, holländischen Einfluß, ja französische, italienische, deutsche und holländische Einfuhr empfangend, so daß die Formen der europäischen Gotik, der europäischen Renaissance herrschen — und trotzdem unter diesen Formen in einem Geiste arbeitend, der fremd bleibt, der etwas anderes will, der aber nicht zum klaren Ausdruck seines Willens kommt. Die Formengewalt scheint nur eben soweit zu reichen, um jenes Element des Fremden in die allgemein-europäischen Bestandteile zu tragen, das heißt: sich nicht ersticken zu lassen. Aber zur schöpferischen, architektonischen Phantasie vermag sie sich selten zu erheben.

Man kann vielleicht dieses immer wieder spürbare Element unter der europäischen Form als ein hart klirrendes Rittertum bezeichnen. „Männlich“ nennt August L. Mayer nicht nur die spanische Glaskunst, sondern das gesamte Kunstgewerbe des Landes. Ich meine aber, auch die Architektur ist männlich, ja soldatisch. In den einfacheren, durchsichtigeren Gebilden des Kunstgewerbe ist dieser Zug freilich besser zu greifen, und deshalb hätte Mayer vielleicht mit Nutzen dem Beispiel des Holland-Bandes folgen können, der mit den Stühlen, Truhen usw. beginnt und über Türen, Portale, Tore, Häuser bis zum Stadtbilde weiterschreitet. Gerade die Möbel sind auch für Spanien außerordentlich instruktiv, z. B. der Feldtisch aus dem Besitze des Marques de Santillana zu Madrid. Der knappe Kriegs- und Zeltcharakter dieses Stückes steckt auch unter den reichen und selbst den luxuriösen Stühlen und Sesseln, deren

Beine auf den Boden stoßen wie ein herrischer Degen. Die Neigung zum Spiel ist auffallend gering. Wohl liebt man Aufwand und Pracht, aber auch die Pracht hat das Kalte, Fremde, Pflichtgemäße, entbehrt der Naivität. Jene Techniken, in denen Spanier das Vollenderste geleistet haben, sind sehr bezeichnend die am engsten zum Waffenwesen in Beziehung stehenden: Schmiedekunst und Lederarbeit. Leider enthält unser Buch keine Rüstungen und Waffen. — Von den Bauten sind am eindrucksvollsten die alten Festungen . . . wie la Conca, das Castillo Manzanares el Real, das Castillo San Servando bei Toledo oder jenes zu Alcala de Guadeira. Und sucht man unter den Rathäusern, Kirchen, Hospitälern, Adelshäusern usw. der späteren Zeit nach jenen, die einem eigenen spanischen Wesen am nächsten kämen, so findet man Bauten, die eine strenge, herbe, wie aus mächtigen Platten gefügte Front als einen harten, fast rasselnden Panzer über sich nehmen — wie die Casa del Calbito zu Santiago de Compostella (1758) oder — eines der interessantesten Werke — die Fassade von Santa Clara ebendort (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts). Man spricht hier sehr richtig von einem „Plattenstil“, der natürlich nicht mit dem ungefähr der Frührenaissance entsprechenden „estilo plateresco“ zu verwechseln ist. Das Charakteristische der genannten Front liegt aber nicht allein im Plattenstil, sondern ebenso sehr in dem mächtig geschienten Eckpfeiler. Das ist ein Gebilde, das sich ähnlich wiederfindet zum Beispiel in dem Palacio de Duque della Victoria in Logrono (18. Jahrhundert).

Ein besonderes Verdienst des Buches sind die köstlichen Aufnahmen maurischer Architektur (Granada, Córdoba). In ihrer reinen, klaren und wundervoll reichen Einfachheit sind diese Bauten wohl das absolute Gegenstück

zu den spanischen. Niemand hat sich mit einem feineren Verstehen in das Werk des Aben Cencid vertieft als Karl Ernst Osthaus in dem Alhambra-Kapitel seiner „Grundzüge der Stilentwicklung“. (Hagen 1918, Folkwang-Verlag.) Dieses Buch des seltenen Mannes, das eine so unmittelbare und großgesehene Darstellung künstlerischer Zusammenhänge ist, beweist, wie verschieden die gleichen Dinge aussehen, dem, der sie nur vom Schreibtisch aus kennen darf, und dem, der sie auf seinen Reisen sah. Eine kostbare Ergänzung der bisherigen Spanien-Literatur, ja eine grundlegende Erweiterung unseres Wissens um dieses Land ist das Buch Kurt Hielschers „Das unbekanntes Spanien“ (mit 304 Abbildungen. Ernst Wasmuth Verlag Berlin 1921), das einen unerhörten Schatz von Landschaften, Volkstypen, Bauten, Innenräumen usw. bringt. Die Abbildungen beruhen auf Aufnahmen des Verfassers, den man ohne Übertreibung als vorbildlichen Photographen bezeichnen darf. Er geht nicht auf malerische Wirkungen aus, sondern auf letzte dokumentarische Klarheit und Exaktheit. Bilder wie der Stierkampf auf dem kleinen engen Marktplatz in Posages sind von wilder Schönheit und einer merkwürdigen Phantastik.

Adolf Behne

La Fontaine und Pierre Mille

In einem kürzlich erschienenen Aufsatz über die deutsch-französischen Beziehungen zitiert Thomas Mann den sehr komischen Ausspruch des Pariser Journalisten Mille: Frankreich sei entschlossen, gegenüber deutscher Mystik und deutschem Militarismus „solide-mment rationaliste et classique“ zu bleiben.

Ich denke, daß Pierre Mille nichts gegen La Fontaine einzuwenden hat;

der ist doch wohl rationalistisch und klassisch genug. Man könnte auch Rabelais oder Racine oder Voltaire nennen; ich wähle La Fontaine, weil er in Deutschland die gleiche Lesebuchpopularität besitzt wie in Frankreich, und weil, bei allem Respekt vor Sainte-Beuve, Taine und Brunetière, die liebevollste Arbeit über ihn von einem Deutschen stammt: von Voßler nämlich*. Sie erschien 1919, ist also wohl im Kriege entstanden. Welch erstaunliches Schauspiel: mitten im härtesten Kampf schreibt ein Münchener Barbar ein Buch über einen höchst französischen Franzosen, nicht etwa um zu zeigen, daß er nichts taugt, oder daß er alles gestohlen hat, sondern indem er mit echter Freundschaft der glücklichen Vollendung seines Wesens nachgeht. Alles: La Fontaines kluge und spitze Anmut, seine leichte und heitere Melancholie, seine spröde und bewegliche Form ist hier eingefangen und ausgedrückt; eine sehr schwierige und nur mit feinstem Takt zu lösende Aufgabe, wenn man die wechselnde und nie recht greifbare Kunst dieses Dichters bedenkt, deren ganzer Reiz in Duft und Farbe liegt. Und man ist versucht zu sagen: es mußte ein Deutscher kommen, um in der Tiefe von La Fontaines Gemüt einen Einsiedler und verträumten Edelanarchisten zu finden, und um hinter vielfältiger Schwäche, Gespaltenheit, Launenhaftigkeit die unbeirrte dichterische Seele zu erkennen.

Wir armen Deutschen! Wir lesen mit Entzücken die Verse dieses klassischen Franzosen; und wenn wir

* Karl Voßler, *La Fontaine und sein Fabelwerk*, Heidelberg, 1919.

die allerschönsten und berühmtesten hören (sur les humides bords des royaumes du vent), so zittern unsere anarchisch-militaristischen Herzen; zu solcher Vollendung erheben wir sehnsüchtig unsere Arme, main tendue sans rancune, und La Fontaine, weniger grausam als Pierre Mille, empfängt uns mit gastfreundlichem Lächeln.

Erich Auerbach

Notiz

In der „Chronik Werenwags“ unseres Februarheftes wurde davon gesprochen, daß der Professor Eugen Lerch in der rechtsstehenden „Münchener Zeitung“ einigen deutschen Schriftstellern, die Arbeiten über heutige französische Dichter wie Péguy, Rolland, Claudel veröffentlicht haben, dies als „Anbiederung mit der Negernation“ (ein für einen Romanisten doppelt überraschender Ausdruck) anrechnete, hingegen in der linker stehenden „Frankfurter Zeitung“ den Kampf gegen die französische Literatur öffentlich brandmarkt. Diese Meinungsverschiedenheit gab Anlaß zu einigen kritischen Sätzen.

Herr Professor Lerch legt Wert auf die Feststellung, daß sich sein Aufsatz in der „Münchener Zeitung“ (der übrigens schon am 9. Juni 1920 erschienen ist) gegen eine Beurteilung lebender, zum Teil deutschfeindlicher Franzosen wandte, die er als eine Überschätzung empfindet — sein Aufsatz in der „Frankfurter Zeitung“ aber gegen eine Herabwürdigung der großen Toten Frankreichs (Molière usw.).

R. K.

INTERNATIONALE UND EUROPÄERTUM

von

RUDOLF PANNWITZ

I

Die nachfolgenden Betrachtungen und Gedanken über Internationale und Europäertum möchten die Grundlinien eines deutschen Kultur-Europäismus vorzeichnen. Sie sind darum ihrem Wesen nach unpolitisch. Wo sie aber das Gebiet des Politischen berühren, da betreten sie es nur als ein unumgängliches Überganggebiet. Darum sei ihnen auch erlaubt, so ferne wie sie sich von allem Streite aller Parteien halten, mit größerer Freiheit Überzeugungen und Ergebnisse auszusprechen, die nur, wenn mit ihrer Hilfe Massen gegen Massen bewegt werden sollten, verletzen könnten. Wer verantwortlich und leidenschaftlich auf eine künftige Kultur hinwirkt und in dieser den Besten seines Volkes den vielleicht ersten Platz sucht, der darf nicht vor alten noch neuen Gefühlswerten, wofern er nur sie zu ehren weiß, in öffentlicher Rede haltmachen. Und so sei denn gleich zu Beginne ausgesprochen, daß diese Betrachtungen und Gedanken einer Gesinnung entspringen, die, bis in jede Folgerung hinein, die Politik, wo sie nicht eine reine Dienerin der Kultur ist — und wo könnte sie das sein! — der Kultur unterzuordnen, ja aufzuopfern bereit ist. So erscheint ihr jeder Zustand eines Volkes, jeglicher Staat, die Richtung einer Entwicklung, Erfolg aller Art nur dann erhaltens- und befördernswert, wenn durch sie nicht die Aussicht auf eine große Kultur verringert wird.

Eine solche Gesinnung hätte man früher international genannt. In diesem Falle aber ist sie der Ausdruck von Ideen und Idealen, die gerade zu denen, die sich international nannten und noch nennen, im Gegensatze stehn. Es handelt sich um einen konkreten Europäismus in einem schöpferischen Sinne. International heißt wörtlich: zwischen den Völkern. Eben dies hat es bedeutet und bedeutet es noch. Es leuchtet ein, daß etwas, was zwischen den Völkern sich befindet, sie wohl in eine gemeinsame Atmosphäre tauchen und hüllen, aber nicht

ihre organischen Kerne miteinander verbinden und sie so zu einem Organismus höherer Stufe aufbauen kann. Die internationalen Bestrebungen haben wirklich genau jenes bis zu einem Grade geleistet, aber dieses überhaupt nicht vermocht. Jenes mag nützlich sein, dieses wird täglich nötiger. Diese Erkenntnis formte — schon 1914 — den Begriff des Übernationalen. Sie hatte das sichere Bewußtsein, damit nichts Bedenklich-Neues zu beginnen, sondern etwas Ewiges zu festigen. Wir Deutschen brauchen nur um hundertundfünfzig Jahre zurückzublicken, so finden wir in Herders eindeutigen Lebenswerke die unermesslich fruchtbare Leistung eines übernationalen Geistes. Dies ist vorbereitende Synthese von Naturen und Kulturen. In Goethes Person ward dasselbe kristallinisch als individuelle Natur und Kultur, er wurde das Beispiel und Vorbild eines deutschen Kultureuropäismus. Weniger bekannt ist, daß auch der Größte der Slawen, von dem man es kaum annehmen würde, nämlich Dostojewski, den gleichen Weg beschritten hat. In seiner mehr berühmten als begriffenen Puschkinrede spricht er dem Russen eine schöpferische Liebe zu, die imstande sei, alle anderen Völker jedes aus seinem eignen Geiste zu verstehen und zu vollenden, so daß er berufen sei, den Dom der Dome Europa tatsächlich aufzubauen. Dies ist im genauesten Sinne des Wortes übernational gefühlt.

Hier aber drängt sich die Frage auf, ob solche übernationale Gesinnung einen Grund oder ein Recht habe, sich auf Europa zu begrenzen und in einen Europäismus einzuschließen. Logisch gewiß nicht, aber real. Es handelt sich ja nicht um eine die Menschheit umfassende Religion, sondern um etwas, was mit vorhandenen Kräften in gegebenen Lagen geleistet werden soll. Noch vor kurzem und vielleicht auch heute erwidert man in einem Atemzuge dem Bekenner eines konkreten Europäertums, Europa sei viel mehr als sich verwirklichen lasse und Amerika dürfe doch nicht ausgeschlossen werden. Selbstverständlich ist ein Europa unmöglich, bevor es genügend viele, klare, starke, unter sich einige Europäer gibt — Napoleon allein hat es nicht zu gründen vermocht. Selbstverständlich kann aus dem heutigen Europa, das vielleicht mehr zu Amerika als Amerika zu ihm gehört, Amerika nicht ausgeschlossen werden. Beides sagt das eine, daß es ein Europa noch nicht gibt, und so bleibt erlaubt, darauf, daß es entstehe, hinzuwirken, wofern eine konkrete und realisierbare Idee leitend ist.

Bisher sind die Begriffe Internationale und Europäertum ineinander geschwommen. Dies ist auf keinen Fall richtig. Denn die Versuche der geistigen oder weltlichen Erbauung Europas waren durchaus nicht

internationalen Charakters, und die internationalen Bewegungen in Europa dienten allgemeinen und menschheitlichen Idealen und hatten wo überhaupt eine, doch nie eine bestimmte Vorstellung von Europa. Also die Geschichte selber hat Internationale und Europäertum scharf unterschieden. Es ist unredlich und sehr schädlich, wenn neuerdings dies verwischt werden soll, weil Gescheiterte der Internationale sich plötzlich besinnen, daß sie und ihre Ahnen ja doch auch schon von Europa geträumt haben. Auf der anderen Seite darf das Europäertum nicht eng und politisch gefaßt werden. Es muß die Summe und die Reife einer langen Kultur bedeuten und eine Gesinnung in die Zukunft, die daraus folgt und darüber hinausgeht. Es muß ein Ende und ein Anfang sein, eine geschichtliche Lage, die zur Entscheidung zwingend uns innerlich ergriffen hat, lebendiges Bewußtsein und schaffender Wille geworden ist. Auch ein politisches Imperium Europaeum würde weder auf den Erdteil sich beschränken noch eine Kulturgrenze ziehen, es würde nur seinen ganzen Schwerpunkt auf dem eigenen Kontinente haben und auch alle Meere nur befahren, um diesen aufzubauen.

II

An dieser Stelle der Betrachtungen über Internationale und Europäertum wird es unvermeidlich, die Gegenstände der Politik zu behandeln, und zwar deswegen, weil die Politik ihnen nicht genügt, sie selber aber bestimmend werden für jede Kultur oder Unkultur. Ein Krieg, der Europa noch mehr zerreißt und schwächt, als es schon zerrissen und geschwächt ist, soll sich nicht wiederholen — Imperialismus und Revolutionen sollen verhütet, ein gemeinsamer Aufbau soll geleistet werden — die alten Formen, auch die liberalen und sozialistischen, auch die Demokratie, der Parlamentarismus, der mechanistische Zukunftsstaat, sind in unserer innern und äußern Welt überlebt, wenngleich nicht überwunden, neue, geistigere, wirklichere müssen geschaffen werden — das soziale und das ökonomische Problem bedürfen einer allgemeinen ob auch nicht überall der gleichen Lösung — eine Friedung der Klassen und eine Blüte der Wirtschaftlichkeit ist die Voraussetzung für das Gedeihen jedes einzelnen: über dieses sind sich heute die Bewohner Europas wohl einig, soweit sie aus einer geschichtlichen Gegenwart eine geschichtliche Zukunft fördernd entwickeln und nicht Ideale oder Interessen blind durchsetzen möchten.

Für den tiefer Denkenden und Wollenden liegt in solchen klein- und großbürgerlichen Wünschen nichts Würdiges, und viele würden

es vorziehn, wenn dieser Scheinkosmos zum Chaos sich auflöste und endlich einmal die Elemente frei würden. Dagegen ist nichts zu sagen, aber auch nichts dafür. Wer vollkommen hoffnungslos ist, daß in absehbarer Frist aus Menschen Menschen gemacht werden können und wem die innere Verwandlung durchaus die Hauptsache ist, wer das heutige Geschlecht für zu schwach hält durch Übermächte und Ereignisse anders als berauscht, zerstoßen und erschöpft zu werden: dem ist die Herstellung eines äußeren Rahmens, worin alles Aufgeregte und doch nicht Leidenschaftliche sich beruhige, eine Sache, die, ohne überschätzt zu werden, ordentlich geleistet werden muß, ein bescheidener Dienst, zu dem auch die Besten nicht zu gut, eher noch auch sie noch nicht tauglich sind. Eine Menschheit — nicht nur Gesellschaft — die, auf die Nieren geprüft, fast ausschließlich bürgerlich ist, fühlt, denkt und will — alles Revolutionäre läuft auf Massenwohlfahrt hinaus und die individuelle Opposition bleibt ein Paroxysmus der Bürgerlichkeit, Propheten aber sind Isolierte —: eine solche Menschheit hat kein anständiges Recht und nicht einmal die Fähigkeit, sich gegen die Bürgerlichkeit zu kehren, sondern die einzige Aufgabe, eine nicht verächtliche Bürgerlichkeit zu verwirklichen. Nicht außen, sondern innen mag der Einzelne sich darüber erhöhen. Der Weise wird es nicht unter seiner Höhe finden, den Zeitgenossen zur Verwirklichung ihres Möglichen zu helfen, der Religiöse nicht unter seiner Berufung, das Geschichtlich-Gebotene zu heiligen.

Um einer bürgerlichen Gesellschaft in Europa das Dasein zu erhalten und zu erheben, bedarf es eines geeinigten europäischen Staatenbundes. Die Lage des englischen Empire einerseits, die Lage des deutschen Volkes andererseits werden dies am besten verdeutlichen.

Die Weitsichtigen in England rechnen bekanntlich seit langem mit einer Lebensgefahr des englischen Empire und haben nur gegen den welthändlerischen Liberalismus nie sich durchsetzen können. Heute muß jeder in Europa die Folgen eines Verlustes der englischen Dominions für England und Europa ins Auge fassen. Wenn nicht eine entscheidende politische Wendung geschieht oder schon geschehen ist, so ist das europäische Weltreich nicht mehr zu retten. Ob nämlich in einem kommenden amerikanisch-japanischen Kriege Japan oder Amerika siege (wer klar blickt, weiß, wer siegen wird), und die Hochfinanz-Weltkonferenz von Washington kann das weltgeschichtlich Unumgängliche höchstens hinausschieben: der Sieger wird es sich nicht entgehen lassen, die nach Selbständigkeit strebenden Dominions

sich eng zu verbinden und damit ein europäisches Weltsystem endgültig unmöglich zu machen. Eine Verbindung Englands oder Europas mit dem Sieger vor oder nach seinem Siege würde daran nichts Wesentliches ändern. Die Grundfehler nämlich, die an der Zersetzung des englischen Empire die Schuld tragen, sind durch nichts anderes zu tilgen als dadurch, daß in letzter Stunde noch das Richtige ganz getan werde. So riesige Gebilde wie diese ehemaligen Kolonien ließen sich auf die Dauer nicht als Kolonien verwalten, sie mußten nebengeordnete Bestandteile eines Weltreiches werden. Man konnte sie nur dann fest in der Hand behalten, wenn, zumal bei der Zunahme ihrer Intelligenz und der Abnahme der englischen Intelligenz, man sie sich selbst verwalten und nur außen- und handelspolitisch mit dem Mutterlande enger verbunden ließ. Man mußte sie vor allem mit unlöslichen Knüpfungen der Produktion und des Handels mit England und über England hin mit Europa verbinden, mit allem, was sie produzieren oder produzieren können, sich von ihnen versorgen lassen. Das heißt in Kürze: man mußte nicht alte Kolonien besitzen, sondern ein modernes Imperium gründen. Zuletzt durfte man auch nicht das verhängnisvolle Beispiel geben, daß Europäer gegen Europäer bis zur Vernichtung kämpften und die eine Partei sich überseeischer Hilfe bediente. Danach nämlich kann kein Asiat mehr begreifen — und mit Recht — was ihn an England oder Europa binde. Die Gefahr wäre noch geringer, wenn Asien Asien sein wollte und wenn es sich um Asien allein handelte. Aber das, woran wir zugrunde gegangen sind, will Asien jetzt als gleichberechtigt, gleichaufgeklärt sich gewinnen, und auch für Afrikaner und sogenannte Wilde, zumal wenn man sie als Soldaten der einen Europäer gegen die andern Europäer verwendet hat, wird es sehr leicht und rasch begreiflich, was ein Maschinengewehr, eine Selbstbestimmung und ein Dollar ist. Jetzt ist die unglückliche, verworrene Lage, daß Amerika, welches ursprünglich durch Auswanderung und Losreißung von Europa entstand, darauf angewiesen scheint, entweder Europa durch Überschüttung mit Produkten und Krediten von sich abhängig zu machen oder es durch Unterstützung des jeweilig etwas schwächeren Teiles, sowie England ehemals den Kontinent, in dem sogenannten „Gleichgewichte“, das keinen Aufbau zuläßt, zu erhalten. So aber gelangt weder Amerika zu der einzig möglichen Lösung seiner Krise, zu einem neuen inneren Aufbau seines überindustrialisierten und brachen Landes, noch Europa zu dem Entsprechenden, der Wiederherstellung und Ordnung seiner Produktion und seines

Handels. Jetzt wähnt Frankreich, Amerika gegen England benutzen zu können, und Deutschland, durch Amerika wieder weltkonkurrenzfähig zu werden — und man wird sich allerseits täuschen, nicht weniger, als man sich mit Rußland getäuscht hat. Erst wenn wir als Europa konsolidiert sind, werden wir unser Verhältnis zu Amerika bestimmen können und in diesem Verhältnisse selbständig genug bleiben können. Solange wir aber als Europa nicht konsolidiert sind, könnte auch selbstlosere überseeische Hilfe uns nur aufhalten, das Notwendige selbst zu leisten. Und was wird, wenn Amerika in einen Krieg verwickelt wird, wenn Amerika, auch sollte es nicht erliegen, alle Kräfte auf sich selbst wenden muß? Der Dollar als solcher ist wie jede Valuta als solche wertlos, dagegen ein sich selbst versorgendes, in sich verkettetes modernes Imperium eine fast vollständige Garantie gegen alle Weltkonstellationen bedeutet. Die letzten Monate haben deutlich erwiesen, daß — schon vor Jahren man all das hätte einsehen sollen.

Der Untergang Österreich-Ungarns sollte alle, denen am englischen Empire gelegen ist, bedenklich machen. Auch in Österreich-Ungarn war das Problem, unter einem seit alters herrschenden Volke eine Vielheit von Völkern und Staaten in einem Reiche zusammenzuhalten, auch da verstand man es nicht, Autonomie und Zentralismus jedes an der rechten Stelle walten zu lassen noch auch einen gemeinsamen unzerstörbaren Wirtschaftkörper aufzubauen. Auch mit Österreich-Ungarn verging etwas, das trotzdem unzerstörbar weil natürlich notwendig, ja geschichtlich ewig war und auf dessen lebendige Kräfte und Formen gerade die, welche Mitteleuropa zu rekonstruieren gewillt und gezwungen sind, mehr und mehr zurückgreifen müssen, genau so wie unter seinen eingewurzelten Fehlern alle, die je zu ihm gehörten, heute wie damals kranken und leiden. Was Österreich-Ungarn geleistet hat und was es nicht geleistet hat — man möge beides gegeneinander noch so verschieden begrenzen — dieses beide lehrt eines und dasselbe: daß im kleinen wie im großen ein statisches oder stabiles System nicht auf nationaler noch internationaler, sondern nur auf übernationaler Grundlage bestehen kann; daß Zentralismus und Autonomie nicht als Gegensätze einander bestreiten dürfen, sondern als Gegenpole zusammenwirken müssen; daß nicht Weltkoalitionen und Welthandel, sondern nur ein geschlossenes Reich, ein geographisches, historisches und wirtschaftliches Kontinuum einige Bürgerschaft auf Bestand gibt. Also Österreich-Ungarns Untergang sollte der Übergang zur Erhaltung von Englands Empire werden. Mit Faktoren wie Canada, Australien

(das eine in Amerika, das andre zwischen Japan und Amerika gelegen) ist auf die Dauer nicht zu rechnen, wenn man historisch denken kann, und selbst Indien ist auch günstigen Falles nicht sicher. Dagegen wäre ein Verlust von Vorderasien und Afrika, selbst abgesehen von der wirtschaftlichen Katastrophe, für Europa der Verlust seiner Machtstellung und damit seiner Sicherheit in der Welt: es wäre dann das Mittelmeer nicht mehr ein Binnensee, sondern Europa wäre zur See und zu Lande, wirtschaftlich, politisch und strategisch, ein Spielball und etwa auch Schlachtfeld außereuropäischer Weltimperialismen — noch nicht heute und morgen, aber sicherlich dann, wann es an der Reihe ist. Genau das, was Amerika in seiner großen Zeit getan hat, muß Europa heute, wo die Gewichte sich verschoben haben, tun, zu seiner Stärkung und zu seinem Schutze: sich isolieren, um sich zu konsolidieren. Das bedeutet nicht, daß es mit Amerika oder Japan freundschaftliche und vertragliche Beziehungen abbreche, sondern, daß nicht fortgesetzt und wechselnd ein Teil gegen den andern sich auf Amerika oder Japan stütze, wie einst Athen und Sparta auf Persien, anstatt daß man miteinander eins werde, um dann gemeinsam das Verhältnis nach außen zu bestimmen und hierbei selber seine Forderungen und Bedingungen stellen zu können. Wir können nicht nur nicht Paraguay und Uruguay, sondern nicht einmal Japan und Amerika in unsere „inneren“, das heißt intereuropäischen Angelegenheiten einreden lassen, und wir können nicht vor einem vermeintlichen Bunde aller Völker, das heißt der meisten Staaten, unsere Zwistigkeiten austragen oder auch nur aussprechen, wenn wir nicht jede europäische Würde und das gesamte europäische Interesse frevelhaft verscherzen und dem Hohne preisgeben wollen. Es handelt sich nicht darum, daß der Weltverkehr, der Welthandel, die Verbindung mit überseeischen Weltmächten, das Prinzip internationaler Regelungen aufgegeben und eine europäische Eigenbrödelei und kulturlose und unmoderne Abschließung dagegen gesetzt werde, sondern allein darum, daß jenes nicht alles beherrsche, alles verschlinge und unsere Zukunft zwischen zwei Weltmeere zerreiße und zerstreue, daß vielmehr jenes in natürliche und sichere Grenzen gefaßt werde, wo es heute anarchisch und chaotisch wuchert. Es handelt sich auch nicht darum, die sogenannte private Initiative des Handels und der Produktion auszuschalten, im Gegenteil darum, sie, die nur noch scheinbar besteht, wiederherzustellen, indem gegenüber alles zerrüttenden politischen und ökonomischen Weltvertrustungen ein Weltsystem, unser Weltsystem organisch begründet

wird, so daß es seine Festigkeit nach außen, seine Freiheit nach innen gewinne und die ihm Zugehörigen imstande seien, nach ihrem eigenen Willen, nach ihrem verbundenen Willen, und nicht wie in einem Glücksspiele, Waren und Werte zu geben und zu nehmen, ihre eigenen Märkte und danach den Weltmarkt zu beschicken. In einem Worte: konzentrische und nicht exzentrische Politik und Wirtschaft.

III

Der größere Teil der Internationale, die letzten anderthalb Jahrhunderte „menschlicher Entwicklung“, Ideologen und Ideologien, Interessen und Interessenten, sind, anständig oder unanständig, jedenfalls kurzsichtig gegen einen konkreten Europäismus. Es muß zunächst festgestellt werden, welche Geschichte, welche Zusammensetzung, welche Beweggründe, welche Überzeugungen und welche Werte die Internationale hat.

Das älteste noch wirksame Element der Internationale ist die Römisch-Katholische Kirche. Sie als Erbin zugleich der Religion Christi und des Imperiums Roms ist weder durch ihren Geist noch mit ihrer Macht an ein Volk gebunden. Sie wurde die Mitträgerin jenes mittelalterlichen Reiches, das ein halb übernationaler Versuch zu einem Europa wenigstens bei den größten der Kaiser immer wieder einmal wurde. Sie wächst heute, trotz gesunkener Macht, an Einfluß, ohne daß sie selbst sich erneuert hätte und fast allein aus Gründen der von ihr unabhängigen Weltlage. Alle revolutionären Bewegungen haben damit, daß sie die Regierung übernehmen konnten, ihren Zauber verloren und sich kompromittiert. Eine Reaktion folgt historisch-mechanisch. Der Protestantismus hat sich aufgelöst und seine geistige Entwicklung hat seine Kirche längst überholt; denn auf den Bahnen, die er lief, sind die Aufklärung, Kant, die idealistische Metaphysik und Nietzsche die Tausendmeilen-Zeiger. In dem kriegerischen Zusammenbruch der alten Welten, wo Interessen und Ideale auf das wildeste sich vermengten und jede geistige Macht sich prostituierte und kapitulierte, blieb die Katholische Kirche als einziger überstaatlicher Neutraler übrig, und wäre sie wirklich so stark oder so weltlich wie man gerne annimmt, so hätte sie den Frieden vermittelt oder eine neue Ordnung geschaffen. Aber es darf nicht wundern, wenn in den nächsten Zeiten unter den Elementen der Internationale sie wieder entschiedener hervortreten wird. Ob sie eine politische Reaktion durchaus befördern wird, bleibt dabei mehr als zweifelhaft. Sie würde damit ihre Situation,

daß sie die einzige unabhängige Organisation höherer Werte ist, nur aufs Spiel setzen, und als die eine von zwei Parteien würde sie keine dauernde Wirkung haben.

Da Rußland und der Balkan für die Zukunft immer wichtiger werden, muß daran erinnert werden, daß die ältere christliche Kirche, die Griechisch-Katholische, nicht international ist und nie international sein wird. Ihre Schicksale wurden zeitig mit den ost- und südost-europäischen Völkern verflochten und ihre und deren Stufe blieb von der des übrigen Europa getrennt. So ist sie heute schon fast und wird morgen ganz sein: die historisch-religiöse Verknüpfung der Slawen. Sie muß und sie wird auch eine Wiedergeburt in Dostojewski erleben, alsdann wird sie zwischen einer nationalen und einer übernationalen Kirche wohl schwanken, vielleicht hierhin vielleicht dorthin sich neigen, nie aber international werden wollen noch können.

Das andere Element der Internationale ist kurz der Protestantismus zu nennen, wenn man den Begriff im wörtlichen und zugleich weitesten Sinne faßt. Die Aufklärung, die modernen Intellektuellen, der Sozialismus, die Revolution und jede Art Opposition gegen Staat und Volk gehören hinzu. — Aus der Aufklärung stammt der ganze nicht reiche Hausrat von Ideen und Idealen, womit die Internationale vom Demokratismus bis zum Bolschewismus sich selbst und ihren Anhängern genügt hat. Fast allein der ausgebaute Gefühlswert des Massenindividualismus, verbündet mit einem zum Humanitätprinzip verwässerten Christentum und Konfuzianismus hat ausgedient. Hier war nichts Urbewegung, alles Gegenbewegung, wie notwendig und berechtigt auch diese war, so unschöpferisch blieb sie. Zum Beispiel begeisterte man sich, und begeistert sich noch heute, unausgesetzt für die „Demokratie“, übersah aber, und übersieht noch, daß dies eine monströse Vorstellung von einem Nonsens ist, daß eine Demokratie entweder nirgends und niemals es gab, oder sie in jedem Falle etwas vollkommen Verschiedenes, gar nicht anders als nur äußerlich Vergleichbares war. Dagegen hat man seit dem siebzehnten Jahrhundert nicht mehr ernstlich über die Republik als die *res publica* der Römer nachgedacht. Die Aufklärung leistete politisch ihr Bestes, wo sie, als eine Freiheit des Geistes, mit Katholisch-Volkhaftem oder Mittelalterlich-Bodenständigem sich band. Es kam da sogar im engeren zu Synthesen, wie sie Maria Theresia und Friedrich der Große, Napoleon, Freiherr von Stein, Disraeli, Bismarck auf noch so verschiedene Weise darstellen — so zum Beispiel in den Verfassung- und Verwaltung-Plänen von

Planck. — Die modernen Intellektuellen waren eine Schicht von Individuen, die sich unabhängig von den alten Ordnungen wußten, und sowohl in der Sehnsucht wie im Geschmack verbunden fühlten. Sie selber wissen heute am besten, was sie zuviel und was zu wenig hatten, und daß sie selbst ebenso wie das, wogegen sie sich auflehnten, gespenstische Vergangenheit sind. — Daß trotz dieser Unzulänglichkeit und ihrer Folgen Bedeutung und Wirkung der Internationale nicht zu unterschätzen sind, zeigt der Sozialismus, der, ideenarm, einer Klasse dienend, bis vor kurzem nur Opposition und jetzt, als er ans Ruder kam, unfähig etwas hervorzubringen, ja, selber sich spaltend und ins Wesenlose verlierend, dennoch die letzten Jahrzehnte hin fast überall für die Massen und für die Geistigen die Richtung angab und alles Gestaltlose, in Religion und Staat nicht Einbegriffene, in sich aufnahm und organisierte. Er war, nach der Kirche, die erste praktische Verwirklichung überstaatlicher Machtordnung sowohl in den einzelnen Staaten wie über sie hinaus, und er, obwohl nicht er allein, hat die Staaten zersetzt, ja, den Staat selbst zersetzt. Zu grunde gegangen ist der Sozialismus an der Starrheit, mit der er unwirkliche Ideologien und allzuwirkliche Interessen scheinbar vereinigte: er vermochte es weder zu Anfang des Krieges, sein ideelles Fundament zu bewahren, noch zu Ende des Krieges, als Regierender, das Parteiinteresse daranzugeben. Der Bolschewismus war die letzte Phase, der Todeskrampf des Sozialismus. Verzweifelte Religiosität und verzweifelte Höllemaschinerie, alle ältesten und alle jüngsten Ohnmächte, fanatisierten den historischen Augenblick, und das Unwirklichste vom Unwirklichen wurde überwirklich.

Es besteht noch eine Internationale, die ganz ohne Idee und höhern Sinn ist, der, aber nahezu alle Zeitgenossen mehr oder weniger angehören. Es ist die Internationale der ungebundenen Interessen. Sie, die, um Geld zu machen, stets das Vaterland verraten und das Volk verdorben hat, die ihre Unternehmungen über Länder und Meere verzweigt und zuletzt die tatsächliche Herrschaft über alle Staaten erungen hat. Es wäre falsch, sie in einem einzelnen Stande zu suchen. Das ganze Volk, das ganze Vaterland, bei uns und bei allen Nachbarn, gehört zu ihr, jeder ist bereit, ihre Gewissenlosigkeit zu teilen und ihre Früchte zu genießen, und wer dazu nicht bereit ist, der ist dieselbe Stunde ein Hungernder oder Märtyrer. Sie ist, über persönliche, parteiische, politische Ursprünge und Verschuldung hinaus, der allgemeine Zustand geworden genau so wie der Schleichhandel

im kleinen. Sie, in der alle Gegenparteien und Gegeninteressen sich begegnen und wechselnd vereinigen und veruneinigen, bestimmt auch die Politik der Völker und Staaten, und da sie selbst unstatistisch, ja anarchisch ist und daraus ihre Vorteile zieht, so ist sie die unüberwindliche Hinderung an jeder Konsolidierung, auch an der Europas. Nicht das ist das Unerträgliche, daß in ihr Egoismen und Interessen herrschen — es haben immer Egoismen und Interessen geherrscht — sondern daß die herrschenden Egoismen und Interessen der Architektur der grundlegenden Ordnungen nicht mehr entsprechen, sondern diese vollständig zersetzt und überwuchert haben, sich beliebig zusammen ballen und auseinander fallen, ein Chaos. Die politischen Verläufe zeigen es jeden Tag, daß längst nicht mehr die Staaten selbst, sondern nur noch zwischenstaatliche Mächte, die jeden einzelnen Staat zersetzt haben, bestimmend sind. Darum ist vorläufig jede Konsolidierung logisch unmöglich, darum ist aber auch dieser Zustand nicht allzu lange mehr haltbar.

Das Beispiel des Völkerbundes hat am deutlichsten gezeigt, wie die ideellen und die materiellen Elemente der Internationale sich bis zur Wirkungslosigkeit verschränkten. — Wilson kam mit Idealen und Interessen, guten Glaubens, beides mit einem durchsetzen zu können, nach Europa. Sein Völkerbund sollte diesen Idealen und Interessen zugleich das ohnmächtige und rettungsverlangende Europa verpflichten. Er vergaß das Elementare, daß, wenn ein Völkerbund möglich wäre, die Völker niemals Staaten gegründet hätten, und ferner, daß ein alle umfassender Bund, selbst Staatenbund, politisch dasselbe wäre wie physikalisch eine unendliche Kraft: ein Nonsens. In den griechischen Amphiktyonien gab es einen wirklicheren Anfang eines Völkerbundes. Aber das waren die an einem religiös und patriotisch unersetzlichen Heiligtum Teilhabenden, die dessen Erhaltung sich gegenseitig und nach außen hin sicher stellten, die in dessen Bezirk gemeinsame Gelder steuerten und einen Bankverkehr unterhielten, die auf diesem konkreten Fundamente Mäßigungen der Kriegführung, den Anfang eines Völkerrechtes, aufstellten. Das bedeutet: eine modernisierte hierarchische Form ermöglichte eine Art Völkerrecht. Unser Völkerrecht konnte nicht standhalten, da seine hehren Prinzipien oder Fetzen Papiere jedenfalls nichts Heiliges, sondern alles, was da war, schützen wollten. Wilson wurde nicht nur betrogen, wie Keynes es darstellt. Man scheint es nicht bemerkt zu haben, daß Clémenceau Wilson fast zu seinem Gefolgsmanne und den Völkerbund zu seinem eignen Instrumente machen

konnte, weil er ihm durchaus ehrlich und richtig bis zur vollen Überzeugung begreiflich machte, daß Amerika von Europa viel abhängiger ist, Amerika auf Europa viel angewiesener ist als umgekehrt. Die nachfolgenden Jahre haben diese Tatsache klargestellt. Denn die amerikanischen Republikaner haben nur rhetorisch ihr Désinteressement an Europa betont, jeden Augenblick, wo die Gefahr einer Selbständigkeit Europas sich näher zeigte, in Todesangst die Fäden angezogen. Sie haben die gleiche Politik wie die Demokraten gegenüber Europa innegehalten, nur andere Methoden für praktischer geachtet: nämlich alles Staatliche hinter das Private versteckt, wie die andern alles Private hinters Staatliche, wo ja doch wirklich Privates und Staatliches, soweit es überhaupt etwas bedeutet, nirgend, und am wenigsten in Amerika, zu trennen und die Form fast gleichgültig ist. So nun ist der Völkerbund ungefähr dasselbe wie die große Entente geworden, die große Entente andererseits ungefähr dasselbe wie der Völkerbund, und eines wie das andere aktionsunfähig weil — international.

Die Internationale ist wirksam und fruchtbar als Opposition gegen nationale Engigkeiten und Roheiten, als Trägerin allgemein menschlicher Ideen und Interessen, als Schwebung und Schwingung und gesellschaftliche Verbindung zwischen den Völkern — sie ist kraftlos und nichtig, sogar zerstörend und auflösend als interpolitische Situation, als interpolitische Organisation, als interpolitisches Instrument.

IV

Die Lage des englischen Imperiums im besonderen, die damit gegebene Lage Europas im ganzen weisen auf eine Konsolidierung Europas. Die geistigeren Elemente der Internationale wirken eher dagegen als dafür, die Interessen-Internationale wirkt dagegen. Die Nationalismen wirken dagegen, eine Übernationale gibt es nicht. Also scheint keine Hoffnung zu bestehen, daß das Unumgängliche verwirklicht werde.

Nun aber kommt die Lage des deutschen Volkes und jedes auszudenkenden deutschen Staates in Europa Gewicht gebend hinzu. Das deutsche Volk und, wie er auch immer sei, ein deutscher Staat, kann nur in der Mitte Europas sich befinden. Danach haben sie, da einen Stillstand es nicht gibt, geschichtlich, nur zwei Bahnen offen: entweder sich nach allen Seiten auszudehnen oder sich nach allen Seiten abzuschließen. Für das erste gab es zwei Augenblicke: den nach dem Kriege 1870 und den des letzten Kriege. Es war von Bismarck nicht so falsch, daß er sich saturiert erklärte, wie es von Wilhelm II.

falsch war, über die Meere auszugreifen, und eine Welt-Flotten- und -Handelsmacht zu gewinnen. Das Richtige war eine konsequente Kontinentalpolitik, nach Osten und Südosten orientiert. Eine solche setzte aber eine römische Fähigkeit, Länder und Völker zu kolonisieren, voraus, wie auch England sie nicht hat, noch weniger Deutschland, dazu eine innere Festigkeit und Stetigkeit und den feinsten weltpolitischen Takt. Bismarcks so sehr angefochtener Verzicht auf alles Ausgreifende, mochte er selbst in einer Zagheit seiner Person liegen, entsprach vor allem der tragischen Lage: zu dem Einzigen, was für Deutschland richtig gewesen wäre, war Deutschland noch nicht, überhaupt nicht imstande. Denn die zweite Bahn, die offen war, verlangte entweder die Zufriedenheit eines Rentiers oder einen für ein modernes Volk unerreichbaren Grad der Reife: die Abkehr von aller äußeren Macht, die Wendung allein auf die innere Wiedergeburt. Was man während des Krieges „den Platz an der Sonne“ nannte und was man heute „die Erhaltung der Existenz“ nennt, das hat ja nichts mit solcher Art Umkehr zu tun, sondern bedeutet, nicht einmal verlogener, sondern ganz naiv: „weltkonkurrenz-fähig bleiben“, da eine andere Art Leben und Blüte von Volk und Staat unvorstellbar bleibt. Eine solche auszufinden wird dennoch, gemäß der tragisch-großen Lage der Deutschen, ihre letzte Zuflucht werden. Darum mögen sie über solche, die bei Zeiten soweit hinausschauen und schaffen, nicht allzu überlegen herab urteilen.

Die Lage des deutschen Geistes ist nicht anders als die des deutschen Staates. Seiner Art nach befindet er sich zwischen den älteren westeuropäischen Kulturen und den neu erwachenden osteuropäischen. Mit jenen verbindet ihn eine lange gemeinsame Geschichte und sogar dies, daß er bei ihnen auch heute noch keineswegs ausgelernt hat, mit diesen ein Wille in nie gewesene Zukunft, inneres Chaos und Schöpfertum.

Weder mit den Westmächten noch mit den Westkulturen war ein Konflikt erlaubt. Weitere Wechselwirkungen und wachsendes Hinausreifen, bis die Frucht selber vom Baume fiel, ostwärts, war geboten. Das deutsche Volk ist das Volk des langsamen, doch unaufhaltsamen Prozesses, jede Gewaltsamkeit bringt es rückwärts, nicht vorwärts. So hätte es auch die Abkehr von der französischen Kultur ehemals noch schwerer zu büßen gehabt — da es keineswegs in der Lage eines „Abiturienten“ war —, wenn nicht hernach Goethe ebenso viele Schritte rückwärts wie vorwärts getan hätte. So ist die nach Osten gerichtete

Politik während des Krieges und nach dem Kriege falsch gewesen. Denn es war undenkbar geworden, so verworren und geschwächt das eigne Volk und der eigne Staat waren, und da kein einziger großer Staatsmann lebte, in das gärende Rußland, ganz gleich zu welchem Ziele, hineinzugreifen und dort überhaupt etwas auszurichten, geschweige denn das Rechte. Es wäre möglich gewesen, anstatt der amerikanistischen Flotten- und Kolonialpolitik, eine kontinentale auf Österreich-Ungarn und Rußland konzentrierte neueuropäische Politik in eindeutiger Konsequenz durchzuführen. Wäre aber die spätere Politik gegenüber Rußland geglückt oder würde je etwas Ähnliches auch nur einigen Erfolg haben, so würde die unerbittliche geschichtliche Folge sein, daß Ostelbien irgendwann russisch, anstatt daß Rußland von Deutschland „durchdrungen“ würde. Eines Beweises bedarf es nicht mehr — die Belehrbaren wissen es selbst, die Unbelehrbaren lernen es nie. Auf dem geistigen Gebiete liegt es ebenso. Die Deutschen haben es nicht vermocht, in das russische Chaos eine rettende Idee zündend hineinzuworfen, aber wacker mitgearbeitet, den dortigen Wahnsinn zu systematisieren und desgleichen dilettantische Versuche in der revolutionären Umgehung jedes Problems gemacht.

Die Elemente und Fundamente einer osteuropäischen Religion und Politik liegen in Dostojewski fest, die Elemente und Fundamente einer west- und mitteleuropäischen Religion und Politik liegen in Goethe und Nietzsche fest. Diese drei Europäer, Dostojewski einerseits, Goethe und Nietzsche andererseits, so verstanden, wie die Chinesen, reichlich nach seinem Tode, ihren Kungfutse verstanden haben. Dieses muß heute gesagt werden, wenn es auch in einem Aufsätze nicht ausgeführt werden kann und erst in späterer Zeit gesehen werden wird. Osteuropa dort und Mittel- und Westeuropa hier haben soviel jedes mit sich selbst zu schaffen, daß keines dem anderen helfen kann, daß jedes erst eine gewisse Reife erlangen muß, ehe eine volle Gemeinsamkeit fruchtbar werden kann. Zusammen lernen können sie nicht, jedes hat anderes, vor allem anders zu lernen. Mitteleuropa wiederum, zumal Deutschland und die tschechoslowakische Republik, haben vom Schicksale bestimmt eine Stellung dazwischen, und so werden sie, ob sie wollen oder nicht, ob es ihnen gedeihe oder nicht, auch an beiden Entwicklungen einen Anteil haben, wengleich Deutschland den stärkeren an der westlichen, die tschechoslowakische Republik den stärkeren an der östlichen — vielleicht. Die Deutschen wiederum, die Volksangehörige in Polen, in der tschechoslowakischen Republik, in Österreich, in der

Schweiz, in Italien, in Frankreich haben, haben dadurch ein gewissermaßen nationales Interesse an Europa. Es muß sich aus all diesen Tatsachen ergeben, welcher Weg ihnen verboten, welcher ihnen geboten ist.

Die mehr oder minder lateinischen Völker und Staaten haben eine höhere politische Kultur als alle späteren und bleiben in ruhigerer Balance. Die slavischen Völker und Staaten haben einen natur-religiösen Hang zur Gemeinschaft. Versagt er auch heute bei ihnen wie bei allen in der Bourgeoisie, so zeigt ihn doch, in seiner besonderen Art, das tschechische wie das jugoslawische Militär. Der Deutsche ist weder zur Politik noch zur unmittelbaren Gemeinschaft begabt. Er erzwingt freilich, durch neue Ideen, große Individuen und konsequente Mechanisierung, politische und soziale Leistungen ersten Ranges, doch nie ohne Einbuße seiner tieferen Kräfte und höheren Fähigkeiten und nie ohne daß zuletzt die Götter sich rächten und ihm den Preis all seines Schweißes entzögen. Er ist, in unheimlicher Weise, sogar innerlichst eine Mitte: zu nichts Heiligem groß genug, zu nichts Weltlichem klein genug. So aber muß sich seine wahre Aufgabe zuletzt ihm doch unzweifelhaft darstellen. Schon Bismarck wußte, daß die Slaven und die Lateiner, wohl durch ihren beiderseits starken Bestandteil keltischen Blutes, einander verwandter sind als beide mit den Germanen und, sind die Deutschen auch keine Germanen, so doch tatsächlich auch mit den Deutschen. So werden die Slaven auch von Natur immer wieder gen Westen neigen. Dies könnte nur in einem Falle anders werden: wenn alle Schule und aller Zauber der größeren und frischeren Kultur, wenn der Schwerpunkt des geistigen Europa vom Westen in die Mitte, in das deutsche Volk selbst rücken würde. Dem nämlich würden die Leitenden der Slaven nicht eine Stunde widerstehen.

Gibt es für die Deutschen überhaupt noch einen anderen Weg, auf dem sie nicht von den anderen überholt oder erdrückt werden? Und wäre dieser einzige Weg unwirklicher als Kriegsschiffe, Luftschiffe, Weltindustrie und Welthandel? Noch dazu für ein Volk, dessen größte Geschichte durchaus eine Geschichte des Geistes ist und das heute wieder anfängt zu glauben, daß es an den Geist glaube. Ja, handelte es sich um einen egozentrischen Geist, eine literarische Kultur — unsere Götter lehren uns durchaus nur das Leben, die Bewältigung dieser Wirklichkeit. Sie verbieten uns kein Militär, keine Industrie, keinen Reichtum: sie fordern nur, daß jedes gegen jedes sein Maß habe, daß alles der Weisheit und dem Willen eines Geistes diene. Man darf nur

reich sein, wenn man ein Athen oder mindestens ein Nürnberg aufbauen kann. Man darf nur eine Industrie haben, wenn sie der Qualität der Ware verantwortlich sich weiß und in ihren Konsequenzen den Menschen nicht depraviert. Man darf nur Militär haben, wenn es mehr leistet, als mit dem Feuer spielen und Ernst machen: wenn es das Heer der öffentlichen, das Vaterland und Europa aufbauenden Arbeit ist. Aber solches sind nur Beispiele und Hinweise.

Was haben die Deutschen auf allen anderen Wegen zu gewärtigen?

Die größte Hemmung, die eigentliche Ohnmacht der älteren Völker und Staaten ist, daß sie nicht mehr elastisch sind, im Gedanken die Starrheit des rein kapitalistischen modernen Ökonomismus und des bald reaktionären, bald sozialistischen, im ganzen liberalen Staatsideals zu überwinden, so daß sie eher noch an die Möglichkeit des Kommunismus wie an eine schöpferische durchaus neue Idee glauben würden. Sollen die Deutschen, ohne innere Not, eben da stehn bleiben?

Die Schwäche der neuen Völker und Staaten ist nicht so sehr, daß sie noch nicht genug konsolidiert wären — sie sind es für die Kürze ihres Bestandes in erstaunlichem Grade — als daß ihnen die Orientierung fehlt. Wollen nun die Deutschen, anstatt ein Schwergewicht zwischen der westlichen Starrheit und östlichen Labilität zu sein, etwa versuchen, Zahl gegen Zahl, Armee gegen Armee, Industrie gegen Industrie, Handel gegen Handel, Politik gegen Politik, Koalition gegen Koalition sich gegen die alten und neuen Staaten zu behaupten, die in jedem Falle, wie man endlich gelernt haben sollte, wo Deutschland, als die Mitte Europas, zu großer Macht gelangte, sich gegen es verbinden würden? In den nächsten Jahren schon wird ganz Europa lernen, daß der Kontinent unvergleichlich wichtiger als das Weltmeer ist — also zu einer kontinentalen Konkurrenz-Unternehmung ist es für Deutschland jetzt zu spät. Jeder Konflikt mit den Slawen aber würde zur Vernichtung führen, weil zum Waffen- und Handelssiege noch immer nur Modernität gehört, diese aber, wie man an Japan gesehn hat, von intelligenten Völkern überaus schnell vollständig erlernt werden kann, so daß diese dann, da sie alle Vorzüge vitalerer Rassen nicht so schnell einbüßen, durchaus überlegen sind. Es liegt heute wirklich so, daß für die Deutschen das Vornehmste und Anständigste zugleich das einzig Zweckmäßige ist.

Einzelne Deutsche, denen vertraut werden sollte, würden heute fähig sein, und auch eine Jugend würde dazu zu erziehen sein, allen Nationalismus und Internationalismus zu überwinden und sich in den Dienst

einer neuen europäischen Idee zu stellen. Sie haben mehr erfahren und gelernt als andere, sie wollen es sich nur noch nicht zugeben, da sie den Grad ihrer Enttäuschung zu bekennen und die Größe der Aufgabe zu übernehmen Scham haben — die, auf welche es nunmehr ankommt.

V

Die Gründung einer neuen Welt braucht die Arbeit mindestens eines Geschlechtes. Wie soll sie auch nur angedeutet werden in einem knappen Aufsätze. Es genügt schon, wenn hier fühlbar wird, daß sie notwendig und nicht ganz unmöglich ist. Glaublich kann sie nur werden, indem sie sich verwirklicht, aber wenn sie als wünschenswert erschiene, so wäre viel erreicht.

Die Entwicklung Deutschlands müßte in ungefährer Richtung einer solonischen Verfassung, die der slawischen Länder in ungefährer Richtung gracchischer Reformen verlaufen. Beide aber müßten ein Maß und Ausmaß gewinnen, das nicht mehr modern genannt werden könnte. Das Wesentliche der Solonischen Verfassung liegt in ihrer allwissenden, pessimistischen Ironie. Sie setzt ehrlich die Korruption des ganzen Volkes voraus und hält einen Kampf dagegen für vergeblich. Sie erkennt die übelste Pluto-Demokratie als Tatsache an und gibt ihr ohne sie zu bestreiten eine Form. Wahrlich aus keinem ihr entsprechenden Ideale, sondern aus dem härtesten Wirklichkeitsinn. So wird zunächst eine neue weniger geltende Währung eingeführt, in der die Schulden zu zahlen sind, also sich mechanisch reduzieren. Dann werden die Einzelnen, nach dem Maße ihres realen Besitzes, das ist normalen Ertrages, eingeschätzt: erhalten in demselben Maße Rechte und Pflichten. Also es wird mit der Plutokratie Ernst gemacht und sie wird eben dadurch soweit als möglich aufgehoben — unter dem antiken Begriffe des Bürgers als des der Gemeinschaft nicht Zugehörigen, sondern die Gemeinschaft Mitbildenden, in welchem Begriffe Bürger und Gemeinschaft Organ und Organismus sind, ohne jede zwischengeschaltete Abstraktion noch Individualismus noch Kommunismus. Ebenso wird mit der Demokratie Ernst gemacht und sie wird eben damit soweit als möglich aufgehoben: das ganze Volk wird politisiert und muß politisch tätig werden, so daß am Ende, bei dem raschen Wechsel der Ämter, ja der dauernden Umschüttelung der Lose, jeder der Aufpasser für jeden wird. Dasselbe geschieht mit der alten Aristokratie, indem sie, bei der Führung der Geschäfte und allem, was sich modernisieren läßt, ohne die frühern Privilegien, doch durch eine neue Behörde, nicht ohne

aufdringliche Mystik zur Wächterin über Sitten und Religion, das heißt kurz, der Tradition bestellt wird, unter der Form einer so ungenau umschriebenen Aufsichtskörperschaft, daß von hier aus je nachdem alles oder nichts geleistet werden kann. Das heißt: sämtliche Gewichte gegen sämtliche Gewichte, so raffiniert, so subtil, zumal in das Einzelne hinein (das hier nicht berührt werden kann), daß das Ergebnis, bei einem begabten und gelenkigen Volke, nur das genialste und relativ geformteste Spiel werden konnte. So waren auch alle zufrieden, fühlten sich alle privilegiert, und glaubte, mit vollem Grunde, jede Partei, sie werde, durch ihre besonderen Rechte, schon obsiegen. Dies griechische Beispiel, eine von einem Weisen geschaffene Verfassung, ist nicht äußerlich nachzuahmen. Denn wir sind keine Griechen, und unsere Lage ist nur sehr vergleichsweise jener des damaligen Athen entsprechend. Wohl aber müßte, in der Hauptrichtung, für uns ein ähnlicher Weg eingeschlagen werden, wie für die Seinen ihn Solon vorzeichnete.

Vollkommen anders liegen die Verhältnisse bei den südöstlichen Völkern, zumal den Slawen, halb ausgenommen nur die uns schon näheren Tschechen. Dort müßte verhütet werden, daß die Völker sich verbürgerlichen und verstaatlichen, modernisieren und politisieren, da für solche Entwicklungen selbst den Leitenden noch die geschichtliche Reife fehlt, sie durch Übereilung, Oberflächlichkeit, Unpräzision, Gewaltsamkeit, falschen Zentralismus und jeden Dilettantismus ihre unersetzlichen Volkskräfte verderben und geradezu aufreiben würden. Es wird sich nicht streiten lassen, daß die Entente, heimlich, bei ihrer zweideutigen Freundschaft zu den Slawen und allen jungen Staaten, und mit ihrer beharrlichen Forderung der Demokratisierung, während sie selbst klugerweise sich allmählich entdemokratisiert, genau dies Ergebnis haben möchte. Es wäre vielleicht den Westvölkern das Angenehmste, wenn irgendwann einmal Slawen und Deutsche sich gegenseitig auffressen würden. Wie könnte es anders sein! Die Slawen haben sovieler Zukunft, daß, wenn sie jetzt schon zu Macht kommen, die Macht der alten Staaten abnehmen muß. Die aber kommen nicht los von dem Begriffe der kapitalistischen und politischen Macht des vergangenen obwohl noch nicht überwundenen Weltalters. Also es geht ihnen um ihr Leben. Wollen aber die Slawen, und mit ihnen alle jüngeren Bauernvölker, sich europäisieren, so bedürfen sie des Umweges über eine Enteuropäisierung. Was in Dostojewskis, eines sehr guten und gar nicht reaktionären Europäers, politischen Schriften gegen das Westlertum im Westen und Osten steht und was sein uneigen-

nütziger und rein religiöser großartiger Panslawismus ist (übrigens der einzige Schutz gegen einen Mittel- und Westeuropa einst zerstörenden kulturlosen Panslawismus), das muß zunächst gelernt und gelehrt werden. Dazu müssen ferner die Lehren des klassischen Chinesen Ku Hung-Ming, des letzten Lehrers einer menschheitlichen und zugleich bürgerlichen Religion, begriffen und befolgt werden. Dafür dürfen nicht Vereine und Anstalten gegründet werden, sondern junge doch reife Menschen, die es völlig durchdrungen haben, müssen einzeln in die Länder gehn und von Mensch zu Mensch es sprechen, ohne Absicht, reinen Willens, ohne Ziel, fürs Wachstum. Dann wird eine Zeit folgen, die weitere Aufgaben zeigen wird. Positiv aber, was man heute positiv nennt, darf in jenen Staaten und Völkern keine Politik getrieben werden, am wenigsten innere Politik, sondern nur von sachverständigen und anständigen Menschen Erziehung und Verwaltung geleistet werden, dieses mit Aufwande aller Mittel und Kräfte, in mustergültiger Weise. Übrigens ist uns Mittel- und Westeuropäern allen eine solche Entwicklung im Osten und Südosten auch nur zu wünschen, da wir mitleiden würden, wenn durch Modernisierung, Industrialisierung und Politisierung diese lebensfrischen Völker unsere Kollegen, Konkurrenten, Rivalen würden und eine solche Übersteigerung aller Übersteigerungen entstünde, daß in absehbarer Zeit alle alle zermahlen müßten. Nein, sie sollen nicht durch uns verleitet werden, unsere Fehler zu wiederholen, und wir selbst wollen, soweit wir es vermögen, unsere Fehler eindämmen. Mit der Andeutung „gracchische Reformen“ war darauf hingewiesen, daß große politische und soziale Umwälzungen in Ost- und Südosteuropa in zweckmäßigerer und geistvollerer Form geleistet werden könnten, als das heute gänzlich dilettantisch und unwirksam versucht wird.

VI

Die Deutschen aber sollten an dem tragischen Zeitpunkte, wo keine Art Politik ihnen logisch übrig bleibt und wo ihr Staat ohnmächtig und zukunftslos geworden ist, die morschen Brücken hinter sich abbrechen und eine neue Entwicklung der Entpolitisierung und über den Staat hinaus versuchen. Sie sollten sich, ohne Ausgleiten in Vertrustungen und Sozialisierungen, auf ihre Individualismen und deren Bindung zu Genossenschaften besinnen, desgleichen mit der liberalen Phrase von der privaten Initiative tieferen Geistes Ernst machen. Es wäre Individualismus, Genossenschaft, private Initiative, wenn man, im Einzelnen beginnend und auf die bescheidenste Weise anfangend

da wo es geht und nirgend anders, und sei es zunächst zwischen einem Schuster, einem Schneider und einem Bäcker oder Fleischer, sich von dem Banne des Wirtschafts- und Weltmarkt-Ringes soweit frei machte, daß man die Gegenstände, die man hat und die, welche man braucht, auf die Werte, die sie einem tatsächlich darstellen, ganz abgesehen von New York, London und Zürich, privatim einander reduzierte und auf Grund freier Vereinbarung tauschte. Dasselbe würde in der Folge zwischen befreundeten Staaten ebenso wie zwischen befreundeten Unternehmungen durchführbar sein. Selbstverständlich nicht als Prinzip, welches sämtliche Konsequenzen antizipierend und mechanisierend, vor jedem organischen Prozesse die reine Idee experimentell ad absurdum führen würde. Dergleichen kann nur von gelenkigen und lebendigen Menschen halb triebhaft versucht werden und wie eine kräftige Vegetation sich durchsetzen. Wäre dergleichen möglich, so wäre der Gewinn groß. Es würde sehr viel Geld gespart, es würde der Wirtschaft eine wirkliche Grundlage gewonnen, sie würde endlich wieder zu einer Sachwirtschaft sich entwickeln (auf welchem anderen Wege sollte sie das jemals vermögen?) und es würden für Währung und Valuta in lebendigem Prozesse sich reale Kriterien wieder bilden, also eine Regeneration der Geldwirtschaft allererst ermöglichen. Voraussetzung ist freilich, daß man keinen exzentrischen Welthandel wolle, sondern einen konzentrischen Aufbau, der freilich, so wenig wie er für den ganzen Staat geschehen muß, so wenig er von ihm geleistet werden kann, ebenso wenig an seinen Grenzen haltmachen muß, sondern je nach denen, die zu ihm sich entschließen, seine überstaatlichen Kreise ziehen wird. Voraussetzung ist also auch, was Napoleon einst sagte und was heute noch gilt, wie überlegen sich auch die meisten darüber fühlen, und was, wie damals es gegen den englischen Ökonomismus sich richtete, heute gegen jede Art Amerikanismus sich richten muß: „1. der Ackerbau, die Seele, die erste Grundlage des Reichs, 2. die Industrie, der Wohlstand, das Glück der Bevölkerung, 3. der Außenhandel, der Überfluß, der gute Gebrauch der beiden andern. Der Außenhandel, unendlich unterhalb, in seinen Ergebnissen, den beiden andern, ist ihnen ebenso beharrlich untergeordnet gewesen in meinem Gedanken. Derselbe ist für die beiden andern gemacht, die beiden andern sind nicht für ihn gemacht. Die Interessen dieser drei wesentlichen Grundlagen gehen auseinander, sind oft entgegengesetzt. Ich habe ihnen beharrlich gedient, nach ihrem natürlichen Rang, aber ich habe sie nie auf einmal

befriedigen gekonnt noch gedurft.“ Es ist hier nicht die Stelle, zu beweisen, daß es sehr vieles zwischen Himmel und Erde gibt, was über die Schulweisheit unserer Praktiker hinausgeht, was aber ältere Praktiker, wie etwa das Kulturvolk der Chinesen, in dem Grade zu verwirklichen wußten, daß sie nicht siebzig sondern Hunderte von Millionen regieren und versorgen konnten, noch ist es hier die Stelle, elastischen und genialen Fachleuten laienhaft vorzugreifen in Sachen, die letzthin nicht gedacht, sondern nur gemacht werden können. Es soll mit diesem auch nur ein Wink gegeben werden, daß jenseits des Weltmarktes nicht eine Verelendung zu liegen braucht und daß lebendige Formen neuer Wirtschaft neue Staaten sogar begründen und zu ihrem Teile ein europäisches Imperium realisieren können. Kaufen und verkaufen, Geld verdienen und reich werden (den Besorgtesten zur Beruhigung) läßt sich aber auf dem Lande genau so wie auf dem Wasser, zumal da auf dem Lande viel mehr wächst und alles billiger ist wie auf dem Wasser.

Ein letztes Beispiel dafür, was Deutschland an diesem Zeitpunkte zu einem werdenden Europa beitragen und damit sich selbst in ihm unentbehrlich machen kann, sei der Hinweis auf eine mögliche Überwindung des Staates. Auch diese freilich wird europäisch und nicht international gedacht werden müssen. Eine Internationale ohne Staat kann nur ein Chaos werden, ein Imperium Europaeum braucht nicht mehr im alten Sinne Staat zu sein. Der moderne Staat, außer etwa dem früheren englischen, präjudiziert das Volk und isoliert sich von ihm. Auch die extremste Demokratie bleibt ein massenindividualistisch reformierter Despotismus. Sie ist nicht organisch, kann nicht organisch werden. Ehe nicht Gemeinden, Länder, Stände, Berufe, wirtschaftliche Komplexe selbständige Verbände miteinander schließen, worin sie, unbekümmert um die Zentralstellen, die weder Geld noch Einsicht haben, nicht nur ihre rohesten Interessen wahrnehmen, sondern alle sie betreffenden öffentlichen Arbeiten auf sich nehmen, ehe nicht Arbeitgeber und Arbeitnehmer, ohne jede Politisierung, von Falle zu Falle sich miteinander kleine Staaten einrichten und so gut es geht sich unabhängig machen, ehe nicht dergleichen überall wie ein Frühlingswuchs entsteht und von Stelle zu Stelle sich gegenseitig verzweigt, so daß jeder weiß, wofür er sein Geld beisteuert und da auch unmittelbar mitredet, so daß was organisch zusammengehört, sich selbst verwaltet und Zentralstellen aus der Notwendigkeit höherer Organisations-Bildungen, durch lebendiges, natürliches Wachstum entstehen: solange

wird keine' Verfassung- noch Verwaltung-Reform, sie sei noch so richtig gedacht, fruchten. Ehe nicht das Volk, ohne Revolution, ohne Politik auch, selber aufzuleben beginnt und seine ganze Sache von Falle zu Falle selber in die Hand nimmt, solange nicht das Volk erblüht, wird kein Staat helfen, wird jeder Staat schaden. Auch solche Gedanken und Dinge sind nicht möglich noch unmöglich an und für sich, sie sind „indiskutabel“, in welchem Sinne immer man das Wort verstehen will. Sie werden Sinn oder Unsinn je nach der Entwicklung, welche die wirklichen lebendigen Menschen nehmen. Und so können sie hier nur stehn als Anregungen und Gleichnisse, als Übergänge in Zukünfte.

Ein Abschluß auch nur weniger Betrachtungen über Internationale und Europäertum kann nicht sein. Andererseits muß an irgendeiner Stelle abgebrochen werden. So geschehe das hier, noch ehe das geistige Problem mehr als angertührt ist. Denn dessen Unendlichkeit würde erst Interesse gewinnen, wenn alles näher Liegende plastischer geworden wäre, als dieser Versuch, für den Gedanken eines Imperium Europaeum die heutigen Deutschen überpolitisch zu interessieren, in seiner Knappheit es ausgestalten kann.

(Geschrieben im November 1921)

STIFTER

von

HERMANN BAHR

Im Sorrentiner Winter von 1876 auf 1877 keimte „Menschliches, Allzumenschliches“, in der ersten leisen Ernüchterung Nietzsches von seinem Wagnertraum, als er, aus Verzückerung aufgeschreckt, nun das Enthusiastische, das Hymnische seines Wesens bei Verstand, Zweifel, Spott, Witz und Übermut in die Lehre gab, Rée hieß der Schulmeister, und sich zum erstenmal die Tugenden des Tageslichts ahnen ließ. Wirklich „Mittag des Lebens“ ist in diesem Buch: der große Pan schläft und mit ihm sind alle Dinge der Natur eingeschlafen, „einen Ausdruck von Ewigkeit im Gesichte“; dieses Lächeln von Ewigkeit aus dem Schlafe der Natur hat so bezaubernd kein anderes seiner Bücher für mich. Hier schweigt der tiefe Widerstreit seiner

inneren Möglichkeiten noch, sie ruhen einander in Armen und er ahnt nicht, noch ahnen sie, daß sie ihn zerreißen werden, wie den Aktäon seine Hunde, denn er ahnt noch nicht, daß er bei höchster Fähigkeit, alles in der Idee zu fassen, unfähig bleiben sollte, sich irgend etwas davon zur eigenen persönlichen Erfahrung, zur Gestalt, zum ruhig abgesonderten Besitz werden zu lassen. Niemals war er der Einsicht in alle Bedingungen für den „Glockenguß der Kultur“ näher als in diesem „Narrenbuch“, aus dem wir lernen sollen, „wie Vernunft kommt — zur Vernunft“. Und an einer Stelle darin hat man aufatmend wirklich das erlösende Gefühl, wenigstens die Vernunft der Kunst sei hier auf alle Fälle wieder zur Vernunft gebracht. Es scheint aber, daß diese Stelle gerade den Künstlern bisher unbekannt geblieben ist, noch immer. Sie handelt von der „Revolution in der Poesie“ und erkennt in ihrem Bruch mit der Tradition das Ende der Kunst. Schon sieht er sie von der Magie des Todes umspielt, gerade darin liegt ihr großer Reiz, ihre Macht über uns, wie doch auch erst von den absterbenden Hellenen das Hellenische ganz genossen worden sei. „Den Künstler wird man bald als ein herrliches Überbleibsel ansehen und ihm, wie einem wunderbaren Fremden, an dessen Kraft und Schönheit das Glück früherer Zeiten hing, Ehren erweisen, wie wir sie nicht leicht Unseresgleichen gönnen. Das Beste an uns ist vielleicht aus Empfindungen früherer Zeiten vererbt, zu denen wir jetzt auf unmittelbarem Wege kaum mehr kommen können; die Sonne ist schon hinuntergegangen, aber der Himmel unseres Lebens glüht und leuchtet noch von ihr her, ob wir sie schon nicht mehr sehen.“ Nietzsche nimmt den Verlust der Kunst also nicht tragisch, denn er steckt damals so tief in seinem „Réalismus“, daß er sich einen Ersatz für den Künstler weiß: im wissenschaftlichen Menschen. „Der wissenschaftliche Mensch ist die Weiterentwicklung des künstlerischen.“ Es ist fast unheimlich, wie leicht er über den Abschied von der Kunst hinwegkommt. Er erkennt gerade hier so klar, wodurch die Kunst irre geworden ist und wodurch sie nur immer bei jedem Schritte noch mehr irre geführt wird, er sieht gerade hier so tief in ihr Wesen, daß er nun nur bei dieser Einsicht stehen zu bleiben, ihre Schlüsse zu ziehen und ihre Bewährung durch die Tat zu fordern hätte. Daß er dies unterläßt und mit einem stillen Gruß vortüber geht, ruhig über die Kunst hinweg und ins Leere der Zukunft hinaus, läßt sich nur aus einer fatalistischen Ergebung in den Aberglauben an einen unablässigen „Fortschritt“ erklären; man denkt unwillkürlich

an Goethes Wort, auch der größte Mensch einer Zeit hänge doch immer noch mit ihr durch irgend einen Irrtum zusammen. Nietzsche hat hier mit einer Klarheit, wie vielleicht niemals ein anderer Deutscher, in der französischen Tragödie des achtzehnten Jahrhunderts die letzte Kunst hohen Stils erblickt. „Sich so zu binden, kann absurd erscheinen; trotzdem gibt es kein anderes Mittel, um aus dem Naturalisieren herauszukommen, als sich zuerst auf das allerstärkste, vielleicht allerwirklichste, zu beschränken . . . Lessing machte die französische Form, das heißt die einzige moderne Kunstform, zum Gespött in Deutschland und . . . so machte man einen Sprung in den Naturalismus — das heißt in die Anfänge der Kunst zurück. Aus ihm versuchte sich Goethe zu retten, indem er sich immer von neuem wieder auf verschiedene Art zu binden wußte . . . Schiller verdankt die ungefähre Sicherheit seiner Form dem unwillkürlich verehrten, wenn auch verleugneten Vorbild der französischen Tragödie und hielt sich ziemlich unabhängig von Lessing . . . Den Franzosen fehlten nach Voltaire auf einmal die großen Talente, welche die Entwicklung der Tragödie aus dem Zwang zu jenem Schein der Freiheit (Nietzsche hat nämlich vorher auf die Geschichte der Musik verwiesen, die zeige, „wie Schritt vor Schritt die Fesseln lockerer werden, bis sie endlich ganz abgeworfen scheinen können: dieser Schein ist das höchste Ergebnis einer notwendigen Entwicklung in der Kunst“) fortgeführt hätten; sie machten später nach deutschem Vorbilde auch den Sprung in eine Art von Rousseauischem Naturzustand der Kunst und experimentierten. Man lese nur von Zeit zu Zeit Voltaires *Mahomet*, um sich klar vor die Seele zu stellen, was durch jenen Abbruch der Tradition ein für allemal der europäischen Kultur verloren gegangen ist. Voltaire war der letzte der großen Dramatiker, welcher seine vielgestaltige, auch den größten tragischen Gewitterstürmen gewachsene Seele durch griechisches Maß bändigte . . . wie er einer der letzten Menschen gewesen ist, welche die höchste Freiheit des Geistes und eine schlechterdings unrevolutionäre Gesinnung in sich vereinigen können, ohne inkonsequent und feige zu sein.“ Nun schildert er die zerstörenden Folgen jener revolutionären „Entfesselung“ der Kunst aus den alten Bindungen von Maß und Gesetz, die man durch „die Zügel der Logik“ ersetzen zu können vergeblich hofft, er schildert „die hereinbrechende Flut von Poesieen aller Stile aller Völker“, die „das Erdreich hinwegschwemmen, auf dem ein stilles verborgenes Wachstum noch möglich gewesen wäre“, schildert, wie das Publikum

verlernt, „in der Bändigung der darstellenden Kraft, in der organisierenden Bewältigung aller Mittel die eigentlich künstlerische Tat zu sehen“ und es klingt, als ob er prophetischen Gemüts von unseren Tagen spräche, wenn er fortfährt: „So bewegt sich die Kunst ihrer Auflösung entgegen und streift dabei, was freilich höchst belehrend ist, alle Phasen ihrer Anfänge, ihrer Kindheit, ihrer Unvollkommenheit, ihrer einstmaligen Wagnisse und Ausschreitungen, sie interpretiert, im Zugrundegehen, ihre Entstehung, ihr Werden“. Dann aber ruft er einen unverdächtigen Zeugen an, „einen der Großen, auf dessen Instinkt man sich wohl verlassen kann“, Byron, der eingestand, er hätte sich, je mehr er darüber nachdenke, nur immer mehr davon überzeugt, daß wir allesamt auf dem falschen Wege sind, Einer wie der Andere: wir folgen alle einem innerlich falschen revolutionären System — unsere oder die nächste Generation wird noch zu derselben Überzeugung kommen. „Und“, setzt nun wieder Nietzsche selber ein, „und sagt im Grunde Goethes gereifte künstlerische Einsicht aus der zweiten Hälfte seines Lebens nicht genau dasselbe?, jene Einsicht, mit welcher er einen solchen Vorsprung über eine Reihe von Generationen gewann, daß man im Großen und Ganzen behaupten kann, Goethe habe noch garnicht gewirkt und seine Zeit werde erst kommen? Gerade weil seine Natur ihn lange Zeit in der Bahn der poetischen Revolution festhielt, gerade weil er am gründlichsten auskostete, was alles indirekt durch jenen Abbruch der Tradition an neuen Funden, Aussichten, Hilfsmitteln entdeckt und gleichsam unter den Ruinen der Kunst ausgegraben worden war, so wiegt seine spätere Umwandlung und Bekehrung so viel: sie bedeutet, daß er das tiefste Verlangen empfand, die Tradition der Kunst wieder zu gewinnen und den stehengebliebenen Trümmern und Säulengängen des Tempels mit der Phantasie des Auges wenigstens die alte Vollkommenheit und Ganzheit anzudichten, wenn die Kraft des Armes sich viel zu schwach erweisen sollte, zu bauen, wo so ungeheure Gewalten schon zum Zerstören nötig waren. So lebte er in der Kunst als in der Erinnerung an die wahre Kunst: sein Dichten war zum Hilfsmittel der Erinnerung, des Verständnisses alter, längst entrückter Kunstzeiten geworden. Seine Forderungen waren zwar in Hinsicht auf die Kraft des neuen Zeitalters unerfüllbar; der Schmerz darüber wurde aber reichlich durch die Freude aufgewogen, daß sie einmal erfüllt gewesen sind und daß auch wir noch an dieser Erfüllung teilnehmen können. Nicht Individuen, sondern mehr oder weniger idealische Masken; keine Wirklichkeit,

sondern eine allegorische Allgemeinheit, Zeitcharaktere, Lokalfarben zum fast Unsichtbaren abgedämpft und mythisch gemacht; das gegenwärtige Empfinden und die Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft auf die einfachsten Formen zusammengedrängt, ihrer reizenden, spannenden, pathologischen Eigenschaften entkleidet, in jedem andern als dem artistischen Sinne wirkungslos gemacht; keine neuen Stoffe und Charaktere, sondern die alten, längst gewohnten in immerfort wähernder Neubeseelung und Umbildung: das ist die Kunst, so wie sie Goethe später verstand, so wie sie die Griechen, ja auch die Franzosen übten.“

In diesen paar Sätzen, von denen das alles lesende, nichts davon sich tätig aneignende Deutschland bisher keinerlei Gebrauch versucht hat, steckt eigentlich unsere ganze Literaturgeschichte seit Lessing, mit dem ja die „Entbindung“, in jedem Sinn, begann. Und auch das unbegreifliche Paradox dieser Geschichte wird hier schon aufgedeckt, nämlich daß Goethe, ihr gewaltigster Ausdruck, ihre Vollendung, zugleich aber eben damit wieder ihre Überwindung, von ihr unter lauten Ausrufen der Bewunderung und Verehrung völlig beiseite geschoben worden ist: daß der Reinertrag Goethes, das Ergebnis seines Denkens wie seines Dichtens, eben der Wiederfund wesentlicher Kunst, ungenützt und fruchtlos bleibt. Sie folgt ihm nicht auf seine Höhe, sie drückt sich unter ihm scheu vorüber, ja sie verleugnet ihn nicht bloß, sie versperrt den Zutritt, ja verrammelt jeden Ausblick auf ihn. Seine Tat war, die Revolution, von der er emporgebracht worden war, niederzumachen: er hat die Freiheit der Kunst in ihrer Ergebung ins Gesetz erkannt, er hat, was gerade dem Deutschen am schwersten wird, Maß gefühlt, und das ἐπικρατεῖν δύνασθαι, nach dem der Jüngling so glühend verlangte, hat sich der Greis als dienen lernen und gehorchen können verdeutscht. Wenn wir den Prometheus des Monologs mit dem Prometheus der Pandora vergleichen, haben wir an der Verwandlung dieser Gestalt die Sinnesänderung Goethes: der sich dort den Göttern zu trotzen und ein Geschlecht nach seinem eigenen Bilde zu formen vermaß, sieht sich hier in die Reihe der irdisch Nützenden verwiesen —

Groß beginnet ihr Titanen, aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk, die laßt gewähren.

Mit diesem Künstler, der in sich die Götter gewähren läßt, ist die Revolution in der Kunst überwunden, sie kehrt an ihr altes Werk der selber gehorchenden Leitung zu dem ewig Guten, ewig Schönen

zurück. Aber von einer Fortwirkung dieser Lebenstat Goethes ist in unserer Literatur nicht viel zu merken und es fällt auf, daß selbst Nietzsche, der an jener Stelle die Leistung Goethes ahnt, dennoch so spricht, als hätte Goethe zwar die Wahrheit erkannt, aber doch selber auch den Sturz der Kunst nicht mehr aufhalten können. Nietzsche verschweigt, daß Goethe die Tradition wiederhergestellt hat in einer Reihe von Werken: den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, dem Märchen, der natürlichen Tochter, den Wahlverwandtschaften, dem Epimenides, den Wanderjahren und dem zweiten Faust. Diese Werke bezeugen, daß Goethe nicht bloß, wie Nietzsche von ihm rühmt, die große Kunst im alten Sinn „verstand“, sondern auch, was Nietzsche keinem nach Voltaire mehr zubilligen zu wollen scheint, selber „übte“. Daß Sinn und Form dieser Werke freilich unverstanden, unerkannt und unwirksam blieben, gehört zu den deutschen Geheimnissen; es hängt vielleicht damit zusammen, daß Goethes merkwürdiges Wort vom Sansculotten wahr geblieben ist und auch heute noch „in Deutschland der Sansculott in der Mitte steht“.

In den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten sagt der Geistliche, dessen Geschichte vom Prokurator so viel Beifall gefunden hat, daß die Gesellschaft noch mehrere von ihrer moralischen Art zu hören wünscht, er wisse leider keine zweite, denn alle moralischen Erzählungen seien immer im Grunde dieselbe. Der gute Mann hätte hinzufügen können, daß es eigentlich allen Künsten so geht, daß alle Werke der echten Kunst, ob sie sich des Worts, des Bilds oder des Klangs zum Ausdruck bedienen, schließlich doch nur immer wieder dasselbe sagen, ja daß vom Anbeginn der Kunst her nur immer wieder ein und dasselbe Werk von neuem erscheint, freilich stets als ob es zum erstenmal erschiene. In der Begabung, das uralte Werk wie zum erstenmal erscheinen zu lassen, zeigt sich die Kraft der Meisterschaft und sinkende Zeiten suchen sich im Gefühl ihrer Schwäche nun damit zu helfen, daß sie dem alten ewigen Werk, dessen sie sich unfähig wissen, ein neues, und das eben auf seine Neuheit pocht, unterschieben. Es ist kein Zufall, daß Goethe gerade um die Zeit, als ihm der Sinn der echten Kunst aufgeht, immer ärgerlicher aller Versuche höhnt, „original“ zu wirken sich „autochthon“ zu geben.

Gern wär ich Überlieferung los
 Und ganz original;
 Doch ist das Unternehmen groß
 Und führt in manche Qual.

Als Autochthone rechnet ich
 Es mir zur höchsten Ehre,
 Wenn ich nicht gar zu wunderbarlich
 Selbst Überlieferung wäre.

.
 Sind nun die Elemente nicht
 Aus dem Komplex zu trennen,
 Was ist denn an dem ganzen Wicht
 Original zu nennen?

Die Geistesart, die schon im Humanismus spukt, vom Barock noch einmal zurückgedrängt, im achtzehnten Jahrhundert aber vorherrschend wird, ist ein einziger, an Kraftaufwand bewundernswerter Versuch, Überlieferung loszuwerden, die Elemente aus dem Komplex zu trennen und den Menschen von der Natur auszunehmen, dabei noch unter fortwährender Berufung auf die Natur, wodurch gerade nun Goethe, bei seinem unbestechlichen Wahrheitssinn, von dem Wahn, der auch ihn in seiner Jugend betört hat, geheilt wird: die Natur ist es, von der er den Begriff des Gesetzes empfängt, und nun hat er ihn nur noch auch nach innen zu wenden, auf sich selbst und sein Talent anzuwenden, und die große Kunst in ihrer ganzen Majestät ist wiedergefunden:

Das Sein ist ewig: denn Gesetze
 Bewahren die lebendigen Schätze,
 Aus welchen sich das All geschmückt.
 Das Wahre war schon längst gefunden,
 Hat edle Meisterschaft verbunden;
 Das alte Wahre, faß es an!

Sofort nun wende dich nach innen:
 Das Zentrum findest du da drinnen,
 Woran kein Edler zweifeln mag.
 Wirst keine Regel du vermissen:
 Denn das selbständige Gewissen
 Ist Sonne deinem Sittentag.

In diesen Versen ist seine neue Poetik enthalten. Es war schon die Homers. Schon Homer war auch nicht mehr autochthon. Und auch Homer wußte das schon: so nahm er einfach den Gilgamesch her und redigierte ihn zum Odysseus um. Das ganze Griechenland ist nicht autochthon: seine Kunst ist eine Renaissance Ägyptens, wie Rom wieder aus Renaissance Athens und die Geschichte des christlichen Abendlands aus lauter Renaissance Roms besteht; ob das Abendland auch in Zukunft noch eine Geschichte haben wird, hängt vielleicht

nur davon ab, ob in den Slawen Kraft genug ist, nun ihre Renaissance Roms aufzubringen, eine byzantinische Renaissance Roms. Und so darf man getrost sagen, daß eigentlich in allen Künsten von allen Völkern aller Zeiten unablässig nur immer wieder dasselbe Kunstwerk geschaffen wird, ganz dasselbe, das nur jedesmal wieder, herrlich wie am ersten Tag, sich zum erstenmal der Menschheit mitzuteilen scheint. Heinrich Sitte, der Innsbrucker Archäolog, hat neulich in seiner synthetischen Schrift über Bachs „Chromatische“ (Verlag Georg Stilke, Berlin) dargetan, daß sie thematisch den Parthenonfries, Giotto's Fresken in der Skrovegnikapelle, Dantes Commedia, die Neunte Beethovens und Goethes Faust enthält, daß also diese sämtlichen Werke, wenn auch in verschiedenen Mundarten, eigentlich alle nur immer wieder ein und dasselbe Werk sind. So fand ich mir hier bestätigt, daß es überhaupt im Grunde nur ein einziges Kunstwerk gibt, nach dem alle ringen wie nach dem erlösenden Wort, das der Menschheit immer schon auf der Zunge liegt und nur doch bisher noch nie so rein ausgesprochen worden ist, daß nicht immer wieder von Zeit zu Zeit einer meint, es noch heller, noch stärker sagen zu können, sagen zu müssen. Nur wer nichts als dieses eine Kunstwerk allein meint, verdient den Namen eines Künstlers; daran erkennen sie auch einander. Goethe hat von Jugend auf die Gestalt gesucht, aber erst, als ihm aufging, daß Gestalt ja nichts anderes als Erscheinung des Gesetzes ist, fand auch er den Weg zu dem einen unabänderlichen ewigen Werk, zur Erinnerung ans verlorene Paradies.

Ernst Cassirer hat den Sinn der Pandora so formuliert: „Das Reich der Form gewinnt Leben und Wirklichkeit im Reich der Tat.“ Oder man kann's vielleicht auch so sagen: Idee sehnt sich nach Erfahrung und hinwieder Erfahrung nach Idee, sie berühren einander immer wieder einen Atemzug lang und finden sich doch nie, wir aber erhoffen es dennoch immer von neuem, wir lassen nicht ab, auf die Wiederkunft Pandorens zu hoffen, wir glauben an das dritte Reich. Dieser Glaube blieb fortan das Thema Goethes. Auch der zweite Faust enthält im Grunde wieder nur die Geschichte vom Prokurator, wenn auch auf anderen Umwegen. Alle Kunst geht immer nach demselben Ziel, aber jede geht ihren besonderen Umweg. Sich den Umweg nach eigener Laune wählen zu dürfen, darin besteht die Freiheit der Kunst und im Spiel dieser Freiheit mit ihrer Gebundenheit an Maß, Zahl und Ziel besteht der unerschöpfliche, sie stets von neuem verjüngende Reiz der Kunst.

Seit den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, sozusagen einer Fibel künstlerischer Elementarlehre, ging Goethe wieder auf die große Kunst zu. Wer kam ihm nach oder ging ihm auch nur nach? Die Romantik. Aber selbst sie doch eigentlich bloß in den Intentionen. Nur Brentano und Kleist waren ihren eigenen Forderungen auch an bildender Kraft gewachsen: die Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl und die jetzt erst von Professor Josef Körner ausgegrabene von der Schachtel mit der Friedenspuppe, wie der Prinz von Homburg, der Kohlhaas und das Käthchen von Heilbronn folgen Goethen auf seiner neuen Bahn zur alten Kunst, deren sich später meistens nur entsinnt, wer dadurch seiner künstlerischen Schwäche nachzuhelfen oder diese mit der guten Gesinnung zu decken meint, ahnungslos, daß in der Kunst die höchste Kraft erst ein Recht auf die gute Gesinnung gibt; wo nichts zu bändigend ist, kann sich kein Bändiger bewähren und so freut sich der Himmel der Kunst immer am liebsten gerade der reuigen Sünder. Blicken wir aber nach Unbändigem aus, die sich gebändigt hätten, wen als Kleist und Brentano finden wir unter Deutschen noch, nach Goethe? Goethes Vermächtnis einer völligen Durchdrungenheit des Sinnlichen vom Sittlichen, völlige Durchblutung des Sittlichen mit Sinnlichkeit erzwingenden und uns dadurch den Augenschein der Ewigkeit in der Zeit erbringenden Kunst, wer hat es angetreten, wer lebendig aufbewahrt, wer fruchten lassen? Grillparzer und Stifter. Denn schon Feuchtersleben, den rührenden, die Kunst ganz rein und groß erblickenden Mann, dürfen wir nicht nennen, so wenig als etwa Mörrike oder Fontane, weil sich jene höchste Kunst immer nur als Siegespreis nach höllischen Widerständen ergibt und darum immer irgendwie geheime Zeichen, gleichsam einen Dampf der überwundenen Gigantomachie tragen muß. Denn höchste Kunst kann nur, wer um sich gerungen hat, erringen: nur wer sich zuvor sich selbst entrunnen hat. Höchste Kunst ist immer Frucht einer Entsagung; sie setzt etwas voraus, dem zu entsagen dafür steht, sie setzt einen bösen Dämon voraus, mit dem wir fast uns selber und alles, was uns bisher das Leben licht und lieb gemacht hat, niederzuringen fürchten und dennoch niederzuringen aus Gewissen wagen: das Kunstwerk ist immer die Feier einer uns selbst fast unerträglichen Entsagung, die ganz hohen Kunstwerke sind Selbstdemütigungen großer, ja bis tief ins Böse hineinreichender Menschen. Wenn ein ganz Großer ganz klein wird, das ergibt die höchsten Kunstwerke. Wer von Anfang klein ist und es nicht

nötig hat, erst in Schmerzen klein zu werden, was braucht der erst die Kunst?

Goethisiert ist in Deutschland immer wieder worden: jede wirklich junge Jugend holte sich vom Goethe der Wertherzeit, dem hymnisch seinen Überdrang ausschraubenden, die Stichworte für ihren stürmischen Trotz, während wieder der reifende, sich ins allgemeine Dasein bequemende Welt-, Geschäfts- oder Lebemann im Goethe der Iphigenienzeit Schutz davor fand, sich den Philister eingestehen zu müssen; der Deutsche meint doch überhaupt, daß Dichter zum Zitieren da sind. Aber das Ergebnis der letzten fünfunddreißig Jahre Goethes, der Gehalt seiner Reife, die Summe seines Denkens und Dichters hat doch lebendig fortgewirkt nur in Grillparzer und Stifter. Seit den „Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten“ hatte Goethe den Begriff einer „höchsten Kunst, wo die Individualität verschwindet und das, was durchaus recht ist, hervorgebracht wird.“ Das Werk ist ihm fortan kein individueller Ausdruck mehr, es soll nicht von irgendeiner Persönlichkeit Zeugnis geben, nein: die Individualität muß darin „verschwinden“, sie muß so völlig daraus verschwunden sein, daß nichts als „was durchaus recht ist“, übrig bleibt. Dieser „höchsten Kunst nähern sich die besten Meister in ihren glücklichsten Augenblicken“. Solche Werke haben seit Goethe, so viel ich weiß, unter den Deutschen doch eigentlich nur Grillparzer und Stifter, bewußt keinen eigenen Ausdruck, sondern nichts als was durchaus recht ist, anstrebend, hervorgebracht. Die Dämonen haben in Grillparzer wilder gehaust als in Stifter: sie sind im „Bruderzwist“ am gewaltigsten gebändigt, in „Libussa“ hat er sie schon tanzen gelehrt und im „armen Spielmann“, der vielleicht die schönste seiner Dichtungen ist, gehen sie brav äußerln* mit ihm. Die Dämonen Stifters sind von Jugend auf gedämpft; immerhin darf man sein Ende nicht vergessen: Selbstmord. Jenen „glücklichsten Augenblicken der besten Meister“ fehlt ihr Schatten nicht.

Stifter ist durch sein berühmtes Jugendwerk unkenntlich geworden. „Studien“ hat er es genannt und es war in der Tat eine Reihe von Vorarbeiten, in welchen er sich vom Maler, zu dem er sich geboren glaubte, zum Dichter umschalten lernte. Sie sind schuld, daß er ein halbes Jahrhundert lang als ein Schriftsteller für die reifere Jugend, bestenfalls als ein österreichischer Claudius oder Brockes galt. Das

* Ein Austriazismus: ein Hund wird äußerln geschickt, wenn man ihn auf die Gasse läßt zur Bewahrung seiner Zimmerreinheit.

ist selbst gegen die „Studien“ ungerecht, weil sich hier ein Landschaftler des Wortes zeigt, wie wir ihn nur noch an Goethe haben: die Landschaften im „Hochwald“ und im „Beschriebenen Tännling“ halten den Landschaften der „Harzreise“ oder der „Wahlverwandtschaften“ durchaus stand, auch an Sicherheit ihrer Richtung auf das, was man in dem Sinne, wie Goethe von der Urpflanze spricht, Urlandschaft nennen möchte. Wer aber hätte den „Studien“ das anmerken sollen, da sie doch nur noch von Schulkindern gelesen wurden? Vom „Nachsommer“ hinwieder wußte man ja nichts mehr als das abschreckende Wort Hebbels, der, wenn sich jemand bereit fände, diese Erzählung bis ans Ende zu lesen, ihm dafür die polnische Krone versprach. Nietzsche hätte sie sich aufsetzen dürfen, er hat den „Nachsommer“ dem wenigen beigezählt, was „eigentlich von der deutschen Prosaliteratur übrig bleibt und verdient, immer wieder und wieder gelesen zu werden“. Aber selbst Nietzsche hat den „Witiko“ nicht gekannt, Stifters höchstes Werk, vielleicht das reinste, das einem österreichischen Dichter jemals beschieden ward, das einzige, das an besonnener Bildkraft, an innerer Ausgewogenheit von zuströmender Eingebung und abdämmender Vergeistung, an Meisterschaft die Nähe Goethes erreicht. Es war seit Jahren verschollen. Es hatte, kaum erschienen, gleich den Ruf zu langweilen. So wenig als der „Nachsommer“ den Vergleich mit „Soll und Haben“, hielt es den mit „Ekkehard“ oder gar dem „Trompeter von Säckingen“ aus, es war kein Buch zur Verdauung auf dem Sofa nur ein Viertelstündchen; Butzenscheiben fehlten, es fehlte die bettnässende Rührung und, ohne die gewohnte sentimentale oder psychologisierende Sauce, nur darstellend, nichts aber besprechend, den Grundsatz Stifters bewährend: „Gestalten machen, nicht Worte!“, war dieses Erzbild einer eisernen Zeit alsbald durch seine „Weitschweifigkeit“ und „Langweiligkeit“ so bertüchtigt, daß der Verleger, als er schließlich nach Jahren die erste Auflage wie durch ein Wunder doch noch los geworden, zur zweiten keinen Mut fand. Man wagte sich nur mit abgekürzten verstümmelten Ausgaben hervor und erst jetzt, fünf und fünfzig Jahre nach der ersten Auflage, bringt uns der Inselverlag, dem wir schon die Erweckung des „Nachsommers“ verdanken, auch den unentstellten „Witiko“ wieder.

In einer populären deutschen Literaturgeschichte steht über Stifter geschrieben: „Dem wackeren, doch etwas philisterhaften Manne fehlt alle nun doch einmal dem Dichter nötige Leidenschaft“. Der „Witiko“ zeigt in diesem Philister einen Artisten von solcher Leidenschaft am

Werk, wie wir in unserer ganzen Literatur kaum einen zweiten haben. Läßt man hier nur irgendeine Wendung, ja nur einen einzigen Satz weg, gleich ist ein Verlust an Gestalt zu fühlen — wie viele sonst halten denn dieser entscheidenden Probe stand? „Witiko“ ist so durch und durch komponiert wie „Tristan“ oder „Meistersinger“. Jahrelang hat Stifter, in seiner Erbitterung nach Vollkommenheit, Restlosigkeit, Unersetzlichkeit, Unfehlbarkeit, Erlesenheit, Entschiedenheit des einen, an seiner Stelle schlechthin mit nichts anderem zu vertauschenden, zugleich kürzesten, aber auch drangvollsten, alles was er will, aber nichts als was er soll, sagenden, jedes à peu près verabscheuenden, durchaus müßenden Ausdrucks nur etwa mit Flaubert vergleichlich, Tag um Tag um jeden Satz gerungen, Tag um Tag immer von neuem daran gehämmert, gestichelt und gefeilt, es war ihm immer wieder noch nicht „knapp und einfach“ genug, so tief war er, fast bis zur Besessenheit, von seiner Empfindung für das Urgeheimnis aller Prosa durchdrungen: *in soluta oratione, dum versum effugeres, modum tamen et numerum quemdam oportere servari*, wodurch allein der Rede jener *naturalis, non fucatus nitor* zuteil wird, den Cicero, vielleicht gerade weil er ihm selber versagt blieb, so sehr bewundert hat. „Möge nur,“ schrieb Stifter an seinen Verleger, „möge nur Gottes Segen geben, daß ich in der Gestaltung des Stoffes nicht zu weit hinter seinem Ernste zurückgeblieben bin. Mühe habe ich nicht gescheut und wenn Sie einmal den Stoß Blätter sehen werden, die Abfälle sind, werden Sie staunen und wenigstens einen Teil der Zeit begreifen, der an diesem Witiko hängt. Ich könnte fast sagen, daß ich dieses Buch mit meinem Herzblut geschrieben habe“. Doch als er nach solchen schöpferischen Qualen dann endlich so weit war versichern zu können: „Ich glaube, daß jetzt Alles knapp ist und klappt!“, als ihn die beseligende Hoffnung überkam, „etwas der Höheit der Dichtkunst nicht Unwürdiges erschaffen“ zu haben, als er „ewig an dem Werke feilend, bohrend, nörgelnd“ und es sich Satz um Satz selbst immer wieder laut vorlesend, „um zu hören, ob es fließt“, ob die Form „nicht zu weit ab vom Gehörigen liege“, nun wirklich sein Ideal: „Bündigkeit, Klarheit, Lückenlosigkeit und Höhe der Behandlung“ erreicht fand und dieses Werk vollendet war, in dem die Gestalten in einer gesicherten Freiheit stehen wie bei Phidias, das Schicksal schreitet wie in der Nibelungen Not und über alles die Macht einer rauschenden Musik ordnend dahinströmt, da blieb ihm dennoch wieder versagt, was allein, nach Goethes Wort, „den Meister

belohnt: der zart antwortende Nachklang und der reine Reflex aus der begegnenden Brust“. Die Deutschen wußten mit dieser „böhmischen Ilias“ nichts anzufangen und die Tschechen hatten keine Lust, sie sich von einem Deutschen erzählen zu lassen. Findet sie jetzt ein weniger stumpfes Geschlecht?

Ich wage nicht anzunehmen, daß wir seither an begegnenden Brüsten beträchtlich zugenommen haben. Den artistischen Reiz des Werks wird man heute vielleicht eher spüren als vor einem halben Jahrhundert. Es gibt immerhin jetzt einige tausend Deutsche, die so tun, als wären Nietzsche und George keine bloßen Zwischenfälle. Daß der „Witiko“ in weltgeschichtlicher Breite zeigt, mit welcher Naturgewalt das Sittengesetz verfährt, wird ihn auch dem Leser heute nicht besonders empfehlen. Aber es könnte vielleicht geschehen, daß manch einer, nach dem wohlgebundenen, auf so feinem Papier gedruckten, zierenden Werk greifend, beim Zahnarzt oder während die Geliebte sich kleidet, darin blättern, hat er es erst zu lesen angefangen, auf einmal im Lesen nicht mehr aufhören mag, staunend festgehalten von der Aktualität, mit der es heute wirkt, einer Aktualität, die fast etwas Erschreckendes hat: das alte Buch scheint ja nur auf uns gewartet zu haben, eigens für uns geschrieben, nur von uns handelnd, von unseren Fragen, inneren Nöten und Zweifeln, in durchsichtiger Verkleidung! Es geht nämlich im „Witiko“ um die Geburt einer neuen Legitimität und die, sozusagen, Illegitimierung der alten: darf, soll, kann ererbtes, verbrieftes Recht jemals entkräftet, hinwieder Ungesetz, Aufruhr und Willkür bloßer Gewalt berechtigt werden, Recht um sein Recht und Unrecht zu Rechten kommen? Um nichts anderes geht es doch aber auch uns jetzt, in allen Dingen!

Das zwölfte Jahrhundert ist die Zeit, Böhmen der Platz, Witiko, ein Mann des Bischofs von Passau, der Held des Romans. Der zieht aus, um „ein rechter Mann“ zu werden. Er weiß voraus: „Ich werde niemals ein niederer Mann sein“, denn: „Ich will zu dem Höchsten streben, ich will das Ganze tun, was ich kann.“ So weiß er sich sicher. Und er spricht zu seiner Mutter Wentila: „Ich liebe die Menschen und strebe, gegen sie gut zu sein.“ Die Mutter antwortet: „So ist dein Vater Wok gewesen und dein Großvater Witek.“ Und er sagt dem Kardinal Guido: „Ich suche zu tun, wie es die Dinge fordern und wie die Gewohnheit will, die mir in der Kindheit eingepflanzt worden ist.“ Der Kardinal erwidert: „Wenn du zu tun strebst, was die Dinge fordern, so wäre gut, wenn alle wüßten, was

die Dinge fordern; denn dann täten sie den Willen Gottes.“ Da muß Witiko freilich bekennen: „Oft weiß ich nicht, was die Dinge fordern.“ Doch der Kardinal bestärkt ihn: „Dann folge dem Gewissen und du folgst den Dingen.“ So tut Witiko. Die Huld seines Fürsten, die Gunst seiner Leute, die Hand des geliebten Mädchens, Ehre, Wohlstand und Liebe lohnen es ihm.

Es ist aber in jenen Zeiten nicht gerade leicht zu wissen, „was die Dinge fordern“, und mancher „rechte Mann“ verzagt, wo denn eigentlich das Recht stehe. Der alte Herzog Sobeslaw ist gestorben, bevor er seinen Sohn Wladislaw, den er sich zum Nachfolger bestimmt hat, völlig hätte „zur Reife erziehen“ können. So haben die Herren des Landes Grund, an diesem Wladislaw zu zweifeln und bevor noch der alte Herzog stirbt, wählen sie auf dem Wysehrad einen anderen Nachfolger, der auch Wladislaw heißt. Doch scheint der alte Herzog selber auch an seinem Wladislaw zu zweifeln, denn als er von jener ungesetzlichen Wahl auf dem Wysehrad hört, rät er selbst, sterbend, dem eigenen Blut zum Verzicht, zur Unterwerfung unter den anderen. So steht nach dem Tode des alten rechtmäßigen Herzogs nun Wladislaw gegen Wladislaw. Welchem von den beiden neuen Herzögen hat da jetzt ein rechtwilliger Mann zu dienen? Welcher Wladislaw ist der rechtmäßige neue Herzog? Der, von Auführern gewählt, zu Prag sitzt oder der, vom Vater ernannt, sich ohnmächtig versteckt hält? Gewiß: dieser hat das geschriebene Recht für sich, aber er ist ein „niederer Mann“, das zeigt er ja schon selber dadurch, daß ihm die Kraft und auch der Mut zu seinem Rechte fehlen. Gewiß: der andere Wladislaw, auführerisch gewählt, hat nicht das Recht für sich, so sehr er sichtlich der Mann dazu wäre; zunächst ist er Herzog doch nur „durch die Tatsache und durch die Macht“. Es steht also machtloses Recht gegen rechtlose Macht und das Recht steht bei einem, der weder den rechten Sinn dafür hat noch den rechten Gebrauch davon macht, und die Macht dagegen steht bei einem, der, rechten Sinnes, rechten Gebrauch von ihr macht. „Und so ist jetzt überall kein Recht.“ Für wen soll sich also da, wer recht zu handeln gesinnt und gewillt ist, entscheiden? Der machtlose Herzog, der es von Rechts wegen wäre, handelt nicht als Herzog und der rechtlose Herzog, der es tatsächlich ist, handelt wie ein guter Herzog: wer von beiden ist also Rechtens Herr im Land, wem zu dienen ist eines rechten Mannes Pflicht? Ja die Ratlosigkeit wächst noch, als die Wähler des unrechtmäßigen guten

Herzogs, durch deren Aufruhr gegen Recht und Brauch er zum Herzog geworden, bald darauf, weil er sich von ihnen nicht, wie sie gerechnet hatten, als Werkzeug ihrer Laune, Willkür und Herrschsucht zur Knechtung der Schwachen und Armen im Lande mißbrauchen läßt, von ihm abfallen, sich den von ihnen im voraus entthronten Herzog aus seinem feigen Versteck holen und einen neuen Aufruhr beginnen, den Aufruhr des bisher machtlosen, ursprünglich rechtmäßigen, innerlich niemals herzoglichen Herzogs gegen den unberechtigten, bisher die Macht ausübenden, jetzt in seiner Macht bedrohten, innerlich zum Herzog geborenen Herzog! Wer, wohin er sich auch stelle, kann guten Gewissens dort stehn? Aber jetzt begreifen wir erst, was mancher Freund Stifters nie begreifen wollte, selbst sein treuer Biograph Alois Raimund Hein nicht, warum aus der drängenden Fülle böhmischer Geschichte Stifter sich unter allen „nibelungenartigen Riesendingen“ gerade diesen Stoff zunächst ausgesucht hat, vor anderen sogar, die seiner künstlerischen Absicht noch näher kamen, der Absicht, „die schreckliche Majestät des Sittengesetzes, welches die hohen Frevler, die in ihrer Macht sonst furchtbar wären, zerschmettert und ihre Gewaltpläne wie Halme knickt, so kraftvoll und glänzend darzustellen, daß die Menschen im Anblick des Entsetzlichen, das infolge von Freveln Schuld und Unschuld trifft, zitternd und bewundernd sich der Macht beugen, die das Böse verbietet.“ Wenn er sich dennoch vor allem für den Witiko entschied, so war's, um gleich am Eingang zu seiner böhmischen Ilias die Grundkraft aller böhmischen, ja der gesamten abendländischen Geschichte, seit es und solange es ein gemeinsames Abendland gab, erscheinen zu lassen, ihren geheimen Motor: das unüberwindliche, niemals verstummende, alles verwirrende, selbst immer wieder von Verwirrung bedrohte, zuletzt aber doch alles auch wieder einlenkende Bedürfnis nach Legitimität. Schon Goten und Langobarden beherrscht es, sie ruhen niemals, bei keinem Sieg, bei keiner Macht, solange nicht irgendein schützender Abglanz von Legitimität darauf fällt, und wär's auch nur einer gestohlenen, einer erschwindelten, einer bloß angeheirateten. Von einer „germanischen Hypnose der mit einem Weibe verknüpften Legitimität“ spricht Albert von Hofmann im ersten Band seiner „Politischen Geschichte der Deutschen“. War sie wirklich zunächst germanischer Herkunft (ihr Gesicht erinnert eher an Züge des römischen Rechts), so hat sie jedenfalls rasch genug auch alle anderen abendländischen Völker angesteckt und wenn es sich dann die Legitimität

auch längst nicht mehr so leicht macht, an Weibern zu hängen, sie wirkt noch jahrhundertlang überall in Europa fort, nicht bloß in seinem Eckfenster Böhmen. Nirgends will Macht, noch so gesichert, sich mit sich selber begnügen: es ist ihr zu wenig, bloß Macht, sie will auch noch im Rechte sein und hat sie keins, so wird sie in ihrer Not gewahr, daß sie ja versuchen kann, Recht zu schaffen: es aus sich selber zu schaffen. Daß Recht, wenn es seine Pflichten unerfüllt läßt, verwirkt werden, daß Unrecht, wenn es die Pflichten des Rechts übernimmt, nicht bloß begnadigt, sondern mit der seinen frechen Beginn schamhaft überwachsenden Zeit berechtigt werden kann, ist eine Entdeckung der Christenheit. Und es ist der Inhalt des Epos vom Jahrhundert Witikos.

Witiko der rechte Mann, hält es erst mit dem Wladislaw, den sich der alte Herzog zum Nachfolger bestimmt hat. Als der andere Wladislaw, der kein Recht hat, zur Macht kommt, geht Witiko heim in seinen Wald und bestellt sein Haus. Als aber Aufruhr, der wider alles Recht den gerechten Herzog emporgehoben hat, sich nun gegen ihn kehrt und gegen ihn den berechtigten unrechten Herzog ausspielt, da geht Witiko zum guten Unrecht über und hilft mit, daß daraus ein neues Recht wird. Der brave alte Stifter, der „etwas philisterhafte Mann“, hat unmittelbar vor seiner Ernennung zum Hofrat dieses Revolutionsbuch mit dem Herzblut eines echten Konservativen geschrieben. Wo Revolution dauernd gesiegt hat, war es immer der Sieg einer Legitimität, der Sieg ungesetzlichen Rechts über ein zum Unrecht gewordenes Gesetz.

Der auf dem Wysehrad durch Aufruhr zum Herzog ausgerufene Wladislaw ist ein besserer Mann und führt die bessere Sache als der zum Herzog berechtigte Wladislaw. Unrecht ist es, wie der rechte Mann Herzog wurde. Muß es Unrecht bleiben? Nun ist er einmal Herzog und wenn er es auch nur durch Gewalt ist, „die Guten“ gehen doch zu ihm. Denn sie sagen sich: „Das Gute, das geworden wäre, wenn die Männer auf dem Wysehrad an dem Rechte gehalten hätten, und das Gott auch mit dem minderen Manne Wladislaw eingeleitet hätte, kann nun nicht mehr werden. Der Herzog Wladislaw wird ein anderes Gute bringen und er wird das Schlechte, das aus dem Unrecht auf dem Wysehrad folgen muß, zu vermindern streben.“ Sie wissen, daß, wenn aus Unrecht gleich in eines guten Mannes Verwaltung Recht werden kann, doch an diesem unberechtigt entstandenen, mißgeborenen Recht immer eine Schuld kleben wird, die noch erst

abgebüßt werden muß. Neues Recht muß seinen Makel immer durch tiefes Leid erst sühnen; es muß erst rein und vom Frevel frei gebrannt werden. Dann erst wird aus gutem Unrecht durch Buße schließlich Recht. So denkt Witiko, so handelt er: Rechter Sinn gibt ihm den Mut, daß er es für seine Pflicht hält, gelegentlich auch einmal Unrecht tun zu müssen, in Gottes Namen! Er scheut es nicht, wenn er meint nicht anders zu können. Im Großen und im Kleinen. Er läßt in der Schlacht einmal, wider seine Pflicht, absichtlich den Feind entwischen; er weiß: das ist nicht recht!, aber er wagt's um der guten Folgen willen. Er argumentiert da fast wie Aljoscha, der in seiner Herzensreinheit auch, um dem Bruder zur inneren Wiedergeburt zu helfen, auf allerhand „Unehrenhaftes“ sinnt. „Jetzt hab ich dich auf dem Jesuitenweg ertappt“, ruft Mitja, „abküssen müßte man dich dafür!“ Und Aljoscha lacht. Und der Herzog dankt es dem Witiko mit hohem Lob. Ist damit gemeint, der Zweck heilige die Mittel? Das würde Witiko nicht sagen. Das hat auch Bismarck nie gesagt. Sie glauben nur zu fühlen, daß ein zum rechten Zwecke notwendiges Mittel gar nicht erst geheiligt werden muß, weil das sachliche Gebot gar nicht unsittlich sein kann. Witiko meint, daß es auf den rechten Sinn der Tat ankommt, den allein haben wir zu verantworten, der rechte Sinn wirkt recht. „Wo das Rechte in dem Sinne ist, fließt es für den Bedarf hervor.“ Der rechte Sinn muß freilich deshalb noch nicht immer auch Recht behalten. Der Ausgang meiner Tat liegt nicht bei mir, der liegt in Gottes Hand. Dieses still ergebene, demütig tapfere θεῶν ἐν γούρασιν κείται klingt durch das ganze Buch. Am gewaltigsten spricht's der Herzog aus, der durch Unrecht zu seinem Recht kommt, selber nur ein gesteigerter Witiko, ein bewußter. Der sagt auf dem freien Platze vor dem Herzogsstuhl seinen versammelten Kriegsherren und Unterführern: „Ich bin nicht wie mein Großvater, mein Vater und mein Oheim. Ich bin auf sie gefolgt. Ich weiß nicht, ob ich ihnen an Gaben gleich oder untergeordnet bin; aber im Guten will ich ihnen gleich sein. Vor diesem ehrwürdigen Stuhle, der schon so viele große und gute Fürsten getragen und manche Verirrungen gesehen hat, kann ich es aussprechen, daß ich die Pflichten treu in mein Herz geschrieben habe, die mir durch diesen Stuhl entstanden sind. In dem Kampfe, der naht, werde ich entweder siegen, und dieses wird nach dem Ratschlusse Gottes dem Lande zum Heile sein, wir werden Gott preisen; oder ich werde unterliegen und dieses wird nach dem unerforschlichen Ratschlusse Gottes dem Lande zum Heile

sein, wir werden auch Gott preisen. Wir kleinen Menschen können das Höchste nicht sehen; aber wir, die wir hier versammelt sind, glauben, daß wir auf dem Rechte stehen, und wir müssen das Recht mit der Herzhaftigkeit und der Einsicht, die wir haben, zu Ende bringen.“ So spricht der Herzog und aus seinem Munde spricht ein Geschlecht, das sich jung und anfangend, die Welt erneuend fühlt, kein Geschlecht von Erben und Enkeln hoher Ahnen, das nun bloß dankbar zu verwahren hat, dem sein Recht schon angeboren ist, sondern ein neu heraufkommendes, das nichts mitbringt, das sich alles selber erst erbringen muß, ein Geschlecht, das in die Welt tritt, damit, indem es seine Kraft zu Rechten bringt, nun endlich Recht erst wieder zu Kräften kommt, ein Geschlecht, das seine Macht berechtigen und dadurch Recht endlich wieder ermächtigen will, ein Geschlecht, das sich selber als Stammvater einer frischen Reihe hoher Ahnen fühlt.

Witiko, der Mann des Bischofs von Passau, und sein Herzog Wladislaw gleichen einander darin, daß jeder seiner Neigung getrost folgen darf in dem sicheren Gefühl, „daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann“, im gelassenen Zutrauen zu „dem guten und mächtigen Ich, das so still und ruhig in uns wohnt.“ Diese Worte stehen aber nicht mehr im Witiko, sondern schon in der Geschichte vom Prokurator, die von Stifter nur sozusagen ins Böhmische des zwölften Jahrhunderts übersetzt worden ist. Und wer hinhorcht, dem klingt da wie dort, aus dem Böhmerwald wie aus der italienischen Seestadt, der beherzte Schritt entgegen, mit dem in der chromatischen Fuge der Mensch aus einer zerstörten Welt tapfer wieder an den Bau geht.

Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie;
Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich.

ARTHUR SCHNITZLER

von

RICHARD SPECHT

Menschen, die an ihrem wahren Leben und an ihrem Glück vorübergehen, oder an denen das Glück vorübergeht. Menschen von sehr empfindlicher Zartheit, hochmütig isoliert und doch darunter leidend, daß keiner ganz zum andern kann. Menschen der Selbstbewahrung, der edlen Form, der guten Haltung; liebenswürdige Melancholiker, gar nicht lebensstüchtig, ein bißchen verwöhnt und wehleidig, von jeder Banalität beleidigt, Enttäuschte und doch immer wieder Suchende der Liebe, stille Ironiker und schönheitsbedürftige Egoisten. Dann wieder solche, die einfach jung sind; die einen sorglos, die andern schwersinnig, beide bezaubert vom Leben, von der Liebe, die ihnen Mittelpunkt und Wesenssinn ist; alles andere, am meisten aber die „ernsten Dinge“: Beruf, Arbeit... bedeutet ihnen nur Arabeske. (Ein einziger dieser jungen Leute ist anders: der Felix im „Einsamen Weg“, der sich ruhig und fest mit den Wichtigkeiten des Daseins auseinandersetzt und an allen kleinen Abenteuern vorbei in ein wertvoll tätiges Leben zu schreiten scheint.) Menschen, die abseits vom wirren Treiben der Zeit stehen, von einer zumeist sehr wienerischen Kultiviertheit, etwas verzärtelt und doch nicht ohne Härte in ihrer Selbstsucht, Ästheten der Geistigkeit, zumeist fern aller praktisch-manuellen Arbeit: Schriftsteller, Maler, Ärzte, feine Skeptiker mit weichen, zärtlichen, behutsamen, weißen Händen, denen alles heftige Zugreifen und Zuschlagen fremd ist. Frauen, die nichts als zu lieben verstehen, die nur selten etwas Mütterliches haben, um die selbst im Alter noch der Schimmer vergangener süßer Stunden schwebt; und wenn sie wirklich Mütter sind, ist ein Zwiespalt da, weil sie zu schwer daran vergessen oder gar darauf verzichten können, immer noch Geliebte zu sein, Frauen, die nur einmal lieben können, sich ganz und gar herschenken und daran zugrunde gehen, weil sie es gar nicht zu begreifen vermögen, daß in der Welt noch für anderes Raum ist als für ihr eigenes, wundervoll inniges Erleben; andere, die nichts schwer nehmen, niemals an dauerndes Glück an eines Einzigen Seite denken, weder durch Überfülle der Empfindung noch durch Enttäuschungen belastet sind und in anmutiger Natürlichkeit, glückspendend und empfangend, von einem zum anderen gleiten, oft ohne die ungeheuren Geschehnisse

zu bemerken, durch die sie schreiten oder die sie verschulden, und gar nicht fähig, über sie (oder über sich) zu staunen und in Verwirrung zu geraten; ohne Dirnenhaftigkeit, eher unschuldig und jedesmal wieder gleichsam neu jungfräulich und doch wieder nur durch die Kindlichkeit und die Unbefangenheit erträglich, mit der sie zu lieben und sich zu geben wissen; und noch andere, die bewußt sind und sich in dieser Bewußtheit peinigen, die begehren und begehrt sein wollen, aber nicht den Mut haben, unbekümmert um das Unrecht eines falschen Sittengesetzes, das der Frau verwehrt, was dem Mann erlaubt ist, ihrem Gefühl zu folgen, und an denen es sich rächt, wenn sie diesen Mut doch einmal haben, ohne daran zu denken, ob sie nicht doch die eine, einzige Sünde begangen haben: des großen Mysteriums nicht würdig zu sein, das die Vereinigung von Mann und Weib bedeutet, weil es nicht der auserwählte, nur irgendein zufällig beehrter Mann war, dem sie sich schenkten, in einer Stunde der Lust, nicht in einer der wahren Liebe, die schwer vom großen Geheimnis ist und in die ewige Kette des Werdens sich spannt. Dann wieder Männer, die das Wahrfafte des Lebens erkannt haben, der Welt abhanden gekommen sind, auf alles Äußerliche, auf Taten, Ruhm, Reichtum und Ehre verzichten und nur mehr mit Menschenseelen spielen; und solche, die nach manchem Irren und Tasten endlich zu sich selbst gekommen sind und ihr wahres Wesen, ihren eigentlichen Beruf behaupten, weder durch Niedertracht noch durch Verlockungen mehr abzulenken, und ja kaum mehr zu verwirren sind. Die meisten aber sind solche, die nicht zweckhaft, nur schön leben. Menschen der Großstadt und des Luxus, selber irgendwie verspielt, ins Spiel von Liebe, Leid, Wahn und Wahrheit, Schein und Sein, Tod und Leben verwoben, unfähig, zu altern (und boshaf und verbittert um sich schlagend, wenn die Jugend zu schwinden droht), unpathetisch, ohne sonore Lautheit, von einer vergeistigten Sinnlichkeit und einer Kultur des Tones und des Wesens, die etwas spezifisch Wienerisches sind oder vielleicht richtiger: waren. Ein österreichischer Totentanz . . . Denn diese Menschenart, wenn sie in diesen letzten Jahren des Wahnsinnes und der Verpöbelung nicht überhaupt ausgestorben ist, hat sich in Exklusivität und Verborgenheit geflüchtet; sie ist nicht widerstandsfähig und nicht vulgär und brutal genug, um in der Untergangsmenschheit des Menschheitsunterganges von heute bestehen zu können. Es sind Menschen, die mehr Hirn als Bizeps, mehr Nerven als Herz haben, voll Anmut der Haltung und von einem so feinen Reiz des Betragens und des Geistes,

daß man sich unter ihnen sofort in bester Gesellschaft fühlt. Die Menschen Arthur Schnitzlers.

Zum mindesten die der ersten Reihe, die Vordergrundsmenschen. Die der zweiten Reihe sind robuster: zufriedene bürgerliche Existenzen, Tenniskünstler, Sonderlinge, Streber, Episodisten des Daseins. Oft wirklich nur Folien und Stichwortbringer (oder gar „Räsonnäre“). Aber auch sie, mögen sie oft nur zur Kontrastwirkung, zur Charakteristik der sozialen Sphäre oder als treibende Kräfte der äußeren Vorgänge vom Dichter in sein Werk entsandt worden sein, haben alle eine so starke Lebendigkeit und Evidenz, daß sie wirklich mit einem weiterleben: sie gehören fortan zu den „persönlichen Bekannten“, man denkt an sie und kann von ihnen sprechen wie von wirklich Lebenden. Es gibt nicht viele Dichter, deren Gestalten so fest und so überzeugend lebensvoll im Raume stehen (wobei zunächst noch ganz davon abgesehen sei, was sie uns zu sagen haben); die mit solcher Kraft die Gegenwart vor uns, mit uns leben. Nicht nur innerhalb der „Handlung“. Ihr Vorher und Nachher ist uns, ohne daß irgendwie darüber umständlich gesprochen würde, vollkommen diaphan. Oft hat man den Eindruck, daß sie über den Willen ihres Schöpfers hinaus ihr Eigenleben führen, nicht immer so, wie er es bestimmt hatte. (Schnitzler selbst hat dieses Gefühl in der wunderbar geistreichen Grotteske „Vom großen Wurstel“ ausgedrückt.) Immer aber sind sie voller Wirklichkeit, keine Schreibtischgeschöpfe, atmende Wesen von äußerster Bestimmtheit des Charakters und mit allen Widersprüchen, Untiefen und Rätseln der menschlichen Seele. Dieses Eigenleben seiner Gestalten ist einer der stärksten Reize des Dichters Schnitzler.

Seine Landschaft: Wien und der Wiener Wald, fast hätte ich gesagt: das Wien Heros und Leanders; solch ein Hauch von unschuldiger Leidenschaft und zarter Sinnlichkeit ist seine Atmosphäre. Im übrigen, es sind nur Teile von Wien, die in Schnitzlers Dichtung lebendig: die grünenden Vorstädte, die Hänge des Kahlenbergs, die Weinländen Grinzings, die Waldungen der Sofienalpe und der stille Sommenheidenweg, der von alten, gleichsam vergilbten Landhäusern über die hügeligen Höhen in liebliche Einsamkeiten führt. Sonst aber ist eigentlich nur die „innere Stadt“ Wiens zum Schauplatz Schnitzlerscher Werke geworden; nicht die Arbeiterviertel und die Geschäftsplätze, die lärmenden Märkte und die Bankpaläste, sondern die alten, vornehmen Straßen mit den unscheinbaren Häusern, in denen dann, nach

einem Aufgang über dumpfige, gewundene, ausgetretene Stiegen weite, schöne Wohnräume überraschen, mit edlen, dunklen Bildern, ziervollen Porzellanvitritten, schweren Teppichen und Vorhängen, gewichtigen, breiten, luxuriösen Biedermeiermöbeln und (manchmal) Makartbuketts in den Ecken, hinter einer Büste oder Konsole. (Das Makartbukett spürt man hie und da bei ihm auch in Werken von „modernem Komfort.“) Der kühle Duft der Kirchen, verlassene, brunnendurchrauschte Plätze, winklige Höfe mit fuchsienbewachsenen Fenstern, offenen Holzstiegen und efeumschlungenen Gängen, über deren Geländer Teppiche und Wäschestücke hängen, eine grüne Pumpe mit knarrendem Schwengel in der Mitte und ein paar verstaubten Oleanderbäumen, einsame Gärten, die wie ein Schubertlied wirken, beglückend und traurig zugleich, trauliche kleine Häuser, aus deren Fenster manchmal liebe, blonde Mädchenköpfe spähen und — — Aber eigentlich sind das gar nicht Schnitzlers „Schauplätze“, die ja zumeist viel eleganter und mondäner sind (dabei gar keine k. k. Eleganz haben, sondern die echte der alten Kulturen) und vor allem viel moderner sind — und doch hat man, wenn man seiner Dichtungen gedenkt, zunächst nicht die Vorstellung der „wirklichen“ Milieus, sondern eben die jener ganz und gar wienerischen Atmosphäre, die gleichsam als sublimierte Musik dieser Stadt und ihren Menschen und Häusern wunderbar reizend zu eigen ist. Dies sind die Kulissen zu diesen Puppenspielen und Mysterien der Seele, und sie werden nicht vorlauter, als es sich gehört: nicht auf sie kommt es an (sogar wenn sie in irgendeinem Sinn „mitspielen“ dürfen), sondern auf das Stück selbst, bei dem es ja auch beinahe gleichgültig wird, was sich äußerlich darin begibt; nur die inneren Vorgänge sind wichtig, die Krankheiten, Heilungen oder das Sterben der Gefühle, die Schattierungen der Seele, die Zwischenstufen und Zwischenspiele, die Ambivalenzen des Gemüts, das Wissendwerden um Unausprechliches. Daß Arthur Schnitzler einer der wenigen ist, der all dies Unsagbare doch zu sagen oder doch spüren zu machen weiß, daß er ein Aufhellender ist und Menschen von heute viel Aufschlußgebendes über sie selbst zum erstenmal gesagt hat — das ist seine Bedeutung für die Dichtung unserer Tage. Daneben wirken die Anlässe und Stofflichkeiten selber beinahe sekundär; man könnte sie preisgeben. Ich gebe sie nicht preis. Keineswegs. Denn es sind Köstlichkeiten, Dokumente (oft auch solche des Dichters: Auflehnung gegen das Theater im Theaterspiel und wieder ein Kapitulieren vor seinen holden Attrappen),

sind äußerst feine Marionettenhantierung, geistreiche Lebensausschnitte mit den seltsamsten Schnittpunkten der Schicksalslinien, sind Ergiebigkeiten eines Fabulierkünstlers, der gleichzeitig ein Ordner und Vereinfacher ist (wenn er auch manchmal hinterher zu komplizieren scheint). Ich gebe sie nicht preis, keineswegs und am wenigsten den Bausch- und Bogenschützen der Kritik. Aber sie machen nicht seinen Wert aus. Wenn auch einen seiner starken Reize.

Seine Welt: das weite Land der Seele. Gewiß nicht nur jene Welt, in der man sich nicht langweilt, jene Welt, die schon mehr „monde“ ist (denn auch das gehört nur zur Peripherie seines Wesens, nicht zu seinem Zentrum). Aber auch darauf kommt es nicht an. Nicht auf die soziale Welt; nicht einmal auf die Gegenden der Seele. Sondern auf den, der sie bereist. Sondern auf den, der auf ihr ruht. Sondern auf den Blick, der auf ihr ruht. Sondern auf die Hand, die sie gestaltet, auf den, der ein Mehreres unseres Wissens um uns selbst ist und uns die Empfindung gibt, daß hier, im Abbilden von Menschen, die uns als solche vielleicht wenig angehen, von einer Welt, die vielleicht nicht die unsere ist (oder es nicht mehr ist), doch unsere Sache verhandelt wird. Und nur unsere Sache. *Mea res . . .* Das hat Schnitzler getan. Er ist ein Mehreres unsres Wissens um uns selbst. Sogar wenn er in Renaissanceszenen Dolche zücken, Giftbecher trinken, Menschenleiber verstümmeln läßt. Sogar wenn ein mittelalterlicher Arzt Wunder der Hypnose verrichtet oder wenn Spiel und Dasein, Komödiantenkniffe und blutige Wahrheit ineinandergreifen, während Revolution gemacht und die Bastille gestürmt wird. Unsere Sache. Das ist sein Wert. Daß er geheimste Regungen ans Licht gehoben hat, die bisher nicht im Bewußtsein waren und daß er es mit so zarten Fingern getan hat wie kaum einer zuvor. Daß er, auch in scheinbar nichtigen Stofflichkeiten, immer wieder Ausblicke frei gemacht hat: ins Geistige, ins Ewigmenschliche, ins Ewigtierische. Daß er Werte verschoben, Wichtigkeiten gesehen und Nichtigkeiten entlarvt, Zusammenhänge des Lebens aufgedeckt, die feinen Ursachen grober Schicksalskomödien gezeigt hat. Daß er gar keine Symbole braucht, um einen Lebenssinn darzustellen (ja, nicht einmal „Problähme“, sogar wenn er sich manchmal um welche müht und dann oft konstruiert, statt zu gestalten). Einfacher: daß er ein Dichter ist. Und einer, der zu Menschen von heute spricht. Selbst dann, wenn er von Menschen spricht, die von gestern sind.

Er entblättert ererbte Begriffe, entfärbt sie von allen Wichtigkeiten, zeigt ihre Wesenlosigkeit und ihren Schein und streut sie gleich welchem Laub hin. Treue, Gesinnung, Mut, Beständigkeit der Gefühle, Vaterlandsliebe, Gemeinschaftsempfindung, Freundschaft — unter einem scharfen Blick werden all die großen Worte klein und ihres Pathos beraubt, und was noch von ihnen standhält, wird zu Regungen des Selbsterhaltungstriebes entwertet oder als Selbsttäuschung enthüllt. Wenigstens soweit es die Menschen der Gesellschaft betrifft, die Schnitzler gestaltet. Denn manchmal schimmert in all diesen Szenen und Erzählungen eine andere Anschauung durch und nicht nur die Sehnsucht nach einem ethischen Imperativ und nach Geschöpfen, die sich unter ihn gestellt haben, sondern auch die Möglichkeit eines richtigeren, weniger egoistischen, mehr von innerer Wahrheit und von Echtheit des Fühlens als vom Geist und von der Gesittung beherrschten Lebens. Dichtungen einer Übergangszeit; Vorzeichen einer neuen für den, der das zweite Gesicht und das zweite Gehör für die Imponderabilien dieser schwermütig reichen Werke hat und der hinter ihre Vordergrundprobleme horcht und schaut . . . Dinge von morgen, ahndevoll an Dingen von gestern gezeigt . . .

Noch Schnitzlers Großvater (nicht mehr sein Vater) hätte bei der Erörterung solcher Fragen vermutlich gesagt: machen Sie Schabbes damit . . . Dieser Großvater (der übrigens Zimmermann hieß — erst sein Sohn wurde zu der Namensänderung in „Schnitzler“ angehalten, und es wirkt fast symbolisch, daß der Enkel etwas von beidem hat: vom dramatischen Zimmermann und vom Schnitzler von Gedanken- und Gefühlsarabesken) — dieser Großvater hätte anders recht gehabt, als er meinte; denn heute machen wir wirklich „Sabbath“ damit — es ist uns ein Fest, nicht nur müßiges Spintisieren in freien Feiertagsstunden, diesen feinen, rätselhaften Dingen nachzuspüren, die mit solchem Seher- und Versteherblick hier ans Licht gehoben werden. Denn gerade darin, nicht im Parfüm einer mondänen Erotik, nicht in der Schilderung einer absterbenden Gesellschaft und ihrer Exponenten, sondern im Erfühlen und Aussprechen seelischer Subtilitäten, die vor ihm keiner in Worte und Stimmungen gebracht hat, liegt, neben seiner besonderen Kraft im Formen lebendiger Geschöpfe, die fortan zu uns gehören, die Bedeutung Arthur Schnitzlers. Und darin ist er ein bereichernder Wert.

Niemals hat er aufgehört, sich als Arzt zu fühlen. Nur nebenbei bemerkt: wie bezeichnend es für die ewig wache Lust an schadenfroher Verkleinerung und an mißtrauischem Zweifel ist, daß man einen Arzt, der „auch“ dichtet, ebensowenig ernst nehmen wollte (und will) als einen Dichter, der dazu noch ein Arzt ist. Und ein scharfblickender, verstehend kluger, schöpferischer dazu, der nicht am Lehrbuch klebt, sondern der seiner lebendigen Erfahrung und seiner Empfindung für individuelle Physis und Psyche folgt. Solch ein wirklicher Arzt war Arthur Schnitzler und ist es noch: ich darf es aus eigensten Erleben feststellen. Das wird keinen überraschen, dem es klar geworden ist, daß es ja überhaupt keinen Beruf gibt, der ohne produktive Begabung, ja ohne eine Art künstlerischer Fähigkeit zu Vollkommenheiten gelangen kann; ideale Schuhe, die dem Fuß die rechte Form geben und den Gang beflügeln, wird nur ein Schuster schaffen, der irgendwie intuitiv und in voller, erfinderischer Freude an seinem Handwerk arbeitet; die andern sind eben nur — Schuster. Und wenn ein produktiver Mensch sich (nicht aus äußerlicher Not, sondern aus innerem Getriebensein) vielfach betätigt, so wird eben alles, was er arbeitet, nur verschiedenartiger Ausdruck des gleichen Wesens sein; das Spezialistentum ist nur eine unerfreuliche Folge unserer Soziologie geworden. In diesem besonderen Fall aber steht es obendrein so, daß der Arzt und der Dichter einander immerwährend befruchtet haben, daß der diagnostische Blick, die psychologische Bravour des Erzählers und Dramatikers dem Stück Arzt in ihm zuzumessen sind und daß die Intuition, das Verständnis für alles Menschliche, für alle Komödien und Tragödien des Lebens und Sterbens und Leidens, das die viel zu wenigen, die Arthur Schnitzler als Arzt kennen lernten, in dankbarem Erinnern tragen, des Dichters Teil ist. (Sofern hier überhaupt Grenzscheidungen vorgenommen werden können.) Sicher ist, daß Schnitzler zeitlebens ein Heimweh nach dem Arztberuf nicht überwunden hat; daß er heute noch, wenn er den stillen, abgeschiedenen, fliederdurchblühten Hof des Allgemeinen Krankenhauses durchschreitet, auf dem man unwillkürlich wie auf Fußspitzen geht, immer noch das Gefühl hat, daß hier sein eigentliches Zuhause sei. Und auch, wenn man mit ihm über seine Gestalten spricht, hat man oft nicht nur die Empfindung, daß man mit ihrem Schöpfer debattiert, sondern daß man ihren Hausarzt befragt, der nicht nur über das Seelische, sondern auch über ihren körperlichen Habitus, über ihre kleinen Gewohnheiten und Defekte, ja ebenso

über die Prognose des Künftigen genauen Bescheid weiß. Wobei es ja merkwürdig ist, daß — ich sage es immer wieder — all diese Gestalten derart mit einem Leben, so intensiv sind und so fest im Raume stehen, daß man sich wirklich wie über persönliche Bekannte, über ihr Vorher und Nachher, nicht nur über ihr Gegenwärtiges, unterhalten kann und daß das einen besonderen Reiz hat. Davon noch in anderm Zusammenhang; so wie der ärztliche Einschlag in diesem Dichterwerk noch im einzelnen festzustellen sein wird. Nicht nur in der Meistererzählung „Sterben“, die ja eigentlich eine ideale „Krankengeschichte“ ist, wunderbar exakt bei allem dichterisch Gesehenen, Gestalteten, Erfühlten, aber ganz von der ruhigen Präzision, mit der ein „Fall“ im Klinischen Journal behandelt sein sollte, wenn andre etwas Wahrhaftes daraus erfahren sollen. Ich weiß, daß das extrem ausgedrückt ist, und tatsächlich ist diese schöne, unverschnörkelt einfache, oft bis zum Peinigenden wahrhafte Erzählung in ihrer Menschengestaltung und ihrer Landschaft so ganz und gar dichterisch, daß alles psychologisch Analytische daran und alles gleichsam wissenschaftlich Referierende nicht erkältend wirkt; der „Fall“ ist von einem Arzt gesehen, aber von einem Dichter geformt. (Wiederum extrem formuliert, denn tatsächlich sind ja hier beide nicht zu trennen und nicht abzugrenzen: Schnitzler ist schließlich nicht links der Arzt und rechts oben der Dichter und unten der weltmännische Lebemann Anatol — obwohl manche sich das so vorzustellen scheinen.) Aber auch in anderen Werken ist vor allem der Arzt schöpferisch geworden: im „Professor Bernhadi“, im „Paracelsus“, in der Novelle „Doktor Gräsler, Badearzt“. Nicht als ob einem Schriftsteller von starker Kraft der Beobachtung und Einfühlung das Stoffliche an ihnen, das Milieu, ja die Einzelheiten der Gestaltung nicht glücken konnte, auch wenn er nie das Doktordiplom erworben hätte; aber das Hintergründliche daran, die berufliche Physiognomik sozusagen und die geistigen und menschlichen Charakterzüge, konnten nur einem Wissenden gelingen, dessen Liebe seinen bösen Blick geschärft, seinen guten Blick geweitet und der zu alledem zum Humor des lächelnd Abseitsstehenden, resigniert Betrachtenden sich hinaufgefunden hat. Wie groß diese Liebe zu dem innerlich aufgegebenen Beruf ist, zeigt sich auch in der auffallenden Tatsache, daß es nur wenige Stücke von Schnitzler gibt, in denen nicht der Gestalt eines Arztes eine wesentliche Rolle zugeteilt wäre und daß unter diesen vielen — von dem ganzen Kollegium im „Professor Bernhadi“ vollkommen abgesehen — nur zwei unsympathisch

sind: die des Ferdinand Schmidt im „Vermächtnis“, der aber an sich eine mißglückte Figur ist, in der Schablone des Theaterintriganten erstarrt, beinahe persönlich animos gezeichnet, nicht nur einer der gütelosen, brutalen Mediziner, denen ihr Beruf nur ein Geschäft ist, sondern nicht einmal das; er wirkt so wenig „ärztlich“, daß es beinahe verwunderlich ist, daß Schnitzler ihm nicht lieber einen anderen Beruf zugeteilt hat. (Und ist, nebenbei, so verwandt mit dem Arzt in Saltens „Ernst des Lebens“, daß man beinahe versucht wäre, an eine Anregung durch das gleiche Modell zu glauben.) Und dann ist da der verbitterte, tückisch gewordene, hinterhältige Dr. Eckold in der „Stunde des Erkennens“ (Komödie der Worte), der so kalt und höhnisch den Ehebruch seiner Frau rächt und diese Rache „genießt“ — und der schließlich doch in seiner Kleinheit unterliegt, weil ihm eben das Beste des Arztes fehlt: das Erkennen und Verstehen. Sonst aber ist es eine famose Galerie von gütigen, feinen, liebevollen und seelisch taktvollen Menschenexemplaren, die Schnitzler in seinen Dramen als Berufsgenossen hingestellt hat: von dem lebenswürdigen, wenn auch noch ein wenig blaß und unbestimmt konstruierten Dr. Weldner im „Freiwild“ und dem mit zwei Strichen glaubhaft gemachten Dr. Bernstein im „Vermächtnis“ bis zu dem netten Dr. Halmschläger der „Letzten Masken“, dem erschütternden Sonderling im „Medardus“, den beiden noblen, schwermütig lebensabgewandten, nur mehr in ihrer Arbeit ruhenden Professoren in der „Gefährtin“ und in „Stunde des Erkennens“ (die einander irgendwie ähnlich sind), den nicht ganz erfreulichen, ein wenig komödiantischen Episodisten in der „Gefährtin“ und wieder den eitlen, sonoren Doktor in der Erzählung „Der Tod des Jungesellen“, bis zu den ärztlichen Prachtgestalten des wissenden, menschlich warmen, klugen und verstehenden Arztes im „Ruf des Lebens“, des äußerlich unscheinbaren, aber innerlich reichen, verlässlichen, wahrhaften Dr. Mauer im „Weiten Land“, des zartfühlenden, resignierend bescheidenen und doch seines Werts bewußten Dr. Reumann im „Einsamen Weg“ und gar der beiden jüdischen Ärzte im „Weg ins Freie“: des alten Dr. Stauber, zu dem offensichtlich ein berühmter Wiener Internist aus der Oppolzer-Schule Modell gestanden ist: ein milder, weiser, gütiger Gelehrter, reif und abgeklärt, selbstlos und väterlich — am wenigsten vielleicht gegen den eigenen Sohn, der aggressiver ist, zwiespältig, ohne Wohlwollen, zwischen Medizin und Politik schwankend, bitter geworden und doch schließlich zu einer Synthese seines Wesens gelangend. Damit aber ist die Reihe noch nicht

erschöpft, auch wenn die absonderlichen Köpfe nicht in Betracht gezogen werden, die der Ärztekommödie „Professor Bernhardi“ soviel Lebendigkeit geben: der junge Dr. Alfred in „Sterben“ zum Beispiel, noch nicht so eingehend gestaltet wie die späteren, mehr plakatiert, aber sehr sympathisch in seiner Sicherheit, Frische und Wärme; sein Namensvetter, der in der „Gefährtin“ eine etwas klägliche Rolle spielt und (es ist bezeichnend) wieder just kein Arzt sein müßte, er hat gar keine beruflichen Spezialzüge; der Gatte in „Die Toten schweigen“, den ich mir so vorstelle wie den alten Dr. Stauber in jüngeren Jahren; der geschniegelte, weltmännische Professor im „Weg ins Freie“, der dreist zugreifende junge Doktor in „Frau Beate und ihr Sohn“ und dazu noch ein paar unwesentliche Nebenfiguren, die diese stattliche Gilde vervollständigen. Und drei Hauptfiguren Paracelsus, Bernhardi, Gräsler, von denen im Zusammenhang mit der Betrachtung der Werke gesprochen werden soll.

Daß alle dichterische Gestaltung Abspaltungen des eigenen Ich bedeutet, kann kaum deutlicher werden als durch die Tatsache dieses Reichtums an Menschenexemplaren, die alle dem Berufe angehören, dem der Dichter entsagen mußte. Hier waltet weder Zufall noch Bequemlichkeit der Wahl, sondern Notwendigkeit. Der Arzt Arthur Schnitzler, der in seinem Werke schon durch die ganze Art der Betrachtung, der Seelenenthüllung, der Weltanschauung und sogar oft des besonderen Tons spricht, hat sich zu alledem in einem ganzen Zug von Gestalten exemplifizieren müssen, in denen er sein eigenes unterdrücktes Leben fortlebt. Ja ich glaube: erst in dem Augenblick, in dem Schnitzlers Arzttum sich in Dichtertum umgesetzt hat und eins mit ihm geworden ist, hat er wirklich schöpferisch werden können. Bis dahin, solange er den Arzt verleugnete und gleichsam vor ihm versteckt schriftstellerte, war er Epigone, hat heinesiert, gegrillparzert, gehebbelt, französelte; dann erst, als er sich selber nicht in Kategorien teilte, sondern als Ganzer seiner selbst bewußt wurde, konnte er der werden, der er ist. Daß diese Selbsterkenntnis mit Erlebnissen zusammenfiel, die ihn wachrieten, Intensität des Gefühls entzündeten und gleichzeitig die Kraft der Wahrhaftigkeit, des Einstehens für sein Ich und die Wertlosigkeit jeder Pose vor sich und anderen, den Mut, sich zu bekennen, — und ebenso, daß er gerade zu jener Zeit die Freunde und Gefährten fand, deren Umgang für ihn gleichsam ein geistiges Training bedeutete und dazu jene Kontrolle und das Korrektiv, deren jeder in den Perioden der Selbstauprägung

bedarf — das liegt in der Linie des Schicksalmäßigen, die sich in jedem Leben erwählter Menschen zeigt und die nur Kurzsichtige und Leichtfertige mit Zufallsfügungen und blindem Ungefähr verwechseln können. Mehr als das: wo immer sich diese Gesetzmäßigkeit des Erlebens zeigt, das immer wiederkehrende Wunder, daß zur rechten Stunde der rechte Mensch, das rechte Buch, das rechte Ereignis als Hilfe in einer geistigen oder materiellen Not kommt, aus der es kaum mehr Rettung zu geben schien — dort wird man, ohne fehl zu gehen, auf den Wert und das Berufensein des Menschen schließen dürfen, dem dies begegnet. Jedes Leben steht unter einem Plan. Aber er ist nirgends so überwältigend sichtbar wie im Leben der Männer, die zu geistigem Schaffen bestimmt sind. Schnitzler ist sogar darin zu sehr Arzt, um derlei zuzustimmen. Es bleibt trotzdem wahr. Auch für ihn.

(Aus dem Buche: Arthur Schnitzler von Richard Specht, das in Kürze im Verlage S. Fischer, Berlin erscheint).

ARTHUR SCHNITZLER ZU SEINEM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG

(15. Mai 1922)

Ich saß wieder einmal im „Weiten Land“. Ich fühlte mich ungewohnt behaglich. Ich beneidete diese Zeit und diese Dichtung um ihre Freude am Leben, auch am schmerzlichen, um ihre gefühlvolle Bejahung, um das Glück, das sie fand und das sie brachte. Wußten wir das damals? Wir waren so unpolitisch und unproblematisch. Wir haben jetzt viele Politiker, die die Menschen glücklich machen wollen, jedoch unglücklich machen, weil die Menschen so beschlagen oder brutal sind, daß sie nicht einsehn: von morgen ab könnten sie glücklich sein, wenn sie nur ernstlich wollten. Wir haben viele Dichter, die sich den Kopf und den Stil über selbstgeschaffene Probleme der Schuld und des Unglücks zerbrechen. Aber wir haben die Freude verloren. Sein Werk ist eine Walzerkette, mit dem Tropfen Melancholie, der darin wienerisch trânt. Die Träne ist geblieben, das Glück ist dahin. Mit dem Wunsche nach Glück stehen wir heute gerade vor ihm. Das ist unser Glückwunsch, in einem sehr wahren Sinne

des Wortes. Nicht Kritik, nicht Zeitgrenze, sondern es ist ein moralischer Instinkt. Darf ich mit diesem Präludiumwunsch nach Glück die Festreden aus dem Kreise unserer Zeitschrift, die für ihn Heimatboden war, eröffnen?

OSKAR BIE

Ich schrieb einmal, vor Jahren, an Arthur Schnitzler: Es gibt keine drei Dichter, denen ich als Schriftsteller mehr zu verdanken hätte als Ihnen, und keinen einzigen, dem ich, was ich ihm verdanke, lieber verdanke.

Mag dies auch nur eine persönliche Bemerkung und als solche, was mich betrifft, völlig bedeutungslos sein, so hat sie doch in bezug auf Schnitzler eine weiterreichende und tiefer begründete Bedeutung. Denn in der Lage, in der ich mich bei jenem Geständnis befand, dürfte sich ein namhafter Teil des österreichischen wie auch des deutschen Schrifttums eingestandener-, zum Teil auch uneingestandenermaßen befinden. Die österreichische Literatur, das österreichische Theater zumal verdankt einem Dichter, den man an seinem Jubiläumstage den größten österreichischen Dramatiker seit Anzengruber nennen wird — und der es auch ist — natürlich unendlich viel. Wieviel, mag derjenige, der die kritische Wage schwingt, haargenau bestimmen oder abschätzen. Aber nicht darauf allein wird es bei dieser Bestimmung ankommen, wieviel Gewichte er hierzu benötigt, sondern auch auf jenes kleine Übergewicht der Sympathie, das der Blick des Wägenden, demjenigen des Dichters bezeugend, seinem reichen Werk aus freien Stücken zulegt. Es gibt zwar keine Dankbarkeit in der Literatur, aber es gibt noch immer, in seltenen Fällen, Liebe. Und sie sich gewonnen haben, ist auch Talent und vielleicht noch etwas mehr als Talent.

RAOUL AUERNHEIMER

Was meinst Du, lieber Arthur, wieviel wird in hundert Jahren von Dir noch am Leben sein? Und wieviel von mir? Wie viel von uns allen? Du fragst vielleicht, ob ich Dich das grad an Deinem sechzigsten Geburtstag fragen muß, aber kannst Du Dich erinnern, daß ich je schicklich war? Und Du wirst auch gleich sehen, Du kommst bei meiner Frage weit besser weg, als Du vermutest; ich fürchte: besser als irgend einer sonst von uns! Es sieht dir ja nicht gleich, anzunehmen, daß Du zeitlose Werke geschaffen hast, ewige, wie man die nennt, mit denen nach Jahrhunderten noch die Schuljugend so geplagt wird, daß auch der Erwachsene, wenn er den Namen hört

im ersten Schreck sie zu kennen verlogen vorgibt. Wer sich aber nicht schmeichelt, den kommenden Generationen solche Qualen bereitet zu haben, wovon soll er sich Nachruhm erhoffen? Warum soll in hundert Jahren jemand uns lesen? Was wird denn in hundert Jahren überhaupt sein, dort wo wir jetzt sind, wo vor einiger Zeit noch unser altes Österreich war? Nun, ich vermute: da wird in hundert Jahren wieder jenes Österreich sein, wenn auch vielleicht ein bißchen anders, ein bißchen verrückt, nämlich mehr nach Osten, vielleicht auch unter einer anderen Firma, wahrscheinlich unter einem anderen Namen, ich denke, daß es Böhmen heißen wird, den heiligen Benes wird es als Erzvater verehren, und dieses neu betitelte Reich, als Eckfenster Europas, wieder für die Länder des Abendlands genau so wichtig, geheimnisvoll und unverständlich, wie es unter dem alten Namen war, wird nun, gerade weil es auf seine neue Form sehr stolz sein wird, das Bedürfnis aller neuen Formen haben: sich mit Ahnen zu versehen und sich möglichst weit zurückzudatieren; es wird leidenschaftlich historisch gesinnt sein. Und in seiner Urgeschichte wird das letzte Kapitel, bevor das Erwachen der Menschheit beginnt, ja von uns handeln: denk Dir, wie ungeheuer interessant wir dann sein werden, als die letzten Stammväter, um die gleichsam der Urwald noch rauscht! Und wenn man dann die Sitten, Denkweisen, Lebensarten des sanften Abendrots, in dem das Österreich der Vorwelt verglomm, durchforscht haben wird, wird man sich an den Künstler halten, der jenes Abendrot von 1890 bis 1920 am reinsten zu spiegeln scheint. Und der, lieber Arthur, bist Du! (Denn ich selber komme ja da schon deswegen nicht in Betracht, weil ich das Abendrot für einen Sonnenaufgang hielt; ich muß mich im besten Fall mit der Unsterblichkeit eines Spaßvogels begnügen, zum Gaudium der Enkel.) Du hast, wie kein anderer unter uns, den letzten Reiz des verschimmernden Wien mit zarter Hand gefaßt, Du warst der Arzt an seinem Sterbebett, Du hast es tiefer geliebt als irgend einer von uns, weil Du schon wußtest, daß keine Hoffnung mehr war: gerade die namenlose Melancholie, die mich zuweilen ungeduldig gegen Deine Werke, ja fast mit Dir selbst werden ließ, sichert Dir ihre Zukunft: als ein rührender Abschied von Österreich leben sie, so lang ein dankbares Erinnern an die Kaiserstadt nicht ganz erloschen sein wird. Du bist der letzte Dichter ihrer Agonie gewesen.

Unter den Plänen der Zeit, in der es fast aussah, als ob ich etwas wie der Burgtheaterdirektor wäre, war auch der einer neuen Inszenierung

Deiner „Liebelei“, nämlich „im Kostüm“: die Dekoration des ersten Aktes genau nach der Einrichtung Deiner Junggesellenwohnung von 1892 kopiert, das Zimmer des zweiten und dritten in der gewissen vorstädtischen Mischung von ein paar ererbten echten Biedermeierstücken mit scheußlichster billiger nachgemachter Tapezierherrlichkeit aus den siebziger Jahren; und alle durchaus in der Tracht nach der Mode von damals, viel „echter“ als in der *Première*, zu deren Zeit Regisseure derlei „Nuancen“ noch gar nicht oder ganz falsch verstanden. Hätte ich heute beim Theater noch was zu reden, ich würde Dir zu Deinem Sechzigsten eine ganze Reihe Deiner Stücke so, mit dem Wohlgeruch ihres Augenblickes, vorspielen, sie müßten, wenn man ihnen ihr Alter gibt, auf einmal wieder ganz jung sein. Du selbst aber wirst, wenn sie sich Dir einst in ihrer zweiten und dritten oder (haben wir denn nicht noch so schrecklich viele Geburtstage vor uns?) vierten Pubertät zeigen, staunen, welch unverwüstlich lebendiger Ausdruck und Abdruck jener sterbenden Zeit sie bleiben!

HERMANN BAHR

Wienerisches in den letzten Zügen, die ein leichtes Rot auf die Wangen schminken, Verklingen des letzten Straußwalzers in schon ansetzendes Klappern des Xylophons. Duft, dem die Kunst schon etwas nachhelfen muß, damit man ihn noch wahrnimmt, Grazie, die sich bereits in Erschlaffung auflöst: diese für Wien eigentümliche künstliche Natur ist, scheint mir, in Schnitzlers Arbeiten aufgefangen und festgehalten, vielleicht auch für spätere Geschlechter, so wenig monumental Schnitzler sich auch hat, dieser etwas ironische Sentimentale. Ein kritischer ästhetischer Rigorismus würde hier mit falscher Wage wägen, unpassendem Maß messen. Es ist schon viel, die Gesellschaft seiner Zeit nie gelangweilt, aber immer interessiert, nie belogen, aber immer geliebt zu haben.

FRANZ BLEI

Arthur Schnitzler erleidet das Leben: den Zauber kurz bemessenen Daseins, der Jugend, der Liebe, der Freundschaft, die Schönheit unvergänglicher Kunst; er erleidet es mit jener Süße der Schwermut, die wir aus der Melodie seines Werkes kennen.

Arthur Schnitzler erleidet die Welt: das Unrecht in jeder Stunde des Lebens, von Menschen am Menschen begangen, von Machthabern aus Mißwollen und Unverständnis verübt; die Beschränktheit ahnungsloser,

in Konvention verstrickter, Menschen; sie haben seine Sprache geschärft, seinen Dialog geschliffen.

Schnitzler prägt keine engumrissenen Charaktere; seine Gestalten enttüllen sich aus der Fülle ihrer Problematik, aus unverschuldeter Schuld vor unseren Augen. Schicksalsgebundene Menschen als Produkt gesellschaftlicher Zustände bevölkern das dramatische Werk Schnitzlers, und so kennzeichnet sich der Geist und das Ethos seines Schaffens nicht aus Widerstand gegen das Individuum als vielmehr gegen eine Gesellschaft gerichtet, der er mit bezaubernder Ironie begegnet.

Schnitzlers Werk, von warmer Menschlichkeit getragen, gliedert sich als Lebensbesitz seiner Ahnenreihe Turgenjew, Tschechow, Chopin an. Ihm heute zu danken, hat der Mensch, der Freund und Verleger willkommenen Anlaß.

S. FISCHER

1922 scheint das Jahr der Sechzigjährigen zu sein, Schnitzler eröffnet den — Reigen. Es ist zwar deutsch, selbst bei einer Gratulation seinen Vorbehalt zu machen oder gar eine Kritik zu schreiben, ich erlaube mir aber zu finden, daß das schlechter Geschmack ist. Entweder schickt man einen ehrlichen Gruß oder schweigt.

Aber warum nicht den Gruß schicken? Er gebührt jedem, der etwas gab und sich sichtbar machte. Esprit de corps? Gewiß. Man muß den Geist der gemeinsamen Angelegenheit hüten. Man ehrt das, was man selbst für das höchste Gut hält, die Verwaltung der geistigen Dinge, indem man einen ehrt, der ein Verwalter war.

Schnitzlers Tag fällt in eine für ihn ungünstige Zeit. Sein Wien ist nicht mehr, und da wir nicht untergehen wollen, bestätigen wir mit einer gewissen Grausamkeit die Tatsache — wir sagen, was war, ist erledigt. Wir fühlten schon vor dem Krieg, daß eine Gesellschaft sich zum Sterben anschickte. Man wird ohne große Mühe einmal aus Schnitzlers Werk die Ahnung dieses Sterbens herauslesen: nicht daß das seine Absicht gewesen wäre, er glaubte nur sich zu gestalten. Solche Verrückungen des Gesichtswinkels sind eine der merkwürdigsten Erscheinungen des geistigen Lebens, jeder von uns ordnet sich anders ein, als er eingeordnet wird.

Auch in Deutschland gibt es viele Arten des Verhaltens zum Leben; die sogenannte wienerische ist eine Ergänzung der metaphysischen oder idealistischen oder knorrigen oder welche immer die eigentlich deutsche sein soll — eine Ergänzung, die nur ein Rassenfanatiker schelten könnte. Glauben wir doch nicht, daß wir, die heute von

Ideen bewegt werden, keine Verwendung mehr hätten für die Eleganz, den gesellschaftlichen Charme, die Sinnlichkeit Schnitzlerscher Stücke und Romane.

Die Melancholie Schnitzlers ist vielleicht zu unfrei, um sich bis zur Größe zu erheben, seine Ironie nicht schmerzhaft genug — aber Melancholie und Ironie sind da, also ist die Musikalität seines Werkes da. Und welch ein sauberer, ehrlicher Arbeiter. Es ist noch nicht sicher, bei welchem Kitsch die Revolutionäre enden werden, wir erlebten bereits seltsame Wandlungen und mancher Aristophanes ist schon Sardou geworden; Schnitzler blieb sich treu.

Und was seine Prosa betrifft, so mag es charaktvollere geben, aber keine reinere; man rechne ihn zu den Hütern der Sprache.

OTTO FLAKE

Die bleibende Bedeutung Schnitzlers scheint mir in dreierlei zu liegen.

Zunächst hat er als einer der ersten den impressionistischen Menschen auf die Bühne gestellt; dieser impressionistische Mensch hatte den ungeheuren Vorsprung, nicht mehr aus einer oder aus zwei Seelen zu bestehen, sondern aus einem ganzen Gesellschaftsstaat von Seelen, die sich in steter Verschiebung und Gegeneinanderbewegung befinden und dennoch stets ein gesetzmäßiges und symmetrisches Gebilde hervorbringen, ganz wie in einem Kaleidoskop. Um dies erkennen und gestalten zu können, muß man die Gabe besitzen, die Welt sozusagen mit Facettenaugen zu betrachten: als ein vielfächiges Gebilde, das zahllose Seiten und Ecken hat; und diese Gabe hat Schnitzler in hohem Maße bewährt.

Sodann aber hat er, was mit dem ersten eng zusammenhängt, den Mut und die Kraft besessen, in die geheimnisvolle Dunkelkammer des menschlichen Unterbewußtseins hinabzusteigen und dort jene bedeutsamen und widerspruchsvollen Verschränkungen, Rückbeziehungen und Polaritäten aufzuspüren, deren Entdeckung sich an den Namen Sigmund Freuds knüpft. Man kann sagen: er hat bereits zu einer Zeit, als diese Lehren noch im Werden begriffen oder nur auf einen kleinen Kreis von Fachgelehrten beschränkt waren, die Psychoanalyse dramatisiert.

Und schließlich — und das scheint mir das Wichtigste, obgleich es vielleicht manche für eine sekundäre und subalterne Funktion halten werden —: er hat in seinen Romanen und Theaterstücken das Wien

des Fin de siècle eingefangen und für spätere Geschlechter konserviert; eine ganze Stadt mit ihrer einmaligen Kultur, mit dem von ihr genährten und entwickelten Menschenschlag, wie er sich in einem bestimmten Zeitpunkt der Reife und Überreife auslebte, ist durch ihn klingend und leuchtend geworden. Er hat damit für seine Zeit etwas ähnliches geleistet wie Nestroy und Schwind für das Wien des Vormärz. Seine Werke sind ein unverlierbares Stück seelische Kostümgeschichte. Er hat eine Art Topographie der Wiener Seelenverfassung um 1900 geschaffen, an der man sich später einmal zuverlässiger, reicher und genauer orientieren wird als an den dickleibigsten Kulturhistorien.

EGON FRIEDEL

Arthur Schnitzlers warme und feine Begabung besitzt einen Zug, der in Deutschland selten ist, Grazie. Es ist deutsche Grazie, keine französische. Seine Gestalten, sein Theater ist unaufdringlich bis zur möglichen Grenze. Man wird diesen deshalb manchmal ein wenig blaß anmutenden Schriftsteller immer wieder revidieren müssen, um die farbigen Reize und großen Schönheiten seines Werkes nicht zu verlieren und für den deutschen Dauerbesitz zu retten. Den Sinn für Schnitzler besitzen, heißt Kultur besitzen, und sich von Schnitzler angezogen fühlen, heißt die Kultur suchen. Es sollte vielmehr als es geschieht, Schnitzler gespielt werden.

GERHART HAUPTMANN

Schnitzlers Theaterstücke sind vollkommene Theaterstücke, gebaut, um zu fesseln, zu beschäftigen, zu unterhalten, in geistreicher Weise zu überraschen; sie tun dem Augenblick genug und vermögen noch nachträglich, das Gemüt und die Gedanken zu beschäftigen; ihre Handlung und ihr Dialog beschwingen einander wechselweise, die Charaktere sind vorzüglich erfunden, leben ihr eigenes Leben und dienen doch nur dem Ganzen. Wenn man diese Stücke auf der Bühne sieht, hat man das Gefühl: derjenige, der sie gemacht hat, ist auf den Brettern zuhause und hat keinen anderen Ehrgeiz, als durch das Theater zu wirken.

Schnitzlers Erzählungen sind lebendig, spannend; sie haben immer das nötige Detail, aber nie zu viel davon, sie haben Psychologie, aber die Psychologie dient nur dazu, den Gang des Ganzen in einem reizenden Rhythmus bald zu verlangsamen, bald zu beschleunigen, sie stecken voll Beobachtung, aber auch die Beobachtung ist dem eigentlichen Reiz der Erzählung untergeordnet. Man hat das Gefühl, daß

sie von einem Mann herrühren, dessen primäres Talent das Talent des Erzählens kurzer oder eigentlich mittellanger Erzählungen ist. In beiden Formen: Drama und Erzählung ist er durchaus ein Künstler, und war es vom ersten Tage an. Es ist ein erstaunlicher Gedanke, daß die kleinen Szenen aus dem Leben einer erfundenen Figur „Anatol“, die heute aller Welt in Europa und über Europa hinaus geläufig ist, und eine kurze in ihrer Art vollkommen reife und meisterhafte Erzählung „Reichtum“ das erste waren, womit er vor so vielen Jahren hervortrat.

Ihm sind alle Instrumente zu Dienst, die das Handwerk einem erfahrenen und sehr nachdenklichen Künstler in die Hand gibt, um selbst den scheinbar unergiebigsten Stoff ganz zu bezwingen und der Materie ihren inneren Reichtum zu entlocken. Keines davon gebraucht er mit größerer und reizvollerer Virtuosität als die Ironie. Je kühner er diese anwendet, je mehr er seinen Stoff und seine Motive mit ihr in die Enge treibt, desto weiter erscheint paradoxerweise sein geistiger Horizont. So würde ich sagen, daß neben der „Liebele“, die eine Arbeit von ganz einziger Art ist, einige seiner kleinen Kunstwerke — Erzählungen oder Dramen — durch den Zauber der Ironie als die größten erscheinen. Ihnen allen wohnt nicht nur die Andeutung inne, daß der Schöpfer dieser kleinen Welten mehr von der Welt weiß, als er zu sagen vorhat — dies ist ein gewöhnlicher Reflex aller Ironie —, sondern auch dieses Besondere: man ahnt, er hätte noch mehr und vielleicht noch stärkeres zu geben, als ihm bisher zu geben gefallen hat oder gestattet war. Unter diesen Umständen kann man nicht vom Alter eines solchen Menschen sprechen, denn es ist durchaus möglich, daß ein solcher von einem Teil seiner Kräfte noch niemals sichtbaren Gebrauch gemacht und auch einen Teil seiner Jugend irgendwo zurückbehalten oder verborgen hat.

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Arthur Schnitzlers Lebenswerk läßt sich nicht aus der österreichischen Dichtung, nicht aus der deutschen Literatur mehr hinwegdenken. Es ist in seiner Fülle, seinem dramatischen und epischen Gehalt ein Bestandteil des deutschen geistigen Besitzes geworden. Das empfinden heute nicht nur seine engeren Landsleute. Über seine österreichische Heimat hinaus wissen ihm Tausende und Abertausende für die künstlerischen Erlebnisse, die sie ihm schulden, Dank. Weil er Grazie, Humor und schmerzhaft Melancholie besitzt, hat man ihn des

öfteren mit Maupassant verglichen. Nach meinem Gefühl zu unrecht. Nur aus dem tiefen Grunde seiner Heimat ist sein Wesen und seine dichterische Art zu begreifen, gleichgültig ob er einem kulturellen oder erotischen Problem dichterische Geltung verschafft. Er gehört zu den Wenigen, die sich selbst die Treue gehalten haben unbekümmert um das Geschrei des Marktes. Wenn Nietzsche von südlicher Musik spricht, so darf man vielleicht bei Schnitzler von südlicher Dichtung reden. Bei allem Bekenntnisdrang, bei allem großartigen Ernste, der seinen Lebenswerken eigen ist, fühlt man sich noch beglückt durch eine Wärme, der nichts Menschliches fremd ist.

FELIX HOLLAENDER

Ich habe Schnitzler, vom allerersten Anfang her, begleitet und geliebt. Meine Sätze stehn in der „Welt im Drama“: Band I, Seite 119–142. Band II, Seite 275–309.

Er war ein Mehrer des Reichs: für die Frage der Vermischung oder Unvermischbarkeit zweier Seelen.

ALFRED KERR

Schnitzler: das ist überaus süßes Leben und das bittere Sterbenmüssen. Schnitzler: das ist grausames Wissen um unsere Nichtigkeit zwischen den Abgründen und Schwermut über so vieles, das wir wohl vermocht hätten, aber versäumt haben. Schnitzler: das ist auch wieder Jubel, gehaltenes, zartes, mitleidendes Mitjubeln bei unseren vergänglichen Freuden, unseren Eintagsschönheiten, unserem Glück, über das kein Gott wacht.

Veredeltes neunzehntes Jahrhundert ist Schnitzler, glaubenslos, einsam, resigniert und trotz allem heiter, warme Menschlichkeit im kalten Schicksal, gewitzter Geist mit so viel Anmut. Er ist beste Zeitseele und bestes Wien. So stellte ihn seine Stadt in sein Jahrhundert. So ward er Meister.

HEINRICH MANN

Ich bin der wiederkehrenden Gelegenheit froh, Arthur Schnitzler meiner alten und immer neuen Bewunderung zu versichern. Die Stunden, ich wiederhole es, die ich im Theater oder zu Hause im Lesestuhl mit der Anschauung seiner Werke verbrachte, waren solche künstlerischer Geborgenheit, unzweifelhaftesten Vergnügens, glücklich erhöhten Lebensgefühls. Vollendet österreichisch, ist er heute für jene seelische Sphäre in eine ähnlich repräsentative Stellung hineingewachsen, wie etwa Hauptmann für das Reich. Seine Schöpfungen

besitzen allen Schmelz, alle Geschmackskultur, alle Liebenswürdigkeiten des Österreichertums; aber als ihr besonderes Charakteristikum erscheint mir eine gewisse Lebensstrenge, die weh tut — und die wohl eigentlich nicht österreichisch ist. Hofmannsthal ist traumhaft intensiv, aber er hat nicht dies, und auch Altenberg hat es nicht. Es mag vom Ärztlichen herrühren, — das Unempfindliche, Unerbittliche. Es ist außerdem erotischer Ernst, die Lebensstimmung des Friedrich Hofreiter im „Weiten Land“, der sagt: „Ah, hältst du das für so besonders lustig?“ Steinrück, eine schroffe Natur, sprach es unübertrefflich. Leidenschaft . . . ist sie österreichisch? Aber von Anfang war auch das andere im Spiel: Weisheit; zuerst als Skepsis und Lockerheit, dann immer männlicher und gütiger sich ausbreitend. Was aber wäre liebenswert, was ehrwürdig, was ergäbe Dichterwerk, Dichterleben, wenn nicht die Vereinigung von Leidenschaft und Weisheit, Strenge und Güte?

THOMAS MANN

Die Stellung des repräsentativen oder von einer bestimmten Gesellschafts-, auch einer nationalen Schicht zur Repräsentation erhobenen Schriftstellers der letztverflossenen dreißig Jahre war und ist eine höchst eigentümliche. Sofern er überhaupt eine geistige und moralische Wirkung erzielen wollte, die nachhaltiger und eingreifender war als die des jeweiligen einzelnen Produkts, mußte er auf das freie und alle nahe Beziehung scheinbar ausschaltende Spiel der Phantasie verzichten und seine Figurenwelt dem Bedingten und den Bedingnissen der Zeit ausliefern. Um sich dann aber in Art und Charakter zu bewahren, bedurfte er eines beständigen sichtbaren Einsatzes von Persönlichkeit, einer Überbetonung des parteinehmenden Menschen fast, und diese Persönlichkeit stand hinter dem Geschaffenen wie ein Baumeister, der, die Maße und Formen noch in der Hand tragend, dem Bau nur mit seinen Augen glaubt, es aber nicht wagt, ihn seiner wahren Bestimmung zu überlassen. Diese eigentümliche allgemeine Verfassung des Dichters hat natürlich ebenso eigentümliche Dichtergestalten hervorgebracht, und eine der eigentümlichsten unter ihnen ist Arthur Schnitzler. Persönliches Gewicht und persönliche Form treten reizvoll zutage, auch wo Verknüpfung und Gehalt zum unpersönlich Welt-, Geschichts- und Zeithaften drängen; eine strenge spröde Wahrhaftigkeit macht ihn mißtrauisch gegen die bildhafte Übertragung, ja man könnte beinahe sagen, daß sie ihn mißtrauisch gegen die Kunst und ihr verwirrendes Spiegelwesen überhaupt macht; aber eine romanische, südliche, heitere Anmut

des Geistes befähigt ihn, dieses Mißtrauen in eine Qualität zu verwandeln und ihm mit leichter Hand ironisch schwebende Gebilde entgegenzusetzen. (Dies ist auch die Quelle des vielfachen Mißverständnisses, denen er sein ganzes Leben hindurch preisgegeben war.) Die Rätsel des sinnlichen und übersinnlichen Daseins beunruhigen ihn quälend; doch während er diese unbefangen, sogar mit Naivität in sich aufnimmt und sich halb skeptisch, halb philosophierend der Bedrängnis zu entledigen sucht, wird er an jenen zum Kritiker der Gesellschaft, verspäteter Enzyklopädist, und imaginiert Beziehungen, die die Konflikte darstellen wollen, ohne sie zu lösen. Da er sich weder zu hassen noch zu lieben entscheidet, gab ihm die Natur den Spott und das Verstehen, eine oft mütterliche Art von Verstehen. Da er viel zu feinnervig und zu rücksichtsvoll ist, zu zertrümmern, sucht er gerecht zu werden, ja gerecht zu sein. Wo er träumt, neigt er allsogleich zur psychologischen Utopie; wo er lächelt, beruft er sich schon über die Menschen hinweg auf das Schicksal, und für seine Geschöpfe nimmt er alle Verantwortungen vorweg, um sie auf seiner, der Tradition entrissenen Wage sorgfältig und genau zu wägen. Eine sinnvolle und edle Bemühung, eines Arztes der Seelen und Erkenners der irdischen Dinge würdig; und eine, die alterslos bleibt wie die Menschheit selbst.

JAKOB WASSERMANN

Wie schwer ist es, und zumal auf kargem Raum, über einen Dichter etwas auszusagen, was vor dem inneren Wahrheitssinn bestehen kann. Wie alles Lebendige, wie jeder Organismus erregt ein Gedicht tausend Gedanken, Assoziationen, Erkenntnisse, es wechselt mit dem Lichte der Stunden, Jahreszeiten und Lebensalter Farbe und Gesicht, es ist unfaßbar. Wer getraute sich, den nächsten Menschen, der mit ihm das Leben teilt, zu deuten?? Und vor dem geheimnisvollen ewigen Wachstum eines Kunstwerks haben so viele die kecke Stirne der Definition! — Daß aber ein Werk, umfriedet von den Seiten des Buchs, sich verwandeln kann und immer wieder neue Züge trägt, ist eben Zeichen, daß es Organismus ist, Gedicht!

Ein Meister, wie Arthur Schnitzler, ist unter den Deutschen ein höchst seltener Fall. Schnitzler ist in unserm heutigem Schrifttum gewiß der einzige Vertreter der Latinität. Unter diesem Wort verstehe ich im Gegensatz zu allem Ausladenden, Verzweigten, Romantischen, Erziehungsromanhaften die Kunst der klaren geschmeidigen

Linie. Die Novellen und Einakter Schnitzlers vor allem zeigen die Schärfe des nicht malenden, sondern zeichnerischen Menschen, des Künstlers, dem die notwendige unbeirrbar abwickelnde, die rapide Logik höherer Schaffensrausch ist, als Überraschung und Verweilen während des Weges. Ich nenne hier Novellen wie „Leutnant Gustl“, „Die Toten schweigen“, „Die Hirtenflöte“, die Dramen „Der grüne Kakadu“, „Die letzten Masken“, „Literatur“, „Komtesse Mizzi“. — In diesen Werken herrscht eine großartige Nüchternheit, die erschüttert, weil sich hinter ihr die Scham einer starken Moralität verbirgt. Es ergreift uns die fast pedantische Geste eines Mannes, der mit bewußter Wortbläse und einem akkuraten kalten Vortrag die Leidenschaft seines Auges Lügen straft. Hierin ist Schnitzler mit Lessing zu vergleichen, ja in seiner Freude an der rationalen Lösung des Spiels nimmt er eine Richtung der deutschen Poesie wieder auf, die mit Lessing abbricht. Bewundernswert ist des Meisters Formensinn, sein Takt, sein Gefühl für Gleichgewichtsverteilung, für Steigerungen und Pausen. Diese gelungenen Maße allein schon bereiten dem Leser der Novellen die seltene ästhetische Befriedigung: Dies ist richtig. — Aber in diesen menschlichen Tugenden der Form bewährt sich nur der Meister und sein reiner Wille. Tiefer bewährt sich der Dichter.

Was ist das zentrale Gefühl dieses Dichters, was die Quelle seines Schaffendrangs, sein Urkonflikt, seine tragische Problematik, sein Wesensnerv, sein Abgrund, aus dem Erkenntnis und Bekenntnis aufsteigt? — Soweit aus den Geheimnissen eines künstlerischen Werkes die Lösung dieser Frage versucht werden darf, möchte ich dies antworten: Wesensnerv ist die uneingestandene, bange, leidenschaftliche Sehnsucht, zu lieben und geliebt zu werden. In der Welt Schnitzlers herrscht eine fatale Einsamkeit, eine prädestinierte Beziehungslosigkeit der Seelen. Aber auch Eros herrscht, die zueinandergewandten Seelen reißen an der Kette; vergeblich, sie sind allzu bedingt, unbewußt bejahen sie ihre Einsamkeit. — So auch muß man die Rolle des Todes in diesen Dichtungen verstehn. Nicht der heroische, nicht der religiöse Tod wird geschaut, nicht der notwendige Tod, in den sich der Mensch nach den Worten des alten Testaments „gesättigt an Leben“ ergibt, nicht der Tod, der nur eine durchbrochene Larve bedeutet!! — Von den Schnitzlerschen Menschen wird der Tod, das Vergehn, das Aufhören gefürchtet, weil Lieben und Geliebtwerden ihnen niemals erschöpfend gelingt, weil der unendliche Vorhalt nicht aufgelöst ist,

die Melodie ihre Kadenz nicht fand, auf Kind-Stufe der Eros stehen geblieben, der Stand der Sehnsucht nicht überschritten ward.

Schnitzler sieht nicht — wie ihm seit manchem Jahrzehnt die Kritik nachsagt — den Tod als Arzt; er sieht ihn als Ethiker. In dem vielleicht unbewußten System seiner Weltanschauung bedeutet Tod die Strafe für Einsamkeit.

Des Dichters Frauengestalten sind im Gegensatz zu seinen Männerfiguren das heroische Element des Werks. Die Frau als die dem Leben Nähere durchbricht zuweilen die Mauer der Vereinsamung, sie erliegt dem Ruf des Lebens, sie verliert ihr Ich an die Liebe. Ich denke hier vor allem an Schnitzlers herrliche Novelle: „Die Hirtenflöte“. Das Weib ist das eudämonische Prinzip, und es klingt unter dem Spiegel all dieser Schriften, trotz Zweifels und analytischer Schärfe, ein verborgener Hymnus an die einsamkeitsvernichtende Kraft des Weibes mit.

Schnitzler arbeitet mit den antipathetischen, ametaphysischen, unparteiischen Mitteln seiner Generation, dennoch empfinde ich ihn vor allem als Ethiker. — Für einen tieferen Blick zeigt er immer wieder ein und dieselbe Leidenssituation: „Den einsamen Weg“, die Verschuldung am Leben, die Todesangst als Folge des „Nichtgelebthabens“.

So ist er der dichterisch große, vollkommene Ausdruck des uneingestandenem Schuldgefühls der bürgerlichen Epoche. Sein menschlich hohes, künstlerisch ungemein präzises, anmutiges und bedeutendes Werk lebt und wird leben. — Aber da er hinter der Maske der Skepsis und Ironie tief gelitten hat, so gehört er zu den Geretteten, zu den Menschen, die weiterschreiten!!

Wer je in die blauschönen, leidenschaftlich klaren Augen dieses nunmehr Sechzigjährigen, in diese jungen Feuer geblickt hat, der weiß, daß noch in manchem Werk der Dichter uns die Auflösung und Lösung seiner Musik schenken wird, und daß der einsame Weg noch lange nicht sein strahlendes Ziel gefunden hat.

FRANZ WERFEL

Arthur Schnitzler, ich habe ihn, in seiner Stadt, seiner Welt aufwachsend, von ferne seit erster Bewußtseinsfrühe als Dichter geliebt und liebe ihn noch mehr, seit ich an vielfacher Gelegenheit die prachtholle, warme, gütige Fülle seiner Menschlichkeit rein bewährt sehen konnte. Ihn bloß zu rühmen an seinem festlichen Tag, wäre mir leicht. Aber es drängt mich, mehr zu tun: in jener Aufrichtigkeit

von Arthur Schnitzler zu sprechen, die wir bei ihm in allen menschlichen Dingen lernten und mit dieser Aufrichtigkeit offen zu sagen, daß mein Glaube an sein Werk ein höherer ist als jener der Stunde (so laut sie sich auch gebärden mag).

Denn ich fühle in Wahrheit, in innerster, aufrichtiger Wahrheit so: Arthur Schnitzlers Werk macht jetzt, gerade um die Stunde seines festlichen Jahres, eine schwere, wohl die schwerste Krise seiner innern und äußern Wirkung durch. Jener Teil, jener sehr wesentliche seines Theaters, seiner Novellistik, der Sittenschilderung ist, kann heute und gerade heute einer jungen Generation nicht mehr recht erkennbar und mitfühlbar sein: sie werden, die Jüngeren, im Augenblick vielleicht gar nicht verstehen, was uns an diesen Werken so wichtig und so bezaubernd war, und ich vermag es wiederum zu verstehen, was eine eben aufsteigende Generation (und nur diese allein) ungewiß macht vor Kunstwerken, deren geistigen Reiz, deren dichterische Absicht sie zweifellos nicht verkennen kann. Irgend ein Zusammenhang ist, das spüren sie, zerstört, und wir wissen selbst, wer ihn zerstört hat: die Zeit, der Krieg, jene beispiellose Verwandlung der Sphäre, die gerade Österreich am erbittertsten umgestülpt hat. Stifter war um 1866 ein ähnliches geschehen in Österreich, und Jean Paul um 1870 in Deutschland: auf einmal war eine Jugend da, dort eine liberale, hier eine hastig-tätige, die nach einem Kriege sich und ihre Probleme in so zarten, so edel kristallisierten, so seelischen Formen nicht mehr gespiegelt fand. Noch einmal mußte die Zeit sich wenden und zurückschwingen, bis wir diese Dichter wieder erkannten und erfüllten. Jenen war aber die Zeit nur allmählich weggewendet worden: die Welt Arthur Schnitzlers jedoch hat der Wirbelsturm von fünf Jahren mit einer in der Geschichte unerhörten Vehemenz zerstampft, hier ist einem Dichter das Beispiellose geschehen, daß ihm seine ganze Welt, aus der er schuf, seine ganze Kultur für lange oder immer vernichtet scheint. Die Typen, die unvergeßlichen, die er geschaffen, die man gestern, die man an seinem fünfzigsten Geburtstag noch auf der Straße, in den Theatern, in den Salons von Wien, seinem Blick fast schon nachgebildet, täglich sehen konnte, sie sind plötzlich weg aus der Wirklichkeit, sind verwandelt. Das „süße Mädel“ ist verhurt, die Anatols machen Börsengeschäfte, die Aristokraten sind geflüchtet, die Offiziere Kommiss und Agenten geworden — die Leichtigkeit der Konversation ist vergrößert, die Erotik verpöbelt, die Stadt selbst proletarisiert. Manche der Probleme wiederum, die er geistig so bewegt und klug abgewandelt, haben eine

andere Vehemenz bekommen, das Judenproblem vor allem und das soziale. Konflikt ohnegleichen: als Spiegel hat dieser größte Schilderer Wiens und der österreichischen Geistigkeit sein Werk vor die österreichische Welt gestellt. Da stirbt das alte Österreich über Nacht, und das neue, das in dem treugehaltenen Bilde sich hastig suchen würde, vermöchte sich nicht mehr zu erkennen. Nicht er ist seiner Welt, sondern die Wirklichkeit ihrem Dichter untreu geworden.

Ähnliche Krise der Wirkung bleibt keinem Künstler erspart. Manche haben sie zu Beginn ihres Werkes, haben sie dann, wenn die Epoche, die sie vorauserkant haben, sich selbst noch nicht erkennt, manche wieder, wenn ihre Welt leise wegzualtern beginnt. Schnitzlers Welt aber ist — beispielloses Schicksal — ihm unter den Händen weggerissen worden, ehe sie welk, ehe sie ausgelebt war, und wir wissen es: für immer. Und sie wäre wirklich dahin, für immer dahin, wenn nicht einer — eben er, Arthur Schnitzler — sie gehalten, uns erhalten hätte, wenn diese vorbeigelebte und im Wirbel weggetragene Welt nicht in Formen und Typen, in ihrem Geist und ihrem Gefühl, ihrer unzerstörbaren Kunstgegenwart Bildnis und überdauernde Gestaltung hätte in seinen Werken. Nur scheinbar besteht ja ein Künstler durch seine Epoche, ein Dichter durch seine zeitliche Sphäre: in Wahrheit besteht jene durch ihn allein. Nicht die Epoche dauert, und das Werk welkt hin: die Epoche altert ab, das Werk aber erneut sich als Kultur, als Kostüm, als Gegenwart ewiger Vergangenheit. Alles was dies Wien um die Jahrhundertwende, dies Österreich bis zu seinem Einsturz war, wird einmal — denn der Name der francisco-josefinischen überspannt zu weiten Raum — nur durch Arthur Schnitzler recht erkannt, nach ihm recht benannt werden können. Die ersten Jahre unserer österreichischen Kultur haben nicht die Dichter geschildert: Haydn, Schubert, Waldmüller sprechen allein für den Jahrhundertanfang. Dann erst kommen Grillparzer, Stifter, Raimund als Bildner, als Deuter dieser Stadt, dieses Reichs. Nach ihnen wäre dann Schweigen gewesen oder nur mehr wieder Musik: hier aber steht er am Ende des Jahrhunderts, Geist vom Geiste dieser Stadt, treu ihren Traditionen und bildet in leichten und nachdenklichen Spielen, in schwebenden und doch dauernden Gestalten das Wesen dieser merkwürdigen Kultur. Nur ein paar Jahre noch, ein Jahrzehnt vielleicht, dann dunkelt schon eine leise Patina von Geschichte auf diesen seinen Bildern und Gestalten. Was heute Gegenwart von gestern scheint, wirkt dann rein als Vergangenheit, wirkt in seinen vollendeten Teilen als Klassik und dichterische

Dauer und eine junge Generation ist da, eine zweite oder dritte, die unsere Liebe, unsere Verehrung zu diesem hinter aller Leichtigkeit so ernstern, trotz aller Grazie so tiefen Künstler aufs neue beglückt billigen und begleiten wird. Möge er ihr noch in voller Schaffenskraft begegnen!

STEFAN ZWEIG

PHANTASTISCHE NACHT

Erzählung von

STEFAN ZWEIG

Heute morgens überkam mich plötzlich der Gedanke, ich sollte das Erlebnis jener phantastischen Nacht für mich niederschreiben, um die ganze Begebenheit in ihrer natürlichen Reihenfolge einmal geordnet zu überblicken. Und seit dieser jähren Sekunde fühle ich einen unerklärlichen Zwang, mir im geschriebenen Wort jenes Abenteuer darzustellen, obzwar ich bezweifle, auch nur annähernd die Sonderbarkeit der Vorgänge schildern zu können. Mir fehlt jede sogenannte künstlerische Begabung, ich habe keinerlei Übung in literarischen Dingen und, abgesehen von einigen mehr scherzhaften Produkten im Thesianum, habe ich mich nie im Schriftstellerischen versucht. Ich weiß zum Beispiel nicht einmal, ob es eine besonders erlernbare Technik gibt, um die Aufeinanderfolge von äußeren Dingen und ihre gleichzeitige innere Spiegelung zu ordnen, frage mich auch, ob ich es vermag, dem Sinn immer das rechte Wort, dem Wort den rechten Sinn zu geben und so jene Balance zu gewinnen, die ich von je bei jedem rechten Erzähler im Lesen unbewußt spürte. Aber ich schreibe diese Zeilen ja nur für mich, und sie sind keineswegs bestimmt, etwas, was ich kaum mir selber zu erklären vermag, anderen verständlich zu machen. Sie sind nur ein Versuch, mit irgend einem Geschehnis, das mich ununterbrochen beschäftigt und in schmerzhaft quellender Gärung beunruhigt, in einem gewissen Sinne endlich einmal fertig zu werden, es festzulegen, vor mich hinzustellen und von allen Seiten zu umfassen.

Ich habe von dieser Begebenheit keinem meiner Freunde erzählt, eben aus jenem Gefühl, ich könnte ihnen das Wesentliche daran nicht

verständlich machen, und dann auch aus einer gewissen Scham, von einer so zufälligen Angelegenheit dermaßen erschüttert und umgewühlt worden zu sein. Denn das Ganze ist eigentlich nur ein kleines Erlebnis. Aber wie ich dies Wort jetzt hinschreibe, beginne ich schon zu bemerken, wie schwer es für einen Ungeübten wird, beim Schreiben die Worte in ihrem rechten Gewicht zu wählen, und welche Zweideutigkeit, welche Mißverständnismöglichkeit sich an das einfachste Vokabel knüpft. Denn wenn ich mein Erlebnis ein „kleines“ nenne, so meine ich dies natürlich nur im relativen Sinne, im Gegensatz zu den gewaltigen dramatischen Geschehnissen, von denen ganze Völker und Schicksale mitgerissen werden, und meine es andererseits im zeitlichen Sinne, weil der ganze Vorgang keinen größeren Raum umspannt als knappe sechs Stunden. Für mich aber war dies — im allgemeinen Sinn also kleine, unbedeutsame und unwichtige — Erlebnis so ungeheuer viel, daß ich heute — vier Monate nach jener phantastischen Nacht — noch davon glühe und alle meine geistigen Kräfte anspannen muß, um es in meiner Brust zu bewahren. Täglich, stündlich wiederhole ich mir alle seine Einzelheiten, denn es ist gewissermaßen der Drehpunkt meiner ganzen Existenz geworden, alles, was ich tue und rede, ist unbewußt von ihm bestimmt, meine Gedanken beschäftigen sich einzig damit, sein plötzliches Geschehen immer und immer wieder zu wiederholen und durch dieses Wiederholen mir als Besitz zu bestätigen. Und jetzt weiß ich auch mit einemmal, was ich vor zehn Minuten, da ich die Feder ansetzte, bewußt noch nicht ahnte: daß ich mir dies Erlebnis nur deshalb jetzt hinschreibe, um es ganz sicher und gleichsam sachlich fixiert vor mir zu haben, es noch einmal nachzugenießen im Gefühl und gleichzeitig geistig zu erfassen. Es ist ganz falsch, ganz unwahr, wenn ich vorhin sagte, ich wollte damit fertig werden, indem ich es niederschreibe; im Gegenteil, ich will das zu rasch Gelebte nur noch lebendiger haben, es neben mich warm und atmend stellen, um es immer und immer umfassen zu können. Oh, ich habe keine Angst, auch nur eine Sekunde jenes schwülen Nachmittags, jener phantastischen Nacht zu vergessen, ich brauche kein Merkzeichen, keine Meilensteine, um in der Erinnerung den Weg jener Stunden Schritt für Schritt zurückzugehen: wie ein Traumwandler finde ich jederzeit, mitten im Tage, mitten in der Nacht in seine Sphäre zurück, und jede Einzelheit sehe ich darin mit jener Hellsichtigkeit, die nur das Herz kennt und nicht das weiche Gedächtnis. Ich könnte hier ebensogut auf das Papier die Umriss-

jedes einzelnen Blattes in der frühlinghaft ergrüntem Landschaft hinzeichnen, ich spüre jetzt im Herbst noch ganz lind das weiche, staubige Qualmen der Kastanienblüten: wenn ich also noch einmal diese Stunden beschreibe, so geschieht es nicht aus Furcht, sie zu verlieren, sondern aus Freude, sie wieder zu finden. Und wenn ich jetzt in der genauen Aufeinanderfolge mir die Wandlungen jener Nacht darstelle, so werde ich um der Ordnung willen an mich halten müssen, denn immer schwillt, kaum daß ich an die Einzelheiten denke, eine Ekstase aus meinem Gefühl empor, eine Art Trunkenheit faßt mich, und ich muß die Bilder der Erinnerung stauen, daß sie nicht, ein farbiger Rausch, ineinander stürzen. Noch immer erlebe ich mit leidenschaftlicher Feurigkeit das Erlebte, jenen Tag, jenen 7. Juni 1913, da ich mir mittags einen Fiaker nahm . . .

Aber noch einmal, spüre ich, muß ich innehalten, denn schon wieder werde ich erschreckt der Zweischneidigkeit, der Vieldeutigkeit eines Wortes gewahr. Jetzt, da ich zum ersten Male im Zusammenhange etwas erzählen soll, merke ich erst, wie schwer es ist, jenes Gleitende, das doch alles Lebendige bedeutet, in einer geballten Form zu fassen. Eben habe ich „ich“ hingeschrieben, habe gesagt, daß ich am 7. Juni 1913 mir mittags einen Fiaker nahm. Aber dies Wort wäre schon eine Undeutlichkeit, denn jenes „Ich“ von damals, von jenem 7. Juni, bin ich längst nicht mehr, obwohl erst vier Monate seitdem vergangen sind, obwohl ich in der Wohnung dieses damaligen Ich wohne und an seinem Schreibtisch mit seiner Feder und seiner eigenen Hand schreibe. Von diesem damaligen Menschen bin ich, und gerade durch jenes Erlebnis, ganz abgelöst, ich sehe ihn jetzt von außen, ganz fremd und kühl und kann ihn schildern wie einen Spielgenossen, einen Kameraden, einen Freund, von dem ich vieles und wesentliches weiß, der ich aber doch selbst durchaus nicht mehr bin. Ich könnte über ihn sprechen, ihn tadeln oder verurteilen, ohne überhaupt zu empfinden, daß er mir einst zugehört hat.

Der Mensch, der ich damals war, unterschied sich in wenigem äußerlich und innerlich von den meisten seiner Gesellschaftsklasse, die man besonders bei uns in Wien die „gute Gesellschaft“ ohne besonderen Stolz, sondern ganz als selbstverständlich zu bezeichnen pflegt. Ich ging in das sechsunddreißigste Jahr, meine Eltern waren früh gestorben und hatten mir knapp vor meiner Mündigkeit ein Vermögen hinterlassen, das sich als reichlich genug erwies, um von nun ab den Gedanken an Erwerb und Karriere gänzlich zu erübrigen. So wurde

mir unvermutet eine Entscheidung abgenommen, die mich damals sehr beunruhigte. Ich hatte nämlich gerade meine Universitätsstudien vollendet und stand vor der Wahl meines zukünftigen Berufes, der wahrscheinlich dank unserer Familienbeziehungen und meiner schon früh vortretenden Neigung zu einer ruhig ansteigenden und kontemplativen Existenz auf den Staatsdienst gefallen wäre, als dies elterliche Vermögen an mich als einzigen Erben fiel und eine plötzliche arbeitslose Unabhängigkeit zusicherte, selbst im Rahmen weitgespannter und sogar luxuriöser Wünsche. Ehrgeiz hatte mich nie bedrängt, so beschloß ich, einmal dem Leben erst ein paar Jahre zuzusehen und zu warten, bis es mich schließlich verlocken würde, mir selbst einen Wirkungskreis zu finden. Es blieb aber bei diesem Zuschauen und Warten, denn da ich nichts Sonderliches begehrte, erreichte ich alles im engen Kreis meiner Wünsche; die weiche und wollüstige Stadt Wien, die wie keine andere das Spaziergehen, das nichtstuerische Betrachten, das Elegantsein zu einer geradezu künstlerischen Vollendung, zu einem Lebenszweck heranbildet, ließ mich die Absicht einer wirklichen Betätigung ganz vergessen. Ich hatte alle Befriedigung eines eleganten, adeligen, vermögenden, hübschen und dazu noch ehrgeizlosen jungen Mannes, die ungefährlichen Spannungen des Spiels, der Jagd, die regelmäßigen Auffrischungen der Reisen und Ausflüge und bald begann ich diese beschauliche Existenz immer mehr mit wissender Sorgfalt und künstlerischer Neigung auszubauen. Ich sammelte seltene Gläser, weniger aus einer innern Leidenschaft, als aus der Freude, innerhalb einer anstrengungslosen Betätigung Geschlossenheit und Kenntnis zu erreichen, ich schmückte meine Wohnung mit einer besondern Art italienischer Barockstiche und mit Landschaftsbildern in der Art des Canaletto, die bei Trödlern zusammenzufinden oder bei Auktionen zu erstehen, voll einer jagdmäßigen und doch nicht gefährlichen Spannung war, ich trieb mancherlei mit Neigung und immer mit Geschmack, fehlte selten bei guter Musik und in den Ateliers unserer Maler. Bei Frauen mangelte es mir nicht an Erfolg, auch hier hatte ich mit dem geheimen sammlerischen Trieb, der irgendwie auf innere Unbeschäftigkeit deutet, mir vielerlei erinnerungswerte und kostbare Stunden des Erlebens aufgehäuft, allmählich vom bloßen Genießer mich zum wissenden Kenner steigend. Im ganzen hatte ich viel erlebt, was mir angenehm den Tag füllte und meine Existenz mich als eine reiche empfinden ließ, und immer mehr begann ich, diese laue wohlige Atmosphäre einer gleichzeitig belebten und doch nie er-

schütterten Jugend zu lieben, fast ohne neue Wünsche schon, denn ganz geringe Dinge vermochten sich schon in der windstillen Luft meiner Tage zu einer Freude zu entfalten. Eine gut gewählte Kravatte konnte mich fast froh machen, ein schönes Buch, ein Automobilausflug oder eine Stunde mit einer Frau mich restlos beglücken. Ganz besonders wohl tat mir in dieser meiner Daseinsform, daß sie, ganz wie ein tadellos korrekter englischer Anzug, in keiner Weise der Gesellschaft auffiel. Ich glaube, man empfand mich als eine angenehme Erscheinung, ich war beliebt und gerne gesehen und die meisten, die mich kannten, nannten mich einen glücklichen Menschen.

Ich weiß jetzt nicht mehr zu sagen, ob jener Mensch von damals, den ich als Fremden zu vergegenwärtigen bemühe, sich selbst so wie jene andern als einen Glücklichen empfand, denn nun, wo ich aus jenem Erlebnis für jedes Gefühl einen viel volleren und erfüllteren Sinn fordere, scheint mir jede rückerinnernde Wertung fast unmöglich. Doch vermag ich mit Gewißheit zu sagen, daß ich mich zu jener Zeit keineswegs als unglücklich empfand, blieben doch fast nie meine Wünsche unerfüllt und meine Anforderungen an das Leben unerwidert. Aber gerade dies, daß ich mich daran gewöhnt hatte, alles Geforderte vom Schicksal zu empfangen und darüber hinaus nichts mehr ihm abzufordern, gerade dies zeitigte allmählich einen gewissen Mangel an Spannung, eine Unlebendigkeit im Leben selbst. Was sich damals unbewußt in manchen Augenblicken der Halberkenntnis in mir sehnsüchtig regte: es waren nicht eigentlich Wünsche, sondern nur der Wunsch nach Wünschen, das Verlangen, stärker, unbändiger, ehrgeiziger, unbefriedigter zu begehren, mehr zu leben und vielleicht auch zu leiden. Ich hatte aus meiner Existenz durch eine allzuvernünftige Technik alle Widerstände ausgeschaltet, und an diesem Fehlen der Widerstände erschlaffte meine Vitalität. Ich merkte, daß ich immer weniger, immer schwächer beehrte, daß eine Art Erstarrung in mein Gefühl gekommen war, daß ich — vielleicht ist es am besten so ausgedrückt — an einer seelischen Impotenz, einer Unfähigkeit zur leidenschaftlichen Besitznahme des Lebens litt. An kleinen Zeichen erkannte ich dieses Manko zuerst. Es fiel mir auf, daß ich im Theater und in der Gesellschaft bei gewissen sensationellen Veranstaltungen, öfter und öfter fehlte, daß ich Bücher bestellte, die mir gerühmt worden waren und sie dann unaufgeschnitten wochenlang auf dem Schreibtische liegen ließ, daß ich zwar mechanisch weiter meine Liebhabereien sammelte, Gläser und Antiken kaufte,

ohne sie aber dann einzuordnen und mich eines seltenen und langgesuchten Stückes bei unvermutetem Erwerb sonderlich zu freuen.

Wirklich bewußt aber wurde mir diese übergangshafte und leise Verminderung meiner seelischen Spannkraft erst bei einer bestimmten Gelegenheit, der ich mich noch deutlich entsinne. Ich war im Sommer — auch schon aus jener merkwürdigen Trägheit heraus, die von nichts Neuem sich lebhaft angelockt fühlte — in Wien geblieben, als ich plötzlich aus einem Kurorte den Brief einer Frau erhielt, mit der mich seit drei Jahren eine intime Beziehung verband und von der ich sogar aufrichtig meinte, daß ich sie liebe. Sie schrieb mir in vierzehn aufgeregten Seiten, sie habe in diesen Wochen dort einen Mann kennen gelernt, der ihr viel, ja alles geworden sei, sie werde ihn im Herbst heiraten und zwischen uns müsse jene Beziehung zu Ende sein. Sie denke ohne Reue, ja mit Glück an die mit mir gemeinsam verlebte Zeit zurück, der Gedanke an mich begleite sie in ihre neue Ehe als das Liebste ihres vergangenen Lebens und sie hoffe, ich werde ihr den plötzlichen Entschluß verzeihen. Nach dieser sachlichen Mitteilung überbot sich dann der aufgeregte Brief in wirklich ergreifenden Beschwörungen, ich möge ihr nicht zürnen und nicht zu viel an dieser plötzlichen Absage leiden, ich solle keinen Versuch machen, sie gewaltsam zurückzuhalten oder eine Torheit gegen mich begehen. Immer hitziger jagten die Zeilen hin: ich solle doch bei einer Besseren Trost finden, ich solle ihr sofort schreiben, denn sie sei in Angst, wie ich diese Mitteilung aufnehmen würde. Und als Nachsatz, mit Bleistift, war dann noch eilig hingeschrieben: „Tue nichts Unvernünftiges, verstehe mich, verzeihe mir!“

Ich las diesen Brief, zuerst überrascht von der Nachricht und dann, als ich ihn durchblättert, noch ein zweites Mal und nun mit einer gewissen Beschämung, die sich, bewußt werdend, rasch zu einem innern Erschrecken steigerte. Denn nichts von allen den starken und doch natürlichen Empfindungen, die meine Geliebte als selbstverständlich voraussetzte, hatte sich auch nur andeutungshaft in mir geregt. Ich hatte nicht gelitten bei ihrer Mitteilung, hatte ihr nicht gezürnt, hatte schon gar nicht eine Sekunde an eine Gewalttätigkeit gegen sie oder gegen mich gedacht, und diese Kälte des Gefühls in mir war nun doch zu sonderbar, als daß sie mich nicht selbst erschreckt hätte. Da fiel eine Frau von mir ab, die Jahre meines Lebens begleitet hatte, deren warmer Leib sich elastisch dem meinen aufgetan, deren Atem in langen Nächten in meinen vergangen war,

und nichts rührte sich in mir, wehrte sich dagegen, nichts suchte sie zurtückzuerobern, nichts von all dem geschah in meinem Gefühl, was der reine Instinkt dieser Frau als selbstverständlich bei einem wirklichen Menschen voraussetzen mußte. In diesem Augenblicke war mir zum ersten Male ganz bewußt, wie weit der Erstarrungsprozeß bereits in mir fortgeschritten war, — ich glitt eben durch wie auf fließendem spiegelnden Wasser, ohne irgend verhaftet, verwurzelt zu sein, und ich wußte ganz genau, daß diese Kälte etwas Totes, Leichenhaftes war, noch nicht umwittert zwar vom faulen Hauch der Verwesung, aber doch schon rettungslose Starre, grausam-kalte Fühllosigkeit, die Minute also, die dem wahren, dem körperlichen Sterben, dem auch äußerlich sichtbaren Verfall vorangeht. Seit jener Episode begann ich mich und diese merkwürdige Gefühlsstarre in mir aufmerksam zu beobachten wie ein Kranker seine Krankheit. Als kurz darauf ein Freund von mir starb und ich hinter seinem Sarge ging, horchte ich in mich hinein, ob sich nicht eine Trauer in mir rühre, irgendein Gefühl sich in dem Bewußtsein spanne, dieser mir seit Kindheitstagen nahe Mensch sei nun für immer verloren. Aber es regte sich nichts, ich kam mir selbst wie etwas Gläsernes vor, durch das die Dinge hindurchleuchteten, ohne jemals innen zu sein, und so sehr ich mich bei diesem Anlaß und manchen ähnlichen auch anstrengte, etwas zu fühlen, ja mich mit Verstandesgründen zu Gefühlen überreden wollte, es kam keine Antwort aus jener innern Starre zurtück. Menschen verließen mich, Frauen gingen und kamen, ich spürte es kaum anders wie einer, der im Zimmer sitzt, den Regen an den Scheiben: zwischen mir und dem Unmittelbaren war irgendeine gläserne Wand, die ich mit dem Willen zu zerstoßen nicht die Kraft hatte.

Obzwar ich dies nun klar empfand, so schuf mir diese Erkenntnis doch keine rechte Beunruhigung, denn, ich sagte es ja schon, daß ich auch Dinge, die mich selbst betrafen, mit Gleichgültigkeit hinnahm. Auch zum Leiden hatte ich nicht mehr genug Gefühl. Es genügte mir, daß dieser seelische Defekt außen so wenig wahrnehmbar war, wie etwa die körperliche Impotenz eines Mannes nicht anders als in der intimen Sekunde offenbar wird, und ich setzte oft in Gesellschaft durch eine künstliche Leidenschaftlichkeit im Bewundern, durch spontane Übertreibungen von Ergriffenheit eine gewisse Ostentation daran, zu verbergen, wie sehr ich mich innerlich anteillos und abgestorben wußte. Äußerlich lebte ich mein altes behagliches, hemmungsloses Leben weiter, ohne seine Richtung zu ändern, Wochen,

Monate glitten leicht vorüber und füllten sich langsam dunkel zu Jahren. Eines Morgens sah ich im Spiegel einen grauen Streif an meiner Schläfe und spürte, daß meine Jugend langsam hinüberwollte in eine andere Welt. Aber was andere Jugend nannten, war in mir längst vorbei. So tat das Abschiednehmen nicht sonderlich weh, denn ich liebte auch meine eigene Jugend nicht genug. Auch zu mir selbst schwieg mein trotziges Gefühl.

Durch diese innere Unbewegtheit wurden meine Tage immer mehr gleichförmig trotz aller Verschiedenheit der Beschäftigungen und Begebenheiten, sie reihten sich unbetont einer an den andern, wuchsen und gilbten hin wie die Blätter eines Baums. Und ganz gewöhnlich, ohne jede Absonderlichkeit, ohne jedes innere Vorzeichen begann auch jener einzige Tag, den ich mir wieder selbst schildern will. Ich war damals, am 7. Juni 1913, später aufgestanden aus dem noch von der Kindheit, von den Schuljahren her unbewußt nachklingendem Sonntagsgefühl, hatte mein Bad genommen, die Zeitung gelesen und in Büchern geblättert, war dann, verlockt von dem warmen sommerlichen Tag, der teilnehmend in mein Zimmer drang, spazieren gegangen, hatte in gewohnter Weise den Grabenkorso überquert, zwischen Gruß und Gruß bekannter und befreundeter Menschen mit irgend einem von ihnen ein flüchtiges Gespräch geführt und dann bei Freunden zu Mittag gespeist. Für den Nachmittag war ich jeder Vereinbarung ausgewichen, denn ich liebte es, insbesondere am Sonntag ein paar unaufgeteilte freie Stunden zu haben, die dann ganz dem Zufall meiner Laune, meiner Bequemlichkeit oder irgend einer spontanen Entschliebung gehörten. Als ich dann von meinen Freunden kommend, die Ringstraße querte, empfand ich wohltuend die Schönheit der besonnenen Stadt und ward froh an ihrer frühsummerlichen Geschmücktheit. Die Menschen schienen alle heiter und irgendwie verliebt in die Sonntäglichkeit der bunten Straße, vieles einzelne fiel mir auf und vor allem, wie breitumbuscht mit ihrem neuen Grün die Bäume mitten aus dem Asphalt sich aufhoben. Obwohl ich doch fast täglich hier vorüberging, wurde ich dieses sonntäglichen Menschengewühls plötzlich wie eines Wunders gewahr und unwillkürlich bekam ich Sehnsucht nach viel Grün, nach Helligkeit und Buntheit. Ich erinnerte mich mit ein wenig Neugier des Praters, wo jetzt zu Frühlingsende, zu Sommeranfang, die schweren Bäume wie riesige grüne Lakaian rechts und links der von Wagen durchflitzten Hauptallee stehen und reglos den vielen geputzten eleganten Menschen

ihre weißen Blütenkerzen hinhalten. Gewohnt, auch dem flüchtigsten meiner Wünsche sofort nachzugeben, rief ich den ersten Fiaker an, der mir in den Weg kam und bedeutete ihm auf seine Frage den Prater als Ziel. „Zum Rennen, Herr Baron, nicht wahr?“ antwortete er mit devoter Selbstverständlichkeit. Da erinnerte ich mich erst, daß heute ein sehr fashionabler Renntag war, eine Derbyvorschau, wo die ganze gute Wiener Gesellschaft sich Rendezvous gab. Seltsam, dachte ich mir, während ich in den Wagen stieg, wie wäre es noch vor ein paar Jahren möglich gewesen, daß ich einen solchen Tag versäumt oder vergessen hätte! Wieder spürte ich, so wie ein Kranker bei einer Bewegung seine Wunde, an dieser Vergeßlichkeit die ganze Starre der Gleichgiltigkeit, der ich verfallen war.

Die Hauptallee war schon ziemlich leer, als wir hinkamen, das Rennen mußte längst begonnen haben, denn die sonst so prunkvolle Auffahrt der Wagen fehlte, nur ein paar vereinzelte Fiaker hetzten mit knatternden Hufen wie hinter einem unsichtbaren Versäumnis her. Der Kutscher wandte sich am Bock und fragte, ob er scharf traben solle, aber ich hieß ihn die Pferde ruhig gehen lassen, denn mir lag nichts an einem Zuspätkommen. Ich hatte zuviel Rennen gesehen und zu oft die Menschen bei ihnen, als daß mir ein Zurechtkommen noch wichtig gewesen wäre, es entsprach besser meinem lässigen Gefühl, im weichen Schaukeln des Wagens die blaue Luft wie Meer vom Bord eines Schiffes lindrauschend zu fühlen und ruhiger die schönen, breitgebuschten Kastanienbäume anzusehen, die manchmal dem schmeichlerisch warmen Wind ein paar Blütenflocken zum Spiele hingaben, die er dann leicht aufhob und wirbelte, ehe er sie auf die Allee weiß hinflocken ließ. Es war wohliger, sich so wiegen zu lassen, Frühling zu ahnen mit geschlossenen Augen, ohne jede Anstrengung beschwingt und fortgetragen sich zu empfinden: eigentlich tat es mir leid, als in der Freudenau der Wagen vor der Einfahrt hielt. Am liebsten wäre ich noch umgekehrt, mich weiter wiegen zu lassen von dem weichen frühsummerlichen Tag.

Aber es war schon zu spät, der Wagen hielt vor dem Rennplatz. Ein dumpfes Brausen schlug mir entgegen. Wie ein Meer scholl es dumpf und hohl hinter den aufgestuften Tribünen, ohne daß ich die bewegte Menge sah, von der dieses geballte Geräusch ausging, und unwillkürlich erinnerte ich mich an Ostende, wenn man von der niedern Stadt die kleinen Seitengassen zur Strandpromenade emporsteigt, schon den Wind salzig und scharf über sich sausen fühlt und

ein dumpfes Dröhnen hört, ehe dann der Blick hingreift über die weite grauschäumige Fläche mit ihren donnernden Wellen. Ein Rennen mußte gerade in Gang sein, aber zwischen mir und dem Rasen, auf dem jetzt wohl die Pferde hinflitzten, stand, ein farbiger dröhnender, wie von einem innern Sturm hin- und hergeschüttelter Qualm, die Menge der Zuschauer und Spieler. Ich konnte die Bahn nicht sehen, spürte aber im Reflex der gesteigerten Erregung jede Phase. Die Reiter mußten längst gestartet, die Knäuel sich geteilt haben und ein paar gemeinsam um die Führung streiten, denn schon lösten sich hier aus den Menschen, die geheimnisvoll die für mich unsichtbaren Bewegungen des Laufes mitlebten, Schreie los und aufgeregte Zurufe. An der Richtung ihrer Köpfe spürte ich die Biegung, an der die Reiter und Pferde jetzt auf dem länglichen Rasen oval angelangt sein mußten, denn immer einheitlicher, immer zusammengefaßter drängte sich, wie ein einziger aufgereckter Hals, das ganze Menschenchaos einem mir unsichtbaren Blickpunkt entgegen, und aus diesem einen ausgespannten Hals gröhnte und gurgelte mit Tausenden zerriebenen Einzellauten eine immer höher gischende Brandung. Und diese Brandung stieg und schwoll, schon füllte sie den ganzen Raum bis zum gleichgültig blauen Himmel. Ich sah in ein paar Gesichter hinein. Sie waren verzerrt wie von einem innern Krampf, die Augen starr und funkelnd, die Lippen verbissen, das Kinn gierig vorgestoßen, die Nüstern pferdhafte gebläht. Spaßig und grauenhaft war mirs, nüchtern diese unbeherrschten Trunkenen zu betrachten. Neben mir stand auf einem Sessel ein Mann, elegant gekleidet mit einem sonst wohl guten Gesicht, jetzt aber tobte er, von einem unsichtbaren Dämon beteuelt, er fuchtelte mit dem Stock in die leere Luft hinein, als peitschte er etwas vorwärts, sein ganzer Körper machte — unsagbar lächerlich für einen Zuschauer — die Bewegung des Raschreitens leidenschaftlich mit. Wie auf Steigbügeln wippte er mit den Fersen unablässig auf und nieder über dem Sessel, die rechte Hand jagte den Stock immer wieder als Gerte ins Leere, die Linke knüllte krampfhaft einen weißen Zettel. Und immer mehr dieser weißen Zettel flatterten herum: wie Schaumspritzer gischeten sie über dieser graudurchstürmten Flut, die lärmend schwoll. Jetzt mußten an der Kurve ein paar Pferde ganz knapp beieinander sein, denn mit einemmal ballte sich das Gedröhn in zwei, drei, vier einzelne Namen, die immer wieder einzelne Gruppen wie Schlachtrufe schrien und tobten, und diese Schreie schienen wie ein Ventil für ihre delirierende Besessenheit.

Ich stand inmitten dieser dröhnenden Tobsucht kalt wie ein Felsen im donnernden Meer und weiß noch heute genau zu sagen, was ich in jener Minute empfand. Das Lächerliche vorerst all dieser fratzenhaften Gebärden, eine ironische Verachtung für das Pöbelhafte des Ausbruches, aber doch noch etwas Anderes, das ich mir ungern eingestand — irgendeinen leisen Neid nach solcher Erregung, solcher Brunst der Leidenschaft, nach dem Leben, das in diesem Fanatismus war. Was müßte, dachte ich, geschehen, um mich dermaßen zu erregen, mich dermaßen ins Fieber zu spannen, daß mein Körper so brennend, meine Stimme mir wider Willen aus dem Munde brechen würde? Keine Summe konnte ich mir denken, deren Besitz mich so anfeuern könnte, keine Frau, die mich dermaßen reizte, nichts, nichts gab es, was aus der Starre meines Gefühls mich zu solcher Feurigkeit entfachen könnte! Vor einer plötzlich gespannten Pistole würde mein Herz, eine Sekunde vor dem Erstarren, nicht so wild hämmern wie das in den tausend, zehntausend Menschen rings um mich für eine Handvoll Geld.

Aber jetzt mußte ein Pferd dem Start ganz nahe sein, denn zu einem einzigen, immer schriller werdenden Schrei von tausenden Stimmen gellte jetzt wie eine hochgespannte Saite ein bestimmter Name empor aus dem Tumult, um dann schrill mit einem Male zu zerreißen. Die Musik begann zu spielen, plötzlich zerbrach die Menge. Eine Runde war zu Ende, ein Kampf entschieden, die Spannung löste sich in eine quirlende, nur noch schlaff nachschwingende Bewegtheit. Die Masse, eben noch ein brennendes Bündel Leidenschaft, fiel auseinander in viele einzelne laufende, lachende, sprechende Menschen, ruhige Gesichter tauchten wieder auf hinter der mänadischen Maske der Erregung; aus dem Chaos des Spiels, das für Sekunden diese Tausende in einen einzigen glühenden Klumpen geschmolzen hatte, schichteten sich wieder gesellschaftliche Gruppen, die zusammentraten, sich lösten, Menschen, die ich kannte und die mich grüßten, Fremde, die sich gegenseitig kühl-höflich musterten und betrachteten. Die Frauen prüften sich gegenseitig in ihren neuen Toiletten, die Männer warfen begehrlche Blicke: jene mondäne Neugier, die der Teilnahmslosen eigentliche Beschäftigung ist, begann sich zu entfalten, man suchte, zählte, kontrollierte sich auf Anwesenheit und Eleganz. Schon wußten, kaum aus dem Taumel erwacht, all diese Menschen nicht mehr, ob dies promenierende Zwischenspiel oder das Spiel selbst der Zweck ihrer gesellschaftlichen Vereinigung war.

Ich ging mitten durch dies laue Gewühl, grüßte und dankte, atmete wohligh — war es doch die Atmosphäre meiner Existenz — den Duft von Parfum und Eleganz, der dies kaleidoskopische Durcheinander umschwebte, und noch freudiger die leise Brise, die von drüben aus den Praterauen, aus dem sommerlich durchwärmten Walde manchmal ihre Welle zwischen die Menschen warf und den weißen Musselin der Frauen wie wollüstig-spielend betastete. Ein paar Bekannte wollten mich ansprechen, Diane, die schöne Schauspielerin, nickte einladend aus einer Loge herüber, aber ich ging keinem zu. Es interessierte mich nicht, mit einem dieser mondänen Menschen heute zu sprechen, es langweilte mich, in ihrem Spiegel mich selbst zu sehen, nur das Schauspiel wollte ich umfassen, die knisternd-sinnliche Erregung, die durch die aufgesteigerte Stunde ging (denn der andern Erregtheit ist gerade dem Teilnahmslosen das angenehmste Schauspiel.) Ein paar schöne Frauen gingen vorbei, ich sah ihnen frech, aber ohne innerliches Begehren, auf die Brüste, die unter der dünnen Gaze bei jedem Schritt bebten, und lächelte innerlich über ihre halb peinliche, halb wohlige Verlegenheit, wenn sie sich so sinnlich abgeschätzt und frech entkleidet fühlten. In Wirklichkeit reizte mich keine, es machte mir nur ein gewisses Vergnügen, vor ihnen so zu tun, das Spiel mit dem Gedanken, mit ihren Gedanken machte mir Freude, die Lust, sie körperlich zu berühren, das magnetische Zucken im Auge zu fühlen, denn wie jedem innerlich kühlen Menschen war es mein eigentlichster erotischer Genuß, in andern Wärme und Unruhe zu erregen, statt mich selbst zu erhitzen. Nur den Flaum von Wärme, den die Gegenwart von Frauen um die Sinnlichkeit legt, liebte ich zu fühlen, nicht eine wirkliche Erhitzung, Anregung bloß und nicht Erregung. So ging ich auch diesmal durch die Promenade, nahm Blicke, gab sie leicht wie Federball zurück, genoß ohne zu greifen, befühlte Frauen ohne zu fühlen, nur leicht angewärmt von der lauen Wollust des Spiels.

Aber auch das langweilte mich bald. Immer dieselben Menschen kamen vorüber, ich kannte ihre Gesichter schon auswendig und ihre Gesten. Ein Sessel stand in der Nähe. Ich setzte mich hin. Ringsum begann in den Gruppen eine neue wirbliche Bewegung, unruhiger schüttelten und stießen sich die Vorübergehenden durcheinander; offenbar sollte ein neues Rennen wieder anheben. Ich kümmerte mich nicht darum, saß weich und irgendwie versunken unter dem Krinkel meiner Zigarette, der sich weißgekräuselt gegen den Himmel hob,

wo er heller und heller wie eine kleine Wolke im Frühlingsblau verging.

In dieser Sekunde begann das Unerhörte, jenes einzige Erlebnis, das noch heute mein Leben bestimmt. Ich kann ganz genau den Augenblick feststellen, denn zufällig hatte ich gerade auf die Uhr gesehen: die Zeiger kreuzten sich und ich sah ihnen mit jener unbeschäftigten Neugier zu, wie sie sich eine Sekunde lang überdeckten. Es war drei Minuten nach drei Uhr an jenem Nachmittag des 7. Juni 1913. Ich blickte also, die Zigarette in der Hand, auf das weiße Zifferblatt, ganz beschäftigt mit dieser kindischen und lächerlichen Betrachtung, als ich knapp hinter meinem Rücken eine Frau laut lachen hörte, mit jenem scharfen erregten Lachen, wie ich es bei Frauen liebe, jenem Lachen, das ganz warm und aufgeschreckt aus dem heißen Gebüsch der Sinnlichkeit vorspringt. Unwillkürlich bog es mir den Kopf zurück, schon wollte ich die Frau anschauen, deren laute Sinnlichkeit so frech in meine sorglose Träumerei schlug wie ein funkelnder weißer Stein in einen dumpfen, schlammigen Teich — da bezwang ich mich. Eine merkwürdige Lust am geistigen Spiel, am kleinen ungefährlichen psychologischen Experiment, wie sie mich oft befahl, ließ mich innehalten. Ich wollte die Lachende noch nicht ansehen, es reizte mich, zuerst in einer Art Vorlust meine Phantasie mit dieser Frau zu beschäftigen, mir sie vorzustellen, mir ein Gesicht, einen Mund, eine Kehle, einen Nacken, eine Brust, eine ganze lebendige atmende Frau um dieses Lachen zu legen.

Sie stand jetzt offenbar knapp hinter mir. Aus dem Lachen war wieder Gespräch geworden. Ich hörte gespannt zu. Sie sprach mit leichtem ungarischen Akzent, sehr rasch und beweglich, die Vokale breit ausschwingend wie im Gesang. Es machte mir nun Spaß, dieser Rede nun die Gestalt zuzudichten und dies Phantasiebild möglichst tüppig auszugestalten. Ich gab ihr dunkle Haare, dunkle Augen, einen breiten, sinnlich gewölbten Mund mit ganz weißen starken Zähnen, eine ganz schmale kleine Nase, aber mit steil aufspringenden zitternden Nüstern. Auf die linke Wange legte ich ihr ein Schönheitspflasterchen, in die Hand gab ich ihr einen Reitstock, mit dem sie sich beim Lachen leicht an den Schenkel schlug. Sie sprach weiter und weiter. Und jedes ihrer Worte fügte meiner blitzschnell gebildeten Phantasievorstellung ein neues Detail hinzu: eine schmale mädchenhafte Brust, ein dunkelgrünes Kleid mit einer schief gesteckten Brillantspange, einen hellen Hut mit einem weißen Reiher. Immer

deutlicher ward das Bild, und schon spürte ich diese fremde Frau, die unsichtbar hinter meinem Rücken stand, wie auf einer belichteten Platte in meiner Pupille. Aber ich wollte mich nicht umwenden, dieses Spiel der Phantasie noch weiter steigern, irgendein leises Rieseln von Wollust mengte sich in die verwegene Träumerei, ich schloß beide Augen, gewiß, daß wenn ich die Lider auftäte und mich ihr zuwendete, das innere Bild ganz mit dem äußern sich decken würde.

In diesem Augenblick trat sie vor. Unwillkürlich tat ich die Augen auf — und ärgerte mich. Ich hatte vollkommen daneben geraten, alles war anders, ja in boshaftester Weise gegensätzlich zu meinem Phantasiebild. Sie trug kein grünes, sondern ein weißes Kleid, war nicht schlank, sondern üppig und breitgehüftet, nirgends aus der vollen Wange tupfte sich das erträumte Schönheitspflästerchen, die Haare leuchteten rötlichblond statt schwarz unter dem helmförmigen Hut. Keines meiner Merkmale stimmte zu ihrem Bilde, aber diese Frau war schön, herausfordernd schön, obwohl ich mich, gekränkt im törichten Ehrgeiz meiner psychologischen Eitelkeit, diese Schönheit anzuerkennen wehrte. Fast feindlich sah ich zu ihr empor, aber auch der Widerstand in mir spürte den starken sinnlichen Reiz, der von dieser Frau ausging, das Begehrliche, Animalische, das in ihrer festen und gleichzeitig weichen Fülle fordernd lockte. Jetzt lachte sie wieder laut, ihre festen weißen Zähne wurden sichtbar, und ich mußte mir sagen, daß dieses heiße sinnliche Lachen zu dem Üppigen ihres Wesens wohl in Einklang stand; alles an ihr war gleich vehement und herausfordernd, der gewölbte Busen, das im Lachen vorgestoßene Kinn, der scharfe Blick, die geschwungene Nase, die Hand, die den Schirm fest gegen den Boden stemmte. Hier war das Weibliche Element, Urkraft, bewußte, penetrante Lockung, ein fleischgewordener Wollustruf. Neben ihr stand ein eleganter, etwas fanierter Offizier und sprach eindringlich auf sie ein. Sie hörte ihm zu, lächelte, lachte, widersprach, aber all das nur nebenbei, denn gleichzeitig glitt ihr Blick, zitterten ihre Nüstern überall hin, gleichsam allen zu: sie sog Aufmerksamkeit, Lächeln, Anblick von jedem, der vorüberging und gleichsam von der ganzen Masse des Männlichen ringsum ein. Ihr Blick war ununterbrochen wanderhaft, bald suchte er die Tribünen entlang, um dann plötzlich, freudigen Erkennens, einen Gruß zu erwidern, bald streifte er — während sie dem Offizier immer lächelnd und eitel zuhörte — nach rechts, bald nach links. Nur mich, der ich, von ihrem Begleiter gedeckt, unter ihrem Blickfeld lag, hatte er

noch nicht angerührt. Das ärgerte mich. Ich stand auf — sie sah **m**ich nicht. Ich drängte mich näher — nun blickte sie wieder zu **d**en Tribünen hinauf. Da trat ich entschlossen zu ihr hin, lüftete **d**en Hut gegen ihren Begleiter und bot ihr meinen Sessel an. Sie **b**lickte mir erstaunt entgegen, ein lächelnder Glanz überflog ihre **A**ugen, schmeichlerisch bog sie die Lippe zu einem Lächeln. Aber **d**ann dankte sie nur kurz und nahm den Sessel, ohne sich zu setzen. **B**loß den üppigen, bis zum Ellbogen entblößten Arm stützte sie **w**eich an die Lehne und nützte die leichte Biegung ihres Körpers, **u**m seine Formen sichtbarer zu zeigen.

Der Ärger über meine falsche Psychologie war längst vergessen, **m**ich reizte nur das Spiel mit dieser Frau. Ich trat etwas zurück an **d**ie Wand der Tribüne, wo ich sie frei und doch unauffällig fixieren **k**onnte, stemmte mich auf meinen Stock und suchte mit den Augen **d**ie ihren. Sie merkte es, drehte sich ein wenig meinem Beobachtungs-**p**latze zu, aber doch so, daß diese Bewegung eine ganz zufällige **s**chien, wehrte mir nicht, antwortete mir gelegentlich und doch un-**v**erpflichtend. Unablässig gingen ihre Augen im Kreise, alles rührten **s**ie an, nichts hielten sie fest — war ich es allein, dem sie begegnend **e**in schwarzes Lächeln zustrahlten, oder gab sie es an jeden? Das **w**ar nicht zu unterscheiden, und eben diese Ungewißheit irritierte **m**ich. In den Intervallen, wo, wie ein Blinkfeuer, ihr Blick mich **a**nstrahlte, schien er voll Verheißung, aber mit der gleichen stahl-**g**länzenden Pupille parierte sie auch jeden andern Blick, der zu-**f**log, ohne jede Wahl, ganz nur aus koketter Freude am Spiel, vor **a**llem aber, ohne dabei für eine Sekunde, scheinbar interessiert, das **G**espräch ihres Begleiters zu verabsäumen. Etwas blendend Freches war **i**n diesen leidenschaftlichen Paraden, eine Virtuosität der Koketterie **o**der ein ausbrechender Überschuß an Sinnlichkeit. Unwillkürlich **t**rat ich einen Schritt näher: ihre kalte Frechheit war in mich über-**g**egangen. Ich sah ihr nicht mehr in die Augen, sondern griff sie **f**achmännisch von oben bis unten ab, riß ihr mit dem Blick die **K**leider auf und spürte sie nackt. Sie folgte meinem Blick, ohne **i**rgendwie beleidigt zu sein, lächelte mit den Mundwinkeln zu dem **p**laudernden Offizier, aber ich merkte, daß dies wissende Lächeln **m**eine Absicht quittierte. Und wie ich jetzt auf ihren Fuß sah, der **k**lein und zart unter dem weißen Kleide vorlugte, streifte sie mit **d**em Blick lässig nachprüfend ihr Kleid hinab. Dann, im nächsten **A**ugenblick, hob sie wie zufällig den Fuß und stellte ihn auf die

erste Sprosse des dargebotenen Sessels, so daß ich durch das durchbrochene Kleid die Strümpfe bis zum Knieansatz sah, gleichzeitig schien aber ihr Lächeln zu dem Begleiter hin irgendwie ironisch oder malitiös zu werden. Offenbar spielte sie mit mir ebenso anteillos wie ich mit ihr, und ich mußte die raffinierte Technik ihrer Verwegenheit haßvoll bewundern, denn während sie mir mit falscher Heimlichkeit das Sinnliche ihres Körpers darbot, drückte sie sich gleichzeitig in das Flüstern ihres Begleiters geschmeichelt hinein, gab und nahm in einem und beides nur im Spiel. Eigentlich war ich erbittert, denn ich haßte gerade an andern diese Art kalter und boshaft berechnender Sinnlichkeit, weil ich sie meiner eigenen wissenden Fühllosigkeit so blutschänderisch nahe verschwistert fühlte. Aber doch, ich war erregt, vielleicht mehr im Haß wie in Begehrlichkeit. Frech trat ich näher und griff sie brutal an mit den Blicken. „Ich will dich, du schönes Tier“, sagte ihr meine unverhohlene Geste, und unwillkürlich mußten meine Lippen sich bewegt haben, denn sie lächelte, mit leiser Verächtlichkeit den Kopf von mir wegwendend, und schlug die Robe über den entblößten Fuß. Aber im nächsten Augenblick wanderte die schwarze Pupille wieder funkelnd her und wieder hinüber. Es war ganz deutlich, daß sie ebenso kalt wie ich selbst und mir gewachsen war, daß wir beide kühl mit einer fremden Hitze spielten, die selber wieder nur gemaltes Feuer war, aber doch schön anzusehen und heiter zu fühlen inmitten eines dumpfen Tags.

(Schluß folgt im nächsten Heft)

ÜBER ANDRÉ GIDE

von

ERNST ROBERT CURTIUS

André Gide hat den Erfolg nie umworben. Er hat von jeher alle Pariser Methoden des Sich-zur-Geltungbringens verschmäht. Er hat der Kritik nicht geschmeichelt und sich der Presse nicht empfohlen. Die ersten Auflagen seiner Bücher, die heute mit hohen Preisen bezahlt werden, haben Jahre gebraucht, um vergriffen zu werden. Daß von „La Porte étroite“ (1910) — zum nicht geringen Erstaunen

des Verlegers — schnell hintereinander ein paar Auflagen nötig wurden, lag nur an einer Besprechung der „Times“, die dem Buch viele Bewunderer in England verschaffte. Wie ja überhaupt Gides Kunst von Anfang an außerhalb Frankreichs Verständnis und Sympathie fand. Vor allem auch in Deutschland, wo Franz Blei, Rainer Maria Rilke, Felix Paul Greve ihr durch Verdeutschungen neue Freunde zuführten. Dem breiten literarischen Publikum ist Gide freilich jahrzehntelang ein Unbekannter geblieben. Die offizielle Kritik ignorierte ihn oder tat ihn mit Schlagwörtern ab.

Er ließ in der Stille sein Werk reifen. Er arbeitete und schwieg. Er schwieg — *incredibile dictu!* — während des ganzen Krieges. Vom August 1914 bis zum Juni 1919 hat Gide nichts drucken lassen, außer einer Vorrede zu den „Fleurs du Mal“. Man ahnt, daß dieses Schweigen, das sich so nachdrücklich von dem disharmonischen Geräusch der europäischen Kriegsliteratur abhebt, in einem sittlichen Taktgefühl wurzelte. Gide fühlte sich solidarisch mit seiner Nation, die in ungeheurer Kraftanstrengung um ihr Dasein kämpfte. In den Phrasenchor der Kriegsliteratur konnte er nicht einstimmen. Aber der in ihm lebendige soziale Instinkt des französischen Geistes verbot ihm auch, durch den Individualismus eines sehr persönlichen und aller Reglementierung spottenden Denkens die geistige Einheitsfront zu zersetzen. Darum wahrte er das Schweigen. Und diese Haltung erleichtert es gerade uns Deutschen, uns seinem Werk wieder zuzuwenden. Denn er hat nie in die gehässigen Verleumdungen eingestimmt, durch welche die meisten seiner schreibenden Landsleute sich erniedrigt und für uns erledigt haben.

Man darf sagen, daß Gide heute in der geistigen Elite Europas eine Schätzung genießt, wie sie nur wenigen zuteil wird. Wenn der laute Erfolg und die Sensation des Marktes ihn bisher gemieden haben, so liegt das nicht nur an der Zurückhaltung, die er dem literarischen Getriebe gegenüber gewahrt hat, sondern vielleicht noch mehr an dem Wesen seiner Kunst. Er ist kein leichter Autor. Er läßt sich nicht rubrizieren. Sein Denken verläuft in vielfachen Windungen und überraschenden Kurven. Er verwirrt die feststehenden Einteilungen und Maßstäbe. Er ist unbequem und schwer übersehbar. In keinem seiner Bücher hat man ihn ganz. Jedes gibt nur eine Seite von ihm wieder. Nur aus der Zusammenschau seines ganzen Werkes treten die bestimmenden Züge seiner Persönlichkeit hervor. Und dieses Werk ist zerstreut in vielen Bänden, die zum Teil vergriffen und unzugänglich sind.

Um so mehr ist es zu begrüßen, daß Gide sich entschlossen hat, einen Auswahlband vorzulegen,* in dem er das zusammenfügt, was ihm selbst als das Bezeichnendste von seinem bisherigen Schaffen erscheint. Die in den „Morceaux Choisis“* vereinigten Seiten werden auch die Kenner seiner Kunst überraschen. Sie bringen neben Bekanntem vieles, was bisher nur in — oft entlegenen — Zeitschriften zugänglich war, dazu unveröffentlichte Fragmente von außerordentlichem Glanz der Diktion. Sie stellen die vom Künstler selbst getroffene Sichtung und Ordnung seiner Produktion dar, die nun schon drei Jahrzehnte eines organischen Wachstums umfaßt.

Die „Morceaux Choisis“ tragen das Motto „les extrêmes me touchent“ — charakteristisch für den Stil eines Künstlers, der es liebt, vielfältige Bezüge zu verschränken. Immer haben ihn die äußersten Schwingungsausschläge des Gefühls angezogen, haben ihn die Extreme des Seelischen berührt. Aber eben dadurch hat er sich die Mißbilligung aller Parteien, Schulen und Cliques zugezogen. Weil er sich nicht festlegen ließ, schalt man ihn disziplinlos. Weil er sich in keinem Dogma abschloß, nannte man ihn haltlos und zersetzend. Weil er es keiner Partei recht gemacht hat, greifen ihn heute die Fanatiker aller Parteien an. Nationalisten, Sozialisten, Katholiken nehmen ihn aufs Korn. Und so kann er in zwiefachem Sinn sagen, daß die Extreme ihn berühren.

Gide hat in einem seiner frühen Bücher den tiefsten Trieb seines Wesens in der Formel ausgedrückt: „Das Höchstmaß von Menschentum in sich aufnehmen (assumer le plus possible d'humanité)“. Das grenzenlos Schweifende und dürstend Unersättliche, das stete Glühen und bebende Weiterdrängen: das war die Erregung, um derentwillen man seine Bücher liebte. Sie haben alle dasselbe Thema: Aufbruch und Ausbruch. Sie gestalten alle den heftigen Drang des Ausbrechens aus der Gewohnheit, der Sicherheit, dem Besitz, dem Gesetz, der Moral. Es sind Dokumente des ewigen Wandertriebs einer Seele, die von immer neuen Fernen verlockt wird. Sie blicken suchend in neue Länder und in einen neuen Tag. In ihrem geheimsten Rhythmus ahnt man den stürmischen Schlag eines revolutionären Herzens.

Freilich ist er nur einem feinen Ohr vernehmbar. Denn Gides Kunst fordert von sich und verwirklicht die gehaltenste Zucht. In ihr ist nichts Unbeherrschtes. Jede Erregung ist zur Form gebändigt, aller

* Paris 1921. Im Verlage der „Nouvelle Revue Française“.

Schrei ist Klang geworden. Nirgends ein Sichgehenlassen, ein Hinausschleudern seelischen Rohstoffs. Diese Kunst ist ein Triumph des bewußten Formwillens. Sie läßt sich nicht vom Gefühl fortreißen, sondern nimmt es als Rohstoff, dem der Geist sein Gesetz aufprägt. **Alle** Unrast des Herzens ist reine Eurhythmie geworden. Selten empfängt der Geist solche Genugtuung. Meist spricht sich heftige innere Bewegung in tobendem Stammeln aus, und beherrschte Form birgt seelische Armut. Aber Meisterschaft ist nur da, wo der widerstrebende Gehalt dem künstlerischen Gesetz untertan wird, und wo wir durch die gebändigte Form hindurch noch die bebende Bewegtheit des Seelischen spüren. Oder wie Gide es ausspricht: „L'oeuvre classique ne sera forte et belle qu'en raison de son romantisme dompté“*.

Der Begriff des Klassischen wird von Gide immer wieder umkreist. Für ihn wie für Nietzsche ist der Klassizismus nicht eine ästhetische, sondern eine moralische Angelegenheit. Er ist die Ausdrucksform der adligen Seelen. „C'est l'art d'exprimer le plus en disant le moins. C'est un art de pudeur et de modestie. Chacun de nos classiques est plus ému qu'il ne laisse paraître d'abord.“ Klassizismus, wie Gide ihn auffaßt, ist Askese: Verzicht auf alle Selbstgefälligkeit des Persönlichen; Läuterung der Individualität; Formwerdung der Seele. Gides Empfänglichkeit für alle Lebensäußerungen des Geistes ist zu groß, als daß er nur klassische Kunst gelten ließe. Verehrt er nicht in Dostojewski eine der tiefsten Offenbarungen der Kunst? Aber er fügt sich dem lebendigen Gesetz des französischen Geistes ein, und wie Nietzsche weiß er, daß nur in Frankreich der Begriff des Klassizismus einen wirklichen Sinn hat. Wenn es jemand vermag, für den europäischen Geist heute die französische Klassik wieder lebendig zu machen, so wird es Gide sein. Er ringt mit menschlichen Problemen, die uns alle angehen; er löst sie durch eine Methode sittlich-künstlerischer Selbstgestaltung, die er als die des Klassizismus deutet. Und eben dadurch vermittelt uns die Einsicht in seine Problemstellung ein neues Verständnis der Kräfte, die im französischen 17. Jahrhundert wirksam waren. Durch Gide gesehen, wird Racine uns neu und überraschend. Racine hat aus den aufrührerischen Gewalten dunkler

* Es ist derselbe Kunstwille wie in der neuen Wendung des Kubismus zu Ingres. Braque empfiehlt, wie Westheim mitteilt, ganz klassizistisch „la règle qui corrige l'émotion“.

Leidenschaft klare Harmonien komponiert. Gide treibt seine schweifenden Begierden und sein Empörertum durch die sieben Feuer einer künstlerischen Alchemie, bis die Elemente verwandelt und gereinigt im silbernen Glanz klassischer Gebilde erstrahlen.

Gides Klassizismus ist persönliche Synthese der Vielfalt seiner Wesenselemente. Und das sind nicht nur die Spannungen der eigenen Seele, sondern auch die Gegensätze der geschichtlichen Kräfte, durch die er blutsmäßig bestimmt ist. Nordisches und Südliches sind in ihm gemischt. Seine väterliche Familie stammt aus dem Languedoc, die mütterliche aus der Normandie. In einem autobiographischen Fragment, das die „Morceaux Choisis“ mitteilen, deutet Gide an, wie er die widersprechenden Einflüsse dieser beiden so charakteristisch verschiedenen Landschaften und Kultursphären in sich verschränkt fühlt. Was ihn zum künstlerischen Schaffen getrieben hat, war die Notwendigkeit, diese entgegengesetzten Stimmen zum Einklang zu führen. „Ohne Zweifel sind nur diejenigen zu machtvollen Bejahungen fähig, welche der Impuls ihrer Erbllichkeit in einer einzigen Richtung treibt. Im Gegensatz dazu rekrutieren sich, wie ich glaube, die Schiedsrichter und Künstler aus den Kreuzungsprodukten, in denen gegensätzliche Forderungen gleichzeitig existieren und sich entwickeln, indem sie sich neutralisieren.“ Schlichtung seelischen Widerstreites, Ausgleich divergierender Kräfte, Herrschaft des Universalen über das Besondere: das sind die Funktionen, die der Kunst aus solchen seelischen Voraussetzungen erwachsen. Es sind die Wesenszüge des klassischen Geistes.

Die nord-südliche Spannung der Erbllichkeit kreuzt sich bei Gide mit dem noch tiefgreifenden Gegensatz zwischen der älteren und der jüngeren Form des westlichen Christentums. Gides Vater war Protestant, die Mutter Katholikin. Der puritanische Calvinismus der väterlichen Tradition war die Atmosphäre des Hauses und bestimmte den Geist der Erziehung. Dieser ererbte Protestantismus prägt sich stark aus in Gides literarischer Persönlichkeit. Von ihm hat Gide das grübelnde Forschen in der Bibel, die Auflehnung gegen die Satzung der Autorität, das innere Ringen mit Gewissensentscheidungen. Der protestantische Ernst des Suchens nach einer persönlichen sittlichen Überzeugung trifft bei ihm zusammen mit dem Psychologismus des französischen klassischen Geistes und gibt seinen moralischen Analysen das innere Gewicht und seiner Moralkritik die echte Tiefe. Die religiöse Erziehung hat den sittlichen Sinn in ihm geweckt und feinfühlig gemacht, aber ihn zugleich mit einer Gesetzes-Ethik abgefunden.

Aber eben dem geschärften sittlichen Empfinden wird eine nach allgemeinen Regeln urteilende Moral unerträglich. Gerade aus lebendigem ethischen Werten heraus muß Gide die überkommene Ethik ablehnen: nicht etwa, um sich der Willkür zu überantworten, sondern um das verborgene „individuelle Gesetz“ (der Begriff Simmels trifft Gides Denken am genauesten) des Sittlichen aufzufinden, das jedem in nur für ihn gültiger, aber auch verbindlicher Gestalt aufgegeben ist. Er muß die starren Konventionen der offiziellen Moral beiseite räumen, um die neue Lebensregel zu finden, mit der er den ihm vorgezeichneten ethischen Wert, — „sein“ Gutes (Scheler) —, verwirklichen kann. Diese Regel lautet: *agir selon la plus grande sincérité*. Es zeigt sich, daß das Leben nach dieser Maxime die stetigste Anspannung des Willens und den klarsten Blick erfordert. „Jamais je ne m'apparus plus moral qu'en ce temps où j'avais décidé de ne plus l'être, je veux dire: de ne l'être plus qu'à ma façon.“ Pflicht wird jetzt, alles abzulegen, was nicht aus innerstem Zentrum der Persönlichkeit emporquillt: alle vertrauten, ererbten Gedanken, Anschauungen, Fühlweisen. Diese Selbstentäußerung vom sittlichen Besitz der Väter erscheint als Vorbedingung für das reine Herausstellen des eigenen Gehaltes, der schließlich, von allen Hüllen befreit, sich nur mehr darbietet als „une volonté aimante“. Es ist ein gefährlicher Weg, den Gide hier vorzeichnet. Wir denken an Thomas Manns Worte: „Was eigentlich das Sittliche, was das Moralische sei — Reinheit und Selbstbewahrung oder Hingabe, das heißt Hingabe an die Sünde, an das Schädliche und Verzehrende, ist ein Problem, das mich früh beschäftigte. Große Moralisten waren meistens auch große Sünder. . . . Das Gebiet des Sittlichen ist weit, es umfaßt auch das Unsittliche.“ „Et je sais bien,“ sagt eine von Gides Gestalten, „que cet excès de renoncement, ce reniement de la vertu par amour de la vertu même, ne paraîtra qu'un sophisme abominable à l'âme pieuse qui me lira. Paradoxe ou sophisme qui dès lors inclina ma vie, si le diable me le dicta, c'est ce que j'examinerai par la suite . . .“ Der moralische Individualismus führt hier auf steilen Pfaden in eine Einsamkeit, wo Abgründe gähnen.

Aber dem hält die Wage der harmonische Humanismus, den Gide ja auch als Blutserbe besitzt. Und zu dem bis zur Paradoxie gesteigerten moralischen Autonomismus tritt ausgleichend ein Ideal antikischer serenitas. „Les Grecs qui nous ont laissé de l'humanité, non par le peuple de leurs statues seulement, mais par eux-mêmes, une image si belle, reconnaissaient autant de dieux que d'instincts, et

le problème pour eux était de maintenir l'Olympe intime en équilibre, non d'asservir et de réduire aucun des dieux.“ Problematisch gespannt zwischen Puritanismus und Paganismus wölbt sich Gides ethisches Denken über den Gegensätzen, die seit der Renaissance den europäischen Geist mit sich selbst uneins machen. Gegenüber jener Sinnenfeindschaft, die, aus der Spätantike übernommen, in der Geschichte des Christentums eine so bestimmende Macht gewonnen hat, gegenüber der Verketzerung des Glückes und der Lust, mit der philosophischer Rigorismus das Leben verdunkelt hat, erhebt sich in Gides Künstlertum ein hellklingender Hymnus auf das Leben. Er feiert das Dasein als Gestaltwerdung der Freude. Er reinigt die Natur von den Verleumdungen scheelblickender Neider und Finsterlinge. Er wird zum Kündler eines Eudämonismus, in dem sich Daseinsjubiläum mit religiöser Ergriffenheit vermählt. „Que l'homme est né pour le bonheur, certes toute la nature l'enseigne. C'est l'effort vers la volupté qui fait germer la plante, emplit de miel la ruche et le coeur de l'homme de bonté.“ Etwas von der Weihe antiker Hymnik, von Lucrez und vom Pervigilium Veneris liegt über solchen Seiten. Das Glück des Seins und die schöpferische Liebe werden als Mächte der Güte und der Sittigung empfunden. Die Menschen haben in verblendetem Unverstand das Leben arm und eng gemacht. Es könnte so viel schöner sein, als sie zugeben wollen. Nicht in der Vernunft, sondern in der Liebe liegt die Weisheit. Mit liebender Aufgeschlossenheit beugt sich Gide über den Reichtum des Daseins, mit zärtlicher Pflege möchte er den verkrüppelten, wundenübersäten Leib der Menschheit heilen. Er möchte ihm die drückenden Verbände abnehmen und ihn nackt der Sonne aussetzen. Hier ist der Ort, wo der viel beanstandete Individualismus von Gide in naturhafter Entfaltung zu den Fragen des Gemeinschaftslebens gedrängt wird. Man ahnt in dem Immoralisten den Emanzipator, in dem Selbstanalytiker den sozialen Umstürzler. Dieser Klassizismus ist mit Zukunftsenergie geladen. „Il faut être sans lois pour écouter la loi nouvelle.“

Ist das moralischer Anarchismus? Wer tiefer in die neuen Fragmente eindringt, mit denen uns die „Morceaux Choisis“ bekannt machen, wird sich in eine leidenschaftliche Bewegung, in ein erschütterndes Ringen hineingezogen finden. Es sind explosive Gewalten in diesen schimmernden Sätzen gebunden. Der aus Marmor gemeißelte Dialog bebzt von inneren Spannungen. Manche Seiten verherrlichen antikisch-nackt und antikisch-fromm die freie Schönheit beseelter Sinnlichkeit.

Heidnische Lebenserhöhung feiert ihre Feste. War Gides Moralkritik nur ein verschlungener Weg zur Rückeroberung jener berauschten Schönheits- und Erdenliebe, die wir der Renaissance zuschreiben? Zur Wiederaufrichtung der olympischen Altäre? Es gibt in der Geschichte nie ein reines Zurück. Und in Gide sind die christlichen Seelenmächte zu wirksam, um ihn in einem neuen Hellenismus versanden zu lassen. Die Erfahrungen mystischer Jahrhunderte kann er nicht von sich abtun. Dieser Heide hat die Heilsfrage des Evangeliums gehört. Wollte er sich taub machen, er könnte sie nicht zum Schweigen bringen. Wohl sucht er das Evangelium zu reinigen von allen Deutungen der Kirchen und Schulen. Er entdeckt, daß ihm der finstere Geist der Weltverleugnung fern ist; daß seine Sittenlehre nicht aus Verboten besteht; noch mehr, daß es Freude gebietet und Erfüllung aller Freude verheißt. Und doch . . . Und doch weckt es in der Seele eine innerste Bewegung, die nicht mehr auf das Glück gerichtet ist, und die es unmöglich macht, sich liebend und begehrend an die Erdendinge zu verlieren. Nachdem er alle Bürden der Tradition abgeworfen, sich aller von außen kommenden Verfälschungen seines Wertfühlens entledigt, und frei und unbeschwert den Weg reiner Selbstverwirklichung beschritten hat, trifft Gide auf diesem Wege wieder mit einer Erfahrung der Seele zusammen, die dem Sinn des Evangeliums gleichgerichtet ist. „ . . . il s'agit de contempler Dieu du regard le plus clair possible et j'éprouve que chaque objet de cette terre que je convoite, se fait opaque, par cela même que je le convoite, et que, dans cet instant que je le convoite, le monde entier perd sa transparence, ou que mon regard perd sa clarté, de sorte que Dieu cesse d'être sensible à mon âme et qu'abandonnant le Créateur pour la créature, mon âme cesse de vivre dans l'éternité et perd possession du royaume de Dieu.“

Vielleicht lösen sich die Widersprüche in Gides Denken angesichts dieser Worte. Die Einheit seines Weges ist beschlossen in der Lichtsuche. Von dem Grau des Puritanismus wendet er sich zu den bunten Farben des leuchtenden Lebens. Aber dies bunte Leuchten selbst wird schattende, erdige Trübe, gemessen an dem reineren Licht des Göttlichen. Der weiße Strahl der Gottesliebe allein kann dem Lichtsucher das letzte Ziel sein. Und so hören wir jetzt die Formel: contempler Dieu du plus clair regard possible — als Replik und Entsprechung zu dem „assumer le plus possible d'humanité“ der früheren Epoche. Gewandelt hat sich die Blickrichtung; geblieben ist die Intensität: le plus possible.

Freilich wäre es falsch, die Entwicklung von Gides Denken künstlich zu vereinfachen. Die Linie, die ich herauszuheben versuchte, ist deutlich sichtbar. Aber sie ist nur eine unter vielen. Klärung ist erreicht, Klarheit nicht. Klarheit kommt letzten Endes nie aus geistiger Synthese, sondern aus sittlicher Entscheidung. Das dritte Reich ist eine Fata Morgana des Geistes. Wer ihr nachfolgt, verhungert in der Wüste. Und noch einer anderen Gefahr ist Gide ausgesetzt. Je mehr er einerseits dem Licht der übernatürlichen Klarheit zustrebt, um so mehr muß er von den außernatürlichen Mächten der Finsternis bedroht sein. Je mehr der Dialog seines eigenen Innern aus dem Psychologischen in die Sphäre des substantiellen Seins hineinwächst, um so mehr wird er zu einem metaphysischen Kampf der Urgewalten. Ein faustisches Schaudern steigt beklemmend aus manchen Bekenntnissen auf. Und der Schatten eines schwarzen Riesenflügels streift in satanischem Umriß manchmal über diese zum Licht emporgehobene Seelenlandschaft.

Das sind nun freilich Dinge, die jenseits der literarischen Sphäre liegen. Aber Gides Bedeutung ruht ja eben darin, daß sein Werk höchste Literatur und zugleich mehr als Literatur ist; wie es echt französisch und zugleich überfranzösisch ist. Es hat den Anschein, als würde durch Gide wieder einmal der französische Klassizismus eine weltbürgerliche Ausdrucksform des europäischen Geistes. Wenn er es vermag, so ist es, weil Gide aus dem Bezirk aller großen Kultursphären geistige Elemente aufgenommen und seinem Stil eingeschmolzen hat. Er ist ein europäischer Autor französischer Nation. Das ist der beherrschende Eindruck, mit dem wir die „Morceaux Choisis“ aus der Hand legen. Sie zeigen Gides Wesen in neuer Gestalt. Das Bild, das wir bisher von ihm hatten, war das des Ironikers, des Gedankenlyrikers, des Artisten. Nach sieben Jahren des Schweigens tritt er hervor mit der reifen Ernte einer Lebensarbeit und mit den Erstlingen neuen Schöpfungstums: als ein Meister der Kunst und ein Wortführer des europäischen Geistes.

REISE IN DIE STADT

von

FRIEDRICH BURSCHELL

Es hilft nichts, daß man sich sperrt. Für einige Zeit mag es Trost gewähren, rings um sein abgeschiedenes Zimmer Tannen im Schnee und in reiner Sonne zu haben, aber ist man auch nur zur geringsten Tätigkeit bestimmt, die über den Umkreis des nächsten Bodens hinausgeht, so wird es zur Pflicht, nicht zu vergessen, was draußen über Seen und Flüssen in den großen Städten sich regt, mitzuschwingen, Widerstände lebendiger zu spüren und prüfend sich selber wieder einmal im Gefühl umhertragen zu lassen.

Lockungen der Ferne und Abenteuer sind es nicht mehr, obwohl es noch immer dieselbe Freude ist, dem Unbekannten oder auch nur der Möglichkeit sich anzuvertrauen. Man weiß es wohl: die Welt ist grau geworden, und sieht es in mir selber nicht erfreulich aus, von draußen fließt es nicht in mich herein. Denn kaum hat man die vertrauten Menschen, die einem eben noch so nahe waren, klein und unterlegen zurückgelassen, kaum hat man nach der ersten Lust an der rollenden, glatten Fahrt sich zurückgesetzt und um sich gesehen, so fällt schon die fremde Welt über einen her.

Man rüstet sich wie zu einem Kampf, man ist auf der Hut, die Gesichter im Wagen und die Luft weissagen nichts Gutes; nur daß die Nacht es mildert und fern, auf das Rauschen des eigenen Blutes abgestimmt, die Räder rollen und die Achsen stampfen. Vom Schlaf soweit entfernt wie vom Wachen, eingemummt, thronend, erhobenen Kopfes läßt man es nicht so ganz wirklich werden, was geschieht, die Menschen kennt man schon, man hat sie im Traum einmal gesehen, wie Wasser in einer Höhle rieseln und tropfen die Worte.

Hier neben mir haben zwei die Stimmen ausgetauscht. Ein Prälat sitzt da, wuchtend, mit riesigem Körper und ragendem Schädel, doch er stottert, die Stimme ist kläglich verzogen. Ihm gegenüber, nervös und ängstlich auf seine Würde bedacht, die Reisedecke, die allen Anspruch darauf erhebt, als Prunkstück angesehen zu werden, immerzu über den Knien zurechtzupfend, vermutlich eine Art höherer Beamter, doch es predigt, es orgelt aus seiner Kehle.

„Reichstag!“ ruft er schallend dem Schaffner entgegen. Ich denke

sofort, ich kann mich dem nicht entziehen: also so sieht ein Abgeordneter aus. Und richtig, als ich vorhin durch die Gänge ging, sah ich ganze Horden der vom Volk Erwählten beieinandersitzen, ein gespenstischer Anblick, ein Haufen Mediokrität, dumpfe, erboste, un- ausgelüftete Kleinbürger, und die Gespräche, die man im Vorbeigehen zu schmecken bekam — armes deutsches Reich!

Aber jener, der mit der vertauschten Stimme, der mit der prunkvollen Reisedecke hub jetzt an, seine Litanei zu singen. Der Prälat, der Stotternde, hatte einen gemeinsamen Bekannten erwähnt. „Karl Maria,“ orgelte der andere, „Karl Maria — ein Ikaros!“ die griechische Endung schwoll mächtig an, seine Stimme beruhigte sich nicht: „Eine Ikarosnatur, ein Ikaros!“ Und schließlich der erstaunliche Abgesang: „Wie geschwellt waren diese Seelen einstmals!“ Er sah sich um, niemand nahm Notiz, lebhaft zog er an seiner Reisedecke, der Prälat stotterte noch ein paar Worte, dann schnarchte er.

Aber als hätten sie nur darauf gewartet, streckten sich in der Ecke zwei Köpfe, deren Beruf unschwer zu erraten war, zueinander und ein sonderbares Wispern begann. Ich sage, daß es ein Wispern war, aber zugleich war es ein unbeschreibliches Gleiten, eine unerschöpfliche Fülle aller Unter- und Nebengeräusche des Sprechens. Durch das Stampfen und Schnarchen drangen die Töne jetzt lauter, und meine Ohren bekamen es zu hören: „Ich sag Ihnen, fürn Pofel rührt der sich nicht. Ich habn gleich mitgebracht, hinten im Schlafwagen is er?“ „Was is es?“ „Gummi!“ „Gummi? No und die Anzahlung?“ „Die Anzahlung? Dreihunderttausend!“ „Drehunderttausend? Drehunderttausend — is das Wenigste!“

Und in meinem Gemüt, während das Wispern, das Zischen und Speicheln neben mir weiterging, sprach ich zu mir: Das ist der Stern Erde, Menschen wandeln auf ihm, erhabene Gestalten, Ebenbilder Gottes, von ihren Stirnen leuchtet das Mal der höheren Bestimmung, Propheten, Heilige, Weise und Dichter sind unter ihnen aufgestanden, aber welch klägliche Hölle hat diese armseligen Wesen ausgespieen, mit denen man durch die Nacht zu fahren verdammt ist! Was treiben sie, was tun sie anders, als daß sie hemmen und hindern, als daß sie den Boten Gottes schon an der Schwelle vertreiben und weit, tief hinten nur im Grund des einsamen Herzens der Funke glimmt!

In Berlin sah ich etwas Merkwürdiges: man baut Häuser dergestalt um, daß man die unteren Stockwerke mit expressionistischem Stuck

überzieht, der himbeer- und zitronenfarben angestrichen wird, während oben die pompöse alte Berliner Gipsarchitektur trostlos auf die ver-rückte Zeit herniederschaut. Expressionistisch ist der Stuck natürlich nur für den Bürger, dem zwischen dem Wohlwollen für soviel unternehmungslustige, farbige Eleganz und der Abneigung gegen die schiefen Proportionen das erhebende Bewußtsein bleibt, ein fortgeschrittener Mann zu sein.

Nun hat man ja auch im Barock gerne umgebaut und die strenge Renaissance mit üppigen, prahlenden Formen überkleidet; aber falls sonst kein Unterschied anzutreffen wäre, müßte man doch daran festhalten, daß es selbst im leichtsinnigsten Barock erheblich solider zugeht. Dort hat man vorsichtigerweise den Leuten zuvor das Geld aus der Tasche gezogen und als Ersatz gewissermaßen und zur Ehre Gottes Chöre und Altäre hingestellt, aus denen sich manche Hoffnung für ein späteres Wohlergehen ziehen ließ. Diese modernen Kultstätten jedoch scheinen einzig zu dem Zweck errichtet, den Leuten soviel Geld als möglich aus der Tasche zu locken, und um ein späteres Wohlergehen kümmern sie sich höchstens auf eine ihnen selber sehr unerwünschte dialektische Weise, insofern nämlich, als Katzenjammer und Reue schon manchen Menschen umgebildet haben.

Zu allem Überfluß war vor einem solchen Bußhaus wider Willen ein Plakat angebracht, das erschütternd die alte und die neue Zeit symbolisierte und in lockenden Farben den Umschwung malte, der nach Leid und Tränen, nach Millionen Erschlagener und der freilich um ihr Feuer gebrachten Frage nach dem Sinn so schamlos und unangefochten sich geben darf. Hinter grauem Spinnweben sitzt die alte Zeit, dargestellt in dürftigen, träumerischen Gestalten mit langem Haar und vor Wassergläsern, aber im himbeer- und zitronenfarbenen Säkulum tanzen vor erlesenen Gedecken befrackte Herren und feine Damen, und strahlendes Licht ergießt sich über sie.

Selbst wenn sie nicht so fein sind wie auf dem Plakat, wenn ihre Köpfe noch hohler und ihre Herzen noch leerer sein sollten, so daß man eher Erbarmen mit ihnen haben müßte, dieweil sie ihre Strafe längst vorweggenommen haben, bleibt es erstaunlich genug, wie rasch man sich schon in Sicherheit glaubt und wie geduldig diese Deutschen sind, die es einmal doch in der Hand gehabt hätten.

Erschreckender aber beinahe noch ist der Blick, den man in das private Leben zu richten Gelegenheit bekommt. Berlin war zwar schon

früher eine unbegabte Stadt, wo es um Freude, Schmuck und Heiterkeit des Daseins ging, aber da es öffentlich geordnet war wie kaum eine andre Gemeinde und jeder nur mit sich selber zu tun haben wollte, konnten Gleichgestimmte Freiheit der menschlichen Beziehungen, Geselligkeit und Laune jeder Art ungestört in ihren Bezirken pflegen. Was jedoch jetzt zumeist zu sehen ist, auch bei Menschen, die es einst anders gewohnt waren, ist in hohem Grade mitleiderregend und jammervoll. Es geht eine fried- und freudlose Luft durch diese Stadt, die mit der wirtschaftlichen Not allein nicht zureichend erklärt werden kann. Was ist in diese Menschen gefahren, daß sie so gereizt und gehetzt nie zu sich selber kommen? Wozu haben sie ihre Apparate, mit deren Hilfe doch angeblich das Unvermeidliche rascher und einfacher erledigt werden soll? Die Not allein hat sie nicht geheißen, sich die Seele aus dem Leib zu schreien, so zu rennen und zu stoßen und das ohnedies Erbarmungslose noch erbarmungsloser zu verwirren.

Es ist wie eine Strafe des Schicksals, wie eine Rache der enttäuschten Blühtträume, daß diesen Menschen jetzt, sichtbar beinahe, die Teufel im Nacken sitzen. Berlin ist hier nur der sehr deutliche Ausdruck. Schließlich hat allein noch der Bauer, der über das Austauschzentrum seines Landstädtchens nicht hinaussieht, den ruhigen Blick. Überall sonst war einmal etwas und es ist nicht mehr, oder es steht zu erhoffen, aber es ist noch nicht. Selbst die mächtige Industrie kann höchstens für ein Jahr mit Aufträgen gesättigt sein; was dann kommt, weiß sie nicht. Der Bauer aber weiß, daß jedes Jahr die Sonne scheint und daß es regnet, er weiß, daß die Natur ihm immer zu Willen ist, und steht das Korn schlecht, so geraten die Kartoffeln, und gibt die Kuh keine Milch, so gedeihen die Säue. Nicht an der umstellungsbereiten Industrie, nicht an den gleitenden Bürgern ist die Revolution gescheitert und nicht durch sie ist der Weg zu einer lebenswerten Existenz so schwierig verstellt, der Bauer hat es entschieden, die einstmals getretenen, ausgesogenen, geschundenen Bäuerlein, die treu dem unverfälschten Evangelio unter Christi Fahne gegen den Übermut der Herren zu Felde zogen.

Es geht freilich unselig und verzweifelt genug in der Stadt zu, aber der Ruf zur Rückkehr in die Natur, zur Idylle, zur beruhigten Linie und zur Klassizität ist dennoch weit davon entfernt, eine Lösung zu bringen. Es läßt sich mit den Dingen nicht mehr spielen. Im acht-

zehnten Jahrhundert mochte es angehen, im blühenden Hain erste Ahnung der Freiheit in frohen Liedern zu singen. Die Schwärmerei ist zu Ende, mit bunten Bändern ist nicht viel geholfen; in dem dunklen, unentschiedenen Stadium dieser Tage, unter einer völligen Anarchie des Stils und der Lebenshaltung mag es auf lange Zeit hinaus möglich sein, Sekten und Gruppen zu diesem oder jenem zufälligen Lösungsversuch zu begeistern, Ernstes aber, Nachdrückliches und in die Zukunft Weisendes kann nur geschaffen werden, wo das gesamte Leben eingesetzt wird. Wem es also Ernst ist mit der Rückkehr zur Natur, wer hieraus eine Verpflichtung abzuleiten sich berufen fühlt, darf nicht am Anschauen von Gräsern und Getier, von Wolken und Gestein sich begnügen, er muß wie ein Bauer leben und besser noch selber ein Bauer sein, wie es manche bereits versucht haben.

Aber dann muß man wissen, auf welche Seite man tritt. Wer wünschte sich nicht Zufriedenheit und Ruhe, aber die Frage ist, um welchen Preis diese Güter erkaufte werden. Der Bauer jedenfalls, der satte, natürliche Mensch kennt kein anderes Verlangen, als seinen Zustand mit allen Mitteln, an denen die Natur so reich ist, immer fester und sicherer zu erhalten. Er konnte nur solange Christ sein, als er litt. Seit langem ist er der Heide, der verschmitzte kreatürliche, nur den Dämonen und dem Schicksal unterworfenen, zäh haftende Mensch. Man muß nur sehen, wie sie Regen erbittend, Gebete leiernd hinter Fahnen und Priester durch ihre Felder streifen.

Wer auf diese Seite tritt, soll wissen, daß es mit noch so schönen Vorsätzen nicht getan ist und die Natur mit aller ihr innewohnenden Grausamkeit ihren Tribut einzieht. Wer von der Gemeinheit der Städte, von der schweren dunklen Zeit sich an den Busen der Natur zu flüchten gewillt ist, sehe sich vor, daß er nicht einem noch viel erbarmungsloseren Gesetz verfällt. Ruhe und Zufriedenheit sind erstrebenswerte Güter, aber wenn sie mit Enge, mit zwangsläufiger Beschränkung und mit notwendiger Feindschaft gegen alles unnatürlich Trächtige, gegen Geist und Sinn und die unerledigte Frage erkaufte werden müssen, so möge man zum mindesten wissen, wem man sie unterordnet. Darum: es bleibt eine private Angelegenheit, wenn man für einige Zeit auf Wälder und Berge sehen will statt auf graue Häuser, aber man soll es nicht programmatisch tun und gar erst keine Rettung davon erwarten.

Die Wege sind dunkel, aber nur der Verzagte kehrt um.

Man darf sich nur von der Stadt nicht überrumpeln lassen; die Gemeinheit drängt überall vor, doch das Edlere sieht nur der gläubige Sinn.

In der Stadt ist, wie man sagt, alles zu finden, und somit müßte auch das Gute, sucht man es nur richtig, oder zum mindesten die Möglichkeit dazu in ihr aufgefunden werden. Denn in solcher Dunkelheit leben wir, daß wir uns schon mit dem Möglichen zufrieden geben müssen. Der häßliche Anblick, die freudlose Luft, das getriebene, jagende Leben, es ist nicht zu leugnen, auch die ursprüngliche Kraft scheint dahin, es kommt zu keiner Gestalt, zu keinem wahrsagenden Bild mehr, unfertig, lässig, ohne Schwung, fremd hergeholt und im Beginn schon von müder Skepsis gelähmt ist das meiste, frecher Witz übertönt die wenigen, verhallenden Stimmen der Reinen, gewiß, auch dies: aber daran, und sollte es auch nur an der Möglichkeit sein, hat man festzuhalten, daß die Menschen in der Stadt bereiter und aufgewühlter sind und nur hier der Zugang zu finden ist, nicht auf dem Land, wo nicht Schrift noch Lehre noch Beispiel den völlig verhärteten Sinn zu treffen vermögen.

Und reden wir schon einmal Fraktur, lassen wir die Ästhetik beiseite, schweigen wir auch von Paradiesessehnsucht, vom Verlangen nach Vollkommenheit, nach Glück und seligem Leben, das dennoch immer in uns brennen soll, sehen wir nur ungerührt auf die wirklichen Dinge, unbekümmert, wieviel noch fehlt, und mit einem raschen Blick nach rückwärts, dann lichtet sich schon die Dunkelheit, dann tut sich eine andere Bühne auf, das unheimliche, wirkliche Leben, die langsame, stetige Mühe, Not und Arbeit, und tausend Widerständen zum Trotz geht es unablässig voran, mit schweren Schritten geht es unablässig voran und von Verzweiflung kann nicht mehr die Rede sein.

Vor einer schwarzen Einfahrt sah ich einen Mann stehen, der ein rotes Schild auf der Brust trug mit der Aufschrift: In diesem Betrieb wird gestreikt. Der Mann sah freundlich und wohlwollend aus, aber der Sonntagsanzug schien nicht recht für ihn gemacht. Zu ihm gesellte sich wie von ungefähr ein anderer ebenso wohlwollender Mann, nur daß diesem die grüne Uniform sehr viel besser zu Gesicht stand. Soviel ich sehen konnte, unterhielten sich die beiden freundlich und gleichgestellt einige Zeit, von einer Feindschaft war jedenfalls nichts zu merken. Aber deutlich und ganz bestimmt konnte ich die Blicke einiger Vortübergehender sehen, denn ganz nackt und unverhohlen spiegelte sich ihnen Haß, Wut und die unterdrückten Gelüste derer,

die es von Jahrhunderten her anders gewöhnt waren, mit solchem Pack umzuspringen. Oh, dies ist nur ein kleiner, schmaler Ausschnitt, eine kaum beachtete, sehr alltägliche Sache, aber vermöchte man es sich nur vorzustellen, wieviel kostbares Blut vergossen wurde, wieviel Mühe, Not und Arbeit aufgewendet werden mußte, damit diese alltägliche Sache möglich wurde, damit das Menschenantlitz nur ein wenig freier sich heben kann, vermöchte man sich das mit einem ehrfürchtigen Schauer und in der Wirklichkeit vorzustellen, man wäre nicht zufrieden, o nein, aber man wüßte, wohin die schweren Schritte gehen und man schlosse sich ihnen an, ungeachtet der schmählichen Worte, daß es sich nur um eine Lohnbewegung handelt.

Man mag die Entwicklung beklagen, die kaum noch etwas anderes als ökonomische Interessen zu kennen scheint, und man braucht durchaus kein Ästhet zu sein, um zu konstatieren, daß es nicht mehr schön auf der Welt ist; aber von jeher sah man das Erreichte nicht, von jeher war die Zukunft dunkel und immer gehörte Mut zum Leben. Denn nie wird ein Übel dadurch vermindert, daß man es beklagt. Und nicht in der Vorherrschaft der ökonomischen Interessen liegt das Unselige unsrer Situation, sondern genau im Gegenteil darin, daß diese durchaus erwünschten, von unmittelbarster Not diktierten Interessen durchkreuzt und geschwächt sind und sich gegen die dunklen Mächte der Politik und des harten Sinns noch nicht durchzusetzen vermochten.

Es kann schlechthin nicht sichtbarer gemacht werden, was zunächst zu tun und zu ordnen ist, deutlicher kann nicht mehr gesprochen werden, als es mit dieser Parallele geschieht: in Rußland verhungern viele Millionen Menschen, Mütter schlachten ihre Kinder und drüben in Amerika, nicht weit weg, heizen sie mit schönem gelbem Getreide ihre Kessel! Nicht anders wie wir auf Folter, Inquisition und Hexenverbrennung mit einem Schauer, daß soviel Wahnsinn einmal möglich war, zurtückblicken, wird der Spätergeborene unfäßlich vor der brutalen Dummheit und Unbeweglichkeit unsrer Epoche stehen.

Solange dies nicht geändert ist, hat es durchaus seinen Sinn, wenn nichts anderes gedeihen will, es sei denn es beziehe sich mit deutlicher Weisung auf den unerträglichen Zustand dieser Erde. Es ist ja eine lächerliche, nichtswürdige Arroganz, hinter der sich zumeist doch nur der müde, gebrochene Mensch verbirgt, wenn man meint, den großen Überbau des Geistes, die wahren, erstrebenswerteren Güter, sich noch ungestört und indifferent gegen die wirtschaftlichen

Bestrebungen leisten zu können. Dies war in gesicherten Zeiten möglich; unter ökonomisch stabilen Verhältnissen und in einer durchgebildeten, ihrer selbst gewissen Gesellschaft konnten Symbole und Gestalten wachsen, das Leben sich mit Bildern schmücken, es konnten Religion, Sitte und Gesetz in Erz und Stein mit dem Gepräge und Denkmal der Dauer ihre dennoch nicht von Gott verliehene Kraft beweisen. Denn jene Zeiten waren nur für eine unverhältnismäßig geringe Oberschicht gesichert, während unten das namenlose, trüb gemischte Gewimmel der Abgabepflichtigen bei dem starken Licht, das auf die Herrschenden und Mächtigen fiel, nur umso tiefer im Schatten stand und es von der bunten Fülle nur eine noch buntere Willkür des Rechts zu spüren bekam. Wir wollen uns um diesen Blick nicht mehr betrügen lassen. Seit der herrliche, kluge Lessing ausrief, allen Resignierten zur Aufrichtung empfohlen: „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen nicht an dir verzweifeln. Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen!“, ja gerade seit jenen Tagen sind die schweren Schritte unaufhaltsam vorgeückt, die dünne Schicht zerbrach, die Sicherungen schmolzen und aus dem Gewimmel hob sich hier und dort mit Zügen eines andern Edelmuts das unverstellte Menschenantlitz immer offener. Viel haben die Freigewordenen, die Bürger wieder verdorben, doch es war einmal im Gange. Drängt aber nun gar nach dem mörderischen Krieg, dessen grausame Lehren von vielen scheinbar vergessen sind, an einem Wendepunkt so radikaler Art, daß selbst ein Rückschlag nicht viel aufhalten kann, auch der unterste Mensch zur Bestätigung seiner ihm nicht länger vorzuenthaltenden Person, ist es dann so wunderbar, daß die darauf freilich noch nicht eingerichtete Welt, wo niemals die Mächtigen gern sich aus ihren Bastionen vertreiben ließen, in Krämpfen darniederliegt, daß die Gemeinheit aus der Verwirrung ihren Profit schlägt und allenthalben dem Einzelnen die Zeit sich so häßlich und trübe anläßt? Unter Gestank und Dreck und großen Schmerzen wird der Mensch geboren, der Anblick ist nicht empfehlenswert, und warum sollte die Erde, die in Wehen liegt, es anders halten und warum sollte man nicht auch hier, ist erst einmal das Kindlein geboren, das genau wie die andern winzigen Wesen schreiend und mit greisenhaften Runzeln keinen Gefallen am Leben zu haben scheint, warum sollte man nicht auch dieser Wiege, die als Wiege einer vollendeteren Menschheit, als wahrer Orient der Humanität nicht

ganz so unbegründet angesprochen werden kann, anstatt mit groben, ungeschickten Flüchen mit besser angebrachten guten Wünschen sich nahen?

Alles aber verdanken die Menschen sich selber, von oben wird ihnen **nicht** geholfen, Segen oder Fluch liegt allein noch in ihren Händen.

Derjenige wird sich den größten Dank um die Menschheit verdienen, — und er braucht darum kein Originalgenie zu sein, denn die wahren Lehrer und Meister haben in liebevoller oder zorniger Rede stets dasselbe gemeint, — dem es gelingt, den Menschen klar zu machen, in den Fäusten welcher Dämonen, in welcher dumpfer Verstrickung und welche Herren über sich duldend sie bisher gelebt haben. Nicht vom Paradies, nicht einmal vom Vernunftstaat her, schon in der fahlen Dämmerung dieser Tage kann man erkennen, daß bei den Gaben, die dem Menschen verliehen sind, seien sie auch noch so unausgebildet, die Barbarei, die Dummheit und der Aberwitz seines Treibens in so phantastischem Ausmaß länger nicht mehr zu halten sind.

Man soll mich nicht der Verstiegtheit zeihen, es kommt mir alles darauf an, zu überzeugen und Mut zu machen, und wenn ich wieder von einer sehr alltäglichen Sache berichte, so geschieht es doch darum, weil sie nach allen Seiten hin sich bestätigen und erweitern läßt.

Ein Mann, dessen Name gepriesen sei, hat ausgerechnet, daß auf dem Münchner Oktoberfest für rohes, idiotisches Saufen und Lustbarkeiten aller Art, deren Stumpsinn man sich leicht vorstellen kann, eine Summe ausgegeben wurde, die ausgereicht hätte, um eine ganze Gartenstadt aufzubauen. Aberwitz, scheint mir, ist ein sehr gelinder Ausdruck einer Welt gegenüber, die täglich über die Not an menschenwürdigen Wohnungen klagt, aber die Initiative nicht besitzt, — denn das Geld, der oft beredete Nerv aller Dinge, ist wie man sieht vorhanden — anzupacken und zu tun, was die Not erfordert. Aber dieses Beispiel mag nicht stichhaltig sein, denn es läßt sich einwenden, daß im Oktoberfest ein Urtrieb des Menschen sich manifestiert, der sich nicht so leicht ausrotten läßt, und stärker ist als alle Gründe des bloßen Nutzens oder gar einer vagen Humanität, weshalb vielleicht auch dieses selbe Fest von der über alle Zweifel schädlichsten Veranstaltung des Weltkriegs sich ohne Widerstreben ausrotten ließ — genug: um mit einem stärkeren Beispiel zu beschwören, will ich daran erinnern, daß auf den ersten erschütternden Aufruf Nansens hin, der kein ungehörter geistiger Mensch ist, sondern mit

bevollmächtigter Stimme im Völkerbundsrat sitzt, zu einer Zeit, als es noch möglich war, mit umfassenden Vorkehrungen der russischen Hungersnot wirkungsvoll zu begegnen, England, die reichste in Frage kommende Macht, die dazu nötige Summe verweigerte, die gleiche Summe, die es oft genug unbedenklich für ein einziges Großkampfschiff ausgegeben hatte. Phantastische Barbarei und Dummheit, scheint mir, ist ein sehr gelinder Ausdruck einer Welt gegenüber, deren Schäden zu offenbar sind, als daß sie nicht wüßte, wo sie liegen, und die nichts oder das wenige zu spät oder nach langen Zänkereien unternimmt, um sie zu heilen.

Wie, dies wäre gesagt, um Mut zu machen? Angesichts eines so unverbesserlichen Geschlechtes sollte man es wagen, von einer Vorsehung zu reden, von Schritten, die unablässig vorwärtsrücken, und gar von der Geburt eines neuen Geistes, vom Dämmern eines wahren Orients! Gemach, nicht ganz umsonst ist uns die älteste tiefste Weisheit überkommen: zwar nicht immer geht neben Schuld und Verfehlung das Bewußtsein eben dieser Schuld einher, aber es gibt eine Sünde, die so lebhaft brennt, so sichtbar den gesunkenen Stand anzeigt, und was man um der Sünde willen hinter sich ließ, daß gleich Adam, dem in das Elend und den bitteren Tod Verstoßenen, die Menschen eine Stimme hören können, und von nun ab hilft keine Ausrede mehr, von nun ab wissen sie, was gut und böse ist. Es ist in ihre Hand gelegt, die Wahl ist frei, und wenn sie auch dem Schicksal nicht entgehen und Arbeit, Not und Mühe über sie gesetzt sind, so bleibt es doch ihnen überlassen, worauf sie die Mühe verwenden, ob zum Guten oder zum Bösen und ob der lange schwere Weg zur Klarheit oder zur Finsternis führt.

An solcher Erkenntnis hat man sich zu stärken, es ist nicht an der Zeit, wehleidig zu sein, und wer morgen gleich das Paradies erwartet, dessen Leben ist verloren für die Dauer und den Aufstieg des Menschengeschlechts.

Doch ich müßte das Schönste und Tröstlichste verschweigen, würde ich nicht noch von einem Anblick sprechen, in dem die höchste Form des Daseins nicht eben nur verheißungsvoll, sondern unmittelbar zum Herzen ging. Es ist sonderbar genug, daß in einer Stadt, wo nun schon den ganzen Winter hindurch Lotte auf allen Litfaßsäulen öffentlich und wie es scheint mit sehr geringem Erfolg ermahnt wird, doch nicht immer nackt herumzulaufen, dieses auch

zu finden ist. Freilich, es ist von lange her und nur im Anschauen tröstet es unser Herz, im Gefühl, daß es so fromme Hände einmal gab, die dieses bildeten, sonst aber ist es ein Glück zu nennen, wenn man von solcher Reinheit sich treffen lassen und noch erröten kann.

Im Kaiser-Friedrich-Museum steht, vermutlich erst seit kurzem, in dem Saal hinter Riemenschneider eine anonyme gotische Holzgruppe. Sie steht in der Mitte des Saales, man kann sie deutlich sehen. Der unbekannte Meister wird in der südwestdeutschen Gegend gesucht. Die Gruppe ist nicht eben groß; auf einem kantigen Block, aus ihm herausgeschnitzt, sitzt Jesus und eng neben ihm Johannes. Es ist gar nicht anders möglich, als daß es der Jünger ist, den der Herr lieb hatte, der auch an seiner Brust beim Abendmahl gelegen war. Wenn es überhaupt eine Grenze gibt, wo das Kunstwerk an das heiligste Geheimnis stößt, so ist sie hier erreicht. So sehr, daß die hohe Kunst des Meisters vergessen werden kann und nur Natur und höchstes Dasein bleiben.

Das abgebrauchteste, übel gehetzte Wort kommt hier zu seinem Sinn: das Werk ist in einer Weise deutsch, derart ist in ihm der verschüttete Grund unsres Wesens, verstärkt durch die ehrwürdigste Gestalt, ans Licht gehoben, daß einem die Augen übergehen vor Stolz und Scham zugleich.

Jesus sitzt ruhig auf dem kantigen Stein, alle Tugenden spielen sich zur gewölbten Stirne hinauf, schön ist das Antlitz nicht, es scheint sogar ein wenig derb, doch welch heitere Gewißheit bricht aus dem Ernst dieser Züge! Johannes aber, dessen flach ausgestreckte Hand auf der kräftig stützenden Hand Christi ruht, wie vermöchte man ihn mit Worten wiederzugeben, da in ihm doch das Geheimste getroffen ist. Unendliche, unsagbare Hingabe, Vertrauen und Liebe zum Herrn, so versucht man es auszudrücken. Jugendlich schön, in Begeisterung prangend, mit geschlossenen Augen, beinahe das Gesicht eines Engels. Alles aber, der ruhige Block, der Herr und der Jünger, die Erde und ihre mögliche Erlösung werden zusammengehalten durch die jäh abgebogene, nie zu vergessende, im Überdenken gelinde erscheinende Linie, mit der Hals und Kopf des Jünglings an die Schulter des geliebten Meisters sinken.

Es könnte sein, daß wieder einmal geglaubt wird, und es ist gut, so lebendig daran erinnert zu werden, was das Tiefste unsres Volkes war und was aus dem verschütteten Grund heraufzuholen ist, wenn anders wir noch hoffen sollen.

POLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS

I

Reifen Menschen braucht nicht gesagt zu werden, daß böse Dämonen die geschichtlichen Machtkämpfe treiben. Mehr denn je werden sie, die den Weltkrieg, die Art, wie in den so genannten Friedensverträgen die Lüge unser Menschenschicksal verpfuscht hat, und die Geißelungen des sowjetistischen Imperialismus erlebt haben, sich des schmerzreichen Bekenntnisses von Jakob Burckhardt erinnern: Die Macht, — ja, das ist das Böse an sich . . Nie mehr dürfen wir das vergessen, wenn wir das Moskauer Experiment begreifen wollen, denn nie und nirgends haben Menschen, die (nehmen wir an) das Gute wollten, so planmäßig, mit so viel Absichtlichkeit und Theorie und dialektischem Fanatismus das Böse — ein unausschöpfbares, menschenverschlingendes Meer davon — geschaffen. Bringet Hilfe, sucht die Lawine des Hungertodes, die Massenmillionen verschüttet und vorher kannibalisiert, aufzuhalten, „opfert“, spendet Liebe und Labsal so viel und so oft Ihr könnt, sucht der Menschenfresserei zu wehren, die sich da unten in den fruchtbarsten Gebieten des Russenreichs — mit der Dialektik als Geburtshelferin, wie ich innerlichst glaube — angesiedelt hat, aber laßt Euch über den Grad, den Umfang und den besonderen Giftgehalt der von den Moskauer Imperialisten der proletarischen Idee verübten Irrungen nicht mehr täuschen. Nachdem sie nun, in der verzweifelten Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit von Staat, Volk und Wirtschaft, den Weg blanker Kapitulation ihrer theoretischen Grundbekenntnisse, der Kompromisse, der denkbar zynischsten Opportunitätspolitik beschritten haben, meinen viele ihr Urteil über die östlichen Terroristen milder fassen zu sollen. Seit wann ist in der Geschichte, der Politik, dem Leben, dem Streng und Härte alleinige Konstruktionsmittel sind, mildes Verzeihen der Schlüssel zur Wahrheit? Die Aufforderung dazu lese ich auch aus den russischen Berichten des so klugen und durchgebildeten Herrn Paul Scheffer heraus, aber wenn man sich in die endlos gewundenen Antithesen hineinfühlt, in diese vom unbedingten Willen zur Objektivität à tout prix getragenen Darstellungen: so endet man, erregt, mit der Feststellung, daß die Überspannung einer Tugend ein Laster, — daß der Preis für diesen Objektivitätsdrang Verrat am

Wahrheitswillen sein kann. „Es ist wahr“, sagt er in seiner am 1. März im Berliner Tageblatt veröffentlichten Zusammenfassung, „es ist wahr, daß Rußland zu normalen Verhältnissen zurückkehrt, aber im selben Atemzug muß man sagen, daß es nicht wahr ist. Über Rußland zu sprechen, heißt ein endloses Gegeneinanderausspielen von Gedeihen und Verderben. Sie stehen oft ganz eng nebeneinander. Die größten Gegensätze sind oft nächste Nachbarn. Der Kontrast von Hoffnung und vollendetem Unglück findet sich überall und in allem. Es macht jede Sache aus.“ Was soll der mit einigem Urteil begabte Leser dazu sagen, nachdem er in endlosen Perioden über die Ausdrucksformen des vollendeten Unglücks aufgeklärt wurde und vom Gedeihen nichts, aber auch gar nichts vernommen hat; und nachdem der Berichtersteller unserer nun schon gesicherten Erkenntnis der Ursachen, des Ganges und der politischen, wirtschaftlichen und seelischen Wirkungen der russischen Revolutionen nichts Wesentliches hinzugefügt und nur — aufmerksamer und mitfühlender Beobachter der er ist — die aus den Tiefen auftauchenden sinnlichen und sittlichen Reflexe auf geistreiche Weise festzuhalten versucht hat.

Lassen wir den etwaigen (?) Schuldanteil der Moskauer an der Hungerkatastrophe beiseite, schon um den menschlich befreienden Drang zu helfen, der sich gerade unter den in materieller Enge Lebenden regt, nicht zu ersticken: es bleibt, daß die Leninleute, wie der russischen Wirtschaft, so auch Marxens Lehre das Rückgrat gebrochen haben. Das wird jetzt, wo das Zerstörungswerk vollendet ist, so recht deutlich, indem sie, um der Rettung willen, zu den ‚zivilisatorischen Seiten des Kapitals‘ ihre Zuflucht nehmen. Das Wort, das Marx seiner Kritik der politischen Ökonomie (1859) auf den Weg gab, gilt zu allen Zeiten: „Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind.“ Der soziale, die Reife für die höhere Stufe zeugende Entwicklungsprozeß wird also dem naturgeschichtlichen gleichgesetzt; Gewalt, der Terror allein schaffen aber diese Reife nie, weil sie das Gesetz von den wirtschaftlichen Stufenfolgen nicht umbiegen können, sie können nur den Durchbruch zur Reife erzwingen helfen. An diesem Bollwerk aus Erz zerbricht auf die Dauer der Zäsurenwahn jedes menschlichen Willens, hier findet er seine Grenze; und weil Marx das immer wieder lehrte und die Lehre forschend

unterkellerte, darum wurde ihm Fatalismus vorgeworfen. Wundervoll klar hat diese Grundanschauung des sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus, die nun von den Bolschewisten auf gröbste verzerrt wird, Engels in der Streitschrift gegen Dühring umschrieben: „Wenn man sagt, die Lohnknechtschaft sei nur dasselbe wie die Sklaverei, dann könnte man auch sagen, die Menschenfresserei sei dasselbe wie die Lohnknechtschaft, denn das Ursprüngliche war nicht die Sklaverei, sondern daß man die Unterworfenen auffraß. Wie oft auch in der Geschichte die bloße Gewalt gegen die ökonomische Entwicklung war, — entweder geht sie mit der ökonomischen Entwicklung, dann erfüllt sie ihren Zweck, oder sie geht gegen die ökonomische Entwicklung, dann unter Umständen wird der Zwang (namentlich wenn rohe Völker über kultivierte Völker herfallen) zum Ruin der ganzen Kultur, oder dann setzt sich doch im Laufe der Zeit das ökonomische Moment durch gegen die Gewalt, die Gewalt unterliegt.“ So dachten die Sozialrevolutionäre und Menschewiki entwicklungsgeschichtlich und aus der Seele, das heißt dem ökonomischen Bedürfnis des russischen Bauern heraus, und sie dachten nicht daran, für ihn, der die Mehrheit des Volkes bildet, höhere Rechte zu fordern als die „ökonomische Gestaltung und die dadurch bedingte Kulturentwicklung“ guthieß. Die Bolschewiki verfahren umgekehrt: einem Lande mit dünnem Aufputz bürgerlicher Gesellschaft wurde die Gewalt, wie wenn sie wirtschaftliche Reife schüfe, als Basis der Produktionsverhältnisse unterschoben, darüber eine der Sacharbeit feindliche, die schöpferische Leistung unterbindende allmächtige bürokratische Despotie übergestülpt, die Gesellschaft zu ihr, als Staat, in ein Hörigkeitsverhältnis gesetzt und nun dieser natur- und geistwidrigen „Schöpfung“ zugerufen: Arbeit, wirke. Das nannte man dann in einem vor- oder frühkapitalistischen Bauernlande die Diktatur der Arbeiterklasse, es war tatsächlich die Diktatur von klassenlosen Intellektuellen und endet in einen fluchwürdigen Bankrott der Dinge und der Menschen. Lassalle, Marx, Engels haben mit ihm nur negativ zu tun, durch die Verfälschung ihrer Lehre und Lehren, oder positiv höchstens insofern, als sie die Hegelsche Vergottung des Staates ins Gewissen der aufsteigenden Arbeiterklasse gehämmert haben.

Diese Anmerkung genüge für heute. Die Art, wie der Cyniker Radek seinen „idealistischen Amoralismus“ auf Rundreisen in den Westländern spazieren führt und nun sogar das frühere Bundesverhältnis (§ 116!) des Zarenreichs mit den plutokratischen Herren der Welt

zugunsten der Dritten Internationale flott zu machen versucht, um auf den deutschen Willen zur Hilfe beim Wiederaufbau einen Druck zu üben: das wird zur Fortsetzung des Themas, das uns mit wachsender Verwirrung bedroht, veranlassen. Wer aber, nach allerhand Vorstudien, über die Soziologie des Bolschewismus sich unterrichten möchte, dem empfehle ich die im Verlage der Berliner Freiheit erschienene Schrift von N. Gefimoff. Er wird dann vielleicht besser verstehen, warum das todesmatte Hundertmillionenvolk trotz seinem revolutionären Glück zu — ‚normalen‘ Verhältnissen zurückzukehren trachtet.

•

II

Unmittelbar bevor die Pforten zum Friedenstempel von Genua geöffnet wurden, trafen sich in Berlin die Vertreter der drei Arbeiter-Internationalen: 2, 2^{1/2}, und 3, um dem Hohn auf den Begriff der Internationale ein Ende zu machen und die der Wiedervereinigung des gesamten Weltproletariats im Wege stehenden ‚Mißverständnisse‘ zu beseitigen. Als ob sie, ohne tiefere seelische und ökonomische Ursachen, bloß aus dialektischer Verwirrung, entstanden wären; und als ob nicht die Entwicklung der letzten acht Jahre den Sprengstoff unter die national getrennten und in sich zerfallenen Gruppen des Proletariats geworfen, die früher gemeinsam bekannten Programme zerfetzt, die überlieferten Grundanschauungen zernagt, die marxistischen Grundbegriffe ausgehöhlt und erneut zur Bewährung an der Wirklichkeit aufgefordert hätte. Der Kongreß verlief denn auch, trotz der leeren sonnenlosen Schlußerklärungen, ergebnislos, die Affekte tobten sich in der ohnmächtigen Form nach innen fressenden Ingrimms aus, das gemeinsame alte Vokabular schützte nicht vor Insulten, und die das Schicksal mit Skorpionen gezüchtigt hatte, wie die Russen, standen sich, zum bleichen Entsetzen der anderen, als Todfeinde gegenüber. Die Rede des Belgiers Vandervelde bewies, daß nicht einmal eine ungefähr gleiche Plattform gegen die blödeste Form des Nationalismus gefunden werden kann; denn wenn belgische und französische Arbeiter sich, zum Schutz eigener Interessen, hinter die ‚gerechten‘ Friedensverträge verschanzen, so ist der Weg zur Internationale, — sagen wir bescheidener: zu einem auch für die Besiegten erträglichen Friedenszustand, noch weit. Ich sage das nicht aus Schadenfreude, sondern aus Wehmut über ein gut gemeintes aber schlecht bedachtes Unternehmen. Solange große und kulturell hochstehende Teile des Proletariats die Gesinnungen unberührt lassen, die als Konstruktionsprinzipien der Friedensverträge

gedient haben, kann von den Zäsuren des Nationalismus und der nationalen Plutokratien der Friede sabotiert werden. Alsdann die Hauptsache: der Kampf um die Methoden der gesellschaftlichen Erneuerung durch den Sozialismus ist noch in den Anfängen; die russischen Ausrottungsmethoden haben Bankrott gemacht, weil sie über die Bourgeoisie hinaus das Volk selbst ins Mark trafen, ihre Rettung gelang nicht einmal rhetorisch dem dialektischen Zauberkünstler Radek; was aber sonst vorgebracht wurde, erreichte denkerisch und soziologisch ein äußerst bescheidenes Maß, selbst die vielen starken Köpfe und Temperamente, die die Versammlung zierten, konnten die Lähmung durch die unausgereifte Zeitlage nicht los werden und blieben in Verlegenheitswendungen stecken. Die wahre Ursache wollen sich die meisten öffentlich nicht eingestehen: weder das Schuttwegräumen noch der Wiederaufbau der Weltwirtschaft, die Voraussetzung eines Leben und Freuden spendenden Sozialismus, ist ohne Mitwirkung des Unternehmertums, der westlichen Kapitalverwalter und der privaten Initiativkräfte denkbar, an dieser Tatsache hat das Diktaturbestreben des Proletariats auf unbestimmte Zeit eine Grenze. Die Klassenkampfidee wird sich an dieser Tatsache wund reiben, wenn sie nicht neue Kompromißformen sucht, um sich zur Geltung zu bringen. Diese stehen tausendfach zur Verfügung, nicht nur fiskalisch und nicht nur durch fast radikale und gesellschaftlich auf die Dauer wahrhaft umgestaltend wirkende Beseitigung des Erbrechts; aber noch trauen sich wenige Proletarierführer, diese unvermutet neue Gesellschaftslage in den Programmen zu berücksichtigen und die Massen zu ihrer Anerkennung zu zwingen. Ehe das nicht geschehen ist und das Erziehungswerk sich nicht auf die Belebung des erstarrten ökonomischen Denkapparats erstreckt haben wird, werden die sozialistischen Parteiprogramme genau so wenig wie die öden Werbeschriften der Bürgerparteien ihren Totenkopfcharakter verlieren. Immerhin: hier lag auch auf diesem verlorenem Kongreß — oder wie man die Veranstaltung nennen mag, die Internationale in Brüchen zu leimen — der wehmütige Schimmer einer großen Menschheitssache; und wer in die Leidenszüge dieser ernsten und sinnenden Männer schaute, fühlte sich zwar erschüttert, zugleich aber berechtigt, ein klein wenig zu hoffen. Oder sollte man von den imperialen Verfechtern der Zahn um Zahn-Rechnung in Genua, wohin manche von den Kongreßlern zu pilgern sich anschickten, die beseligende Osterbotschaft erwarten dürfen?

III

Äußerlich gesitteter, ‚beherrschter‘, den Salonkonventionen gemäß werden sich die bürgerlichen Gegenspieler dieser verzankten Internationalisten in der Genuesenstadt vielleicht schon benehmen, aber den Kolumbustyp, in dem das heilige Feuer glimmt, werden wir unter den großen Herren da unten gewiß nicht finden. Ein jeder von ihnen ist mit seinem ‚Vertrauensvotum‘ im Koffer angelangt, diesem lahm gewordenem Gaul ausgeleierter parlamentarischen Routine, die in dieser bitteren Zeit wie ein salzloses Narrenspiel anmutet. Da ist Herr Poincaré, manche nennen ihn einen ins Keltische übertragenen Ur-boche; — ich bemerke, daß dieser Politiker aus Lothringen stammt und sich möglicherweise die germanische Blutbeigabe atavistisch in ihm bemerkt macht. Aber neben der Dickköpfigkeit und dem Starrsinn bis ins Kleinste und Unwesentlichste, was Genialität von vornherein ausschließt, ist Herr Poincaré auch ein vollendeter französischer Rechtsformalist, der mit seinem blitzsauberen Begriffsapparat eindeutige, kompromißfeindliche Politik macht. Er hat Cannes sabotiert und hat, so viel an ihm lag, Genua sabotiert, noch ehe es in die Erscheinung trat. Diese Haltung gebietet Achtung, so verächtlich, an europäischen Maßstäben gemessen, sein politisches Gesamtwerk sich dereinst darstellen wird. Seelisch hat sich sein Leben um den Revanchegeanken kristallisiert, mit ihm als Apperzeptionszange hat er zäh und unablenkbar die Alliancen konstruieren helfen, die, durch unsere inneren Fehler, Mängel, Schwächen, Blindheiten fett gemästet, zum europäischen Brande führen mußten. Nun fordert er die buchstabengetreue Realisierung des Versailler Vertrages, jede sachliche Belehrung, nun gar von unserer Seite, prallt am Panzer seiner Exekutionspolitik ab, ihre Marschrouten bestimmt der alte überlieferte französische Imperialismus — man braucht nicht einmal zu den Reunionskammern des vierzehnten Ludwig hinabzusteigen, es genügen z. B. die Konventreden über die Rheingrenzen —: und nun treibt er seine politische Inflationsmethode so weit, als seine früheren Verbündeten England und Amerika es irgend vertragen. Auch unter dem klassischen Opportunisten Briand hat Deutschland weiter opfern müssen, sein Sammethändchen hat uns Oberschlesien aus dem Leibe gerissen; aber vor dem Medusenhaupt der europäischen Wirtschaft begann auch ihn zu frösteln. Poincaré respektiert offenbar nicht einmal diese Grenze, er duldet nicht, daß das Reparationsproblem in den Zusammenhang der Wiederaufbau-Überlegungen gestellt wird, — es sei denn, daß

England und Amerika für die deutsche Schuld an Frankreich bürgen, Garantien geben d. h. Geld durch Anleihen schaffen. In diesem Programm fehlt kein Steinchen und hinter jedem Vertragsparagraphen steht das gewaltige Heer, das er der Furchtpsychose des an sich so friedliebenden Volkes abtrötzt. Ihn ficht nicht einmal der Eishauch der Isolierung Frankreichs an, das Memento Washingtons überhört er, er setzt ihm die groß angelegte Propaganda von dem geflissentlich arrangierten deutschen Bankrott, von der bewußten Unterbesteuerung, von den trotz aller Verbote vorhandenen Kadres für die deutschen Revancheheere entgegen; und was Rußland betrifft, so bedingt er sich Garantien für die Vorkriegsschuld, aber auch Sicherungen für die westlichen Rechtskonventionen aus, unter deren Schutz Leben, Arbeit und Eigentum der herbeigerufenen Helfer zu stehen hätten, das heißt also eine ‚Probezeit‘, von deren positivem Ergebnis die Anerkennung der heutigen russischen Regierung abhängig sei. Hier haben wir eine Politik und eine Gesellschaftsauffassung von schattenloser Klarheit, die die Parlamentsmehrheit seines Volkes bisher noch hinter sich, und für die einzustehen er scheinbar den großen Heerbann der kleinen Satrapenvölker im Osten und Südosten augenscheinlich gewonnen hat. Kein Wunder ist, daß solch charakturvoller Starrsinn Loyd George Programmdiktate aufzuerlegen vermochte, dem Mann, in dem heute ein zündender Einfall — Genua! — aufblitzt, und der morgen vor seinem eigenen genialischen Konzept kapituliert.

IV

Was sich vor Genua ereignete, ist für ihn typisch. Er hatte, in diesem konkreten Falle, nicht die Kraft, den an sich richtigen Gedanken, an dem freundlichen Verhältnis zu Frankreich festzuhalten, so lange es unter Opfern geht, der europäischen Not ein für allemal unterzuordnen, wegen der Gefahr, in dem Morast der Halbheiten und der geknickten Überzeugungen zu versinken: wie vor ihm, aus anderen Ursachen und unter wesentlich günstigeren Umständen, Wilson. Zu erklären ist dieser tragische Widerspruch, der unsere Wüstenwanderung nicht eben abkürzen und ungezählte Völker auf der *via dolorosa* der Passion von Genua aus zunächst noch weitertreiben wird, aus eingeborener Schwäche des Ethos, des Triebwerks in jedem großem Staatsmann.

Herr Loyd George fühlte das Bedürfnis, zu Erziehungszwecken für seine Schöpfung Genua das Memorandum zu veröffentlichen,

das er vor drei Jahren, damit die Friedensbedingungen aus weiser politischer und menschlicher Voraussicht geboren würden, verfaßte und den verbündeten Regierungen, insbesondere dem Frankreich Clemenceaus überreichen ließ. Wenn am europäischen Jammer gänzlich Unbeteiligte, also Mond- oder Marsbewohner, einen Preis ausgeschrieben hätten, die Voraussetzungen und das Grundsätzliche eines dauerhaften Friedens logisch verkettet aufzuzeichnen: dieses stilistische Meisterwerk hätte ihn erhalten. Es war an die Adresse des Meistbeteiligten, also Frankreichs, gerichtet. War nicht seine Veröffentlichung in diesem Augenblick wie eine Beschwörung des harthörigen Genossen, die aus banger Seele strömte, damit auch in ihm neben dem aufgeklärten nationalen Egoismus die Gewissenskräfte wach würden? Es ist nicht schwer, wird da ausgeführt, einen Frieden zusammenzuflicken, der dreißig Jahre hält; aber dann sind die Greuel des Krieges vergessen, ein neues Geschlecht ist inzwischen herangewachsen, und wehe wenn es objektiven Grund hat, die Friedensbedingungen als hart, ungerecht, unerträglich einschnürend, die nationale Würde zertrampelnd zu empfinden. Es drängt sich, berauscht von den heroischen Bildern der Massenschlächtere, zum Kampf um die verlorene Freiheit, ohne Rücksicht auf Gut, Geld und Leben, von einer unsterblichen Idee getrieben. So war es immer, und so wird es bleiben. Das Beispiel Frankreichs nach Siebenzig bezeugte diese ewige Wahrheit der Geschichte. Harte Bedingungen, erbarmungslos strenge mögen auferlegt werden, aber Anmaßung und Ungerechtigkeit in der Stunde des Triumphes werden nie vergeben und vergessen. Man horcht auf und denkt, analogisch, an Bismarck in Nickolsburg; aber wie der Kampf um die Vormachtstellung in deutschen oder von deutschen Dynastien beherrschten Ländern neben dem Weltkampf an Bedeutung zusammenschumpft, so ist auch das von Lloyd George empfohlene Schlichtungsprinzip unendlich umfassender. Er warnt davor, neue Irredentaherde, neue nationale Sprengstofflager zu schaffen, noch mehr Deutsche, Angehörige also einer der tüchtigsten und machtvollsten Rassen des Planeten, unter fremde (lies: polnische) Herrschaft zu stellen, noch mehr Magyaren in die slavischen Nachfolgestaaten zu stopfen und so den Grundsatz der nationalen Selbstbestimmung durch strategische, wirtschaftliche oder verkehrstechnische Erwägungen (die mit anderen Mitteln zu berücksichtigen seien) zu fälschen, zu verraten; und fordert, zweitens, für die Entschädigungszahlungen eine Dauer, die mit dem Kriegsgeschlecht erlischt. Wird anders verfahren, so erhalten wir

einen Scheinfrieden mit tausend Keimen zu neuen Kriegen im Leibe. Bei einem übergedemütigten Deutschland rechnete Lloyd George damals mit der Alternative des Bolschewismus und des Anschlusses an die Flut der Weltrevolution aus nationalen Gründen, — auch dies ein kluger wenn auch zeitbedingter Gedanke, der aber auf den ‚Tiger‘, wie man weiß, den Eindruck verfehlte. In diesen Geleisen läuft die Denkschrift weiter, zuweilen durch Sandwüsten der Banalität, dann aber wieder allgütige politische Gesichtspunkte zu prägnanten Formeln kristallisierend. Da breiten sich schon, als Möglichkeiten vorweggenommen, die die europäische Atmosphäre verpestenden schmutzigen Nachgeburten der Versailler Fehlgeburt vor dem erlauchten Leser aus, auf dessen Einsicht und Willen die Denkschrift doch zu wirken bestimmt war; die Gefahren einer umfänglichen und auf lange Zeiten berechneten Besetzung deutscher Gebiete werden geschildert, die Aufgabe eines Völkerbundes wird umschrieben und in dessen Mittelpunkt die Verpflichtung zur Rüstungsbeschränkung der Hauptsignaturmächte zu Wasser und zu Lande gestellt und die Aufnahme des zwangsweise entmilitarisierten Deutschland sofort nach Bildung einer stabilen demokratischen Regierung empfohlen, aber auch schon der sogenannte Garantiepakt zwischen den angelsächsischen Staaten und Frankreich entworfen. Nicht alles ist da Gold, was glänzt, trotzdem zeigt der ganze Entwurf die genialische Hand des Verfassers, der auch fordert, daß Deutschland sofort beim Friedensabschluß unbehinderter Zugang zu den Rohstoffen und Märkten der Erde zu den gleichen (!) Bedingungen wie den Verbündeten gegeben werde, und daß diese alles zu tun hätten, um es wieder auf die Beine zu bringen. Spricht da der alte Freihändler, der um das Schicksal der britischen Stapelindustrien bangt und an die nährnde Funktion der zerschlagenen mitteleuropäischen Märkte für sie denkt? Diese Denkschrift war also bestimmt, europäische Politik zu machen, ihre Veröffentlichung just vor Genua war daher (sollte man meinen) zu gleicher Leistung berufen, soweit der in Versailles an ihr verübte Verrat dies noch zuließ. Aber dann ging der Staatsmann nach Boulogne und unterwarf sich Poincaré in den vier für das Gelingen Genuas entscheidenden Punkten: keine Erörterung der Verträge, die ‚heilig‘ bleiben; keine Erörterung des Entschädigungsproblems, also des Einflusses der Verschuldung eines Landes auf sein Geldwesen und seine Zahlungsbilanz; keine Erörterung der Abrüstungsfragen; keine Anerkennung Sowjetrußlands, es sei denn, daß Garantien nach rückwärts (Anerkennung der zarischen Schuldenmasse), nach

vorwärts (Anerkennung der westlichen Rechtssatzungen für Westler und deren Eigentum, die an der russischen Aufbauarbeit sich beteiligen wollen), nach innen (Herstellung demokratischer Freiheit für Nichtkommunisten), nach den Grenzen hin (Anerkennung, zum Schutz dieser Grenzen, der mit den Randstaaten abgeschlossenen Verträge) gegeben würden.

Vergißt dieser mit Energie und Rhetorgaben überreich begnadete Mann heute, was er gestern gesagt und gewollt hat? Der Politiker muß kompromisseln, aber nur in der Richtung der von ihm gewollten Entwicklungslinie, in der Richtung eines Ideals also; daß er es bei jeder Wegbiegung in die Ecke stellt, vergißt, verrät, macht ihn je länger desto mehr nicht nur seinen Koalitionskonservativen verdächtig, sondern, wie es scheint, verächtlich, ohne daß seine außerordentliche Energieentfaltung während des Krieges und seine glänzende irische Leistung ihn seinen früheren liberalen und Arbeiterfreunden genähert hätten. Immer nur Taktik, es wird zum Ekel; so wenig wie die Natur läßt sich die Geschichte foppen. Wir aber, die wir das funkelnde Kraftzentrum Lloyd George bewundern, haben doch gelernt, von einer Vergeßlichkeit, die in Gewissenlosigkeit mündet, blutwenig zu erwarten. Die politische Generalbeichte, mit der er sich vor der Reise in den Süden das Vertrauen des Parlaments errang, wird denn auch auf Schritt und Tritt von der Denkschrift Lügen gestraft, am gründlichsten dort, wo sie, nach St. Germain (Westungarn) und Sèvres, von der Unverletzlichkeit der Verträge und der zu erhaltenden (aber Europa wirtschaftlich krank machenden) ökonomischen Souveränität der neuen Kleinstaaten spricht. Unter solchen Auspizien ist die Konferenz in Genua eröffnet worden.

V

Strategisch betrachtet ist die Lage in Genua doch vollkommen klar. Gerade weil Wiederaufbaufragen das einzige Konferenzthema von Belang bilden, werden Deutschland und Rußland in ein Lager gedrängt und wird alles rein Macht- und Nationalpolitische beiseite geschoben werden müssen. Tritt nun aber, indem die Erörterungen über die Kredit- und Währungsfragen sich aus dem akademischen Dunstkreis heraus den Forderungen der Stunde — als welche die Forderungen des Lebens und der Zukunft sind — zuwenden: tritt dann der Schulmeister d'outre Rhin hervor und droht die Konferenz zu sprengen, weil sich zeigt, daß zum Beispiel deutsche Inflation und

Kriegslasten siamesische Zwillinge sind und von dem Einem sprechen das andere zu berücksichtigen zwingt: so ist der deutschen Mission die Haltung vorgeschrieben, was immer zunächst die Folgen seien. Ihre leitenden Köpfe können nicht immer, aus taktischen Gründen, die leidenden Köpfe sein. Ein deutscher Katholik und ein deutscher Jude, die, um der völkerpsychologischen Wirkung willen, ein Jahr lang das Unmögliche möglich zu machen suchten, haben das Recht, endlich der deutschen Geduld eine Grenze zu setzen, weil unbelehrbarer Starrsinn das Mögliche unmöglich macht; und weil gerade diesen Männern machtpolitische Hintergedanken weltenfern liegen. Nicht nur die Russen werden für solche Haltung Verständnis haben, denn sie allein kann, im gegebenen Fall, die großen Völker des Westens aufrütteln, und ihre Fürsprecher in eine Bahn zu zwingen, die endlich in Friedensland führt. Doch warten wir ab, was vor, was hinter den Kulissen geschieht; und ob man wagen wird, das alte Feuerwerk diplomatischer Tricks in dieser neuen Konstellation wieder *einmal* abzubrennen.

ANMERKUNGEN

Stimmen des Auslands

In einem Aufsatz der „Revue de Genève“ spricht Fernand Baldensperger über den „Amerikanismus ohne Maschinen“ im heutigen Europa. Der Krieg hat die amerikanisierende Bewegung des alten Erdteils gefördert, eine Entwicklung, die radikal von patriarchalischen Vorstellungen, vom Beieinander der Familie, von sozialen Bindungen mit noch kleinem und privatem Radius fortdrängt und einen Zustand anstrebt, der in Beruf und Vergnügen, Arbeit und Muße, Religion und Sport die alten Grenzen sprengt.

„Dreimal haben in der Kulturgeschichte offensichtlich amerikanische Einflüsse auf die alte Welt eingewirkt; doch jedesmal, wie es natürlich ist, fanden sich alte Traditionen bedroht und verhinderten, daß die Tat von drüben sich voll entfaltet: das Leben selbst und das, was wir den Fortschritt nennen, sind aus diesen Konflikten entstanden. Die amerikanische Unabhängigkeits-Erklärung hat die bekannte Anziehung auf das Abendland ausgeübt, und die französische Revolution war in ihren Anfängen durch die Abtrennung von den britischen Kolonien zum guten Teil bestimmt worden. Nach 1830, als man sah, daß die Heilige Allianz nicht der endgültige Zustand Europas war und daß die Restaurationen schlecht gerechnet hatten, schien die „Demokratie in Amerika“, wie A. de Tocqueville sagte, einer der Pole der Welt zu werden, und Finanzen, Straf-

vollzug, die staatsbürgerlichen Organisationen der Vereinigten Staaten boten sich tausend Beobachtern als eben so viel Versprechen und Ermutigungen dar. Endlich, beim Nahen des Krieges von 1870 und als der Liberalismus sich plötzlich den Problemen der Volkserziehung, des Frauen-Unterrichts, des Schulzwangs gegenüber sah, bat man noch einmal Nordamerika um Rezepte und um Programme. Und jedesmal sollte der Elan, der selbst ohne ihr Wissen die junge transatlantische Kultur ermutigt hatte, mit Gewohnheiten und Überlieferungen, die ihren Wert und ihren Adel hatten, schonend verfahren und sich abfinden: die Kräfte-Komponente ist wie in der Mechanik auch die große Angelegenheit in der Soziologie.

Der „Amerikanismus ohne Maschinen“ ist ohne Zweifel eine Episode derselben Art. Der okzidentale Mensch wünscht nichts mehr, als seine Muße zu vermehren, seine Würde zu sichern; er verabscheut dagegen, was seine Arbeit übermäßig in eine einfache mechanische Tätigkeit verwandelt; er bemerkt nicht — oder noch nicht — einen Daseinstypus, wo einerseits intensiver Ertrag, andererseits Erholung erbarmungslos polarisiert sind; er bewahrt eine geheime Zärtlichkeit für eine Kombination von Persönlichkeit und Technik und widerspricht im Grunde seines Herzens dem Anblick der „Taylorisation“. Wird er die wahre Formel finden können und die Widersprüche der Gegenwart ordnen? Wird er dadurch, daß er besseren Werkzeugen die Sorge über-

läßt, das grobe Werk zu vollenden, das er heute zu oft Intelligenzen übergibt, die für besseres bestimmt sind, eine vernünftiger Stufung der menschlichen Werte ermöglichen? . . .“

In den „*Écrits Nouveaux*“ (Paris) charakterisiert Paul Fierens die belgische Literatur:

„Wenn ein Belgier mit Gerechtigkeit von Belgien spricht, hat er zwei Versuchungen zu bekämpfen. Denn sein nationaler Dämon ist gleichzeitig ganz Hochmut und ganz Skeptizismus. Wenn du ihn verspottest, ist er gekränkt; wenn du ihm ein Lob erteilst, scherzt er. Niemals geizig an Selbstverachtung, erträgt er keine Einwendungen als die seinigen, und der Widerspruch reizt seine Laune in jedem Fall.

Im Augenblick, wo ich die letzten Anstrengungen unseres literarischen Daseins würdige, erprobe ich das Gefühl eines Kritikers, der soeben einen „Dreijahrs-Salon“ durcheilte und nun summarisch berichten soll. Hat er einen Meister entdeckt, dessen Werk die Bestrebungen der Schule zusammenfaßt? Nein. Und diese negative Feststellung treibt ihn zum Pessimismus. Der Horizont erscheint ihm wüst und die Landschaft ohne Versprechen. Da er nun die geringste Hoffnung zählen muß, beginnt er, zufällig zu betrachten, was ihn umgibt. Sein Interesse wird schnell finden, wo man anknüpfen kann, und allmählich wird das Vertrauen und eine hellere Lebensauffassung wiederkehren. Ja, es gibt Kräfte, die sich ordnen, Richtungen,

die sich klären, ein langsamer Arbeitsbeginn, der fort dauern wird.

Die junge belgische Literatur, die mir anfangs nichtig erschien, ohne ein großes Werk, das man als bezeichnendes nennen könnte, erscheint mir schon als Feld vielfacher Erfahrungen, als Ort einer tröstlichen Fruchtbarkeit. Ich wette, daß diese Ahnung Sicherheit werden wird; beim Examenstermin werde ich vielleicht der erste Überraschte sein, wenn man vielleicht nicht den einzigartigen Schatz entdeckt, aber mindestens viele verschiedene Reichtümer feststellt.

Es fehlt uns der Zusammenhang der Kräfte, aber die Arbeit einiger Einzelnen trägt ihre Früchte. Es kann auch sein, daß eine gewisse geistige Langsamkeit — von der die Vlamen mehr als die andern betroffen sind und sie übrigens zu benutzen wissen — die literarische Entwicklung auf völlig unbekannte Ziele verzögert. Um die Dinge gerade heraus zu sagen, könnten wir zu wenig als „Vorhut“ erscheinen. Warum verbergen, daß die junge französische Literatur uns bezaubert? Dennoch glaube ich, daß die besten unter uns recht haben, wenn sie sich nicht kampflös unterwerfen wollen. In einem Anfall von gesteigerter Begeisterung haben mehrere einfach Erscheinungen nachgeahmt und sich in der Nachahmung verloren. Ohne dem Aberglauben des völkischen Charakters zu huldigen, kann man wünschen, daß der Gewinn der französischen Eigenschaften nicht gleichzeitig der Verlust einer unbestreitbaren Eigentümlichkeit ist.“

R. K.

DIE KRISE DES DEUTSCHEN STAATES

von

M. J. BONN

Der große Krieg und seine Folgen haben trotz aller ungeheuren Verluste das Gefüge des Deutschen Reichs nicht zu zertrümmern vermocht. Wohl aber besteht Gefahr, und ernsthafte Gefahr, daß das Band, das alle Bewohner des deutschen Reichsgebiets eint, im Innern zerrissen wird.

Im Krieg ist die deutsche Staatsidee ins Ungeheure überspannt worden. Den Pädagogen aller Grade, die Jahrzehnte lang nicht müde geworden waren, geduldigen Schülern zu predigen, daß der Einzelne nichts sei und der Staat alles, war auf allen Meeren und auf den Schlachtfeldern dreier Kontinente Gelegenheit geboten, die Richtigkeit ihrer Lehren zu erweisen. Griechische Staatsweisheit und preußischer Drill hatten sich einander vermählt, um die blutigen Opfer entgegenzunehmen, deren Hekatomben der Weltkrieg ihnen zutrieb. Aber als die Vergötterung des Staates zum ersten Male in der Weltgeschichte härteste Wirklichkeit geworden war und jedes Volk tatsächlich zu einer Maschine gemacht hatte, in der der Einzelne nur ein surrendes Rädchen war, das ohne eigenes Wollen dem Antrieb einer allmächtigen Regierung gehorchte, da war in Deutschland, dem eigentlichen Tempel der praktischen Staatsvergötterung, der Staat innerlich bereits geborsten.

In England, in Frankreich und in Amerika waren nach allmählichem Schwanken die Männer, die an der Spitze standen, in die Lage versetzt worden, ihren Völkern unverrückbare Ziele zu weisen und in rücksichtsloser Machtanspannung ihren Beauftragten die Mittel zur Verfügung zu stellen, die zur Erreichung dieser Ziele notwendig waren. In Deutschland war es anders. Während das deutsche Volk wieder und wieder bereit war, der Welt seinen Glauben an die Lehre seiner Führer zu beweisen, und die Einzelnen ihr Leben hingaben, weil das Ganze alles war, war der Staat bereits gespalten.

Die Regierung, in der sich der Wirklichkeit gewordene Staat verkörperte, hatte eine Spitze: den deutschen Kaiser. Für ihn aber galt in ganz anderem Sinne, als sie ursprünglich gemeint war, die *Maxime* des konstitutionellen Staates „*Le roi règne, mais il ne gouverne pas*“. Er war zu einer politischen Atrappe geworden, der wohl seinen moralischen Einfluß den Männern zur Verfügung stellte, die für ihn die politische Regierung führten, der aber die militärischen Rebellen nicht hindern konnte, im Kampfe gegen diese Regierung die Grundlagen des Staates zu unterwühlen. Diejenigen, die die politische Spitze des Staates bildeten und die Ziele zu bestimmen hatten, die dem deutschen Volke notwendig waren, wurden immer wieder von denen gehemmt, die die Mittel zu ihrer Verwirklichung hätten erfolgreich anwenden sollen. Und diejenigen, denen die Verwendung dieser Mittel anvertraut war — eine Aufgabe, die dem grenzenlosesten Ehrgeiz hätte genügen können — suchten der politischen Führung immer neue Aufgaben aufzuzwingen, obwohl sie selbst zugaben, daß nur in seltenen günstigen Momenten die verfügbaren Mittel zur Bewältigung der alten Aufgaben ausreichten. Nach außen verdeckte die Person des Kaisers die Kluft notdürftig, die die deutsche Regierung, das heißt die Trägerin des höchsten politischen Willens, spaltete; nach innen kehrten Zwecke und Mittel sich gegeneinander. In diesem Kampfe brach der deutsche Staat so auseinander, daß eine Revolution kommen konnte, ungleich allen andern Revolutionen: Sie war kein gewaltiges Erdbeben, bei dem sich flammenspeiende Krater bilden; sie war das fast lautlose Versinken längst erstarrter Kegel, über deren einstürzende Ränder dann die glühende Lava abfloß.

Die Revolution brachte eine Partei ans Ruder, die an staatliche Machtvollkommenheit glaubte. Grenzenlos waren die Aufgaben, die die deutsche Sozialdemokratie dem Staat stellte, unbeschränkt das Vertrauen, — trotz aller Kriegserfahrungen — das sie der Möglichkeit von Regierungseingriffen entgegenbrachte. Aber als sie, von der Revolution gegen die Klippen der Macht geworfen, das Ruder des Staatsschiffs fest in die Hand nehmen wollte, zerbrach es ihr unter den Händen.

Zwischen der Frage: Wer ist der Staat? wer sind die Klassen, die die höchste Macht in der Hand haben? Und der Frage: Was soll der Staat? bestehen enge Zusammenhänge.

Der Staat vor der Revolution war ursprünglich in seinen Grundlagen aufgebaut gewesen auf dem Grundbesitz und dem Beamtentum.

Mehr und mehr war das letztere in den Vordergrund getreten, und mehr und mehr hatte sich die Auffassung gebildet, daß dieses Beamtentum imstande sei, durch einen festen zentralen Willen alle Aufgaben zu lösen, die das Interesse des Gemeinwohls erfordern könne. Aber hinter dieser Staatsfront waren zwei neue Mächte emporgestiegen: die Industrie und die organisierte Arbeiterschaft. Beide waren aus dem Wirtschaftsleben geboren und ursprünglich in ganz anderer Weise wirtschaftlich, nicht politisch orientiert gewesen als der Grundbesitz, ehe der Bund der Landwirte ihn rein wirtschaftspolitisch einzustellen suchte. Das Zentrum des Weltgeschehens für die einen waren Preise, für die andern Löhne. Diesen wirtschaftlichen Zielen widmeten sie ihre Kraft, politische Macht als Mittel zu ihrer Erreichung erstrebend. Beide standen damals im Staate. Die Industrie war vielfach durch Staatshilfe, wie Schutzzölle, groß geworden. Sie war längst über die Stufe hinausgewachsen, wo sie die Hilfe des Beamtentums zur Erfüllung rein wirtschaftlicher Zwecke benötigt hatte. Sie verachtete es innerlich und beeinflusste es auf Hintertreppen, aber sie brauchte es als Machtmittel der organisierten Arbeiterschaft gegenüber. Sie konnte zwar das Koalitionsrecht nicht verhindern; sie versuchte, ihm aber häufig praktische Schranken zu ziehen. Und sie wusste, wenn es hart auf hart ging, würde die Staatsmacht hinter ihr stehen. Die Arbeiterschaft, stark ideologisch gerichtet, war gegen den bestehenden Staat, aber nicht gegen den Staat als solchen. Sie schwärmte von einer allmächtigen Regierung, die das Wirtschaftsleben nach gerechten Regeln ordnen sollte, in der Hoffnung, daß der Tag nicht fern sei, wo sie selbst die Macht in die Hand nehmen werde.

Der 9. November hat ihr diese Macht gebracht. An dem Tage, an dem der deutsche Staat mit der deutschen Arbeiterklasse identisch geworden zu sein schien, und wo für eine kurze Spanne Zeit Deutschland eine reine Arbeiterregierung besaß, haben der industriell organisierte Kapitalismus und mit ihm ein großer Teil der Gebildeten sich innerlich vom Staate losgelöst. Der alte Staat war versunken, der neue Staat suchte, sozialistische Ideale zu verwirklichen. Vielleicht war es möglich, das zu verhindern. Es war aber nicht möglich, wenigstens auf absehbare Zeit vom Standpunkt des Unternehmertum aus, diesen neuen Staat zu beherrschen. Das Unternehmertum machte nicht sofort Opposition. Es kehrte nur dem Staat einstweilen den Rücken und ging seinen Privatgeschäften nach. Es hatte erkannt, daß in Deutschland eine wirtschaftliche Hochkonjunktur entstehen würde, wie

sie die Welt nie gekannt hatte, wenn nur das Gespenst des Bolschewismus gebannt werden konnte. Während spielerische Theoretiker, und zwar meist solche ohne gründliche Kenntnis volkswirtschaftlicher Theorien, die Pläne einer neuen Weltordnung zeichneten, die das Ende des Kapitalismus bringen sollten, legten die Führer des deutschen Wirtschaftslebens in stiller Beharrlichkeit die Fundamente des neu-deutschen Kapitalismus in solchen Tiefen, daß nur ein russischer Sturm sie hätte erschüttern können. Sie bauten, dank den günstigen Verhältnissen, eine wirtschaftliche Monopolmacht auf, wie sie kein anderes Land gesehen hat, und traten, als sie den freien Wettbewerb durch solche Monopole außer Kraft gesetzt hatten, dem Staate gegenüber, fürs ungehemmte Spiel der freien Kräfte ein.

Derweilen suchte der neue Staat mit Hilfe eines Beamtentums, das in reiner Verwaltungstätigkeit Höchstleistungen aufzuweisen hatte, dessen wirtschaftliche Unfähigkeit der Krieg aber jedem erwiesen hatte, ein neues Gemeinwesen zu verwirklichen.

Aber dieser neue Staat hatte den Glauben an sich verloren. Wie eng die Grenzen erfolgreicher, planmäßiger, wirtschaftlicher Gestaltung gesteckt waren, schien der Krieg erwiesen zu haben. Selbst bei den Sozialdemokraten fanden die Planwirtschaftler auf die Dauer wenig Gegenliebe. Der Rätegedanke, der aus Rußland herüberflutete, untergrub bei den Arbeitermassen den Glauben an eine starke, demokratische, aktionsfähige Zentralregierung. Aus ständigen Phantastereien, russischen Reminiszenzen, bürokratischer Unfähigkeit und kluger Berechnung der Interessenten entstanden auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens unter dem Schlagwort „Sozialisierung“ neue Selbstverwaltungskörper, Organisationen, die die Aufgaben der Zentralregierung an sich rissen, und in denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer allenfalls mit Beamten zusammensaßen, nicht um etwa die Angelegenheiten zu erledigen, die den inneren Betrieb dieser Gruppe darstellten und damit in der Tat als Selbstverwaltung bezeichnet werden könnten, sondern um die Preise festzusetzen, die die Andern zu bezahlen hatten. Das Prinzip der Selbstverwaltung wurde zum Deckmantel monopolistischer Organisationen, in denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Ausbeutung der Gesamtheit sich zusammenfanden. Die Arbeitnehmer bildeten sich dabei ein, die Interessen der Gesamtheit der Konsumenten und ihre eigene Stellung sei genügend gesichert, wenn nur eine paritätische Vertretung vorhanden sei; sie verkannten, daß sie vielfach dabei zum bloßen Werkzeug der Produzenten wurden. Zur höchsten

Blüte sind derartige Bestrebungen in einzelnen Außenhandelsstellen gediehen.

In den mächtigen Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer entwickelten sich daher allmählich Gebilde, die nicht im Staate und unter dem Staate stehen, sondern die sich bewußt neben den Staat stellten. In den Tagen nach dem Kapp-Putsch ist eine lebhaftere Bewegung entstanden, die aus Vertretern der Gewerkschaften der verschiedensten Richtungen eine ausschließliche Arbeiterregierung bilden wollte. Eine derartige Regierung wäre in letzter Linie nicht dem Parlament und damit der Wählerschaft verantwortlich gewesen, sie wäre vielmehr das Werkzeug der Arbeiterorganisationen geworden, die in andern Ländern, zum Beispiel in Australien, neben dem Parlament die Regierung kontrollieren.

Ähnliche, wenn auch verhölltere, Bestrebungen zeigen sich auf Seiten der Industrie. Das tritt auf zwei Gebieten deutlich zutage. Die Macht eines jeden Staates beruht in letzter Linie auf seinem Finanzwesen. Das Finanzwesen des Deutschen Reiches ist infolge des Krieges, der Revolution und der Reparationsleistungen in Unordnung geraten. Es ist unmöglich gewesen, gerade diejenigen ausgiebig zur Besteuerung heranzuziehen, die am ehesten imstande waren, die Lasten zu tragen. In gewissem Sinne gibt die Industrie das offen zu. Sie wird nicht müde, auf den Bankerott der Staatswirtschaft hinzuweisen und zu betonen, daß die Privatwirtschaft völlig geordnet sei. Sie gesteht damit, allerdings wohl unbewußt, zu, daß die Privatwirtschaft dem Staate die Mittel zu seiner Existenz verweigert; denn zu allen Zeiten hat als grundlegende Wahrheit der Finanzwissenschaft das alte Wort gegolten: „Die Taschen der Untertanen sind die besten Schatzkammern der Fürsten.“ Heute erklären die mächtigen Führer der Wirtschaft unverhohlen, daß ihre Taschen gefüllt seien; die Schatzkammer des Staates ist leer, da der Staat zu schwach ist, zuzugreifen. Die Wirtschaft will dem Staat, dem sie nicht länger Aufgaben stellen kann, die notwendigen Mittel nicht bewilligen. Der deutsche Mittelstand und mit ihm die deutsche Kultur sind im Begriff, in einer Hochflut von Papiergeld zu ertrinken, da mächtige Industriegruppen den heutigen Staat als erledigt betrachten und eine Besteuerung durch Geldentwertung anderen Formen der Steuererhebung vorziehen. Sie fühlen sich nicht länger gebunden, für seine Schuldverpflichtung einzustehen.

Dabei unterschätzen sie seine Lebenskraft doch bedeutend. So schlecht die Lage des Deutschen Reiches schon gewesen ist, so ist es doch

immer noch imstande gewesen, auf dem Wege der Anleihe durch Begebung von Schatzwechseln Milliarden unterzubringen. Manches große Auslandsgeschäft ist nur dadurch zustande gekommen, daß das Reich hinter den Unternehmern als Bürge auftrat. Und wenn es keine Auslandskredite erhielt, so liegt es nicht daran, daß es kreditunwürdiger ist als die deutsche Industrie, sondern daran, daß es infolge des Londoner Ultimatums eine Prioritätsschuld von 138 Milliarden Gold zu tragen hat.

Ein Teil der Industrie ist aber nicht mit rein negativem Verhalten zufrieden. Er sucht bewußt, das letzte Stück Staatsmacht zu zerbrechen, das noch vorhanden ist. Er greift nach den Eisenbahnen, nicht weil dieselben ein Defizit haben, das verschwinden muß, sondern weil der Besitz der Eisenbahnen die höchste wirtschaftliche Macht im Staate darstellt. Man braucht für den Staatsbetrieb im Eisenbahnwesen nicht zu schwärmen. Ein festgefügtter Staatsbetrieb kann auf ihn verzichten. Aber ein Staat, dessen Leben nur noch schwach ebbt, kann es nicht vertragen, daß Privatinteressen die Hand an seine Gurgel legen, seien es kapitalistische oder kommunistische Saboteure.

Wie weit die Auflösung des deutschen Staatswesens schon gediehen ist, zeigt eine Betrachtung der auswärtigen Politik. Die auswärtige Politik ist das Verhältnis der verschiedenen Gemeinwesen zueinander. In ihr tritt der Charakter nationaler Geschlossenheit und Einheitlichkeit ganz anders zutage als in der inneren Politik. Aber diese Einheit war schon vor dem Kriege vielfach durchbrochen. Auf der einen Seite hatte die radikale Arbeiterbewegung die internationale Solidarität der Arbeiterklasse in den Vordergrund geschoben und damit zum Ausdruck gebracht, daß eine horizontale, alle gleichgelagerten Schichten der verschiedenen Völker einschließende Zusammenfassung gegenüber dem vertikalen nationalen Aufbau des einzelnen Volkes die Grundlage der auswärtigen Politik sein müsse. Auf der anderen Seite waren wirtschaftliche Fragen in der Außenpolitik in den Vordergrund geschoben worden. Fragen der Handelspolitik, der kolonialen Erschließung, der internationalen Finanz spielten eine entscheidende Rolle. Damit griffen von selbst die großen nationalen Wirtschaftsinteressen über ihre Grenzen hinaus und schlossen sich zu internationalen Verbänden zusammen, die Absichten der nationalen Wirtschaftspolitik außer acht lassend, wenn nicht gar durchkreuzend. Während das Schlagwort „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

meist nur auf internationalen Kongressen der Arbeiterschaft wirkte, war der Ruf „Kapitalisten aller Länder, vereinigt euch!“ zwar niemals laut in die Welt ergangen, wohl aber instinktmäßig von großen Interessengruppen befolgt worden.

Seit alten Zeiten haben mächtige Interessen die Außenpolitik der Länder beeinflußt und den Versuch gemacht, sie in eine ganz bestimmte, ihnen dienliche Richtung zu treiben. So haben zum Beispiel die Zucker- und Ölinteresenten der Vereinigten Staaten einen starken Einfluß auf deren auswärtige Politik Kuba oder Mexiko gegenüber ausgeübt. Der Kampf zwischen der europäischen Waffenindustrie vor dem Kriege um Waffenlieferungen an die Türkei, Serbien, Bulgarien und China hat häufig die große Politik der europäischen Kanzleien vom richtigen Pfade abgebracht.

Darüber hinaus haben große Interessen im Auftrage ihrer Regierung Aufgaben übernommen, denen sich die betreffende Regierung damals nicht gewachsen fühlte. Die ostindischen Kompagnien haben ihren Ländern Kolonialreiche beschert, die zu gewinnen und zu behaupten diese damals kaum imstande gewesen wären. Und die großen Siedlungskolonien der Welt sind häufig von Unternehmern erschlossen worden, die auf eigene Rechnung und Gefahr eine neue Welt aufbauten. Die Geschichte der englischen Kolonisation in Irland ist nichts anderes als eine Reihe von mehr oder minder erfolgreichen Versuchen, Irland durch Konquistadoren von England abhängig zu machen.

Um diese Dinge handelt es sich heute nicht mehr. Heute sind vielfach Gruppen an der Arbeit, die ohne Rücksicht auf den Willen der eigenen Staatsgewalt, ja vielfach im Gegensatz zu ihr, auswärtige Politik machen, in der Hoffnung, den Staat vor vollendete Tatsachen zu stellen. Auch das ist keine neue Erscheinung. Der Einfall Dr. Jamesons in die südafrikanische Republik sollte die englische Regierung zur Annektion des Transvaals zwingen. Wieder und wieder haben amerikanische Ölinteresenten in Mexiko den Versuch gemacht, die Angliederung Mexikos an Amerika zu erzwingen, gelegentlich durch Teilnahme an mexikanischen Verschwörungen. Ähnlich waren die Bestrebungen der Gebrüder Mannesmann in Marokko gerichtet.

Ganz deutlich schält sich hier das Bestreben heraus, die äußere Politik aus den Händen des Gemeinwesens zu nehmen und sie nicht nur im Interesse gewisser Gruppen zu gestalten, sondern sie von diesen Gruppen durchführen zu lassen, die ihre Privatinteressen für

Gesamtinteressen halten. Dabei werden natürlich nicht immer rein wirtschaftliche Beweggründe in den Vordergrund geschoben; man läßt gern mehr oder minder idealistischer Deklamation den Vortritt. Man braucht nur an die Fiume-Romanze der italienischen Faschisten zu denken und an die Drohungen der Ulsterleute im Sommer 1914, sie wollten sich in den Schutz des Deutschen Reichs begeben. In geradezu klassischer Weise verbindet sich nationalistische Romantik mit naiver wirtschaftlicher Selbstsucht in dem deutschen Baltikumabenteuer.

Schon während des Kriegs ist in Deutschland eine starke Agitation entfesselt worden, die eine Durchdringung der auswärtigen Politik mit wirtschaftlichen Gesichtspunkten forderte. Man hat wohl gefühlt, daß die große Politik des deutschen Reiches Schiffbruch gelitten hatte. Man nahm ohne weiteres an, daß daran die deutschen Vertretungen im Auslande schuld gewesen seien. Man tat das um so lieber, als man bei ihnen häufig nicht das gewünschte Entgegenkommen beim Abschluß privater Geschäfte gefunden hatte. Man sprach der deutschen Diplomatie die politische Begabung ab, weil die deutsche Regierung den Berichten ihrer Vertreter, häufig unter dem Druck der wirtschaftlichen Interessen der Heimat, nicht genügend Glauben geschenkt hatte. Und weil man selbst aus der Fülle der politischen Probleme nur die wirtschaftlichen sah, glaubte man, alle Politik sei Wirtschaftspolitik. Da man überdies bei wirtschaftlichen Verhandlungen mit den Wettbewerbern oft gut abgeschnitten hatte, hielt man den erfolgreichen Wirtschaftler ohne weiteres für politisch befähigt. Man meinte allen Ernstes, die deutsche Politik werde sichere Erfolge haben, wenn erst der Diplomat durch den Kaufmann ersetzt sei, oder wenn er zum mindesten ein vollgerütteltes Maß wirtschaftlicher Detailkenntnisse besitze.

Der Sturm der Weltgeschichte hat dann fast alle hervorragenden Diplomaten des kaiserlichen Deutschland hinweggefegt. Nun suchte man die offenen Stellen nach Möglichkeit mit Praktikern und mit Konsuln zu besetzen, denn Politik war ja Wirtschaft. Man tat das gerade zu einer Zeit, wo die „reine Politik“ den Frieden von Versailles geschaffen hatte und dabei ganz bewußt allen wirtschaftlichen Erwägungen Hohn gesprochen hatte. Aber auch bei einer anderen Weltlage wären weder die Konsuln noch die Mehrzahl der aus dem praktischen Leben stammenden neuen Beamten imstande gewesen, die wirtschaftlichen Fragen zu bewältigen, um die es sich hier handelte. Wirtschaftliche Tatsachen kennen — insbesondere, wenn es sich

um Kenntnisse aus zweiter oder dritter Hand handelt — ist etwas ganz anderes, als wirtschaftliche Zusammenhänge erkennen, und zwar Zusammenhänge von der weltumspannenden Größe der heutigen Fragen. Das zeigte sich fast bei allen Behörden. Man hatte überall dem Geist der Zeit Zugeständnisse machen müssen und sich allerlei Neuankömmlinge aufdrängen lassen. Mit dem gesunden Selbsterhaltungstrieb alter Institutionen schied man die Begabten meist bald aus, wenn man sie nicht unschädlich machen konnte. Die Unbegabten assimilierte man liebevoll. Man nahm von den Theoretikern meist nur solche, die wenig von Theorie verstanden und von den Praktikern am liebsten die, die keine Praxis hatten. So überdauerte man den Sturm der Zeiten. Diese Zähigkeit war durchaus nicht unberechtigt, denn die Kandidaten, für die die Parteien sich einsetzten, waren häufig, wenigstens solange die Konjunktur dauerte, in der Gesinnung tüchtiger als in der Bewährung.

Das Ergebnis war, daß das wirtschaftliche Erkennen und das politische Wollen und Können an den Zentralstellen zur Lösung der großen Fragen nicht ausreichte. Man hielt bestenfalls die Ämter auf der Höhe der alten Zeit, soweit es sich um Verwaltung handelte.

Aber die Probleme der Gegenwart waren keine reinen Verwaltungsprobleme. Sie waren insbesondere, soweit es sich um die Probleme des Friedensvertrages handelte, Konstruktionsprobleme größten Stils. Man hatte die „reine Politik“ in der kaiserlichen Zeit auch in den Parlamenten so wenig gepflegt, daß Männer, die politisch führen konnten, selten waren. Fand man einen, so empfand man ihn als unbequem. Man war empört darüber, daß ein leitender Minister nicht die gleichen Detailkenntnisse besaß, die man von seinen Ministerialreferenten beanspruchte, und nur Verständnis für Lagen und Menschen bewies. Und man war innerlich recht froh, wenn eine derartige unbequeme Persönlichkeit sich an der Unhaltbarkeit in der auswärtigen Lage verbrauchte und wieder verschwand.

Was das Wissen betraf, so holte man es sich von „Sachverständigen“.

Die moderne Welt kann ohne ausgiebige Mitarbeit der Nächstbeteiligten ihre wirtschaftlichen Fragen nicht lösen. In der Heimat der modernen Regierungskunst, in England, hatte man das längst erkannt. Die englischen parlamentarischen Untersuchungen, die die Regierung unter Zuziehung aller Beteiligten veranstaltet hatte, füllen nicht nur eine Bibliothek voll von wertvollstem Material, sie sind

auch oft die Grundlage einer tief einschneidenden Gesetzgebung geworden. Neben dieser öffentlichen Befragung geht die vertraulich persönliche Befragung hervorragender Männer des Wirtschaftslebens einher, wie sie zum Beispiel Lloyd George in größtem Umfange angewendet hat. Bei diesen Befragungen läßt sich die Regierung von den Beteiligten informieren, sie läßt sich nicht von ihnen dominieren. Sie sucht sich die Leute aus, denen sie vertraut, sie läßt sich aber nicht Vertreter von Verbänden aufdrängen. Sie dankt ihnen für den guten Rat, betrachtet sich aber nicht für verpflichtet, ihn zu befolgen. Sie stellt die Ziele der Politik selbst fest, sie erörtert nur die Brauchbarkeit der Mittel und die etwaigen Folgen.

In Deutschland hat dagegen schon das alte System Interessenten berufen, weniger um sich zu informieren, als um Widerstände auszuschalten, denn man fürchtete die mächtigen Interessen mehr als die politischen Parteien. Seit den Verhandlungen von Versailles gab es nun etwas wie ein Institut der „Sachverständigen“. Man rief Vertreter aller einflußreichen Interessen zusammen und nannte sie Sachverständige. Man wählte dabei vielfach Personen nicht sowohl wegen ihrer Sachkenntnisse aus, sondern wegen der Stellung, die sie bei ihren Verbänden hatten. Es kam dabei nicht sowohl darauf an, die größte Masse von Wissen, als die größte Menge von Branchen zusammenzubringen und niemanden zu verstimmen. Man stellte den Sachverständigen keine bestimmt formulierten Fragen, man überließ sie sich selber, insbesondere, seit sie in Versailles vorübergehend erfolgreich gegen die Leitung untüchtiger Beamter rebelliert hatten. Man betonte der öffentlichen Meinung gegenüber geflissentlich nicht, daß es „Interessenten“ waren, da man augenscheinlich der Meinung war, die Übereinstimmung einflußreicher Interessenten verbürge sachverständige Unparteilichkeit.

Diese Sachverständigen haben in der Tat höchst wichtige Arbeit geleistet, die die verschiedenen Ämter oft vielfach schon infolge von Ressortstreitigkeiten nicht leisten konnten. Man ließ sie dabei ruhig in die Politik übergreifen. Niemand gab sich die Mühe, das gewaltige Wissen, das in solchen Versammlungen vorhanden ist, systematisch herauszulocken und kritisch zu verwerten. Es genügte, daß sie gesprochen hatten und unter Umständen mit ihrem Spruch die Regierung deckten, wobei es dieser ja unbenommen blieb, sie gelegentlich als bloße Attrappe zu verwerten. Man hatte überdies eine so geringe Meinung von dem eigenen Können, daß man glaubte,

eine Erklärung der Vertreter des deutschen Wirtschaftslebens werde wie eine Bombe in den Reihen der Gegner wirken, während man einer eigenen Erklärung nicht viel Kraft zutraute. Man wußte nicht, wie man auf die öffentliche Meinung fremder Länder wirken sollte, man überließ diese Aufgabe gerne anderen Leuten, die es sich zutrauten, und man merkte dabei nicht, daß die Bürokratie und die von ihr beratene Regierung außenpolitisch abdankte.

Der tiefste Punkt dieser Entwicklung waren wohl die Verhandlungen in Spa im Sommer 1920, bei denen auf Wunsch der deutschen Regierung Herr Stinnes das Wort zu Ausführungen ergriff, die sachlich nichts neues brachten und nichts neues bringen konnten, die aber als politischer Pronunziamento ohne Vorwissen der Regierung gedacht waren und als solches wirkten. Man hat damals in Deutschland gejubelt, „daß endlich einer es den andern gegeben habe.“ Man hat augenscheinlich nicht begriffen, daß man damals am Ende der deutschen Außenpolitik stand. Denn wenn eine Regierung bei Verhandlungen mit den Häuptern anderer Regierungen in einer technischen Frage für einen Berater das Wort erbittet, und dieser Berater ohne vorherige Fühlungnahme mit seiner Regierung eine eigene politische Note anschlägt, dann hat die Regierung zu seinen Gunsten abgedankt, wenn sie ihn nicht sofort abschüttelt. Und wenn sie mit ihm ein Spiel mit verteilten Rollen gespielt hat, so hat sie ihm eine Verantwortung zugeschoben, die sie hätte tragen müssen. Man kann Herrn Stinnes keinen Vorwurf daraus machen, daß er die sich ihm bietende Gelegenheit benutzt hat, um seine private Außenpolitik zu machen. Die Regierung, die ihm dazu die Hand bot, entstaatlichte die Außenpolitik.

Seitdem ist in der deutschen Politik manches anders geworden. Der Einfluß der Sachverständigen-Nebenregierungen bei der Regierung hat abgenommen, aber die Versuche, außerhalb des Parlamentes neben der Regierungspolitik private Außenpolitik zu treiben, haben nicht aufgehört. Die auswärtige Politik wird weiter entstaatlicht.

Auf der einen Seite versuchen die großen Arbeiterverbände eine gemeinsame, ihren Klasseninteressen entsprechende Linie festzulegen. Auf der anderen Seite suchen die Unternehmergruppen über die Staatsgrenzen hinaus sich mit Berufsgenossen und Wettbewerbern zu einigen und eine zwischenstaatliche Weltwirtschaft herbeizuführen.

Während sie zuhause nationale Bewegungen und nationalistische Instinkte schützen, gehen sie draußen internationale Bindungen ein, in

der naiven Voraussetzung, daß ein Erfolg ihrer Privatinteressen an und für sich eine Förderung der -nationalen Interessen sei. In anderen Ländern beachten sie die Staatsgewalt und sind bereit, ihren leisesten Winken zu folgen, in Deutschland verachten sie sie. Als im Sommer des vergangenen Jahres die deutsche Industrie der deutschen Regierung zur Zahlung der Reparationsverpflichtungen ihren Kredit zur Verfügung stellen sollte, hat im entscheidenden Moment eine mächtige Gruppe als Gegengabe die Auslieferung der deutschen Bahnen gefordert. Und obwohl sie wissen mußte, daß die deutsche Regierung diesem Verlangen nicht nähertreten könnte, ist in London über die Entstaatlichung der deutschen Bahnen verhandelt worden. Auch heute ist noch in Deutschland, nicht nur bei den Bolschewisten, eine Außenpolitik möglich, die Privatpolitik, nicht Reichspolitik ist. Solche Bestrebungen hat es als Emigrantpolitik nach Revolutionen immer gegeben. Das Neue in Deutschland ist, daß solche Politik von Persönlichkeiten gemacht wird, die in deutscher Erde wurzeln und doch nicht erkennen, daß jede Außenpolitik, die nicht einheitlich ist, erfolglos bleiben muß.

Nach innen und nach außen verfolgen starke Kräfte ein Ideal der staatlosen Wirtschaft, das mächtigen, rein wirtschaftlich gerichteten Monopolen — auch wenn die Arbeiter daran beteiligt sind — die Kulturinteressen des deutschen Volkes ausliefert. Das ist die Krise des deutschen Staates. Wenn sie nicht bald ihren Höhepunkt überschreitet, wird Deutschland in absehbarer Zeit den Völkern der Erde wenig anderes bedeuten als ein „wirtschaftlicher Begriff“.

DIE KRISIS DES HISTORISMUS

von

ERNST TROELTSCH

Das Wort „Historismus“ ist im heutigen Sprachgebrauch zunächst ein Scheltwort, eine Entladung von allerhand Beschwerden gegen historische Belastung, kompliziertes historisches Denken und die Entschlußkraft schwächende historische Bildung. Es gehört in diesem Sinne in die allgemeine heutige Rebellion gegen die Wissenschaft überhaupt hinein, in der sich die Enttäuschung einer leidenden, dem

ntellektuellen Fortschritt nicht mehr trauenden Menschheit Luft macht. Man zerstört die Mittel der Lebenserhaltung, weil das Leben mit ihrer Hilfe, freilich auch unter Mitwirkung von hundert ganz anderen Umständen, nicht erfreulicher geworden ist. Ähnlich haben die Handwerker die Maschinen bei ihrem Aufkommen in ihrer blinden Wut zerstört. Wie freilich das Leben ungeheurer Massen ohne die Mittel der Wissenschaft sich gestalten soll, darüber macht man sich keine Gedanken. Da gibt es prachtvoll-poetische Bilder neuer Ursprünglichkeit und Lebensfrische oder mystischen Erkenntnisersatzes, indessen die Lehrer und Diener der „alten“ Wissenschaften durch ihre fortgesetzte Arbeit dafür sorgen, daß die Welt an dieser Romantik und Mystik nicht allzusehr leidet und ihren mühseligen Gang weiter geht.

Aber nicht von dieser allgemeinen Frage möchte ich reden, sondern von der besonderen inneren Krise der Historie, die nicht erst aus dieser allgemeinen Erschütterung der Geister, sondern aus dem innern Gang und Wesen der Historie selbst entspringt. Da zeigt dann das Wort „Historismus“ sofort einen anderen, einen sachlichen Sinn. Es bedeutet dann die Historisierung unseres ganzen Wissens und Empfindens der geistigen Welt, wie sie im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts geworden ist. Wir sehen hier alles im Flusse des Werdens, in der endlosen und immer neuen Individualisierung, in der Bestimmtheit durch Vergangenes und in der Richtung auf unerkanntes Zukünftiges. Staat, Recht, Moral, Religion, Kunst sind in den Fluß des historischen Werdens aufgelöst und uns überall nur als Bestandteil geschichtlicher Entwicklungen verständlich. Das festigt auf der einen Seite den Sinn für die Wurzelung alles Zufälligen und Persönlichen in großen, breiten überindividuellen Zusammenhängen und führt jeder Gegenwart die Kräfte der Vergangenheit zu. Aber es erschüttert auf der anderen Seite alle ewigen Wahrheiten, seien sie kirchlich-supranaturaler und darum von der höchsten autoritativen Art, seien es ewige Vernunftwahrheiten und rationale Konstruktionen von Staat, Recht, Gesellschaft, Religion und Sittlichkeit, seien es staatliche Erziehungszwänge, die sich auf die weltliche Autorität und ihre herrschende Form beziehen. Der Historismus in diesem Sinne ist die erstliche Durchdringung aller Winkel der geistigen Welt mit vergleichendem und entwicklungsgeschichtlich beziehendem Denken, die eigentümlich moderne Denkform gegenüber der geistigen Welt, die von der antiken und mittelalterlichen, ja auch der aufgeklärt-rationalen Denkweise sich grundsätzlich unterscheidet. Das geistige Leben ist nicht mehr

Teilhaber an überirdischen und übersinnlichen, festen, unveränderlichen Wahrheiten, auch nicht mehr Erhellung der allgemein-menschlichen Vernunft- oder Commonsense-Wahrheiten gegenüber den Irrungen des Aberglaubens und der Phantastik, nicht mehr die Erforschung des Naturrechts und ein darauf begründeter Umbau von Staat und Gesellschaft, sondern es ist ein kontinuierlicher, aber stets sich verändernder Lebensstrom, in dem sich stets nur vorübergehende, den Schein der Dauer und Eigenexistenz vortäuschende Wirbel bilden. Das sind dann die jeweiligen größeren oder kleineren individuellen historischen Gebilde, die sich der geschichtlichen Selbsterkenntnis mit so viel Liebe und Hingebung als Mutterboden des eigenen Daseins erweisen, aber bei jeder Überschau von höher genommenem Augpunkt aus als treibende, sich bildende und wieder auflösende Erzeugnisse des Stromes darstellen. Der tiefere innere Zusammenhang dieses Stromes selbst mit den bewegenden und im Einzelfalle formenden geistigen Kräften bleibt dabei dunkel, da die Historie ebenso wie die Naturwissenschaften den Zusammenhang mit der Philosophie grundsätzlich gelöst hat und autonom mit eigenen Mitteln das Werden und seine Gebilde erforschen will.

In diesem Sinne steht der Historismus als eigenes großes Prinzip dem Naturalismus gegenüber, der gleichfalls kein Scheltwort bedeutet oder bedeuten soll, sondern das große Prinzip, die gesamte Körperwelt einschließlich der Lebens-, der Nerven- und Gehirnprozesse nach den allgemeinen naturwissenschaftlichen Prinzipien der Naturkausalität zu erforschen. Zwischen Historismus und Naturalismus teilt sich der Stoff des modernen realwissenschaftlichen Denkens auf. Der Streit um die gegenseitige Grenzberichtigung und um die volle Selbständigkeit der Historie in diesem Nebeneinander ist eines der Hauptprobleme des modernen Denkens geworden, wobei vor allem die in der Mittelstellung begriffene Biologie schwierige Streitfragen darbietet. Es ließe sich nachweisen, daß diese ganze wissenschaftliche Situation das notwendige Ergebnis der Grundwendung der modernen Philosophie zur Bewußtseinsanalyse und Gegenstandstheorie seit der Cartesianischen Neubegründung der Philosophie ist. Die auf die Körperwelt hinweisenden Daten unseres Bewußtseins werden naturwissenschaftlich, die auf eigenseelische Gehalte und Veränderungen bezogenen Daten werden historisch-genetisch erforscht, wobei die Quellenkritik und Tatsachensicherung Voraussetzung und Grundlage ist. Die Historie ist von den beiden wissenschaftlichen Großmächten die spätere und

hat ihre Selbständigkeit der Naturalisierung der Philosophie und des Bewußtseins erst abkämpfen müssen, hat aber dann, seit die Aufklärungshistorie und Kritik im neunzehnten Jahrhundert zu den großen historischen Forschungen ausgeblüht ist, einen selbständigen Rang und eine ungeheure Wirkung erlangt trotz aller verbleibenden Grenzstreitigkeiten und der wechselnd bald mehr hierhin bald mehr dorthin gerichteten Gunst der Zeitlagen. Daß der Naturalismus zuvorkam, das kommt von dem Übergewicht naturwissenschaftlicher Schau und Forschung, das die Antike bei ihrer Erneuerung in der Renaissance darbot und das zugleich technischen Bedürfnissen der Zeit entgegenkam. Es ist reizvoll, sich vorzustellen, wie die moderne Welt aussehen würde, wenn ihre Wissenschaft mit der Psychologie, und zwar mit einer nicht durch die Analogien der Naturwissenschaft gebundenen Psychologie und einer von ihr erleuchteten Historie begonnen hätte. Jedenfalls sind nun aber die Dinge nicht so gegangen, sondern umgekehrt. Aus der von den Naturwissenschaften inspirierten Kritik der Aufklärung an der vergangenen Kultur und dann aus dem empirisch-genetischen Geist des Gegensatzes gegen den mathematischen Apriorismus sind in der englischen Erfahrungsphilosophie, bei Vico, Hamann und Herder die Richtungen auf die Geschichte als Entwicklungsgeschichte entsprungen. Das Naturrecht, das geschichtsphilosophische Surrogat der Aufklärung, das bis zu Kant und Fichte reicht, ist — wenigstens in Deutschland — überwunden. Der lange Rückstand ist dann durch eine um so glänzendere und raschere Entfaltung der Historie und ihrer Hilfswissenschaften in Geographie, Philologie und Soziologie abgelöst worden. Und heute empfinden wir die Problematik, die hierin steckt, ebenso schwer, wie wir diejenige empfinden, die in der den Geist bedrohenden Geistesschöpfung der Naturwissenschaften liegt.

Zuerst diente die Historie der Kritik und der Wegräumung der mittelalterlich-kirchlichen Kultur. Dann schuf sie in der Romantik in der von ihr inspirierten großen Historie das Gegengewicht gegen den revolutionär-rationalistischen Geist, einerlei, ob das in der Weise Rankes und Adam Müllers oder in der Comtes und Taines geschah. Darauf diente sie den großen nationalen Einigungsversuchen der europäischen Völker und ihrer nationalen Selbstvertiefung, einerlei, ob das in der Weise Sybels und Teitschkes oder in der Seeley's oder Thiers' geschah. Schließlich ergab sie sich einem grundsätzlich unparteiischen wertfreien Realismus, der die historische Wahrheit und den Werde-

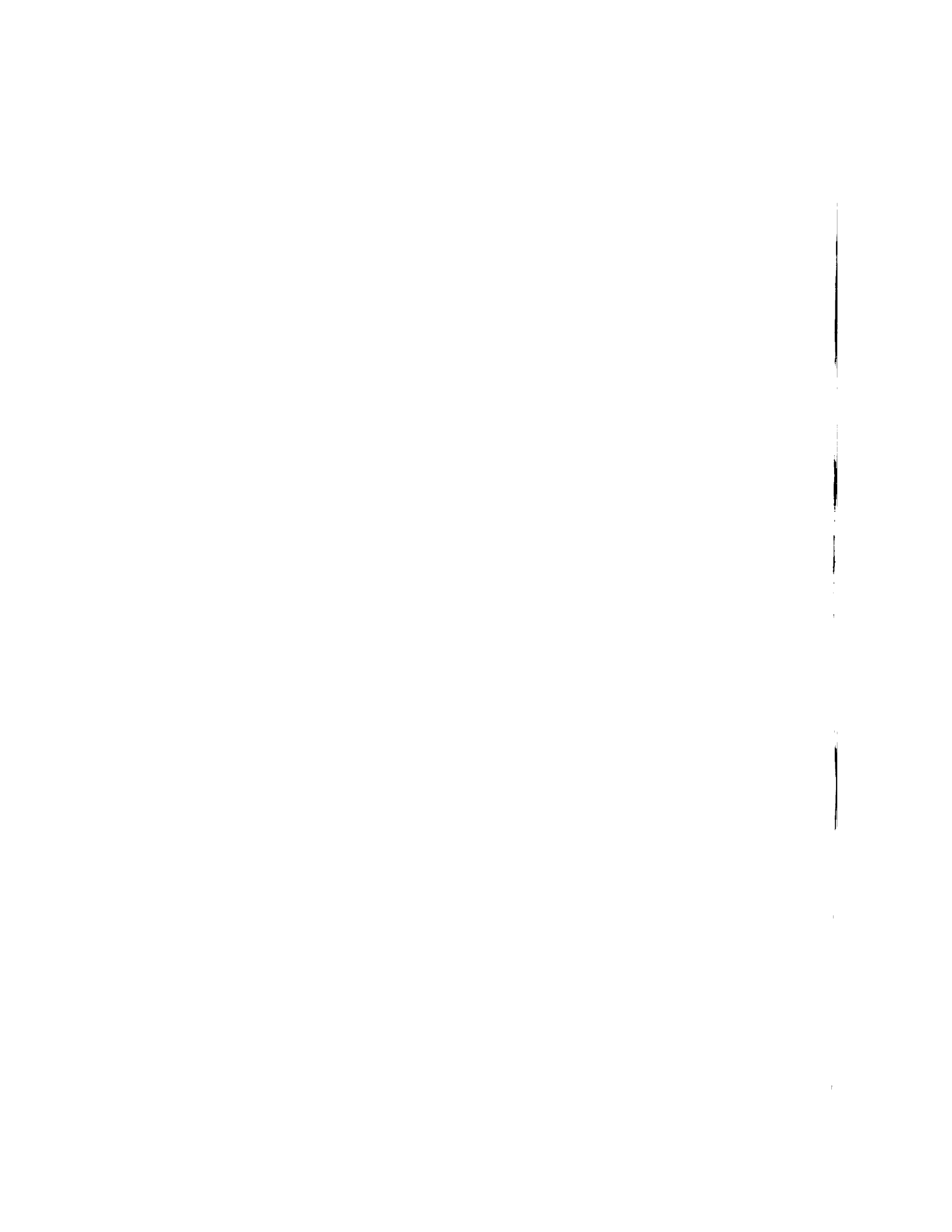


zusammenhang überall, wo er sich darbietet, möglichst objektiv und sachlich erforschen will und auf das Ideal einer allgemeinen Verknüpfung dieser Zusammenhänge in einem Bild des Menschheitswerdens grundsätzlich losgehen muß, obwohl die Häufung der kritischen und sachlichen Forschung gleichzeitig dieses Ideal immer unmöglicher macht und den Meistern des Faches verbietet. Um so häufiger und gründlicher ist dieses Ideal dann von Dilettanten und Improvisatoren versucht worden, darunter so mächtigen Geistern wie Nietzsche. Neuerdings haben Spengler und H. G. Wells, jeder auf seine, für die beiderseitigen Nationalitäten höchst charakteristische Weise, dieses geheime und unentbehrliche Ideal moderner Historie durchzuführen unternommen. Der eine predigt den pflanzenartigen Wechsel der historischen Vegetationen und das Ideal der Ergebung in die Niedergangsperiode, der andere den Fortschritt zu der endlichen, seit dem Renaissance-Zeitalter geforderten, Weltorganisation der Völker und den Optimismus der Rettung durch englisch-amerikanische geistige Welt-herrschaft und politische Weltkontrolle. Dazu kommt, daß der Weltkrieg eine große historische Periode allem Anschein nach wesentlich beschlossen, alle bisherigen selbstverständlichen Maßstäbe erschüttert und damit alle Entwicklungsbilder ihrer zusammenfassenden Form beraubt hat. Ein unendliches Rätseln und Deuten an der Geschichte, verwegene Neukonstruktionen, pessimistische Verzweiflungen oder skeptische Beschaulichkeiten sind die Folge. Es ist Hochkonjunktur für Geschichtsphilosophie geworden, während die fachmäßige Forschung sich von alledem grundsätzlich zurückhält und ihre alten Problemstellungen und Interessen, ihren alten Objektivitätsstandpunkt und zumeist auch die alten Wertmaßstäbe festhält. In dieser Lage empfindet die Zeit den allgemeinen historischen Relativismus und die liebevoll kritische Erforschung der einzelnen Strecken des Lebensstromes wie eine Qual oder eine Sinnlosigkeit und überträgt ihre allgemeinen Enttäuschungsgefühle gegenüber der Wissenschaft vor allem auf die Historie. Neukatholizismus, neuer oder ältester Rationalismus, wissenschaftsfreie Schwärmerei und Inspiration, okkultistische Theosophie und Ähnliches besetzen das Feld.

Aber die Gründe der offenkundigen Krisis des Historismus liegen noch tiefer. Auch der Naturalismus, sofern er Philosophie und Weltanschauung bestimmt, ist heute tief erschüttert. Aber er läßt sich von beiden leichter lösen, hat festere Methoden und exaktere Mittel, hängt mit technischen Lebensnotwendigkeiten innerlich und

praktisch zusammen. Er selbst in seinem eigenen Wesen bleibt unberührt und entwickelt aus dem strengsten Fachgeist heraus heute die großartigsten neuen Probleme. Der Historismus dagegen besitzt schon in sich selbst diese Festigkeit nicht und hängt anderseits mit den wechselnden und feinsten Lebensfragen viel zu eng zusammen. Bei ihm kommt sie zum guten Teile aus ihm selbst heraus, aus seinen eigenen Problemstellungen. Will man daher seine Krise nicht nur leidenschaftlich und äußerlich in ein paar Büchern erfassen, so müssen ihre Gründe noch tiefer aufgedeckt und noch weitere namhaft gemacht werden. Die bisher genannten Gründe sind wesentlich die Konsequenzen des Entwicklungsbegriffes, der den alten stolzen Fortschritts- und Menschheitsbegriff zum Begriff endloser Bewegung und der Bildung bloß vorübergehender, relativ dauernder Sinn- und Kulturzusammenhänge gemacht hat und all das wesentlich vergleichend behandelt, die Einheitlichkeit des Zieles verschwinden läßt. Es gibt außerdem noch eine ganze Reihe weiterer Schwierigkeiten.

Das erste ist die Aufrollung der erkenntnistheoretisch-logischen Probleme der Historie. Diese Aufrollung geschah im Zusammenhang mit der allgemeinen Wendung der Philosophie zur Erkenntnistheorie und Logik, die in der Zeit der drohenden Ausbildung des Naturalismus zum Materialismus allein noch die Würde und Aufgabe der Philosophie und mit ihr die für alle Erkenntnis grundlegende Würde des Geistes behaupten zu können schien. Insbesondere glaubte man nur auf diesem Wege den besonderen Sinn der Historie und ihre Bedeutung für die Erforschung des geistigen Lebens wahren zu können. Das war in der Tat die durch die gesamte geistige Lage geforderte Fragestellung, und die Antworten haben sehr wichtige Beiträge sowohl zur Festigung der Historie als zur Anerkennung ihrer geistig-ethischen Bedeutung erbracht. Allein am Ende aller Logik und Methodik steht die Frage: wie verhält sich die vom denkenden Geiste nach seinen Gesetzen hervorgebrachte Ordnung zum wirklichen Wesen und Zusammenhang der Dinge selbst? Oder mit der besonderen Anwendung auf die Historie ausgedrückt: wie weit kann die Historie das reale Geschehen überhaupt erfassen und wiedergeben? Alle Historie ist Auslese und Umformung eines ungeheuren Materials, das seinerseits aus einer unendlich breit und tief strömenden Masse bewegten Lebens hervorragt oder herausgezogen werden kann. Dabei soll von den sehr schwierigen und oft nicht sicher zu lösenden Problemen der Quellenkritik und Tatsachenfeststellung gar nicht einmal die Rede



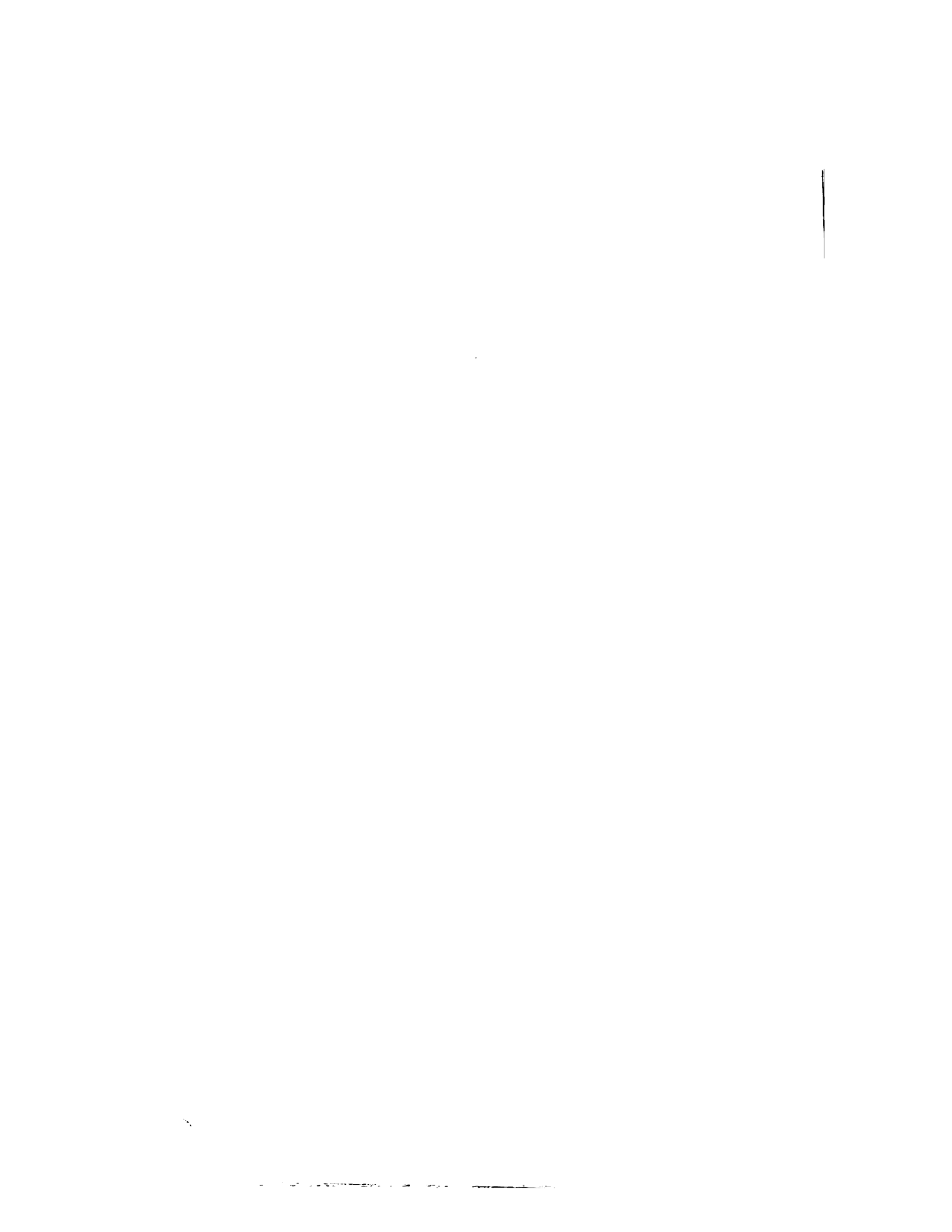
sein, da die eigentliche Aufgabe der erkennenden und darstellenden Synthese — die Franzosen haben oder hatten eine eigene *Revue de synthèse historique* — erst nach deren Erledigung beginnt. Was in diese darstellende Historie eingeht, ist ein winziger Ausschnitt der völlig unerreichbaren und unzählbaren tatsächlichen Vorgänge, die sich zuletzt ihrerseits aus Komplikationen unendlich vieler psychischer Einzelvorgänge und ihrer Zusammenhänge mit Natur und Körper zusammensetzen. Es haben also alle in die Historie eingehenden Tatsachen für sie wesentlich repräsentative oder stellvertretende Bedeutung. Nicht der Einzelvorgang als solcher ist es, der hier in Betracht kommt, sondern die in ihm enthaltene Hindeutung auf in ihm sich offenbarende allgemeine Tendenzen und Strebungen, die durch ihn sichtbar und auch zugleich durch ihn wieder bestimmt werden. Faßt man aber diese Tendenzen und Allgemeinheiten ins Auge, so sind sie überhaupt nicht exakt, sondern nur intuitiv und verstehend als Sinneinheiten erfaßbar. Diese Sinneinheiten sind unbegrenzt verschieden und jedesmal individuell gefärbt, verlangen also eine ungeheure Empfänglichkeit und Kongenialität, Lebens- und Sachkenntnis des Historikers, sobald er einen größeren Zusammenhang bearbeitet. Und nur die großen Zusammenhänge sind von allgemein menschlicher Bedeutung und verleihen der Historie einen einheitlichen Einfluß auf Bildung und Lebensorientierung. Die hieraus sich ergebenden Schwierigkeiten liegen auf der Hand. Auf der einen Seite ist die Folge das immer mehr sich zerteilende Spezialistentum, das um der Exaktheit willen immer kleinere und gleichgültigere Gegenstände bearbeitet, um mit sicherer, den Naturwissenschaften ebenbürtiger Methode strenge Erkenntnisse, eigentliche Wissenschaft zu gewinnen. Bei der Bedeutung der Philologie für solche Exaktheit läuft es auf eine Philologisierung der Historie hinaus. Der Zustand, der damit eingetreten ist, bedarf keiner näheren Beschreibung. Die Seminarhistorie ist ein Triumph der Wissenschaft, aber sie interessiert nur Fachleute, und zwar jeweils nur solche des gleichen engeren Gebietes. Unter einem oder ein paar Dutzenden von Fachkennern treibt sich dann das Thema hin und her, dient wesentlich als Ausweis der Fachtätigkeit der Verfasser und beschäftigt wesentlich nur die Rezensionsblätter. Wo aber die Historiker an die eigentliche Aufgabe der Historie, an die Synthese großer Entwicklungszusammenhänge herangehen, da entsteht die peinigende Frage nach der Objektivität solcher Historie, nach ihrer Entsprechung mit dem wirklichen Verlauf. Ist

1

2

sie mehr als scharfsinniges logisches Arrangement der Tatsachen, oder ist sie wirklich geradezu Dichtung? Die Invektiven Schopenhauers gegen die Historie, daß sie lediglich *fable convenue* sei, allenfalls auch *fable non convenue*, werden immer von neuem laut. Gewiß gibt es eine Anzahl von klassischen Meisterwerken der Synthese wie Rankes, Jacob Burckhards, Tocquevilles, Mommsens, Gardiners Leistungen. Aber wie Ranke selbst sagte, neue Zeiten bringen neue Fragestellungen, und jedes Zeitalter muß die großen Züge der Geschichte von seinem Standpunkt aus neu verstehen. Wo aber bleibt dann die Realität und Objektivität? Jedenfalls würde das sehr tief dringende geschichtsphilosophische Untersuchungen zur Beantwortung verlangen. Aber gerade dazu hat man nicht Zeit und Lust, auch fürchtet man die Philosophie in der exakten Wissenschaft. So ist die Folge, daß die Synthesen in den Händen der Historiker immer seltener werden und in die Hände der Dilettanten geraten. Seit der Polemik des heute neu aufgelegten Rembrandt-Deutschen gegen die Fachhistorie ist die große synthetische Dilettantenhistorie immer weiter und weiter angewachsen, zum Teil geistvolle und glänzende Werke wie die Nietzsches und Spenglers, zum Teil und vor allem ein Haufen besserer und schlechterer Journalistik. Da ist die Folge eine seltsame Mischung von historischer Skepsis und leichtgläubigster Mystik. Ein Mann wie Spengler bezeichnet grundsätzlich die Historie als Dichtung und verachtet die Forderungen gemeiner Richtigkeit als spießbürgerliche und pedantische Illusion. Ein Mann wie H. G. Wells, das angelsächsische nüchtern-optimistische Gegenbild zu Spenglers deutschem romantischen Pessimismus, deckt sich bezüglich der Richtigkeit durch die Kontrolle einzelner Fachmänner, proklamiert aber als Ziel seiner großen, in vieler Hinsicht auch großartigen Synthese, die Stellung der praktischen Gegenwartsaufgabe der europäischen Völkerwelt. Skepsis, Dichtung, praktische Kultursynthese haben sich der Historie außerhalb der Facharbeiterschaft bemächtigt. Die letztere scheint ihren Kritikern zurückgeblieben, pedantisch, unfruchtbar, in Illusionen gefangen. Das ist Krisis genug, und die engere Krisis der Historie selbst kann nun mit der allgemeinen Krisis des außerwissenschaftlichen Geistes in ein gemeinsames Bett münden. Skepsis und Phantastik hier wie dort!

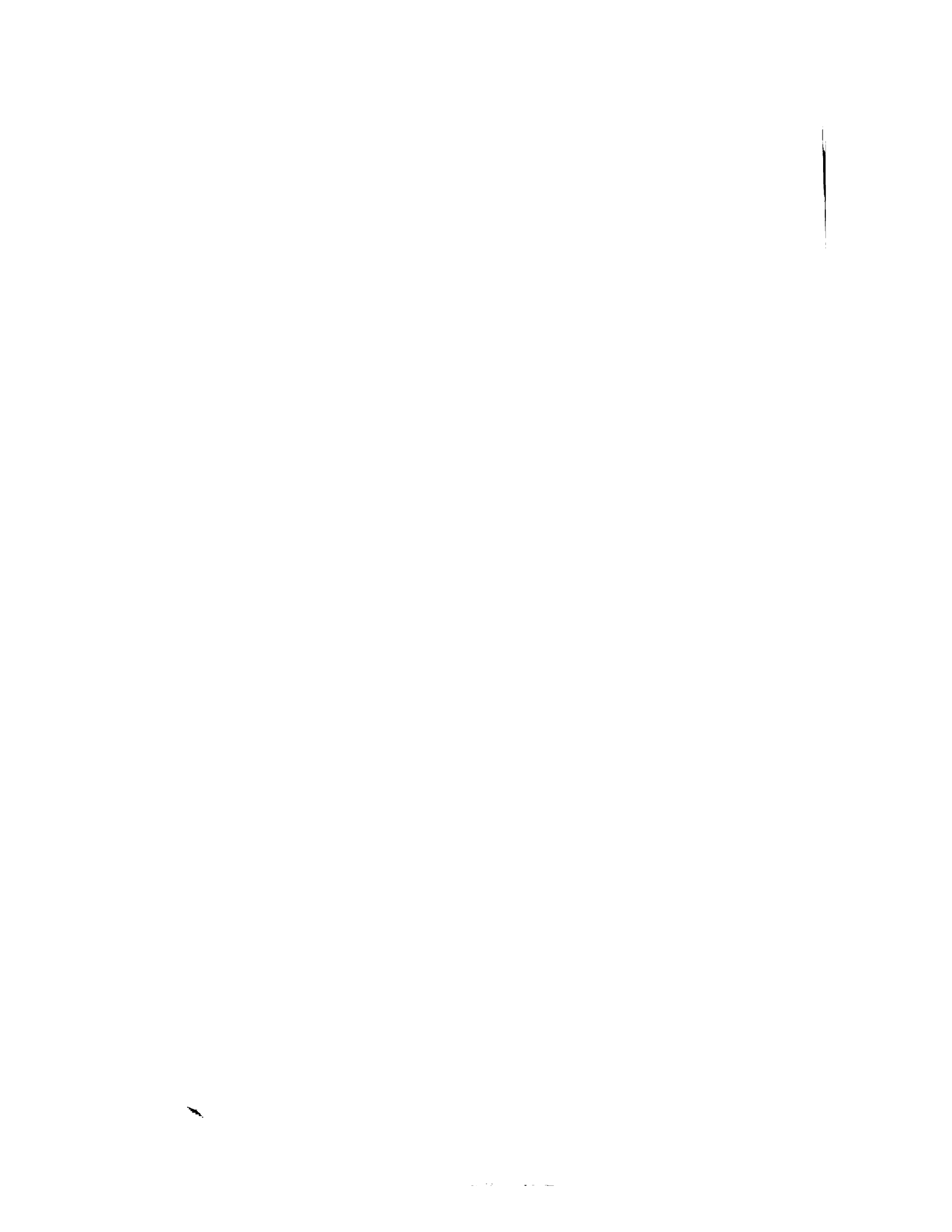
Das zweite ist die Einführung des soziologischen Elementes in die historische Forschung, Kausalerklärung und intuitive Vereinheitlichung. Der einseitigen Geistes- oder Staats- und Rechtsgeschichte tritt die Auffassung entgegen, daß alle geistig-kulturellen und staatlich-



organisatorischen Bildungen aufruben auf den jeweiligen gesellschaftlichen Grundlagen des Lebens und daß diese wiederum zwar nicht allein, aber doch sehr stark durch den ökonomischen, technischen und dementsprechend in Sitte und Privatrecht bestimmten Stand der Gesellschaft bedingt sind. Das haben die praktischen Engländer, die Schöpfer der klassischen National-Ökonomie, längst auf ihre Weise gesehen, und aus der Schule Benthams heraus hat Grote in seiner *History of Greece* diesem Gedanken eine erste große Wirkung verschafft. Dabei möge man nicht vergessen, daß aus der deutschen Romantik und Philosophie heraus August Böckh auf ganz analoge Fragestellungen in seinem „*Staatshaushalt der Athener*“ gekommen ist. Eine große allgemeine Bedeutung aber haben diese Theorien dann erlangt unter den Erfahrungen der französischen Revolution und ihrer Nachwirkungen in den Schulen St. Simons und August Comtes, die die Schöpfer der Soziologie als einer neuen Wissenschaft, ja geradezu als des Ersatzes für Geschichte, geworden sind. Der armselig-ideologischen Geschichtschreibung der Aufklärung und den individualistischen Revolutionsidealen setzen seitdem die französischen Historiker zu einem großen Teil eine von Klassen- und Rassenkämpfen, von den Gesellschafts- und Organisationsproblemen her orientierte Geschichte entgegen. Auch hier darf man die volle Analogie der deutschen Romantik nicht übersehen, die auch ihrerseits die Bildung der realen Gemeinschaft als Hauptproblem erkannte. Wenn sie dabei auch wesentlich auf die Staatsidee und die Realpolitik hinauslief, so sind bei Adam Müller, List, Rodbertus und Raumer doch die ökonomisch-soziologischen Verhältnisse als geschichtsbestimmend im Vordergrund geblieben. Vor allem aber hat hier die große industrielle, technische und soziale Umwälzung des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Aufgipfelung zu der marxistischen Wissenschaft oder ökonomischen Geschichtstheorie umwälzend gewirkt. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser letzteren, wenn man dabei von der praktisch viel wichtigeren agitatorischen und die sozialistische Klassen-Ideologie begründenden absieht, ist doch eine außerordentliche Einschärfung und Vertiefung der soziologischen Probleme und ihres Zusammenhangs mit den realsten Lebensbedürfnissen, wie sie die Sozialökonomie behandelt. Ihr Einfluß ist in Wahrheit ungeheuer. Die Soziologie mag so unfertig sein wie sie will und in dieser Hinsicht den Historikern allen möglichen Anlaß zu Angriffen auf sie und damit zur Selbstberuhigung über die Krisis ihrer Wissenschaft geben, sie ist in Wahrheit eine neue Art zu sehen und zu fragen. Man

1

mag bei den ökonomischen Gesamtzuständen wieder nach den geistig-psychologischen und historisch-individuellen Grundlagen fragen, die Tatsache, daß sie, so wie sie geworden, den auf ihrer Grundlage sich erhebenden geistigen, staatlichen und rechtlichen Bildungen eine starke und dauernde Bestimmung dann ihrerseits erteilen, ist nicht zu bestreiten. Man kann die materialistischen oder halbmaterialistischen Voraussetzungen des Marxismus gründlich beseitigen, seine soziologische Lehre selbst bleibt von größter Bedeutung und verlangt den vielseitigsten Ausbau. Damit aber werden alle historischen Probleme noch ganz ungeheuer viel komplizierter. Das Spiel und Widerspiel ökonomisch-sozialer, geistig-kultureller und politisch-rechtlicher Elemente wird in jedem Einzelfall eines großen Kulturzusammenhangs eine jedesmal besonders zu lösende Aufgabe. Die großen religions- oder philosophiegeschichtlichen Durchblicke werden in ihrer Geradlinigkeit unmöglich, die gegenseitigen Abhängigkeiten des geschichtlichen Lebens unendlich viel schwerer durchschaubar. Jene rein geistigen Elemente gestatteten bei ihrer gedanklichen Natur eine logische Ausspinnung der Entwicklung, ergaben damit einen logischen Leitfaden, an dem die Vorgänge aufgereiht und auseinander herausgeholt werden konnten. Jeder solche rein logische Leitfaden fällt aber weg, wenn man die bestimmende Bedeutung des Ökonomischen und Sozialen auch für diese Dinge erkennt und überdies von der marxistischen Illusion sich befreit, als hätten die ökonomischen Elemente ihrerseits eine logisch-dialektische Entwicklungsfolge. Damit aber entfallen im weitesten Umfange die Konstruktionsmöglichkeiten für die großen Synthesen. Der Horizont ist erweitert, aber aus dieser Erweiterung entstehen erst recht lauter ganz spezialistische Problemstellungen. Die Aufgabe der historischen Darstellung der eigentlichen individuellen Entwicklungsverläufe bleibt neben einer vergleichenden allgemeinen Soziologie freilich genau wie vorher die wesentliche Aufgabe der Historie. Aber diese Aufgabe ist erschwert und kompliziert. Vor allem hängt jedes Eingreifen der Historie in gegenwärtige Lebensfragen und damit auch ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung daran, daß sie die gegenseitigen Komplikationen der ökonomisch-sozialen, der geistig-kulturellen und staatlich-rechtlichen Mächte gerade in der Gegenwart selber sieht und dazu eine Stellung zu nehmen im Stande ist. Aber gerade vor solcher Riesenaufgabe schreckt die gegenwärtige Historie begreiflicherweise zurück und flüchtet sich lieber in ihren ältern Stil der reinen Kontemplation der Fülle des Historischen und der patriotischen oder geistes-



geschichtlichen Konstruktion, in die Anschauung vom Werden der europäischen Humanität oder vom Werden des modernen Staates oder von Kunst- und Literaturgeschichte. Damit entsteht dann der Eindruck ihres vielleicht wesensnotwendigen Versagens vor den Aufgaben der Gegenwart, oder die Probleme fallen den Dogmatikern, Ästheten und Nationalökonomien in die Hand. Jedenfalls ist auch hier ein Punkt, wo ihre eigenen inneren Schwierigkeiten mit den furchtbaren Erregungen und Hilflosigkeiten der außenwissenschaftlichen Gesamtlage zusammentreffen.

Das Dritte ist die aus alledem folgende und überdies eigene Gründe besitzende Erschütterung des ethischen Wertsystems sowohl in der Begründung als im sachlichen Inhalt. Das herkömmliche Wertsystem seit dem Zusammenbruch des christlich-theologischen und des dynastisch-absolutistischen war das des humanitären Fortschrittes, der Autonomie der Vernunft, die in Recht, Staat, Wirtschaft, Gesellschaft, Wissenschaft, Religion und Kunst sich aus eigenem Vermögen und eigenem Triebe entfaltet und die moderne Kultur als Menschheitsangelegenheit aus sich hervorbringt. Dieses Wertsystem konnte man mehr international-universalgeschichtlich oder mehr national-individualisierend in seiner Bedeutung für Sammlung, Einheit und Selbstdurchsetzung des nationalen Staates auffassen. Das erstere war die Neigung des kosmopolitischen, an der Selbstvervollkommnung interessierten achtzehnten Jahrhunderts, das zweite die des neunzehnten, das auf die Erfahrungen der französischen Revolution und des Napoleonismus zurückblickte. Insbesondere die deutsche Historie hat es in diesem letzteren Sinne aufgefaßt und damit die Einigung und Wiedererhebung unserer Nation aufs wirksamste unterstützt. Aber gleichzeitig wurden diese Kulturideale von einer steigenden Skepsis angegriffen. Die allein übrigbleibende philosophische Begründung der Geltung und inneren Notwendigkeit dieser Werte ging mit dem Zerfall der Philosophie, mit Darwinismus, Ethnologie, evolutionistisch-psychologischer Erklärung aller Werte in die Brüche. Die Härten des Konkurrenzkampfes und das Völkerringen um den Besitz des Erdballs, der neue Machiavellismus und die allgemeine Skepsis lösten die Humanitätsidee auf oder glaubten sie als Heuchelei und Rassenideologien zu enthüllen. Die Vergrößerung der Kultur durch ihre Massenausbreitung und die überbewußte Intellektualität in ihrer Erzeugung stießen feinere Geister ab. Der Kampf Nietzsches gegen diese ganze Kultur wirkte erschütternd bis in ihre letzten Begründungen hinein. Schopenhauers Skepsis gegen Geschichte



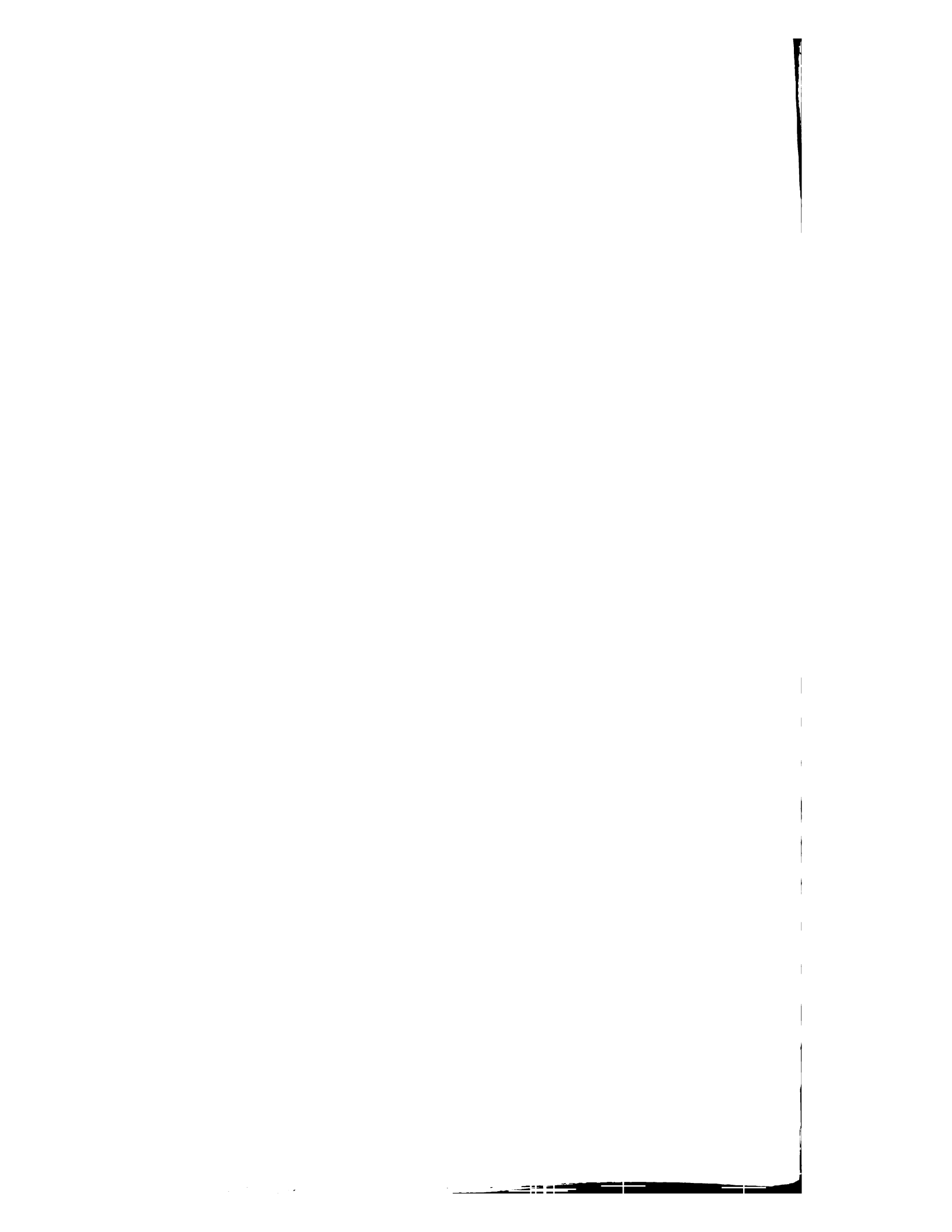
und Fortschritt, gegen die abendländischen, letztlich aus Antike und Christentum stammenden, Optimismen und Aktivitäten drang wie feiner Staub bis in die geschütztesten Teile des Bildungsapparates. Die Zerbrechung der alten Werttafeln ward Parole und neue Werttafeln gab es im Grunde nicht. Damit entfiel der Historie das Steuer, mit dem sie den ungeheuren Lebensstrom befahren konnte. Es gab keine Begründungsmöglichkeit für Werte mehr. Die Ethik erschien als die fraglichste aller Wissenschaften. Und doch hatte sie von einer solchen Ethik bis dahin in Wahrheit gelebt. Aber nicht bloß die Begründung entfiel, sondern auch inhaltlich gerieten die europäischen Werte in eine furchtbare Zersetzung. Altertum und Mittelalter hatten ein ontologisch-metaphysisch begründetes Wertsystem gekannt und von da aus die praktischen Werte des Lebens in eine einheitliche Hierarchie geordnet. Diese Hierarchie zerbrach. Die verschiedenen Werte wandten sich gegeneinander und jeder einzelne wurde fraglich. Max Weber, in seinem aufregenden Vortrag über den Beruf der Wissenschaft, redet höchst charakteristisch und sehr heidnisch von einem Polytheismus der Werte, den das Altertum bei seinem allgemeinen Polytheismus naiv und ohne Schaden ertragen und den das Christentum durch seinen Monotheismus der Werte gebändigt habe. Die moderne Religionslosigkeit mache aber heute Polytheismus und Monotheismus gleich unmöglich, weil sie überhaupt keinen Theismus hat. Die Folge sei die Anarchie der Werte und die Notwendigkeit rein persönlicher, außerwissenschaftlicher Stellungnahme. Alles kämpft gegen alles: die Kultur und der Fortschritt, die Skepsis und das Ästhetentum gegen die Christlichkeit, vor allem gegen den lange Zeit mit der Kultur identifizierten Protestantismus; die Realisten, Modernen, Völkischen und Expressionisten gegen die Antike, die Verehrer des Christentums untereinander und gegen die moderne Kultur, die dionysischen und apollinischen Erneuerer der Antike gegen Christentum und Moderne zugleich. Kampf gegen Kapitalismus und Bürgertum, gegen Imperialismus und Krieg, Kampf für Nation, Staat, Krieg und Realpolitik, für eigenständig nationale oder für internationale und pazifistische Kultur, für Wirtschaft gegen Politik und für Politik gegen Wirtschaft! Dazu die Spaltung zwischen Amerikanismus und Europäismus und das unaufhaltsame Vordringen des Amerikanismus nach Europa, der Gegensatz westeuropäischer und russischer Wertungen, die in Europas Mitte mit krampfhaft gesuchten eigenen und selbständigen durcheinanderfließen! In all diesen Kämpfen dringen von außen

1

2

fernöstliche indische, buddhistische, chinesische Wertungen ein und versprechen dem wirren Europa Frieden und Erlösung, wenn es von seinem Macht- und Gewaltgeist, seiner Aktivität und seinen antikristlichen Ideen der Autonomie der Persönlichkeit lasse. Den Gipfel der Verwirrung hat zuletzt der Weltkrieg geschaffen, der eine Menge alter Wert-Selbstverständlichkeiten und entsprechender historischer Konstruktionen zerstört, aber neue nicht eröffnet hat. All das gehört zunächst dem allgemeinen Leben an. Aber da diese Werte selbst alte historische Werte sind und in Entstehung und Gehalt vor allem von der Historie uns vorgeführt wurden, so ist das zugleich eine Krise der Historie selbst in ihrem innersten Gefüge. Sie hat durch den von ihr schwer zu vermeidenden, alles erklärenden und alles verstehenden Relativismus die Erschütterung der Werte angebahnt. Aber andererseits lebt jede ihrer Thema- und Fragestellungen, alle Herausschneidung historischer Gegenstände aus dem flüssigen Continuum des Lebens, alle Konstruktion und Bildung von Leitfäden doch von einer allgemein anerkannten Wertlehre. Es ist ihre Aufgabe, die historischen Werte anschaulich und suggestiv zu machen, indem sie nur sachlich ihre Bildungsgeschichte erzählt, und die modernen Gegenwartentscheidungen vorzubereiten durch die Orientierung über die geschichtliche Fülle und den Zusammenhang der Wertwelt. Indem sie selber sich dem bloßen Alles-Verstehen ergab, hat sie sich in einen innern Widerspruch hineingearbeitet, und dieser Widerspruch wurde in den Sturm des allgemeinen Lebens hineingerissen. Dabei wurde er zum Brand entfacht, der sie selber zu verzehren droht.

Das alles zusammen genommen, ist eine wirkliche Krisis des Historismus. Man kann zu seiner Beruhigung die Biographien und Tagebücher der Leute lesen, die 1848 erlebt haben, und feststellen, daß auch damals alles zu wanken schien und dann alles sich wieder zurechtzog. Aber man wird zweifeln dürfen, ob sich wirklich alles zurechtgezogen hat und ob nicht die Geister von damals heute vermehrt wiedergekehrt sind. Vor allem ist doch gerade für die Historie die Krisis gar keine in den letzten Ereignissen begründete, sondern eine logisch in der Sache liegende; die heutige Weltrevolution hat ihr nur besonders grelle Schellen angehängt. Sie hat die verschiedenen Länder und Völker allerdings in sehr verschiedenem Maße ergriffen. Am wenigsten natürlich die Amerikaner, die nur wenig Geschichte haben und Europa als ein Museum betrachten. Sie haben mehr Zukunft als Vergangenheit und haben dementsprechend sich ihren Vers auf die Gesamtlage bereits



gemacht: ein von amerikanischer Weltkontrolle getragener demokratischer Pazifismus. Das ist die Lehre, die sie aus der Geschichte ziehen und begründen und in deren Licht sie das Werden der historischen Welt sehen. Immerhin ist es ein Engländer, H. G. Wells, gewesen, der diese amerikanische Lehre in eine weltgeschichtliche Form gegossen hat und seinen auf sich selbst begrenzten Landsleuten die Notwendigkeit universaler Geschichtsbetrachtung damit klar machen will. In England ist die Krisis des Historismus mehr erst als Krisis des christlichen Wertsystems durch historische Kritik und historische Vergleichung fühlbar. Davon handelt ein Buch von Bouquet „Is Christianity the Final Religion?“ Hier ist die Krisis klar erkannt. Doch heißt es charakteristisch gleich auf der ersten Seite: „das angelsächsische Temperament ist mehr ausdehnungslustig als nach innen gerichtet und neigt mehr zu missionarischen Unternehmen als zur Prüfung der Gründe seines Glaubens.“ Und Sidney Low sagt irgendwo, daß die Engländer stolz seien, ein unlogisches Volk zu sein und sich lediglich an ihre Erfahrung statt an Spekulation zu halten. In Frankreich hat Barrès, einer der Haupturheber des Krieges, den Historismus durch den Historismus gewaltsam überwunden, indem er gegen Entwurzelung und Intellektualismus, Ästhetentum und Universalismus die strengste und schärfste Bejahung der eigenen Nation und aller ihrer historischen Eigentümlichkeiten und Rechte und Ansprüche fordert. In Italien hat der Futurismus den Kampf gegen alle Historie eröffnet und eine brutale Machtentfaltung der Gegenwart als Erlösung von ihr, von Museen und Bädern proklamiert. Wie die russischen Intellektuellen und Historiker heute über ihre westlichen oder slavophilen historischen Theorien und über Historie überhaupt denken mögen, weiß niemand. Dort wird das ungeheuerste Gegenwartsexperiment gegen alle bisherige Geschichte gemacht und neue Erfahrung gewonnen, die neues Geschichtsdanken begründen wird und damit alles alte vorerst antiquiert. Am schärfsten ist die Krisis natürlich in Deutschland, dem Mutterlande der modernen Historie, wo sie am reichsten und breitesten entfaltet war und wo alles auch in gänzlich unphilosophischen Zeiten und beim äußersten Realismus mit einem Hauch von Philosophie oder doch mindestens allgemeiner Konsequenz-Macherei und prinzipiellen Betrachtungen geschwängert ist. Hier hat der Weltkrieg insbesondere alles historische Denken völlig durcheinandergeworfen, alte Konstruktionen und Maßstäbe entwertet und völlig neue Probleme aufgegeben, freilich auch zugleich gegen alle Historie doppelt und dreifach skeptisch gestimmt.

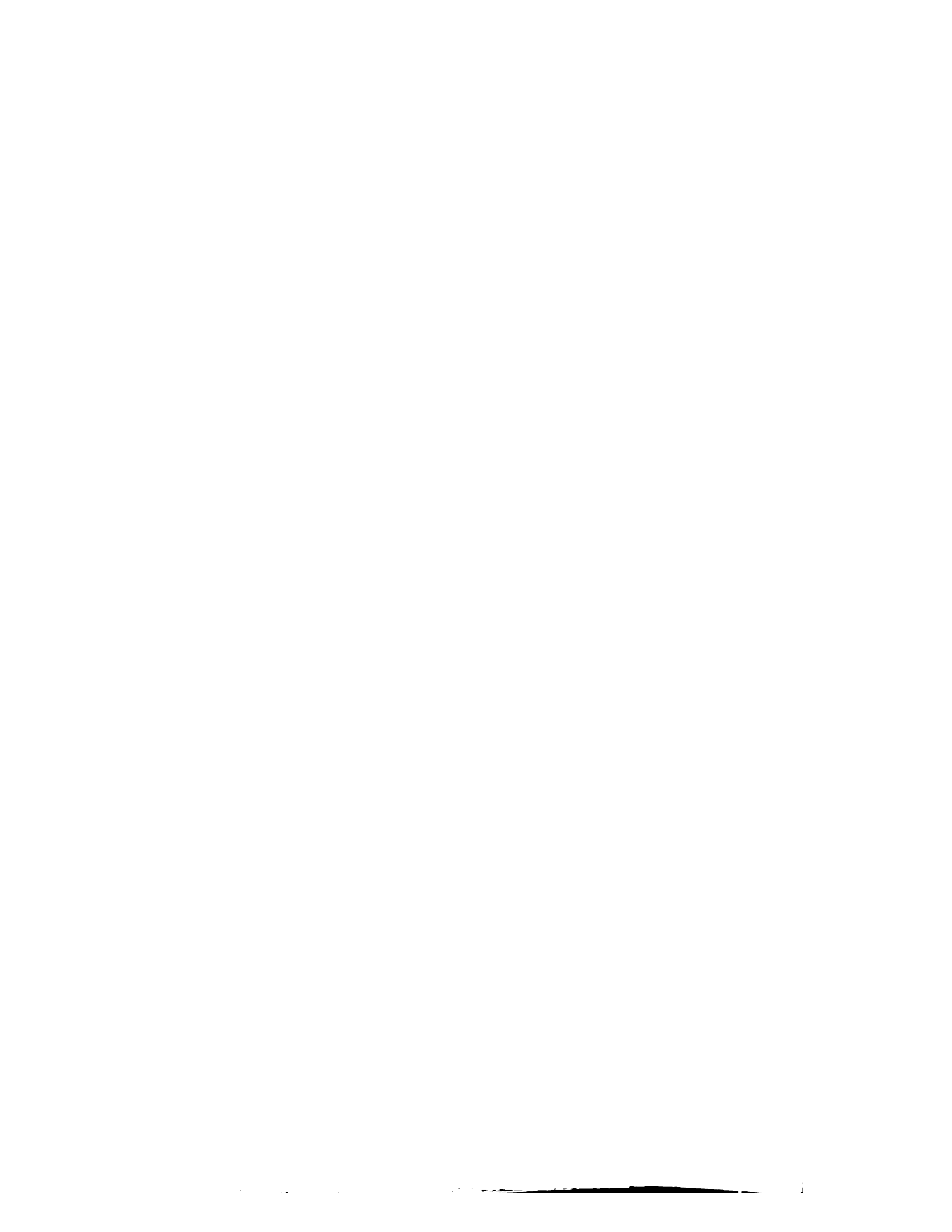


So versteht man die heutige Krisis des Historismus als eine tiefe innere Krisis der Zeit überhaupt. Es ist kein bloß wissenschaftliches, sondern ein praktisches Lebensproblem. Welchen Ausgang gibt es?

Es ist selbstverständlich unmöglich, hier in der Kürze den Ausweg anzugeben, wie er mir als gangbar vorschwebt. Ich werde das in einem Buche über den modernen Historismus versuchen, das ich noch in diesem Jahre herauszubringen hoffe. Hier ist nur möglich, die verschiedenen tatsächlich versuchten Auswege zu bezeichnen. Ich werde mich dabei dieses Mal wesentlich an unsere deutschen Verhältnisse halten.

Viele suchen den Ausweg in einem radikalen Wissenschaftshaß und grundsätzlichen Antihistorismus. Persönliche Inspirationen und souveräne Diktate treten an Stelle der Wissenschaft, wofür man das Vorbild Nietzsches gern benutzt, der freilich ein historisch fein gebildeter Geist war und dieser Bildung den Gehalt auch in seinen verwegensten Visionen im Grunde doch verdankte. Er dachte stets in Genealogien und hatte die Kultur des Humanismus. Andere stürzen sich auf einen radikalen Rationalismus, den sie bald mehr pazifistisch, bald mehr sozialistisch, bald mehr utopistisch oder nüchtern zweckrationell verstehen. Hier beruft man sich gern auf Kant und den Neukantianismus, wobei man wiederum und allzugern den vorkritischen Kant vergißt, der mit aller naturwissenschaftlichen und anthropologisch-geographischer Bildung gesättigt war und von da aus das Material veraussetzte, auf das er seinen Kritizismus anwandte. Alles das gehört zum Rausch und Wahn der Revolution. Schon vorher vorhandene Neigungen einzelner Kreise sind durch sie in den Wirbel der Aufregungen hineingerissen und für eine Zeitlang als Schaum in die Höhe gespritzt worden. Mit den wachsenden Enttäuschungen, die der Revolution folgten und weiter folgen werden, werden auch diese Dinge wieder in ein ruhigeres Geleise zurückkehren und den Anschluß an ein ernsthaftes Wissen von Kultur und Geschichte suchen.

Ein anderer Ausweg ist die Begrenzung auf die eigene Geschichte und eine stark gefühlsmäßige und ausschließende Behandlung dieser. Ähnlich wie einst im Kampfe gegen die Napoleonische Knechtschaft und die dauernde Gefahr einer Wiedererweckung der französischen Revolution der eigene Volksgeist und die eigene Vergangenheit romantisch verherrlicht und zum Mittel einer nationalen Wiedergeburt und Einigung gemacht wurden, so erstet auch heute wieder eine roman-



tisch-germanische Geschichtsauffassung und Verwertung, die man heute „völkisch“ nennt. Sie kehrt sich freilich heute ähnlich wie die Theorie der Slavophilen gegen das gesamte Westlertum, damit auch gegen die englische und amerikanische Welt, während man damals das Germanentum mit an England veranschaulichte und in Burke geradezu einen der Bannerträger der neuen antirevolutionären Geschichtsbetrachtung pries. Auch nach andern Seiten hin ist der völkische Gedanke heute brennender und einseitiger als damals. Er kehrt sich gegen einen großen Teil der eigenen Volksgenossen und ist fast eine Klassenideologie des in seiner Existenz bedrohten Bürgertums geworden. Ja, er kehrt sich sogar gegen die damals hochverehrte und als dem Deutschtum wahlverwandt betrachtete Antike und möchte die Erziehung nur mit völkisch-deutschen Kulturmitteln bestreiten. Daß er gleichzeitig das damals kaum in Betracht kommende Judentum zum Hauptgegner erkoren hat und in dieser Frontstellung seine wesentlichsten, durch die moderne Rassenmythologie erhitzten Sätze gewinnt, ist allbekannt. Alles in Allem ist es die volle Parallele zu der Art, wie Barrès für viele Franzosen das Problem des Historismus gelöst hat, nur weniger ästhetisch und künstlerisch verbrämt. Daß darin ein tiefer und untrüglicher Instinkt neben ungeheuerlichen Einseitigkeiten, politischem Unverstand und alle Humanität verleugnender Derbheit liegt, ist ohne weiteres klar. Weltpolitische Nötigungen des Völkerverkehrs und die sicher zu erwartende Rückkehr zu unsrer großen humanen und universalen Historie werden die Bäume nicht in den Himmel wachsen lassen. Auch innerhalb unseres eigenen Volkes muß ein Ausgleich kommen. Das Bürgertum kann sich nicht auf die Dauer grundsätzlich isolieren. Die uns von allen Seiten aufgedrängte weltpolitische Neuorientierung wird zu historischer Besinnung und humanem Universalismus zurückführen.

Der grundsätzlichste Ausweg ist freilich die Verneinung der ganzen kulturellen und politischen Entwicklung seit Ausgang des Mittelalters, die zu den heutigen geistigen, sozialen und politischen Krisen geführt hat, der Verzicht auf die Gewinnung von Weltanschauung und Lebensmaximen aus freier Betrachtung der Geschichte und auf die rationale Gestaltung der Gesellschaft aus frei schaffender Vernunft. Die Rückkehr zur kirchlichen Autorität und einer modernisierten ständischen Lebensordnung scheint allein die unheilbaren Probleme der Moderne lösen zu können. Dabei steht natürlich der Katholizismus weitaus im Vordergrund, der eine grundsätzliche wissenschaftliche



Universalität und ständische Soziallehren besitzt, der überdies nuancenreich und anpassungsfähig ist, weil er nicht aus Dogma und Theorie allein besteht. So sehen wir in der Tat eine starke Neukräftigung des Katholizismus vor uns. Er stellt die verständigste und wichtigste politische Partei und entfaltet in Bildungskreisen einen sehr geistreichen Neukatholizismus. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Ausweg von sehr vielen gesucht werden wird und daß dem Katholizismus eine große Rolle in der praktischen Lösung unseres Problems beschieden sein wird. Der deutsche Protestantismus dagegen wird schwerlich in dieser Hinsicht eine große Bedeutung erlangen. Soweit er dogmatisch konservativ ist, steht er den Völkischen nahe. Der freie Protestantismus aber war und ist mit dem Historismus eng verbunden, holt aus der Breite der Geschichte die humane Bedeutung des Evangeliums heraus und ergänzt sie aus weiteren historischen Elementen, die die Geschichte in die christlichen eingeschmolzen hat. Dagegen aber wendet sich die Ungunst der Zeit von allen Seiten. Er setzt geordnete Allgemeinverhältnisse voraus, innerhalb deren die freie Individualität die historischen Kräfte frei verbinden kann, ohne doch damit die Grundlage der institutionellen Regelungen zu zerstören. Ihn trifft die geistige und politische und soziale Krisis am schwersten. Andre religiöse Kräfte werden sich schwerlich als Ausweg erheblich geltend machen. Das Sekten- und Gemeinschaftschristentum greift zwar gleichfalls um sich, aber eine geistig führende Bedeutung ist ihm sicherlich nicht beschieden. Hier gibt es keine Form und kein Dogma, und das sind die Dinge, nach denen die Zeit sich sehnt. Augenblicklich glauben viele, das in einer Theosophie zu finden, die mit modernstem Geschäftsbetrieb, politisch-sozialen Theorien der Staatsauflösung, Nietzscheartigen Geschichtsvisionen verbündet ist und dem jeweils höheren Einweihungsgrade immer festere Dogmen verspricht. Es ist der stärkste Ausdruck der weitgreifenden Verzweiflung an Vernunft und Wissenschaft und ein Geschichtsbild auf Grund von Visionen- und Geheimoffenbarungen. Wie lange derartige Dinge ihre Zugkraft behalten, hängt von allgemeinen psychologischen und realen Verhältnissen ab, die niemand berechnen kann.

Der letzte Ausweg ist derjenige, der für den wissenschaftlich gesinnten Menschen allein in Betracht kommt: eine neue Berührung von Historie und Philosophie. Die Philosophie selbst ist, wie jedermann sehen kann, in einer tiefen Umwandlung und Neubildung begriffen und wagt sich wieder an die alten großen Hauptprobleme der

Philosophie. Von ihr aus muß auch das schwere Problem des Historismus in Angriff genommen werden. Dabei handelt es sich nicht darum, die historische Facharbeit mit philosophischen Ideen zu imprägnieren. Diese wird vielmehr bleiben müssen wie sie ist, und nur in ihrer Themenstellung und ihren Gegenständen dem Bedürfnis nach dem Großen, Bedeutenden und Wirksamen mehr Rechnung tragen müssen. Dagegen muß die allgemeine Weltanschauungsbedeutung und der Bildungsertrag der Historie neu durchgedacht und neu befestigt, auf das Mögliche und Erreichbare begrenzt, hier aber mit vollster Lebendigkeit herausgeholt werden. Das Problem der historischen Lebenskenntnis im Verhältnis zu gegenwärtiger Schöpfung und Kultursynthese muß mit allem Nachdruck gestellt und die universalgeschichtliche Unterlage für solche Gegenwartsschöpfung mit aller Kraft und Tiefe neu gestaltet werden. Das sind Aufgaben nicht der Historie selbst, sondern der auf die Historie bezogenen Philosophie, Antworten auf Fragen, die freilich aus der Historie selbst heraus entspringen. Ob Historiker oder Philosophen das Problem bearbeiten, ist dabei gleichgiltig. Auf Zusammenarbeit sind sie jedenfalls angewiesen. Die geistige Lage der Zeit verlangt nicht bloß, wie man allenthalben heute hören kann, die Erlösung vom Naturalismus als von einem Philosophie und Bildung überwuchernden Prinzip, sondern mehr noch vielleicht die Erlösung vom Historismus und seiner begleitenden Skepsis, Ermüdung und Wirklichkeitsflucht. Hiermit aber wird dann nicht bloß der Historismus einen Richtpunkt, sondern auch die formalistisch, abstrakt und technisch gewordene Philosophie einen neuen Lebensgehalt finden. Der Historismus verlangt nach Ideen, die Philosophie nach Leben. Beiden kann durch solche Verbindung geholfen werden.

Wie weit eine solche vom Boden der Wissenschaft aus erfolgende Lösung des Problems die allgemeine außerwissenschaftliche Krise zu bannen helfen kann, ist dann freilich eine Frage für sich. Hier scheiden sich die grundsätzlichen Lebensstellungen, der moderne Mensch, der die Freiheit und Beweglichkeit des Gedankens für ein wesentliches Element der in tausendfachen praktischen Verwicklungen sich abspielenden Kultur hält, und der mittelalterliche Mensch, der seine Kraft und Stärke in dogmatischer Gebundenheit und Ehrfurcht hat und dafür dann den Rest frei spielen lassen kann. Wohl möglich, daß uns auf dem Kontinent eine mittelalterliche Rückbildung bevorsteht, zuvor aber müßte mehr als die Hälfte unsres Menschenbestandes



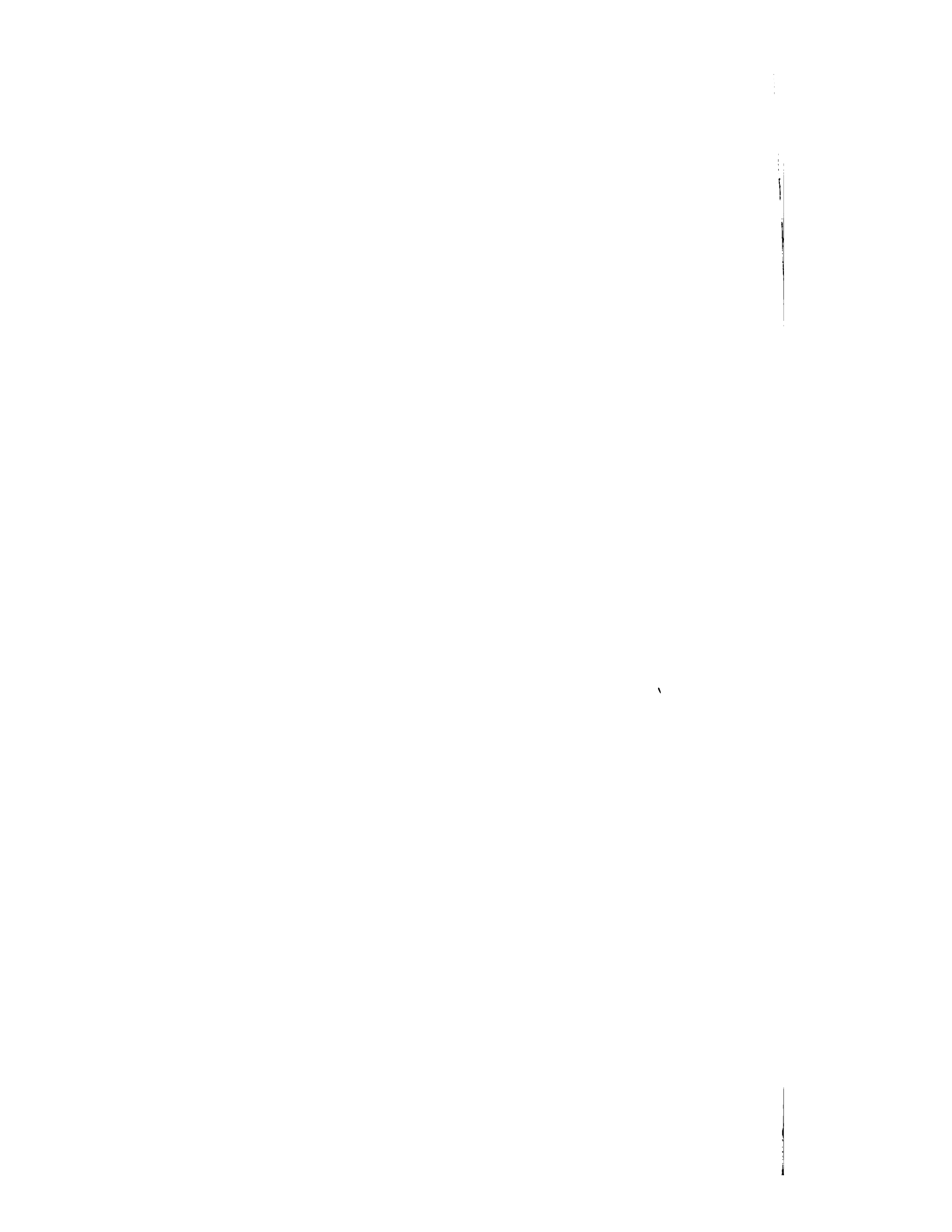
verschwunden sein. So lange der Lebensquell unerschöpflich springt, so lange werden wir auch dem Leben und seiner, die moderne Welt nicht allein, aber grundsätzlich mitbestimmenden Selbstdarstellung als Geschichte im Vertrauen zur Vernunft und Wissenschaft uns hingeben. Das ist Glaubenssache, wie es das mittelalterliche Dogma, solange es naiv war, auch gewesen ist.

PHANTASTISCHE NACHT

Erzählung von
STEFAN ZWEIG

Schluß

Plötzlich erlosch die Gespanntheit in ihrem Gesicht, der funkelnde Glanz glomm aus, eine ärgerliche Falte krümmte sich um den eben noch lächelnden Mund. Ich folgte der Richtung ihres Blicks: ein kleiner dicker Herr, den die Kleider faltig umplusterten, steuerte eilig auf sie zu, das Gesicht und die Stirn, die er nervös mit dem Taschentuch abtrocknete, von Erregung feucht. Der Hut, in der Eile schief auf den Kopf gedrückt, ließ seitlich eine tief heruntergezogene Glatze sehen (unwillkürlich empfand ich, es müßten, wenn er den Hut abnehme, dicke Schweißperlen auf ihr brüten, und der Mensch war mir widerlich). In der beringten Hand hielt er ein ganzes Bündel Ticketts. Er prustete förmlich vor Aufregung und sprach gleich, ohne seine Frau zu beachten, in lautem Ungarisch auf den Offizier ein. Ich erkannte sofort einen Fanatiker des Rennsportes, irgendeinen Pferdehändler besserer Kategorie, für den das Spiel die einzige Ekstase war, das erlauchte Surrogat des Sublimen. Seine Frau mußte ihm offenbar jetzt etwas Ermahnendes gesagt haben (sie war sichtlich geniert von seiner Gegenwart und gestört in ihrer elementaren Sicherheit), denn er richtete sich, anscheinend auf ihr Geheiß, den Hut zurecht, lachte sie dann jovial an und klopfte ihr mit gutmütiger Zärtlichkeit auf die Schulter. Wütend zog sie die Brauen hoch, abgestoßen von dieser ehelichen Vertraulichkeit, die ihr in Gegenwart des Offiziers und vielleicht mehr noch der meinen peinlich wurde. Er schien sich zu entschuldigen, sagte auf ungarisch wieder ein paar Worte zu dem Offizier, die jener mit einem gefälligen Lächeln erwiderte, nahm aber dann zärtlich und ein wenig unterwürfig ihren Arm. Ich spürte, daß



ie sich seiner Intimität vor mir schämte und genoß ihre Erniedrigung mit einem gemischten Gefühl von Spott und Ekel. Aber schon hatte sie sich wieder gefaßt und während sie sich weich an seinen Arm drückte, glitt ein Blick ironisch zu mir hinüber, als sagte er „Siehst du, der hat mich und nicht du“. Ich war wütend und degoutiert zugleich. Eigentlich wollte ich ihr den Rücken kehren und weitergehen, um ihr zu zeigen, daß die Gattin eines solchen ordinären Dicklings mich nicht mehr interessiere. Aber der Reiz war doch zu stark. Ich blieb.

Schrill gellte in dieser Sekunde das Signal des Starts, und mit einemmal war die ganze plaudernde, trübe, stockende Masse wie umgeschüttelt, floß wieder von allen Seiten in jähem Durcheinander nach vorn zur Barriere. Ich hatte eine gewisse Gewalttätigkeit nötig, nicht mitgerissen zu werden, denn ich wollte gerade im Tumult in ihrer Nähe bleiben, vielleicht bot sich da Gelegenheit zu einem entscheidenden Blick, einem Griff, irgendeiner spontanen Frechheit, und so stieß ich mich zwischen den eilenden Leuten beharrlich zu ihr vor. In diesem Augenblick drängte der dicke Gatte gerade herüber, offenbar um einen guten Platz an der Tribüne Ausblick zu ergattern, und so stießen wir beide, jeder von einem anderen Ungestüm geschleudert, mit so viel Heftigkeit gegeneinander, daß sein lockerer Hut zu Boden flog und die Ticketts, die daran lose befestigt waren, in weitem Bogen wegspritzten und wie rote, blaue, gelbe und weiße Schmetterlinge auf den Boden staubten. Einen Augenblick starrte er mich an. Mechanisch wollte ich mich entschuldigen, aber irgendein böser Wille verschloß mir die Lippen, im Gegenteil, ich sah ihn kühl mit einer leisen frechen und beleidigenden Provokation an. Sein Blick flackerte eine Sekunde lang unsicher auf, von einer rot aufsteigenden, aber ängstlich sich drückenden Wut hochgeschneilt, brach aber feige zusammen vor dem meinen. Mit einer mir unvergeßlichen, fast rührenden Ängstlichkeit sah er mich eine Sekunde in die Augen. Dann bog er sich weg, schien sich plötzlich seiner Ticketts zu besinnen und bückte sich, um sie und den Hut vom Boden aufzulesen. Mit unverhohlenem Zorn, rot im Gesicht vor Erregung, blitzte die Frau, die seinen Arm gelassen hatte, mich an: ich sah mit einer Art Wollust, daß sie mich am liebsten geschlagen hätte. Aber ich blieb ganz kühl und nonchalant stehen, sah lächelnd, ohne zu helfen, zu, wie der überdicke Gemahl sich keuchend bückte und vor meinen Füßen herum kroch, um seine Ticketts aufzulesen. Der Kragen stand ihm beim Bücken weit ab wie die Federn einer aufgeplusterten Henne, eine breite Speckfalte schob

sich den roten Nacken hinauf, asthmatisch keuchte er bei jeder Beugung. Unwillkürlich kam mir, wie ich ihn so schnauben sah, ein unanständiger und unappetitlicher Gedanke, ich stellte ihn mir in ehelichem Alleinsein mit seiner Gattin vor, und, übermütig geworden an dieser Vorstellung, lächelte ich geradeaus in ihren kaum mehr beherrschten Zorn.

Aber jetzt schien der Unglückselige endlich alle seine Ticketts zusammengerafft zu haben, nur eines, ein blaues, war weiter fortgeflogen und lag knapp vor mir auf dem Boden. Er drehte sich keuchend herum, suchte mit seinen kurzsichtigen Augen — der Zwicker saß ihm ganz vorne auf der schweißbenetzten Nase — und diese Sekunde benützte meine spitzbüßisch aufgeregte Bosheit zur Verlängerung seiner lächerlichen Anstrengung: ich schob, einem schuljungenhaften Übermut willenlos gehorchend, den Fuß rasch vor und setzte die Sohle auf das Tickett, so daß er es bei bester Bemühung nicht finden konnte, solange mir's beliebte, ihn suchen zu lassen. Und er suchte und suchte unentwegt, überzählte dazwischen verschnaufend immer wieder die farbigen Pappendeckelzettel: es war sichtlich, daß einer — meiner! — ihm noch fehlte, und schon wollte er inmitten des anbrausenden Getümmels wieder mit der Suche anheben, als seine Frau, die mit einem verbissenen Ausdruck meinen höhnischen Seitenblick krampfhaft vermied, ihre zornige Ungeduld nicht mehr zügeln konnte. „Lajos“, rief sie ihm plötzlich herrisch zu, und er fuhr auf wie ein Pferd, das die Trompete hört, blickte noch einmal suchend auf die Erde — mir war es, als kitzelte mich das verborgene Tickett unter der Sohle, und ich konnte einen Lachreiz kaum verbergen — dann wandte er sich seiner Frau gehorsam zu, die ihn mit einer gewissen ostenstativen Eile von mir weg in das immer stärker aufschäumende Getümmel zog.

Ich blieb zurück ohne jedwedes Verlangen, den Beiden zu folgen. Die Episode war für mich beendet, das Gefühl jener erotischen Spannung hatte sich wohltuend ins Heitere gelöst, alle Erregung war von mir geglieden und nichts zurückgeblieben als die gesunde Satttheit der plötzlich vorgebrochenen Bosheit, eine freche, fast übermütige Selbstzufriedenheit über den gelungenen Streich. Vorne drängten sich die Menschen dicht zusammen, schon begann es zu wogen und, eine einzige schmutzige schwarze Welle, gegen die Barriere zu drängen, aber ich sah gar nicht hin, es langweilte mich schon. Und ich dachte daran, hinüber in die Kriau zu gehen oder heimzufahren.

Aber wie ich jetzt unwillkürlich den Fuß zum Schritt vorwärtstat, bemerkte ich das blaue Ticket, das vergessen am Boden lag. Ich nahm es auf und spielend zwischen die Finger, ungewiß, was ich damit anfangen sollte. Vage kam mir der Gedanke, es „Lajos“ zurückzugeben, was als vortrefflicher Anlaß dienen könnte, mit seiner Frau bekannt zu werden, aber ich merkte, daß sie mich gar nicht mehr interessierte, daß die flüchtige Hitze, die mir von diesem Abenteuer angeflogen kam, längst in meiner alten Gleichgültigkeit ausgekühlt war. Mehr als dies kämpfende verlangende Hin und Her der Blicke verlangte ich von Lajos' Gattin nicht — der Dickling war mir doch zu unappetitlich, um Körperliches mit ihm zu teilen — den Frisson der Nerven hatte ich gehabt, nun fühlte ich bloß mehr lässige Neugier, wohlige Entspannung.

Der Sessel stand da, verlassen und allein. Ich setzte mich gemächlich nieder, zündete mir eine Zigarrette an. Vor mir brandete die Leidenschaft wieder auf, ich horchte nicht einmal hin: Wiederholungen reizten mich nicht. Ich sah laß den Rauch aufsteigen und dachte an die Meraner Gilfpromenade, wo ich vor zwei Monaten gesessen und in den sprühenden Wasserfall hinabgesehen hatte. Ganz so war dies wie hier: auch dort ein mächtig aufschwellendes Rauschen, das nicht wärmte und nicht kühlte, auch dort ein sinnloses Tönen in eine schweigendblaue Landschaft hinein. Aber jetzt war die Leidenschaft des Spiels beim Crescendo angelangt, wieder flog der Schaum von Schirmen, Hüten, Schreien, Taschentüchern über die schwarze Brandung der Menschen hin, wieder quirlten die Stimmen zusammen, wieder zuckte ein Schrei — nun aber andersfarbig — aus dem Riesenmaul der Menge. Ich hörte einen Namen, tausendfach, zehntausendfach jauchzend, gell, ekstatisch, verzweifelt geschrien: „Cressy! Cressy! Cressy!“ Und wieder brach er, eine gespannte Saite, plötzlich ab (wie doch Wiederholung selbst die Leidenschaft eintönig macht!). Die Musik begann zu spielen, die Menge löste sich. Tafeln wurden emporgezogen mit den Nummern der Sieger. Mechanisch blickte ich hin. An erster Stelle leuchtete eine Sieben. Mechanisch blickte ich auf das blaue Ticket, das ich zwischen meinen Fingern vergessen hatte. Auch hier die Sieben.

Unwillkürlich mußte ich lachen. Das Ticket hatte gewonnen, der gute Lajos richtig gesetzt. So hatte ich mit meiner Bosheit den dicken Gatten sogar noch um Geld gebracht: mit einemmal war meine übermütige Laune wieder da, nun interessierte es mich zu

wissen, um wieviel ihn meine eiferstüchtige Intervention geprellt. Ich sah mir den blauen Pappendeckel zum erstenmal genauer an: es war ein Zwanzigkronen-Tickett und Lajos hatte auf „Sieg“ gesetzt. Das konnte wohl schon ein stattlicher Betrag sein. Ohne weiter nachzudenken, nur dem Kitzel der Neugierde folgend, ließ ich mich von der eilenden Menge hindrängen in der Richtung zu den Kassen. Ich wurde in irgendeinen Queue hineingepreßt, legte das Tickett vor und schon streiften zwei knochige, eilfertige Hände, zu denen ich das Gesicht hinter dem Schalter gar nicht sah, mir neun Zwanzigkronenscheine auf die Marmorplatte.

In dieser Sekunde, wo mir das Geld, wirkliches Geld, blaue Scheine hingelegt wurden, stockte mir das Lachen in der Kehle. Ich hatte sofort ein unangenehmes Gefühl. Unwillkürlich zog ich die Hände zurück, um das fremde Geld nicht zu berühren. Am liebsten hätte ich die blauen Scheine auf der Platte liegen lassen, aber hinter mir drängten schon die Leute, ungeduldig, ihren Gewinn ausbezahlt zu bekommen. So blieb mir nichts übrig, als, peinlich berührt, mit angewiderten Fingerspitzen die Scheine zu nehmen: wie blaue Flammen brannten sie mir in der Hand, die ich unbewußt von mir wegspreizte, als gehörte auch die Hand, die sie genommen, nicht zu mir selbst. Sofort übersah ich das Fatale der Situation. Wider meinen Willen war aus dem Scherz etwas geworden, was einem anständigen Menschen, einem Gentleman, einem Reserveoffizier nicht hätte unterlaufen dürfen, und ich zögerte vor mir selbst, den wahren Namen dafür auszusprechen. Denn dies war nicht verheimlichtes, sondern listig weggelocktes, — gestohlenen Geld.

Um mich surrten und schwirrten die Stimmen. Leute drängten und stießen von und zu den Kassen. Ich stand noch immer reglos mit der weggespreizten Hand. Was sollte ich tun? An das Natürlichste dachte ich zuerst: den wirklichen Gewinner aufsuchen, mich entschuldigen und ihm das Geld zurückerstatten. Aber das ging nicht an und am wenigsten vor den Blicken jenes Offiziers. Ich war doch Reserveleutnant, und ein solches Eingeständnis hätte mich sofort meine Charge gekostet, denn selbst wenn ich das Tickett gefunden hätte, war schon das Einkassieren des Geldes eine unfaire Handlungsweise. Ich dachte auch daran, meinem in den Fingern zuckenden Instinkt nachzugeben, die Noten zu zerknüllen und fortzuwerfen, aber auch dies war inmitten des Menschengewühls zu leicht kontrollierbar und dann verdächtig. Keinesfalls wollte ich aber auch nur einen Augen-

blick das fremde Geld bei mir halten oder gar in die Brieftasche stecken, um es später irgendjemandem zu schenken: das mir seit Kindheit so wie reine Wäsche anezogene Sauberkeitsempfinden ekelte sich vor jeder, auch nur flüchtigen, Berührung mit diesen Zetteln. Weg, nur weg mit diesem Gelde, fieberte es ganz heiß in mir, weg, nur irgendwohin weg! Unwillkürlich sah ich mich um und wie ich ratlos im Kreise blickte, ob irgendwo ein Versteck sei, eine unbewachte Möglichkeit, fiel mir auf, daß die Menschen von neuem zu den Kassen zu drängen begannen, nun aber mit Geldscheinen in Händen. Und der Gedanke war mir Erlösung. Zurückwerfen das Geld an den boshaften Zufall, der es mir gegeben, wieder hinein in den gefräßigen Schlund, der jetzt die neuen Einsätze, Silber und Scheine gleich gierig hinunterschluckte — ja, das war das Richtige, die wahre Befreiung!

Ungestüm eilte, ja lief ich hin, keilte mich mitten zwischen die Drängenden. Nur zwei Vordermänner waren noch vor mir, schon stand der erste beim Totalisator, als mir einfiel, daß ich gar kein Pferd zu nennen wußte, auf das ich setzen könnte. Gierig hörte ich in das Reden rings um mich. „Setzen Sie Ravachol?“ fragte einer. „Natürlich Ravachol“, antwortete ihm sein Begleiter. „Glauben Sie, daß Teddy nicht auch Chancen hat?“ „Teddy? Keine Spur. Er hat im Maidenrennen total versagt. Er war ein Bluff.“

Wie ein Verdurstender schluckte ich die Worte ein. Also Teddy war schlecht, Teddy würde bestimmt nicht gewinnen. Sofort beschloß ich ihn zu setzen. Ich schob das Geld hin, nannte den eben erst gehörten Namen Teddy auf Sieg, eine Hand warf mir die Ticketts zurück. Mit einemale hatte ich jetzt neun rotweiße Pappendeckelstücke zwischen den Fingern statt des einen. Es war noch immer ein peinliches Gefühl, aber immerhin: es brannte nicht mehr so aufreizend, so erniedrigend wie das knittrige bare Geld.

Ich empfand mich wieder leicht, beinahe sorglos: jetzt war das Geld weggetan, das Unangenehme des Abenteuers erledigt, die Angelegenheit wieder zum Scherz geworden, als der sie begonnen. Ich setzte mich lässig in meinen Sessel zurück, zündete eine Zigarette an und blies den Rauch gemächlich vor mich hin. Aber es hielt mich nicht lange, ich stand auf, ging herum, setzte mich wieder hin. Merkwürdig: es war vorbei mit der wohligen Träumerei. Irgendeine Nervosität stak mir knisternd in den Gliedern. Zuerst meinte ich, es sei das Unbehagen, unter den vielen vorbeistreifenden Leuten Lajos

und seiner Frau begegnen zu können, aber wie konnten sie ahnen, daß jene neuen Ticketts die ihren waren. Auch die Unruhe der Menschen störte mich nicht, im Gegenteil, ich beobachtete sie genau, ob sie nicht schon wieder nach vorne zu drängen begannen, ja ich ertappte mich, wie ich immer wieder aufstand, um zur Fahne zu blicken, die bei Beginn des Rennens hochgezogen wurde. Das also war es — Ungeduld, ein springendes inneres Fieber der Erwartung, der Start möge schon beginnen, die leidige Angelegenheit für immer erledigt sein.

Ein Bursche lief vorbei mit einer Rennzeitung. Ich hielt ihn an, kaufte mir das Programm und begann unter den unverständlichen, in einem fremden Jargon geschriebenen Worten und Tips herumzusehen, bis ich endlich Teddy herausfand, den Namen seines Jockeys, den Besitzer des Stalles und die Farben rot-weiß. Aber warum interessierte mich das so? Ärgerlich zerknüllte ich das Blatt und warf es weg, stand auf, setzte mich wieder hin. Mir war mit einemmal heiß geworden, ich mußte mir mit dem Taschentuch über die feuchte Stirn fahren und der Kragen drückte mich. Noch immer wollte der Start nicht beginnen.

Endlich klingelte die Glocke, die Menschen stürmten hin, und in dieser Sekunde spürte ich entsetzt, wie auch mich dieses Klingeln gleich einem Wecker erschreckt von irgend einem Schlaf aufriß. Ich sprang vom Sessel so heftig weg, daß er umfiel und eilte — nein, ich lief — gierig nach vorne, die Ticketts fest zwischen die Finger gepreßt, mitten in die Menge hinein, gleichsam von einer rasenden Angst verzehrt, zu spät zu kommen, irgendetwas ganz Wichtiges zu versäumen. Ich kam noch, indem ich Leute brutal beiseite stieß, bis an die vordere Barrière, riß rücksichtslos einen Sessel, den eben eine Dame nehmen wollte, an mich. Meine ganze Taktlosigkeit und Tollwütigkeit erkannte ich sofort an ihrem erstaunten Blick — es war eine gute Bekannte, die Gräfin R., deren hochgezogenen zornigen Brauen ich begegnete — aber aus Scham und Trotz sah ich an ihr kalt vorbei, sprang auf den Sessel, um das Feld zu sehen.

Irgendwo weit drüben stand im Grünen an den Start gepreßt ein kleines Rudel unruhiger Pferde, mühsam in der Linie gehalten von den kleinen Jockeys, die wie bunte Polichinelle aussahen. Sofort suchte ich den meinen darunter zu erkennen, aber mein Auge war ungetübt und mir flimmerte es so heiß und seltsam vor dem Blick, daß ich unter den Farbflecken den rotweißen nicht zu unterscheiden vermochte. In diesem Augenblick klang die Glocke zum zweiten

Male, und wie sieben bunte Pfeile von einem Bogen flitzten die Pferde in den grünen Gang hinein. Es mußte wunderbar sein, dies ruhig und nur ästhetisch zu betrachten, wie die schmalen Tiere galoppierend ausholten und, kaum den Boden anstreifend, über den Rasen hin-federten, aber ich spürte von all dem nichts, ich machte nur ver-zweifelte Versuche, mein Pferd, meinen Jockei zu erkennen und fluchte mir selbst, keinen Feldstecher mitgenommen zu haben. So sehr ich mich bog und streckte, ich sah nichts als vier, fünf bunte Insekten, in einen fliegenden Knäuel verwischt, nur die Form sah ich allmählich jetzt sich verändern, sah, wie das leichte Rudel sich jetzt an der Biegung keilförmig verlängerte, eine Spitze vortrieb, indes rückwärts einige des Schwarms bereits abzubröckeln begannen. Das Rennen wurde scharf, drei oder vier der im Galopp ganz auseinandergestreckten Pferde klebten wie farbige Papierstreifen flach zusammen, bald schob sich das eine, bald das andere um einen Ruck vor. Und unwillkürlich streckte ich meinen ganzen Körper aus, als könnte ich durch diese nachahmende, federnde leidenschaftlich gespannte Bewegung ihre Ge-schwindigkeit steigern und mitreißen.

Rings um mich wuchs die Erregung. Einzelne Geübtere mußten schon an der Kurve die Farben erkannt haben, denn Namen fuhren jetzt wie grelle Raketen aus dem trüben Tumult. Neben mir stand einer, die Hände frenetisch gereckt, und wie jetzt ein Pferdekopf vordrängte, schrie er fußstampfend mit einer widerlich gellen und triumphierenden Stimme „Ravachol! Ravachol!“ Ich sah, daß wirk-lich der Jockei dieses Pferdes blau schimmerte, und eine Wut über-fiel mich, daß es nicht mein Pferd war, das siegte. Immer unerträg-licher wurde mir das gelle Gebrüll „Ravachol! Ravachol!“ von dem Widerling neben mir, ich tobte vor kalter Wut, am liebsten hätte ich ihm die Faust in das aufgerissene schwarze Loch seines schreien-den Mundes geschlagen. Ich zitterte vor Zorn, ich fieberte, jeden Augenblick fühlte ich, konnte ich etwas Sinnloses begehen. Aber da hing noch ein anderes Pferd knapp an dem ersten. Vielleicht war das Teddy, vielleicht, vielleicht — und diese Hoffnung befeuerte mich von neuem. Wirklich war mir, als schimmerte der Arm, der sich jetzt über den Sattel hob und etwas niedersausen ließ auf die Kroupe des Pferdes, rotfarben, er konnte es sein, er mußte es sein, er mußte, er mußte. Aber warum trieb er ihn nicht vor, der Schurke? Noch einmal die Peitsche! Noch einmal! Jetzt, jetzt war er ihm ganz nahe! Jetzt, nur eine Spanne noch! Warum Ravachol? Ravachol? Nein,

nicht Ravachol! Nicht Ravachol! Teddy! Teddy! Vorwärts Teddy! Teddy! Teddy!

Plötzlich riß ich mich gewaltsam zurück. Was — was war das? Wer schrie da so? Wer tobte da „Teddy“, „Teddy“. Ich selbst schrie ja das. Und mitten in der Leidenschaft erschrak ich vor mir. Ich wollte mich halten, mich beherrschen: inmitten meines Fiebers quälte mich eine plötzliche Scham. Aber ich konnte die Blicke nicht wegreißen, denn dort klebten die beiden Pferde knapp aneinander, und es mußte wirklich Teddy sein, der an Ravachol, dem verfluchten, aus brennender Inbrunst von mir gehaßten Ravachol hing, denn rings um mich gellten jetzt andere lauter und vielstimmiger in grellem Diskant „Teddy“, „Teddy“, und der Schrei riß mich, den für eine wache Sekunde Aufgetauchten wieder in die Leidenschaft. Er sollte, er mußte gewinnen, und wirklich, jetzt, jetzt schob sich hinter dem fliegenden Pferde des blauen Jockei ein Kopf vor, eine Spanne nur und jetzt schon zwei, jetzt sah man schon den Hals — in diesem Augenblick schnarrte grell die Glocke, und ein einziger Schrei des Jubels, der Verzweiflung, des Zornes explodierte. Für eine Sekunde füllte der ersehnte Name den blauen Himmel ganz bis zur Wölbung. Dann stürzte er ein, und irgendwo rauschte Musik.

Heiß, ganz feucht, klopfenden Herzens stieg ich vom Sessel herab. Ich mußte mich für einen Augenblick niedersetzen, so wirr war ich vor begeisterter Erregung. Eine Ekstase, wie ich sie nie gekannt, durchflutete mich, eine sinnlose Freude, daß der Zufall so sklavisch meiner Herausforderung gehorcht; vergebens versuchte ich mir vorzutäuschen, es sei wider meinen Willen gewesen, daß dieses Pferd jetzt gewonnen habe und ich hätte gewünscht, das Geld verloren zu sehen. Aber ich glaubte es mir ja längst nicht mehr und schon spürte ich ein grausames Ziehen in meinen Gliedern, es riß mich magisch irgendwohin, und ich wußte, wohin es mich trieb: ich wollte den Sieg sehen, ihn spüren, ihn fassen, Geld, viel Geld, blaue knisternde Scheine in den Fingern spüren und dies Rieseln die Nerven hinauf. Eine ganz fremde böse Lust hatte sich meiner bemächtigt, und keine Scham wehrte mehr, ihr nachzugeben. Und kaum, daß ich mich erhob, so eilte, so lief ich schon bis zur Kasse, ganz brüsk, mit gespreizten Ellenbogen stieß ich mich zwischen die Wartenden am Schalter, schob ungeduldig Leute beiseite, nur um das Geld, das Geld, leibhaftig zu sehn. „Flegel“, murrte hinter mir einer der Weggedrängten, ich hörte es, aber ich dachte nicht daran, ihn zu fordern, ich bebte

ja vor unbegreiflicher krankhafter Ungeduld. Endlich war die Reihe an mir, meine Hände faßten gierig ein blaues Bündel Banknoten. Ich zählte zitternd und begeistert zugleich. Es waren sechshundert-undvierzig Kronen.

Heiß riß ich sie an mich. Mein nächster Gedanke war: jetzt weiter spielen, mehr gewinnen, viel mehr. Wo hatte ich nur meine Rennzeitung? Ach, weggeworfen in der Erregung! Ich sah um mich, eine neue zu erstehen. Da bemerkte ich zu meinem namenlosen Erschrecken, wie plötzlich alles rings auseinanderflutete dem Ausgang zu, daß die Kassen sich schlossen, die flatternde Fahne sank. Das Spiel war zu Ende und dies die letzte Runde gewesen.

Eine Sekunde lang stand ich starr. Dann sprang ein Zorn in mir auf, als sei mir ein Unrecht geschehen. Ich konnte mich nicht damit abfinden, daß jetzt, da alle meine Nerven sich spannten und bebten, das Blut so heiß, wie seit Jahren nicht mehr, in mir rollte, alles zu Ende sein sollte. Aber es half nichts, mit trügerischem Wunsch die Hoffnung künstlich zu nähren, dies sei nur ein Irrtum gewesen, denn immer rascher entflutete das bunte Gedränge, schon glänzte grün der zertretene Rasen zwischen den vereinzelt Gebliebenen. Allmählich empfand ich das Lächerliche meines gespannten Verweilens, so nahm ich den Hut — den Stock hatte ich offenbar am Tourniquet in der Erregung stehen gelassen — und ging dem Ausgang zu. Ein Diener mit servil gelüfteter Kappe sprang mir entgegen, ich nannte ihm die Nummer meines Wagens, er schrie sie mit gehölter Hand über den Platz, und schon klapperten scharf die Pferde heran. Ich bedeutete dem Kutscher, langsam die Hauptallee hinabzufahren. Denn gerade jetzt, wo die Erregung wohligh abzuklingen begann, fühlte ich eine flüsterne Neigung, mir noch einmal die ganze Szene in Gedanken zu erneuern.

In diesem Augenblick fuhr ein anderer Wagen vor, unwillkürlich blickte ich hin, um ganz unbewußt sofort wieder wegzusehen. Es war die Frau mit ihrem behäbigen Gatten. Sie hatten mich nicht bemerkt. Aber sofort überkam mich ein widerlich würgendes Gefühl, als sei ich ertappt. Und am liebsten hätte ich dem Kutscher zugerufen, auf die Pferde einzuschlagen, nur um rasch aus ihrer Nähe zu kommen.

Weich glitt auf den Gummirädern der Fiaker dahin zwischen den vielen andern, die wie Blumenboote mit ihrer bunten Fracht von Frauen an den grünen Ufern der Kastanienallee vorbeischaukelten.

Die Luft war weich und süß, schon wehte von erster Abendkühle manchmal ein leiser Duft durch den Staub herüber. Aber das frühere wohlig-träumerische Gefühl kam nicht wieder: die Begegnung mit dem Geprellten hatte mich peinlich aufgerissen. Wie ein kalter Luftzug durch eine Fuge drang es mit einemmal in meine überhitzte Leidenschaft. Ich dachte jetzt noch einmal nüchtern die ganze Szene durch und begriff mich selbst nicht mehr: ich, ein Gentleman, ein Mitglied der besten Gesellschaft, Reserveoffizier, hochgeachtet, hatte ohne Not gefundenes Geld an mich genommen, in die Brieftasche gesteckt, ja dies sogar mit einer gierigen Freude, einer Lust getan, die jede Entschuldigung hinfällig machte. Ich, der ich vor einer Stunde noch ein korrekter, makelloser Mensch gewesen war, hatte gestohlen. Ich war ein Dieb. Und gleichsam, um mich selbst zu erschrecken, sagte ich mir mein Urteil halblaut hin, während der Wagen leise trabte, unbewußt im Rhythmus des Hufschlags sprechend: „Dieb, Dieb, Dieb, Dieb!“

Aber seltsam, wie soll ich beschreiben, was jetzt geschah, es ist ja so unerklärlich, so ganz absonderlich, und doch weiß ich, daß ich mir nichts nachträglich vortäusche. Jede Sekunde meines Gefühls, jede Oscillation meines Denkens in jenen Augenblicken ist mir mit einer so übernatürlichen Deutlichkeit bewußt wie kaum irgend ein Erlebnis meiner sechsunddreißig Jahre, und doch wage ich kaum, diese absurde Reihenfolge, diese verblüffende Schwankung meines Empfindens bewußt zu machen, ja ich weiß nicht, ob irgend ein Dichter, ein Psycholog das logisch zu schildern vermöchte. Ich kann nur die Reihenfolge aufzeichnen, ganz getreu ihrem unvermuteten Aufleuchten nach. Also: ich sagte zu mir „Dieb, Dieb, Dieb“. Dann kam ein ganz merkwürdiger, ein gleichsam leerer Augenblick, ein Augenblick, wo nichts geschah, wo ich nur — ach, wie schwer ist es, dies auszudrücken! — wo ich nur horchte, in mich hineinhorchte. Ich hatte mich angerufen, hatte mich angeklagt, nun sollte dem Richter der Angeschuldigte antworten. Ich horchte also und es geschah — nichts. Der Peitschenschlag dieses Wortes: Dieb! von dem ich erwartet hatte, es werde mich aufschrecken und dann hinstürzen lassen in eine namenlose, eine zerknirschte Scham, weckte nichts auf. Ich wartete geduldig einige Minuten, ich beugte mich dann gewissermaßen noch näher über mich selbst — denn ich spürte zu wohl, daß unter diesem trotzigen Schweigen etwas sich regte — und horchte mit einer fieberhaften Erwartung auf das ausbleibende

Echo, auf den Schrei des Ekels, der Entrüstung, der Verzweiflung, der dieser Selbstanschuldigung folgen mußte. Und es geschah wiederum nichts. Nichts antwortete. Nochmals sagte ich mir das Wort „Dieb“, nun schon ganz laut, um endlich in mir das schwerhörige, das gelähmte Gewissen aufzuwecken. Wieder kam keine Antwort. Und plötzlich — in einem grellen Blitzlicht des Bewußtseins, wie wenn plötzlich ein Streichholz angezündet und über die dämmernde Tiefe gehalten wäre — erkannte ich, daß ich mich nur schämen wollte, aber nicht schämte, ja, daß ich sogar irgendwie geheimnisvoll stolz, sogar beglückt war von dieser törichten Tat.

Wie war das möglich? Ich wehrte mich, jetzt wirklich vor mir selbst erschreckend, gegen diese unerwartete Erkenntnis, aber zu schwellend, zu ungestüm wogte das Gefühl aus mir auf. Nein, das war nicht Scham, nicht Empörung, nicht Selbstekel, was so warm mir im Blut gärte — das war Freude, trunkene Freude, die in mir aufloderte, ja sogar funkelte mit hellen spitzen Flammen von Übermut. Denn ich spürte, daß ich in jenen Minuten zum erstenmal seit Jahren und Jahren wirklich lebendig, daß mein Gefühl nur gelähmt gewesen und noch nicht abgestorben war, daß irgendwo unter der versandeten Fläche meiner Gleichgültigkeit also doch noch jene heißen Quellen von Leidenschaft geheimnisvoll gingen und nun, von der Wünschelrute des Zufalls berührt, hoch bis in mein Herz hinaufgepeitscht waren. Auch in mir also, auch in mir, in diesem Stück atmenden Weltalls, glühte also noch jener geheimnisvolle vulkanische Kern alles Irdischen, der manchmal vorbricht in den wirbelnden Stößen der Begier, auch ich lebte, war lebendig, war ein Mensch mit bösem und warmen Gelüst. Eine Tür war aufgerissen vom Sturm dieser Leidenschaft, eine Tiefe aufgetan in mich hinein, und ich starrte in wollüstigem Schwindel hinab in dies Unbekannte in mir, das mich erschreckte und beseligte zugleich. Und langsam — während der Wagen lässig meinen träumenden Körper durch die bürgerlich-gesellschaftliche Welt hinrollte — stieg ich, Stufe um Stufe hinab in die Tiefe des Menschlichen in mir, unsäglich allein in diesem schweigenden Gang, nur überhöht von der aufgehobenen grellen Fackel meines jäh entzündeten Bewußtseins. Und indes tausend Menschen um mich lachend und schwätzend wogten, suchte ich mich, den verlorenenen Menschen in mir, tastete ich Jahre ab in dem magischen Lauf des Besinnens. Ganz verschollene Dinge tauchten plötzlich aus den verstaubten und erblindeten Spiegeln meines Lebens auf, ich

erinnerte mich, schon einmal als Schulknabe dem andern ein Taschenmesser gestohlen und mit der gleichen teuflischen Freude ihm zugesehen zu haben, wie er es überall suchte, alle fragte und sich mühte. Ich verstand mit einemmal das geheimnisvoll Gewitternde mancher sexueller Stunden, verstand, daß meine Leidenschaft nur verkrümmt, nur zertreten gewesen war von dem gesellschaftlichen Wahn, von dem herrischen Ideal des Gentleman — daß aber auch in mir, nur tief, ganz tief unten in verschütteten Brunnen und Röhren die heißen Ströme des Lebens gingen wie in allen andern. Oh, ich hatte ja immer gelebt, nur nicht gewagt zu leben, ich hatte mich verschüfirt und verborgen vor mir selbst, nun aber war die gepreßte Kraft aufgebrochen, das Leben, das reiche, das unsäglich gewaltsame hatte mich überwältigt. Und nun wußte ich, daß ich ihm noch anhing; mit der seligen Betroffenheit der Frau, die zum erstenmal das Kind sich regen spürt, empfand ich das Wirkliche — wie soll ich es anders nennen — das Wahre, das Unverstellte des Lebens in mir keimen, ich fühlte — fast schäme ich mich solch ein Wort hinzuschreiben — wie ich, der abgestorbene Mensch, mit einemmal wieder blühte, wie durch meine Adern Blut rot und unruhig rollte, Gefühl sich im Warmen leise entfaltete und ich aufwuchs zu unbekannter Frucht von Süße oder Bitternis. Das Tannhäuserwunder war mir geschehen mitten im klaren Licht eines Rennplatzes zwischen dem Geschwirr von tausenden müßigen Menschen: ich hatte wieder zu fühlen begonnen, er grünte und trieb seine Knospen, der abgedorrte Stab.

Von einem vorüberfahrenden Wagen grüßte ein Herr und rief — offenbar hatte ich den ersten Gruß übersehen — meinen Namen. Unwirsch fuhr ich auf, zornig, gestört zu sein in diesem süßrieselnden Zustand des sich in mich selbst Ergießens, dieses tiefsten Traumes, den ich jemals erlebt. Aber der Blick auf den Grüßenden riß mich ganz von mir weg: es war mein Freund Alfons, ein lieber Schulkamerad und jetzt Staatsanwalt. Mit einemmal durchzuckte es mich: dieser Mensch, der dich brüderlich grüßt, hat jetzt zum erstenmal Macht über dich, du bist ihm verfallen, sobald er dein Vergehen kennt. Wüßte er um dich und deine Tat, er müßte dich aus diesem Wagen ziehen, weg aus der ganzen warmen bürgerlichen Existenz und hinabstoßen auf drei oder fünf Jahre in die dumpfe Welt hinter vergitterten Fenstern, zum Abhub des Lebens, zu den andern Dieben, die nur die Peitsche der Not in ihre schmierigen Zellen getrieben. Aber nur einen Augenblick lang faßte mich kalt die Angst

am Gelenk meiner zitternden Hand, nur einen Augenblick lang hielt sie den Herzschlag an — dann verwandelte auch dieser Gedanke sich wieder in heißes Gefühl, in einen phantastischen frechen Stolz, der jetzt selbstbewußt und beinahe höhnisch die andern Menschen ringsum musterte. Wie würde, dachte ich, euer süßes kameradschaftliches Lächeln, mit dem ihr mich als euresgleichen grüßt, anfrieren um die Mundwinkel, wenn ihr mich ahntet! Wie einen Kotspritzer würdet ihr meinen Gruß wegstäuben mit verächtlich geärgelter Hand. Aber ehe ihr mich ausstoßt, habe ich euch schon ausgestoßen: heute nachmittags habe ich mich herausgestürzt aus eurer kalten knöchernen Welt, wo ich ein Rad war, ein lautlos funktionierendes in der großen Maschine, die kalt in ihren Kolben abrollt und eitel um sich selber kreist — ich bin in eine Tiefe gestürzt, die ich nicht kenne, doch ich bin lebendiger gewesen in dieser einen Stunde als in den gläsernen Jahren in eurem Kreis. Nicht mehr euch gehöre ich, nicht mehr zu euch, ich bin jetzt außen irgendwo in einer Höhe oder Tiefe, nie mehr aber, nie mehr am flachen Strand eures bürgerlichen Wohlseins. Ich habe zum erstenmal alles gefühlt, was in den Menschen an Lust im Guten und Bösen getan ist, aber nie werdet ihr wissen, wo ich war, nie mich erkennen: Menschen, was wißt ihr von meinem Geheimnis?

Wie vermöchte ich es auszudrücken, was ich in jener Stunde fühlte, indeß ich, ein elegant angezogener Gentleman mit kühlem Gesicht grüßend und dankend zwischen den Wagenreihen durchfuhr! Denn während meine Larve, der äußere, der frühere Mensch, noch Gesichter fühlte und erkannte, rauschte innen in mir eine so taumelnde Musik, daß ich mich niederdrücken mußte, um nicht etwas herauszuschreien von diesem tosenden Tumult. Ich war so voll von Gefühl, daß mich dieser innere Schwall physisch quälte, daß ich wie ein Erstickender die Hand gewaltsam an die Brust pressen mußte, unter der das Herz schmerzhaft gärte. Aber Schmerz, Lust, Erschrecken, Entsetzen oder Bedauern, nichts fühlte ich einzeln und abgerissen, alles schmolz zusammen, ich spürte nur, daß ich lebte, daß ich atmete und fühlte und dieses Einfachste, dieses urhafte Gefühl, das ich seit Jahren nicht empfunden, machte mich trunken. Nie hatte ich mich selbst auch nur eine Sekunde meiner sechsunddreißig Jahre so ekstatisch als lebendig empfunden wie in der Schweben dieser Stunde.

Mit einem leichten Ruck hielt der Wagen an: der Kutscher hatte die Pferde angezügelt, wandte sich vom Bock und fragte, ob er nach

Hause fahren sollte. Ich taumelte aus mir heraus, hob die Blicke über die Allee hin: mit Betroffenheit merkte ich, wie lange ich geträumt, wie weit die Trunkenheit über die Stunden sich ausgegossen hatte. Es war dunkel geworden, ein Weiches wogte in den Kronen der Bäume, die Kastanien begannen ihren abendlichen Duft durch die Kühle zu atmen. Und hinter den Wipfeln silberte schon ein verschleierter Blick vom Mond.

Es war genug, es mußte genug sein. Aber nur nicht jetzt nach Hause, nur nicht in meine gewohnte Welt! Ich bezahlte den Kutscher. Als ich die Brieftasche zog und die Banknoten zählend zwischen die Finger nahm, lief's wie ein leiser elektrischer Schlag mir vom Gelenk in die Fingerspitzen: irgendetwas in mir mußte noch wach sein also vom alten Menschen, der sich schämte. Noch zuckte das absterbende Gentlemansgewissen, doch ganz heiter blätterte schon wieder meine Hand im gestohlenen Gelde, und ich war freigebig aus meiner Freude. Der Kutscher bedankte sich so überschwänglich, daß ich lächeln mußte: wenn du wüßtest! Die Pferde zogen an, der Wagen fuhr fort. Ich sah ihm nach so wie man vom Schiff noch einmal auf einen Strand zurückblickt, an dem man glücklich gewesen.

Einen Augenblick stand ich so träumerisch und ratlos mitten in der murmelnden, lachenden, musiküberwogten Menge: es mochte etwa sieben Uhr sein, und unwillkürlich bog ich hinüber zum Sachergarten, wo ich sonst immer nach der Praterfahrt in Gesellschaft zu speisen pflegte und in dessen Nähe der Fiaker mich wohl bewußt abgesetzt hatte. Aber kaum, daß ich die Gitterklinke des vornehmen Gartenrestaurants berührte, überfiel mich eine Hemmung: nein, ich wollte noch nicht in meine Welt zurück, nicht mir in lässigem Gespräch diese wunderbare Gärung, die mich geheimnisvoll erfüllte, wegschwemmen lassen, nicht mich loslösen von der funkelnden Magie des Abenteuers, der ich mich seit Stunden verkettet fühlte.

Von irgendwoher dröhnte dumpfe verworrene Musik und unwillkürlich ging ich ihr nach, denn alles lockte mich heute, ich empfand es als Wollust, dem Zufall ganz nachzugeben, und dies dumpfe Hingetriebensein inmitten einer weichwogenden Menschenmenge hatte einen phantastischen Reiz. Mein Blut gärte auf in diesem dicken quirlenden Brei heißer menschlicher Masse: aufgespannt war ich mit einemmal, angereizt und gesteigert wach in allen Sinnen von diesem beizend qualmigen Duft von Menschenatem, Staub, Schweiß und Tabak... Alles dies, was mich vordem, ja selbst gestern noch, als

ordinär, gemein und plebejisch abgestoßen hatte, was der soignierte Gentleman ein Leben lang hochmütig gemieden hatte, das zog meinen neuen Instinkt magisch an, als empfände ich zum erstenmal im Animalischen, im Triebhaften, im Gemeinen eine Verwandtschaft mit mir selbst. Hier im Abhub der Stadt, zwischen Soldaten, Dienstmädchen, Strolchen fühlte ich mich in einer Weise wohl, die mir ganz unverständlich war: ich sog die Beize dieser Luft irgendwie gierig ein, das Schieben und Pressen in eine geknäulte Masse war mir angenehm, und mit einer wollüstigen Neugier wartete ich, wohin diese Stunde mich Willenlosen schwemmte. Immer näher grellten und schmetterten vom Wurstelprater her die Tschinellen und die weiße Blechmusik, in einer fanatisch monotonen Art stampften die Orchestrions harte Polkas und rumpelnde Walzer, dazwischen knatterten dumpfe Schläge aus den Buden, zischte Gelächter, grölten trunkene Schreie, und jetzt sah ich schon mit irrsinnigen Lichtern die Karuselle meiner Kindheit zwischen den Bäumen kreisen. Ich blieb mitten auf dem Platze stehen und ließ den ganzen Tumult in mich einbranden, mir Augen und Ohren vollschwemmen: diese Kaskaden von Lärm, das Infernalische dieses Durcheinander tat mir wohl, denn in diesem Wirbel war etwas, das mir den innern Schwall betäubte. Ich sah zu, wie mit geblähten Kleidern die Dienstmädchen sich auf den Hutschen mit kollernden Lustschreien, die gleichsam aus ihrem Geschlecht gellten, in den Himmel schleudern ließen, wie Metzgergesellen lachend schwere Hämmer auf die Kraftmesser hinkrachten, Ausrufer mit heisern Stimmen und affenhaften Gebärden über den Lärm der Orchestrions schreiend hinwegruderten und wie alles dies sich quirlend mengte mit dem tausendgeräuschigen, unablässig bewegten Dasein der Menge, die trunken war vom Fusel der Blechmusik, dem Flirren des Lichts und von der eigenen warmen Lust ihres Beisammenseins. Seit ich selber wach geworden war, spürte ich auf einmal das Leben der andern, ich spürte die Brunst der Millionenstadt, wie sie sich heiß und aufgetaut in die paar Stunden des Sonntags ergoß, wie sie sich aufreizte an der eigenen Fülle zu einem dumpfen, tierischen, aber irgendwie gesunden und triebhaften Genuß.

Und allmählich spürte ich vom Angeriebensein, von der unausgesetzten Berührung mit ihren heißen, leidenschaftlich drängenden Körpern ihre warme Brunst selbst in mich übergehen: meine Nerven strafften sich, aufgebeizt von dem scharfen Geruch, aus mir heraus, meine Sinne spielten taumelig mit dem Getöse und empfanden jene verwirrte

Betäubung die mit jeder starken Wollust unverweigerlich gemengt ist. Zum erstenmal seit Jahren, vielleicht überhaupt in meinem Leben, spürte ich die Masse, spürte ich Menschen als eine Macht, von der Lust in mein eigenes abgeschiedenes Wesen überging. Irgend ein Damm war zerrissen, und von meinen Adern gings hinüber in diese Welt, strömte es rhythmisch zurück, und eine ganz neue Gier überkam mich, noch jene letzte Kruste zwischen mir und ihnen abzuschmelzen, ein leidenschaftliches Verlangen nach Paarung mit dieser heißen, fremden, drängenden Menschheit. Mit der Lust des Mannes sehnte ich mich in den quellenden Schoß dieses heißen Riesenkörpers hinein, mit der Lust des Weibes war ich aufgetan jeder Berührung, jedem Ruf, jeder Lockung, jeder Umfassung — und nun wußte ichs, Liebe war in mir und Bedürfnis nach Liebe wie nur in den zwielichthaften Knabentagen. Oh, nur hinein, hinein ins Lebendige, irgendwie verbunden sein mit dieser zuckenden, lachenden, aufatmenden Leidenschaft der andern, nur einströmen, sich ergießen in ihren Adergang; ganz klein, ganz namenlos werden im Getümmel, eine Infusorie bloß sein im Schmutz der Welt, ein lustzitterndes funkelndes Wesen im Tümpel mit den Myriaden — aber nur hinein in die Fülle, hinab in den Kreisel, mich abschließen wie einen Pfeil von der eigenen Gespanntheit ins Unbekannte, in irgend einen Himmel der Gemeinsamkeit.

Ich weiß es jetzt: ich war damals trunken. In meinem Blute brauste alles zusammen, das Hämmern der Glocken von den Karussells, das feine Lustlachen der Frauen, das unter dem Zugriff der Männer aufsprühte, die chaotische Musik, die flirrenden Kleider. Spitz fiel jeder einzelne Laut in mich und flimmerte dann noch einmal rot und zuckend an den Schläfen vorbei, ich spürte jede Berührung, jeden Blick mit einer phantastischen Aufgereiztheit der Nerven (so wie bei der Seekrankheit), aber doch alles gemeinsam in einem taumeligen Verbundensein. Ich kann meinen komplizierten Zustand unmöglich mit Worten ausdrücken, am ehesten gelingt es noch vielleicht mit einem Vergleiche: wenn ich sage, ich war überfüllt mit Geräusch, Lärm, Gefühl, überheizt wie eine Maschine, die mit allen Rädern rasend rennt, um dem ungeheuren Druck zu entlaufen, der ihr im nächsten Augenblicke schon den Brustkessel sprengen muß. Seit Stunden hatte ich nicht gesprochen, niemandes Hand gedrückt, niemandes Blick fragend und teilnehmend gegen den meinen gespürt und nun staute, unter dem Sturz der Geschehnisse, sich diese Erregung gegen das Schweigen. Niemals, niemals hatte ich so sehr das Bedürfnis nach

Mittheilbarkeit, nach einem Menschen gehabt, als jetzt, da ich inmitten von Tausenden und Zehntausenden wogte, rings angespült war von Wärme und Worten und doch abgeschnürt von dem kreisenden Adergang dieser Fülle. Ich war wie einer, der auf dem Meere verdurstet.

Und dabei sah ich, diese Qual mit jedem Blick mehrend, wie rechts und links in jeder Sekunde Fremdes sich anstreifend band, die Quecksilberkügelchen gleichsam spielend zusammenliefen. Ein Neid kam mich an, wenn ich sah, wie junge Burschen im Vorübergehen fremde Mädchen ansprachen und sie nach dem ersten Wort schon unterfaßten, wie alles sich fand, zusammentat: ein Gruß beim Karussell, ein Blick im Anstreifen genügte schon, und Fremdes schmolz in ein Gespräch, vielleicht um sich wieder zu lösen nach ein paar Minuten, aber doch es war Bindung, Vereinigung, Mitteilung, war das, wonach alle meine Nerven jetzt brannten. Ich aber, gewandt im gesellschaftlichen Gespräch, beliebter Causeur und sicher in den Formen, ich verging vor Angst, ich schämte mich, irgend eines dieser breithüftigen Dienstmädchen anzureden, aus Furcht, sie möchte mich verlachen, ja ich schlug die Augen nieder, wenn jemand mich zufällig anschaute und verging doch innen vor Begierde nach dem Wort. Was ich wollte von den Menschen, war mir ja selbst nicht klar, ich ertrug es nur nicht länger, allein zu sein, und an meinem Fieber zu verbrennen. Aber alle sahen an mir vorbei, jeder Blick strich mich weg, niemand wollte mich spüren. Einmal trat ein Bursch in meine Nähe, zwölfjährig, mit zerlumpten Kleidern: sein Blick war grell erhellt vom Widerschein der Lichter, so sehnsüchtig starrte er auf die schwingenden Holzpferde. Sein schmaler Mund stand offen wie lechzend: offenbar hatte er kein Geld mehr, um mitzufahren und sog nur Lust aus dem Schreien und Lachen der anderen. Ich stieß mich gewaltsam heran an ihn und fragte — aber warum zitterte meine Stimme so dabei und war ganz grell überschlagen? — „Möchten Sie nicht auch einmal mitfahren?“ Er starrte auf, erschrak — warum? warum? — wurde blutrot und lief fort, ohne ein Wort zu sagen. Nicht einmal ein barfüßiges Kind wollte eine Freude von mir: es mußte, so fühlte ich, etwas furchtbar Fremdes an mir sein, daß ich nirgend mich einmengen konnte, sondern abgelöst in der dicken Masse schwamm wie ein Tropfen Oel auf dem bewegten Wasser.

Aber ich ließ nicht nach: ich konnte nicht länger allein bleiben. Die Füße brannten mir in den bestaubten Lackschuhen, die Kehle war verrostet vom aufgewühltem Qualm. Ich sah mich um: rechts

und links zwischen den strömenden Menschengassen standen kleine Inseln von Grün, Gastwirtschaften mit roten Tischtüchern und nackten Holzbänken, auf denen die kleinen Bürger saßen mit ihrem Glas Bier und der sonntäglichen Virginia. Der Anblick lockte mich: hier rückten Fremde zusammen, verknüpften sich im Gespräch, hier war ein wenig Ruhe im wüsten Fieber. Ich trat ein, musterte die Tische, bis ich einen fand, wo eine Bürgersfamilie, ein dicker vierschrötiger Handwerker mit seiner Frau, zwei heitern Mädchen und einem kleinen Jungen saß. Sie wiegten die Köpfe im Takt, scherzten einander zu, und ihre zufriedenen leichtlebigen Blicke taten mir wohl. Ich grüßte höflich, rührte an einen Sessel und fragte, ob ich Platz nehmen dürfe. Sofort stockte ihr Lachen, einen Augenblick schwiegen sie (als wartete jeder, daß der andere seine Zustimmung gebe), dann sagte die Frau gleichsam betroffen „Bitte! Bitte!“ Ich setzte mich hin und hatte sofort das Gefühl, daß ich mit meinem Hinsetzen ihre ungenierte Laune zerdrückte, denn sofort schwelte um den Tisch ein ungemütliches Schweigen. Ohne daß ich es wagte, die Augen von dem rot-karrierten Tischtuch, auf dem Salz und Pfeffer schmierig verstreut war, zu heben, spürte ich, daß sie mich alle befremdet beobachteten und sofort fiel mir — zu spät! — ein, daß ich zu elegant war für dieses Dienstbotengasthaus mit meiner Derbydress, dem Pariser Zylinder und der Perle in meiner taubengrauen Kravatte, daß meine Eleganz, der Parfum von Luxus auch hier sofort eine Luftschicht von Feindlichkeit und Verwirrung um mich legte. Und dieses Schweigen der fünf Leute drosselte mich immer tiefer nieder auf den Tisch, dessen rote Karrés ich mit einer verbissenen Verzweiflung immer wieder abzählte, festgenagelt durch die Scham, plötzlich wieder aufzustehn und doch wieder zu feige, den gepeinigten Blick aufzuheben. Es war eine Erlösung, als endlich der Kellner kam und das schwere Bierglas vor mich hinstellte. Da konnte ich endlich eine Hand regen und beim Trinken scheu über den Rand schießen: wirklich, alle fünf beobachteten mich, zwar ohne Haß, aber doch mit einer wortlosen Befremdung. Sie erkannten den Eindringling in ihre dumpfe Welt, sie fühlten mit dem naiven Instinkt ihrer Klasse, daß ich etwas hier wollte, hier suchte, was nicht zu meiner Welt gehörte, daß nicht Liebe, nicht Neigung, nicht die einfältige Freude am Walzer, am Bier, am geruhamen Sonntagssitzen mich hertrieb, sondern irgend ein Gellüst, das sie nicht verstanden und dem sie mißtrauten, so wie der Junge vor dem Karussell meinem Geschenk

mißtraut hatte, wie die tausend Namenlosen da draußen im Gefühl meiner Eleganz, meiner Weltmännlichkeit in unbewußter Feindlichkeit ausbogen. Und doch, fühlte ich: fände ich jetzt ein argloses, einfaches, herzliches, ein wahrhaft menschliches Wort der Anrede zu ihnen, so würde der Vater oder die Mutter mir antworten, die Töchter geschmeichelt zulächeln, ich könnte mit dem Jungen hinüber in eine Bude schießen gehen und kindlichen Spaß mit ihm treiben. In fünf, zehn Minuten würde ich erlöst sein von mir, eingehüllt in die arglose Atmosphäre bürgerlichen Gesprächs, gern gewährter und sogar geschmeichelter Vertraulichkeit — aber dies einfache Wort, diesen ersten Ansatz im Gespräch, ich fand ihn nicht, eine falsche, törichte, aber übermächtige Scham würgte mir die Kehle, und ich saß mit gesenktem Blick wie ein Verbrecher an dem Tisch dieser einfachen Menschen, gehüllt in die Qual, ihnen mit meiner verbissenen Gegenwart noch die letzte Stunde des Sonntags verstört zu haben. Und in diesem hingebohrtem Dasitzen büßte ich all die Jahre gleichgültigen Hochmuts, an denen ich an abertausend solchen Tischen, an Millionen und Millionen brüderlicher Menschen ohne Blick vorübergegangen war, einzig beschäftigt mit Gunst oder Erfolg in jenem engen Kreise der Eleganz; und ich spürte, daß mir der gerade Weg, die unbefangene Sprache zu den Menschen jetzt, da ich ihrer in der Stunde meines Ausgestoßenseins bedurfte, von innen vermauert war.

So saß ich, ein freier Mensch bisher, qualvoll in mich geduckt, immer wieder die roten Carrés am Tischtuch abzählend, bis endlich der Kellner vorbei kam. Ich rief ihn an, zahlte, stand von dem kaum angetrunkenen Bierglase auf, grüßte höflich. Man dankte mir freundlich und erstaunt: ich wußte, ohne mich umzuwenden, daß jetzt, kaum daß ich ihnen den Rücken zeigte, das Lebendig-Heitere sie wieder überkommen, der warme Kreis des Gesprächs sich schließen würde, sobald ich, der Fremdkörper ausgestoßen war.

Wieder warf ich mich, aber nun noch gieriger, heißer und verzweifelter in den Wirbel der Menschen zurück. Das Gedränge war inzwischen lockerer geworden unter den Bäumen, die schwarz in den Himmel überfluteten, es drängte und quirlte nicht mehr so dicht und strömend in den Lichtkreis der Karusselle, sondern schwirrte nur schattenhaft mehr am äußersten Rand des Platzes. Eine andere Art Gesichter tauchte jetzt auf: die Kinder mit ihren Ballons und Papierkoriandolis waren schon nach Hause gegangen, auch die breithinrollenden sonntäglichen Familien hatten sich verzogen. Nun sah man schon Betrunkene johlen,

verlotterte Burschen mit lungerdem und doch suchendem Gang sich aus den Seitenalleen vorschieben: es war in der einen Stunde, in der ich festgenagelt vor dem fremden Tische gesessen, diese seltsame Welt mehr ins Gemeine hinabgeglitten, aber gerade jene phosphoreszierende Atmosphäre von Frechheit und Gefährlichkeit gefiel mir irgendwie besser als die bürgerlich-sonntägliche von vordem. Der in mir aufgereizte Instinkt witterte hier ähnliche Gespanntheit der Begier: in dem vortreibenden Schlendern dieser fragwürdigen Gestalten, dieser Ausgestoßenen der Gesellschaft, empfand ich mich irgendwie gespiegelt. Auch sie wilderten doch mit einer unruhigen Erwartung hier nach einem flackernden Abenteuer, einer raschen Erregung, und selbst sie, diese zerlumpte Burschen, beneidete ich um die offene freie Art ihres Streifens, denn ich stand an die Säule eines Karussells atmend gepreßt, ungeduldig, den Druck des Schweigens, der Qual meiner Einsamkeit aus mir zu stoßen und doch unfähig einer Bewegung, eines Anrufs, eines Worts. Ich stand nur und starrte hinaus auf den Platz, der vom Reflex der kreisenden Lichter zuckend erhellt war, stand und starrte von meiner Lichtinsel ins Dunkel hinein, töricht erwartungsvoll jeden Menschen anblickend, der vom grellen Schein angezogen für einen Augenblick sich herwandte. Aber jedes Auge glitt kalt an mir ab. Niemand wollte mich, niemand erlöste mich.

Ich weiß, es wäre wahnwitzig, jemandem schildern oder gar erklären zu wollen, daß ich, ein kultivierter, eleganter Mann der Gesellschaft, reich, unabhängig, mit den Besten einer Millionenstadt befreundet, eine ganze Stunde in jener Nacht am Pfosten eines verstimmt quiekenden, rastlos sich schwingenden Praterkarussells stand, zwanzig-, vierzig-, hundertmal dieselbe stolpernde Polka, denselben schleifenden Walzer mit denselben idiotischen Pferdeköpfen aus bemaltem Holz an mir vorüberkreisen ließ und aus verbissenem Trotz, aus einem magischen Gefühl, das Schicksal in meinen Willen zu zwingen, nicht mich von der Stelle rührte. Ich weiß, daß ich sinnlos handelte in jener Stunde, aber in dieser sinnlosen Beharrung war eine Spannung des Gefühls, eine so stählerne Ankrampfung aller Muskeln, wie sie Menschen sonst vielleicht nur bei einem Absturz fühlen, knapp vor dem Tod; mein ganzes, leer vorbeigelaufenes Leben war plötzlich zurückgeflutet und staute sich bis hinauf zur Kehle. Und so sehr ich gequält war von meinem sinnlosen Wahn, zu bleiben, zu verharren, bis irgend ein Wort, ein Blick eines Menschen mich erlöse, so sehr genoß ich diese Qual. Ich büßte etwas in diesem Stehen an dem Pfahl, nicht jenen

Diebstahl so sehr, als das Dumpfe, das Laue, das Leere meines früheren Lebens: und ich hatte mir geschworen, nicht früher zu gehen, bis mir nicht ein Zeichen gegeben sei, mich das Schicksal nicht freigegeben.

Und je mehr jene Stunde fortschritt, um so mehr drängte die Nacht sich heran. Eines nach dem andern losch in den Buden das Licht, und immer stürzte dann wie eine steigende Flut das Dunkel vor, schluckte den lichten Fleck auf dem Rasen ein: immer einsamer war die helle Insel, auf der ich stand, und schon sah ich zitternd auf die Uhr. Eine Viertelstunde noch, dann würden die scheckigen Holzpferde still stehen, die roten und grünen Glühlampen auf ihren einfältigen Stirnen abknipsen, das gebläute Orchestrion aufhören zu stampfen. Dann würde ich ganz im Dunkel sein, ganz allein hier in der leise rauschenden Nacht, ganz ausgestoßen, ganz verlassen. Immer unruhiger blickte ich über den dämmernden Platz, über den nur ganz selten mehr ein heimkehrendes Pärchen eilig strich oder ein paar Burschen betrunken hintaumelten; quer drüben aber in den Schatten zitterte noch verstecktes Leben, unruhig und aufreizend. Manchmal piff oder schnalzte es leise, wenn ein paar Männer vorüberkamen. Und bogen sie dann, gelockt von dem Anruf, hin zum Dunkel, so zischelten in den Schatten Frauenstimmen, und manchmal warf der Wind abgerissene Fetzen grellen Lachens herüber. Und allmählich schob sich um den Rand des Dunkels frecher hervor, gegen den Lichtkegel des erhellten Platzes, um sofort wieder in die Schwärze zurtückzutauchen, sobald im Vorübergehen die Pickelhaube eines Schutzmannes im Reflex der Laterne schimmerte. Aber kaum, daß er weiterging auf seiner Runde, waren die gespenstigen Schatten wieder da, und jetzt konnte ich sie schon deutlich im Umriß sehen, so nahe wagten sie sich ans Licht. Es war der letzte Abhub jener nächtigen Welt, der Schlamm, der zurückblieb, nun da sich der flüssige Menschenstrom verlaufen: ein paar Dirnen, jene ärmsten und ausgestoßensten, die keine eigene Bettstatt haben, tags auf einer Matratze schlafen und nachts ruhlos streifen, die ihren abgebrauchten, geschändeten, magern Körper jedem für ein kleines Silberstück hier irgendwo im Dunkel aufboten, umspürt von der Polizei, getrieben von Hunger oder irgend einem Strolch, immer im Dunkel streifend, jagend und gejagt zugleich. Wie hungrige Hunde schnupperten sie allmählich vor zu dem erhellten Platz, nach irgend etwas Männlichem, nach einem vergessenen Nachzügler, dem sie seine Lust ablocken könnten für eine Krone oder

zwei, um sich dann einen Glühwein zu kaufen in einem Volkskaffee und den trüb flackernden Stumpf Leben sich zu erhalten, der ja ohnehin auslöscht in einem Spital oder einem Gefängnis.

Der Abhub war dies, die letzte Jauche von der hochgequollenen Sinnlichkeit der sonntäglichen Masse — mit einem grenzenlosen Grauen sah ich nun aus dem Dunkel diese hungrigen Gestalten geistern. Aber auch in diesem Grauen war noch eine magische Lust, denn selbst in diesem schmutzigsten Spiegel erkannte ich Vergessenes und dumpf Gefühltes wieder: hier war eine tiefe sumpfige Welt, die ich vor Jahren längst durchschritten und die nun phosphoreszierend mir wieder in die Sinne funkelte. Seltsam, was diese sonderbare Nacht mir plötzlich entgegenhielt, wie sie mich Verschlossenen plötzlich auffaltete, daß das Dunkelste meiner Vergangenheit, das Geheimste meines Triebes in mir nun offen lag! Dumpfes Gefühl verschütteter Knabenjahre stieg auf, wo scheuer Blick neugierig angezogen und doch feig verstört an solchen Gestalten gehaftet, Erinnerung an die Stunde, wo man zum erstenmal auf knarrender feuchter Treppe Einer hinaufgefolgt war in ihr Bett — und plötzlich, als ob Blitz einen Nachthimmel zerteilt hätte, sah ich scharf jede Einzelheit jener vergessenen Stunde, den flachen Öldruck über dem Bett, das Amulett, daß sie auf dem Halse trug, ich spürte jede Fiber von damals, die ungewisse Schwüle, den Ekel und den ersten Knabenstolz. All das wogte mir mit einem Male durch den Körper. Eine Hellsichtigkeit ohne Maß strömte plötzlich in mich ein und — wie soll ich das sagen können, dies Unendliche! — ich verstand mit einemmal alles, was mich mit so brennendem Mitleid jenen verband, gerade weil sie der letzte Abschaum des Lebens waren. Mein von dem Verbrechen einmal angereizter Instinkt spürte von innen heraus dieses hungrige Lungern, das dem meinen in dieser phantastischen Nacht so ähnlich war, dies verbrecherische Offenstehn jeder Berührung, jeder fremden zufällig anstreifenden Lust. Magnetisch zog es mich hin, die Brieftasche mit dem gestohlenen Geld brannte plötzlich heiß über der Brust, wie ich da drüben endlich Wesen, Menschen, Weiches, Atmendes, Sprechendes spürte, das von andern Wesen, vielleicht auch von mir etwas wollte, von mir, der nur wartete, sich wegzugeben, der verbrannte in seiner rasenden Willigkeit nach Menschen. Und mit einmal verstand ich, was Männer zu solchen Wesen treibt, verstand, daß es selten nur Hitze des Blutes, ein schwellender Kitzel ist, sondern meist bloß Angst vor der Einsamkeit, vor der entsetzlichen Fremdheit, die sonst zwischen uns sich auftürmt

und die mein entzündetes Gefühl heute zum erstenmal fühlte. Ich erinnerte mich, wann ich zum letztenmal dies dumpf empfunden: in England war es gewesen, in Manchester, einer jener stählernen Städte, die in einen lichtlosen Himmel von Lärm brausen wie eine Untergrundbahn, und die doch gleichzeitig einen Frost von Einsamkeit haben, der durch die Poren bis ins Blut dringt. Drei Wochen hatte ich dort bei Verwandten gelebt, abends immer allein irrend durch Bars und Klubs und immer wieder in die glitzernde Music-Hall, nur um etwas menschliche Wärme zu spüren. Und da eines Abends hatte ich so eine Person gefunden, deren Gassenenglisch ich kaum verstand, aber plötzlich war man in einem Zimmer, trank Lachen von einem fremden Mund, ein Körper war da, irdischnahe und weich. Plötzlich schmolz sie weg, die kalte schwarze Stadt, der finstere lärmende Raum von Einsamkeit: irgend ein Wesen, das man nicht kannte, das nur dastand und wartete auf jeden der kam, löste einen auf, ließ allen Trost wegtauen: man atmete wieder frei, spürte Leben in leichter Helligkeit inmitten des stählernen Kerkers. Wie wunderbar war das für die Einsamen, die Abgesperrteu in sich selbst, dies zu wissen, dies zu ahnen, daß ihrer Angst immer doch irgend ein Halt ist, sich festzuklammern an ihm, mag er auch überschmutzt sein von vielen Griffen, starrend von Alter, zerfressen von giftigem Rost. Und dies, gerade dies hatte ich vergessen in der Stunde der untersten Einsamkeit, aus der ich taumelnd aufstieg in dieser Nacht, daß irgendwo an einer letzten Ecke immer diese Letzten noch warten, jede Hingabe in sich aufzufangen, jede Verlassenheit an ihrem Atem ausruhen zu lassen, jede Hitze zu kühlen für ein kleines Stück Geld, das immer zu gering ist für das Ungeheure, das sie geben mit ihrem ewigen Bereitsein, mit dem großen Geschenk ihrer menschlichen Gegenwart.

Neben mir setzte dröhnend das Orchestrion des Karussells wieder ein. Es war die letzte Runde, die letzte Fanfare des kreisenden Lichts in das Dunkel hinaus, ehe der Sonntag in die dumpfe Woche verging. Aber niemand kam mehr, leer rannten die Pferde in ihrem irrsinnigen Kreis, schon scharrte und zählte an der Kasse die übermüdete Frau die Lösung des Tages zusammen, und der Laufbursche kam mit den Haken, bereit, nach dieser letzten Runde knatternd die Rolläden über die Bude herabzulassen. Nur ich, ich allein, stand noch immer da, an den Pfosten gelehnt und sah hinaus auf den leeren Platz, wo nur diese fledermausflatternden Gestalten strichen, suchend wie ich, wartend wie ich und doch den undurchdringlichen Raum von Fremdheit zwischen-

einander. Aber jetzt mußte eine von ihnen mich bemerkt haben, denn sie schob sich langsam her, ganz nah sah ich sie unter dem gesenkten Blick: ein kleines, verkrüppeltes, rhachitisches Wesen ohne Hut mit einem geschmacklos aufgeputzten Fähnchen von Kleid, unter dem abgetragene Ballschuhe vorlugten, das Ganze wohl allmählich bei Hökerinnen oder einem Trödler zusammengekauft und seitdem verscheuert, von Regen zerdrückt oder irgendwo bei einem schmutzigen Abenteuer im Gras. Sie schmeichelte sich heran, blieb neben mir stehen, den Blick wie eine Angel spitz herwerfend, ein einladendes Lächeln über den schlechten Zähnen. Mir blieb der Atem stocken. Ich konnte mich nicht rühren, nicht sie ansehen und doch mich nicht fortreißen: wie in einer Hypnose spürte ich, daß da ein Mensch um mich begierlich herumstrich, jemand um mich warb, daß ich endlich diese gräßliche Einsamkeit, dies quälende Ausgestoßensein mit einem Wort, einer Geste bloß wegschleudern könnte. Aber ich vermochte mich nicht zu rühren, hölzern wie der Balken, an dem ich lehnte, und in einer Art wollüstiger Ohnmacht empfand ich nur immer — während die Melodie des Karussells schon müde wegtaumelte — die nahe Gegenwart, diesen Willen, der um mich warb, und schloß die Augen für einen Augenblick, um ganz dieses magnetische Angezogensein irgend eines Menschlichen aus dem Dunkel der Welt mich überfluten zu fühlen.

Das Karussell hielt inne, die walzende Melodie erstickte mit einem letzten stöhnenden Laut. Ich schlug die Augen auf und sah gerade, wie die Gestalt neben mir sich wegwandte. Offenbar war es ihr zu langweilig, hier neben einem hölzern Dastehenden zu warten. Ich erschrak. Mir wurde plötzlich ganz kalt. Warum hatte ich sie fortgehen lassen, den einzigen Menschen dieser phantastischen Nacht, der mir entgegengekommen, der mir aufgetan war? Hinter mir löschten die Lichter, prasselnd knatterten die Rollbalken herab. Es war zu Ende.

Und plötzlich — ach, wie mir selbst diesen heißen, diesen jäh aufspringenden Gischt schildern — plötzlich — es kam so jäh, so heiß, so rot, als ob mir eine Ader in der Brust geplatzt wäre — plötzlich brach aus mir, dem stolzen, dem hochmütigen, ganz in kühler gesellschaftlicher Würde verschanzten Menschen wie ein stummes Gebet, wie ein Krampf, wie ein Schrei, der kindische und mir doch so ungeheure Wunsch, diese kleine schmutzige rhachitische Hure möchte nur noch einmal, nur noch einmal den Kopf wenden, damit ich zu

ihr sprechen könne. Denn ihr nachzugehen, war ich nicht zu stolz — mein Stolz war zerstampft, zertreten, weggeschwemmt von ganz neuen Gefühlen — aber zu schwach, zu ratlos. Und so stand ich da, zitternd und durchwühlt, hier allein an dem Marterpfosten der Dunkelheit, wartend wie ich nie gewartet hatte seit meinen Knabenjahren, wie ich nur einmal an einem abendlichen Fenster gestanden, als eine fremde Frau langsam sich auszukleiden begann und immer zögerte und verweilte in ihrer ahnungslosen Entblößung — ich stand, zu Gott aufschreiend mit irgend einer mir selbst unbekanntem Stimme um das Wunder, dieses krüppelige Ding, dieser letzte Abhub Menschheit möge es noch einmal mit mir versuchen, noch einmal den Blick rückwenden zu mir.

Und — sie wandte sich. Einmal noch, ganz mechanisch blickte sie zurück. Aber so stark mußte mein Aufzucken, das Vorspringen meines gespannten Gefühls in dem Blick gewesen sein, daß sie beobachtend stehen blieb. Sie wippte noch einmal halb herum, sah mich durch das Dunkel an, lächelte und winkte mit dem Kopf einladend hinüber gegen die verschattete Seite des Platzes. Und endlich fühlte ich den entsetzlichen Bann der Starre in mir weichen. Ich konnte mich wieder regen und nickte ihr bejahend zu. Sie lachte. Der unsichtbare Pakt war geschlossen. Nun ging sie voraus über den dämmerigen Platz, von Zeit zu Zeit sich umwendend, ob ich ihr nachkäme. Und ich folgte. Das Blei war von meinen Knien gefallen, ich konnte wieder die Füße regen. Magnetisch stieß es mich nach, ich ging nicht bewußt, sondern strömte gleichsam, von geheimnisvoller Macht gezogen, hinter ihr her. Im Dunkel der Gasse zwischen den Buden verlangsamte sie den Schritt. Nun stand ich neben ihr.

Sie sah mich einige Sekunden an, prüfend und mißtrauisch: etwas machte sie unsicher. Offenbar war ihr mein seltsam scheues Dastehen, der Kontrast des Ortes und meiner Eleganz, irgendwie verdächtig. Sie blickte sich mehrmals um, zögerte. Dann sagte sie in die Verlängerung der Gasse deutend, die schwarz wie eine Bergwerksschlucht war: „Gehn wir dort hinüber. Hinter dem Zirkus ist es ganz dunkel.“

Ich konnte nicht antworten. Das entsetzlich Gemeine dieser Begegnung betäubte mich. Am liebsten hätte ich mich irgendwie losgerissen, mit einem Stück Geld, mit einer Ausrede freigekauft, aber mein Wille hatte keine Macht mehr über mich. Wie auf einer Rodel war mir, wenn man, an einer Kurve schleudernd, mit rasender Geschwindigkeit einen steilen Schneehang hinabsaust und das Gefühl der Todesangst

sich irgendwie wollüstig mit dem Rausch der Geschwindigkeit mengt und man, statt zu bremsen, sich mit einer taumelnden und doch bewußten Schwäche willenlos an den Sturz hingibt. Ich konnte nicht mehr zurück und wollte vielleicht gar nicht mehr, und jetzt, wie sie vertraulich sich an mich drückte, faßte ich unwillkürlich ihren Arm. Es war ein ganz magerer Arm, nicht der Arm einer Frau, sondern wie der eines zurückgebliebenen skrofulosen Kindes, und kaum daß ich ihn durch das dünne Mäntelchen fühlte, überkam mich mitten in dem gespannten Empfinden ein ganz weiches, flutendes Mitleid mit diesem erbärmlichen, zertretenen Stück Leben, das diese Nacht gegen mich gespült. Und unwillkürlich liebkosten meine Finger diese schwachen, kränklichen Gelenke so rein, so ehrfürchtig wie ich noch nie eine Frau berührt.

Wir überquerten eine matt erleuchtete Straße und traten in ein kleines Gehölz, wo wuchtige Baumkronen ein dumpfes übelriechendes Dunkel fest zusammenhielten. In diesem Augenblick merkte ich, obwohl man kaum mehr einen Umriss bemerken konnte, daß sie ganz vorsichtig an meinem Arm sich umwandte und einige Schritte später noch ein zweitesmal. Und seltsam: während ich gleichsam in einer Betäubung in das schmutzige Abenteuer hinabglitt, waren doch meine Sinne furchtbar wach und funkelnd. Mit einer Hellsichtigkeit, der nichts entging, die jede Regung wissend bis in sich hineinriß, merkte ich, daß rückwärts am Saum des überquerten Pfades schattenhaft etwas nachglitt und mir war es, als hörte ich einen schleichenden Schritt. Und plötzlich — wie ein Blitz eine Landschaft prasselnd weiß überspringt — ahnte, wußte ich alles: daß ich hier in eine Falle gelockt werden sollte, daß die Zuhälter dieser Hure hinter uns lauerten, und sie mich im Dunkel an eine verabredete Stelle zog, wo ich ihre Beute werden sollte. Mit einer überirdischen Klarheit, wie sie nur die zusammengepressten Sekunden zwischen Tod und Leben haben, sah ich alles, überlegte ich jede Möglichkeit. Noch war es Zeit, zu entkommen, die Hauptstraße mußte nahe sein, denn ich hörte die elektrische Tramway dort auf den Schienen rattern, ein Schrei, ein Pfiff konnte Leute herbeirufen: in scharfen umrissenen Bildern zuckten alle Möglichkeiten der Flucht, der Rettung in mir auf.

Aber seltsam — diese aufschreckende Erkenntnis kühlte nicht, sondern hitzte nur. Ich kann mir heute in einem wachen Augenblick, im klaren Licht eines herbstlichen Tages selbst das Absurde jener Stunde nicht ganz erklären: ich wußte, wußte sofort mit jeder Faser meines Wesens, daß ich unnötig in eine Gefahr ging, aber wie

ein feiner Wahnsinn rieselte mir das Vorgefühl durch die Nerven. Ich wußte ein Widerliches, vielleicht Tötliches voraus, ich zitterte vor Ekel, hier irgendwie in ein Verbrechen, in ein gemeines schmutziges Erleben gedrängt zu sein, aber gerade für die nie gekannte, nie geahnte Lebenstrunkenheit, die mich betäubend überströmte, war selbst der Tod noch eine finstere Neugier. Etwas — war es Scham, die Furcht zu zeigen oder eine Schwäche? — stieß mich vorwärts. Es reizte mich, in die letzte Kloake des Lebens hinauzusteigen, in einem einzigen Tage meine ganze Vergangenheit zu verspielen und zu verprassen, eine verwegene Wollust des Geistes mengte sich der gemeinen dieses Abenteuers. Und obwohl ich mit allen meinen Nerven die Gefahr witterte, sie mit meinen Sinnen, meinem Verstand klarsichtig begriff, ging ich trotzdem weiter hinein in das Gehölz am Arm dieser schmutzigen Praterdirne, die mich körperlich mehr abstieß als lockte und von der ich wußte, daß sie mich nur für ihre Spießgesellen herzog. Aber ich konnte nicht zurück. Die Schwerkraft des Verbrecherischen, die sich nachmittags im Abenteuer auf dem Rennplatze an mich gehangen, riß mich weiter und weiter. Ich spürte nurmehr die Betäubung, den wirbeligen Taumel des Sturzes in neue Tiefen hinab und vielleicht in die letzte: in den Tod.

Nach ein paar Schritten blieb sie stehen. Wieder flog ihr Blick unsicher herum. Dann sah sie mich wartend an:

„Na — und was schenkst Du mir?“

Ach so. Das hatte ich vergessen. Aber die Frage ernüchterte mich nicht. Im Gegenteil. Ich war ja so froh, schenken, geben, mich verschwenden zu dürfen. Hastig griff ich in die Tasche, schüttete alles Silber und ein paar zerknüllte Banknoten ihr in die aufgetane Hand. Und nun geschah etwas so Wunderbares, daß mir heute noch das Blut warm wird, wenn ich daran denke: entweder war diese arme Person überrascht von der Höhe der Summe — sie war sonst nur kleine Münze gewohnt für ihren schmutzigen Dienst — oder in der Art meines Gebens, des freudigen, raschen, fast beglückten Gebens mußte etwas ihr Ungewohntes, etwas Neues sein, denn sie trat zurück und durch das dicke übelriechende Dunkel spürte ich, wie ihr Blick mit einem großen Erstaunen mich suchte. Und ich empfand endlich das lang Entbehrte dieses Abends: jemand fragte nach mir, jemand suchte mich, zum erstenmal lebte ich für irgend jemanden dieser Welt. Und daß gerade diese Ausgestoßene, dieses Wesen, das ihren armen verbrauchten Körper durch die Dunkelheit wie eine Ware trug und

die, ohne den Käufer auch erst anzusehen, sich an mich gedrängt, nun die Augen aufschlug zu den meinen und nach dem Menschen in mir fragte, das steigerte nur meine merkwürdige Trunkenheit, die hellichtig war und taumelnd zugleich, wissend und aufgelöst in eine magische Dumpfheit. Und schon drängte dieses fremde Wesen sich näher an mich, aber nicht in geschäftsmäßiger Erfüllung bezahlter Pflicht, sondern ich meinte, irgend etwas unbewußt Dankbares, einen weibhaften Willen zur Annäherung darin zu spüren. Ich faßte leise ihren Arm an, den mageren rhachitischen Kinderarm, empfand ihren kleinen verkrüppelten Körper und sah plötzlich über all das hinaus ihr ganzes Leben: die geliehene schmierige Bettstelle in einem Vorstadthof, wo sie von morgens bis mittags schlief zwischen einem Gewürm fremder Kinder, ich sah ihren Zuhälter, der sie würgte, die Trunkenen, die sich im Dunkel rülpsend über sie warfen, die gewisse Abteilung im Krankenhaus, in die man sie brachte, den Hörsaal, wo man ihren abgeschundenen Leib nackt und krank jungen, frechen Studenten als Lehrobjekt hinhielt, und dann das Ende irgendwo in einer Heimatgemeinde, in die man sie per Schub abgeladen und wo man sie verrecken ließ wie ein Tier. Unendliches Mitleid mit ihr, mit allen überkam mich, irgend etwas Warmes, das Zärtlichkeit war und doch keine Sinnlichkeit. Immer wieder strich ich ihr über den kleinen mageren Arm. Und dann beugte ich mich nieder und küßte die Erstaunte.

In diesem Augenblick raschelte es hinter mir. Ein Ast knackte. Ich sprang zurück. Und schon lachte eine breite ordinäre Männerstimme. „Da haben mirs. Ich hab' mirs ja gleich gedacht.“

Noch ehe ich sie sah, wußte ich wer sie waren. Nicht eine Sekunde hatte ich inmitten all meiner dumpfen Betäubung vergessen, daß ich umlauert war, ja meine geheimnisvolle wache Neugier hatte sie erwartet.

Eine Gestalt schob sich jetzt vor aus dem Gebüsch und hinter ihr eine zweite, — verwilderte Burschen, frech aufgepflanzt. Wieder kam das ordinäre Lachen. „So eine Gemeinheit, da Schweinereien zu treiben. Natürlich ein feiner Herr! Den werden wir aber jetzt Hopp nehmen.“

Ich stand reglos. Das Blut tickte mir an die Schläfen. Ich empfand keine Angst. Ich wartete nur, was geschehen sollte. Jetzt war ich endlich in der Tiefe, im letzten Abgrund des Gemeinen. Jetzt mußte der Aufschlag kommen, das Zerschellen, das Ende, dem ich dumpf — schwindelig entgegengetrieben.

Das Mädel war von mir weggesprungen, aber doch nicht zu ihnen hinüber. Sie stand irgendwie in der Mitte: anscheinend war ihr der vorbereitete Überfall doch nicht ganz angenehm. Die Burschen wiederum waren ärgerlich, daß ich mich nicht rührte. Sie sahen einander an, offenbar erwarteten sie von mir einen Widerspruch, eine Bitte, irgend eine Angst. „Aha, er sagt nix“, rief schließlich drohend der eine. Und der andere trat auf mich zu und sagte befehlend: „Sie müssen mit aufs Kommissariat“.

Ich antwortete noch immer nichts. Da legte mir der eine den Arm auf die Schulter und stieß mich leicht an. „Vorwärts“, sagte er.

Ich ging. Ich wehrte mich nicht, weil ich mich nicht wehren wollte: das Unerhörte, das Gemeine, das Gefährliche der Situation betäubte mich. Mein Gehirn blieb ganz wach, ich wußte, daß die Burschen die Polizei mehr fürchten mußten als ich, daß ich mich loskaufen konnte mit ein paar Kronen, — aber ich wollte ganz die Tiefe des Gräßlichen auskosten, ich genoß die grausige Erniedrigung dieser Nacht in einer Art wissender Ohnmacht. Ohne Hast, ganz mechanisch, ging ich in die Richtung, in die sie mich gestoßen hatten.

Aber gerade das, daß ich so wortlos, so geduldig dem Licht zugeing, schien die Burschen zu verwirren. Sie zischelten leise. Dann fingen sie wieder an, absichtlich laut miteinander zu reden. „Laß ihn laufen“, sagte der eine (ein pockennarbiger kleiner Kerl), aber der andere erwiderte, scheinbar streng, „Nein, das geht nicht. Wenn das ein armer Teufel tut wie wir, der nix zum Fressen hat, dann wird er eingelocht. Aber so ein feiner Herr — da muß a Straf sein“. Und ich hörte jedes Wort und hörte darin ihre ungeschickte Bitte, ich möchte beginnen, mit ihnen zu verhandeln: der Verbrecher in mir verstand den Verbrecher in ihnen, verstand, daß sie mich quälen wollten mit Angst und ich sie quälte mit meiner Nachgiebigkeit. Es war ein stummer Kampf zwischen uns beiden und — oh wie reich war diese Nacht! — ich fühlte inmitten tödlicher Gefahr hier mitten im stinkenden Dickicht der Praterwiese zwischen Strolchen und einer Dirne zum zweitenmal seit zwölf Stunden den rasenden Zauber des Spiels, nun aber um den höchsten Einsatz, um meine ganze bürgerliche Existenz, ja um mein Leben. Und ich gab mich diesem ungeheuren Spiel, der funkelnden Magie des Zufalls mit der ganzen gespannten, bis zum Zerreißen gespannten Kraft meiner zitternden Nerven hin.

„Aha, dort ist schon der Wachmann,“ sagte hinter mir die eine Stimme, „da wird er sich nicht zu freuen haben, der feine Herr, eine Wochen wird er schon sitzen.“ Es sollte böse klingen und drohend, aber ich hörte die stockende Unsicherheit. Ruhig ging ich gegen den Lichtschein zu, wo tatsächlich die Pickelhaube eines Schutzmannes glänzte. Zwanzig Schritte noch — dann mußte ich vor ihm stehen.

Hinter mir hatten die Burschen aufgehört zu reden, ich merkte, wie sie langsamer gingen; im nächsten Augenblick mußten sie, ich wußte es, feig zurücktauchen in das Dunkel, ihre Welt, erbittert über den mißlungenen Streich und würden ihren Zorn vielleicht an der Armseligen auslassen. Das Spiel war zu Ende: wiederum, zum zweitenmal, hatte ich heute gewonnen, wiederum einen andern fremden unbekanntem Menschen um seine böse Lust geprellt. Schon flackerte von drüben der bleiche Kreis der Laternen und wie ich mich jetzt umwandte, sah ich zum erstenmal die Gesichter der beiden Burschen: Erbitterung war und eine geduckte Beschämung in ihren unsichern Augen. Sie blieben stehen in einer gedrückten enttäuschten Art, bereit ins Dunkel zurückzuspringen. Denn ihre Macht war vorüber: nun war ich es, den sie fürchteten.

In diesem Augenblick überkam mich plötzlich — und es war, als ob die innere Gärung alle Dauben in meiner Brust plötzlich sprengte und heiß das Gefühl in mein Blut überliefe — ein so unendliches, ein brüderliches Mitleid mit diesen beiden Menschen. Was hatten sie denn begehrt von mir, sie, die armen hungernden, zerfetzten Burschen von mir, dem Übersatten, dem Parasiten: ein paar Kronen, ein paar elende Kronen. Sie hätten mich würgen können dort im Dunkel, mich berauben, mich töten und hatten es nicht getan, hatten nur in einer ungetübten, ungeschickten Art versucht, mich zu schrecken um dieser kleinen Silbermünzen willen, die mir lose in der Tasche lagen. Wie konnte ich es da wagen, ich, der Dieb aus Laune, aus Frechheit, der Verbrecher aus Nervenlust, sie, diese armen Teufel, noch zu quälen? Und in mein unendliches Mitleid strömte unendliche Scham, daß ich mit ihrer Angst, mit ihrer Ungeduld um meiner Wollust willen noch gespielt. Ich raffte mich zusammen: jetzt, gerade jetzt, da ich gesichert war, da schon das Licht der nahen Straße mich schützte, jetzt mußte ich ihnen zu willens sein, die Enttäuschung auslöschen in diesen bitteren hungrigen Blicken.

Mit einer plötzlichen Wendung trat ich auf den einen zu. „Warum

wollen Sie mich anzeigen?“, sagte ich und mühte mich, in meine Stimme einen gepreßten Atem von Angst zu quälen. „Was haben Sie davon? Vielleicht werde ich eingesperrt, vielleicht auch nicht. Aber Ihnen bringt es doch keinen Nutzen. Warum wollen Sie mir mein Leben verderben?“

Die beiden starrten verlegen. Sie hatten alles erwartet jetzt, einen Anschrei, eine Drohung, unter der sie wie knurrende Hunde sich weggedrückt hätten, nur nicht diese Nachgiebigkeit. Endlich sagte der eine, aber gar nicht drohend, sondern gleichsam entschuldigend: „Gerechtigkeit muß sein. Wir tun nur unsere Pflicht“.

Es war offenbar eingelernt für solche Fälle. Und doch klang es irgendwie falsch. Keiner von beiden wagte mich anzusehen. Sie warteten. Und ich wußte, worauf sie warteten. Daß ich betteln würde um Gnade. Und daß ich ihnen Geld bieten würde.

Ich weiß noch alles aus jenen Sekunden. Ich weiß jeden Nerv, der sich in mir regte, jeden Gedanken, der hinter den Schläfen zuckte. Und ich weiß, was mein böses Gefühl damals zuerst wollte: sie warten lassen, sie noch länger quälen, die Wollust des Wartenlassens auskosten. Aber ich zwang mich rasch, zurück, weil ich wußte, daß ich die Angst dieser beiden endlich erlösen mußte. Und ich begann eine Komödie der Angst zu spielen. Ich bat sie um Mitleid, sie möchten schweigen, mich nicht unglücklich machen. Ich merkte, wie sie verlegen wurden, immer unsicherer und ungeduldiger, diese armen Dilettanten der Erpressung, und wie das Schweigen gleichsam weicher zwischen uns stand.

Und da sagte ich endlich, endlich das Wort, nach dem sie so lange lechzten. „Ich, . . . ich gebe ihnen . . . hundert Kronen“.

Alle drei fuhren auf und sahen sich an. So viel hatten sie sich nicht erwartet, jetzt, da doch alles für sie verloren war.

Endlich faßte sich der eine, der Pockennarbige mit dem unruhigen Blick. Zweimal setzte er an. Es ging ihm nicht aus der Kehle. Dann sagte er — und ich spürte, wie er sich schämte dabei —: „Zweihundert Kronen.“

„Aber hörts auf“, mengte sich plötzlich das Mädchen ein. „Ihr könnt's froh sein, wenn er euch überhaupt etwas gibt. Er hat ja gar nix getan, kaum, daß er mich angerührt hat. Das ist wirklich zu stark.“

Wirklich erbittert schrie sie's ihnen entgegen. Und mir klang das Herz. Jemand hatte Mitleid mit mir, jemand sprach für mich, aus

dem Gemeinen stieg Güte, irgend ein dunkles Begehren nach Gerechtigkeit aus einer Erpressung. Wie das wohl tat, wie das Antwort gab auf den Aufschwall in mir! Nein, nur jetzt nicht länger spielen mit den Menschen, nicht sie quälen in ihrer Angst, in ihrer Scham: genug! genug!

„Gut, also zweihundert Kronen.“

Sie schwiegen alle drei. Ich nahm die Brieftasche heraus. Ganz langsam, ganz offen bog ich sie auf in der Hand. Mit einem Griff hätten sie mir sie wegreißen können und flüchten in das Dunkel hinein. Aber sie sahen scheu weg. Es war zwischen ihnen und mir irgend ein geheimes Gebundensein, nicht mehr Kampf und Spiel, sondern ein Zustand des Rechts, des Vertrauens, eine menschliche Beziehung. Ich blätterte die beiden Noten aus dem gestohlenen Pack und reichte sie dem einen hin.

„Danke schön“, sagte er unwillkürlich und wandte sich schon weg. Offenbar spürte er selbst das Lächerliche, zu danken für ein erpreßtes Geld. Er schämte sich, und diese seine Scham — oh, alles fühlte ich ja in dieser Nacht, jede Geste schloß sich mir auf! — bedrückte mich. Ich wollte nicht, daß sich ein Mensch vor mir schäme, vor mir, der ich seinesgleichen war, Dieb wie er, schwach, feige und willenlos wie er. Seine Demütigung quälte mich und ich wollte sie ihm wegnehmen. So wehrte ich seinem Dank.

„Ich habe ihnen zu danken“, sagte ich und wunderte mich selbst, wie viel wahrhaftige Herzlichkeit aus meiner Stimme sprang. „Wenn Sie mich angezeigt hätten, wäre ich verloren gewesen. Ich hätte mich erschießen müssen, und Sie hätten nichts davon gehabt. Es ist besser so. Ich gehe jetzt da rechts hinüber und Sie vielleicht dort auf die andere Seite. Gute Nacht.“

Sie schwiegen wieder einen Augenblick. Dann sagte der eine „Gute Nacht“ und dann der andere, zuletzt die Hure, die ganz im Dunkel geblieben. Ganz warm klang es, ganz herzlich, wie ein wirklicher Wunsch. An ihren Stimmen fühlte ich, sie hatten mich irgenwo tief im Dunkel ihres Wesens lieb, sie würden diese sonderbare Sekunde nie vergessen. Im Zuchthaus oder im Spital würde sie ihnen vielleicht wieder einmal einfallen: etwas von mir lebte fort in ihnen, ich hatte ihnen etwas gegeben. Und dieses Gebens Lust erfüllte mich wie noch nie ein Gefühl.

Ich ging allein durch die Nacht dem Ausgang des Praters zu. Alles Gepreßte war von mir gefallen, ich fühlte, wie ich ausströmte in nie

gekannter Fülle, ich, der Verschollene, in die ganze unendliche Welt hinein. Alles empfand ich, als lebte es nur für mich allein und mich wieder mit allem strömend verbunden. Schwarz umstanden mich die Bäume, sie rauschten mir zu, und ich liebte sie. Sterne glänzten von oben zu, und ich atmete ihren weißen Gruß. Stimmen kamen singend von irgendwoher und mir war, sie sängen für mich. Alles gehörte mir mit einemmal, seit ich die Rinde um meine Brust zerstoßen und Freude des Hingebens, des Verschwendens schwellte mich allem zu. Oh wie leicht ist es, fühlte ich, Freude zu machen und selbst froh zu werden aus der Freude: man braucht sich nur aufzutun und schon fließt von Mensch zu Menschen der lebendige Strom, stürzt vom Hohen zum Niedern, schäumt von der Tiefe wieder ins Unendliche empor.

Am Ausgang des Praters neben einem Wagenstandplatz sah ich eine Höckerin, müde, gebückt, über ihren kleinen Kram. Bäckereien hatte sie, überschimmelt von Staub, ein paar Früchte, seit Morgen saß sie wohl so da, gebückt über die paar Heller, und die Müdigkeit knickte sie ein. Warum sollst du dich nicht auch freuen, dachte ich, wenn ich mich freue? Ich nahm ein kleines Stück Zuckerbrot und legte ihr einen Schein hin. Sie wollte eilfertig wechseln, aber schon ging ich weiter und sah nur, wie sie erschrak vor Glück, wie die zerknitterte Gestalt sich plötzlich straffte und nur der im Staunen erstarrte Mund mir tausend Wünsche nachsprudelte. Das Brot zwischen den Fingern, trat ich zu dem Pferde, das müde an der Deichsel hing, aber nun wandte es sich her und schnaubte mir freundlich zu. Auch in seinem dumpfen Blick war Dank, daß ich seine rosa Nüster streichelte und ihm das Brot hinreichte. Und kaum, daß ich's getan, begehrte ich nach mehr: noch mehr Freude zu machen, noch mehr zu spüren, wie man mit paar Silberstücken, mit ein paar farbigen Zetteln Angst auslöschen, Sorge töten, Heiterkeit aufzünden konnte. Warum waren keine Bettler da? Warum keine Kinder, die von den Ballons haben wollten, die dort ein mürrischer, weißhaariger Hinkfuß in dicken Bündeln an vielen Fäden nach Hause stelte, enttäuscht über das schlechte Geschäft des heißen Tages. Ich ging auf ihn zu. „Geben sie mir die Ballons.“ „Zehn Heller“, sagte er mißtrauisch, denn was wollte dieser elegante Müßiggänger jetzt mitternachts mit den farbigen Ballons? „Geben sie mir alle“, sagte ich und gab ihm einen Zehnkronenschein. Er torkelte auf, sah mich wie geblendet an, dann gab er mir zitternd die Schnur, die das ganze Bündel hielt. Straff fühlte

ich es an dem Finger ziehn: sie wollten weg, wollten frei sein, wollten hinauf, in den Himmel hinein. So geht, fliegt wohin ihr begehrt, seid frei! Ich ließ die Schnüre los, und wie viele bunte Monde stiegen sie plötzlich auf. Von allen Seiten liefen die Leute her und lachten, aus dem Dunkel kamen die Verliebten, die Kutscher knallten mit den Peitschen und zeigten sich gegenseitig rufend mit den Fingern, wie jetzt die freien Kugeln über die Räume hin zu den Häusern und Dächern trieben. Alles sah sich fröhlich an und hatte seinen Spaß mit meiner seligen Torheit.

Warum hatte ich das nie und nie gewußt, wie leicht es ist und wie gut, Freude zu geben! Mit einemale brannten die Banknoten wieder in der Briefftasche, sie zuckten mir in den Fingern so wie vordem die Schnüre der Ballons: auch sie wollten wegfliegen von mir ins Unbekannte hinein. Und ich nahm sie, die gestohlenen des Lajos und die eigenen — denn nichts empfand ich mehr davon, als Unterschied oder Schuld — zwischen die Finger, bereit, sie jedem hinzustreuen, der eine wollte. Ich ging hinüber zu einem Straßenkehrer, der verdrossen die verlassene Praterstraße fegte. Er meinte, ich wolle ihn nach irgend einer Gasse fragen und sah mürrisch auf: ich lachte ihn an und hielt ihm einen Zwanzigkronenschein hin. Er starrte, ohne zu begreifen, dann nahm er ihn endlich und wartete, was ich von ihm fordern würde, ich aber lachte ihm nur zu, sagte „kauf dir was Gutes dafür“ und ging weiter. Immer sah ich nach allen Seiten, ob nicht jemand etwas von mir begehre, und da niemand kam, bot ich an: einer Hure, die mich ansprach, schenkte ich einen Schein, zwei einem Laternenanzünder, einen warf ich in die offene Lucke einer Backstube im Untergeschoß, und ging so, ein Kielwasser von Staunen, Dank, Freude hinter mir, weiter und weiter. Schließlich warf ich sie einzeln und zerknüllt ins Leere, auf die Straße, auf die Stufen einer Kirche und freute mich an dem Gedanken, wie das Hutzelweibchen bei der Morgenandacht die hundert Kronen finden und Gott segnen, ein armer Student, ein Mädels, ein Arbeiter das Geld staunend und doch beglückt auf ihrem Weg entdecken würden, so wie ich selbst staunend und beglückt in dieser Nacht mich selber entdeckt.

Ich könnte nicht mehr sagen, wo und wie ich sie alle verstreute, die Banknoten und schließlich auch mein Silbergeld. Es war irgend ein Taumel in mir, ein sich Ergießen wie in eine Frau, und als die letzten Blätter weggeflattert waren, fühlte ich Leichtigkeit, als ob ich hätte fliegen können, eine Freiheit, die ich nie gekannt. Die Straße,

der Himmel, die Häuser, alles flutete mir ineinander in einem ganz neuen Gefühl des Besitzes, des Zusammengehörens: nie und auch in den heißesten Sekunden meiner Existenz hatte ich so stark empfunden, daß alle diese Dinge wirklich vorhanden waren, daß sie lebten und daß ich lebte und daß ihr Leben und das meine ganz das gleiche war, eben das große, das gewaltige, das nie genug beglückt gefühlte Leben, das nur die Liebe begreift, nur der Hingegebene umfaßt.

Dann kam noch ein letzter dunkler Augenblick, und das war, als ich, selig heimgewandert, den Schlüssel in meine Türe drückte und der Gang zu meinen Zimmern schwarz sich auftrat. Da stürzte plötzlich Angst über mich, ich ginge jetzt in mein altes früheres Leben zurück, wenn ich die Wohnung dessen beträte, der ich bis zu dieser Stunde gewesen, mich in sein Bett legte, wenn ich die Verknüpfung wieder aufnahm mit dem, was diese Nacht so schön gelöst. Nein, nur nicht mehr dieser Mensch werden, der ich war, nicht mehr der korrekte, fühllose, weltabgelöste Gentleman von gestern und einst — lieber hinabstürzen in alle Tiefen des Verbrechens und des Grauens, aber doch in die Wirklichkeit des Lebens! Ich war müde, unsagbar müde und doch fürchtete ich mich, der Schlaf möchte über mir zusammenschlagen und all das Heiße, das Glühende, das Lebendige, das diese Nacht in mir entzündet, wieder wegschwemmen mit seinem schwarzen Schlamm und dies ganze Erlebnis möge so flüchtig und unverhaftet gewesen sein wie ein phantastischer Traum.

Aber ich ward heiter wach in einen neuen Morgen am nächsten Tage und nichts war verronnen von dem dankbar strömenden Gefühl. Seitdem sind nun vier Monate vergangen, und die Starre von einst ist nicht wiedergekehrt, ich blühe noch immer warm in den Tag hinein. Jene magische Trunkenheit von damals, da ich plötzlich den Boden meiner Welt unter den Füßen verlor, ins Unbekannte stürzte und bei diesem Sturz in den eigenen Abgrund den Taumel der Geschwindigkeit gleichzeitig mit der Tiefe des ganzen Lebens berauscht gemengt empfand, — diese fliegende Hitze, sie freilich ist dahin, aber ich spüre seit jener Stunde mein eigenes warmes Blut mit jedem Atemzuge und spüre es mit täglich erneuter Wollust des Lebens. Ich weiß, daß ich ein anderer Mensch geworden bin mit anderen Sinnen, anderer Reizbarkeit und stärkerer Bewußtheit. Selbstverständlich wage ich nicht zu behaupten, ich sei ein besserer Mensch geworden: ich weiß nur, daß ich ein glücklicherer bin, weil ich irgend einen heißen Sinn für mein ganz ausgekühltes Leben gefunden habe, einen Sinn,

für den ich kein Wort finde als eben das Wort Leben selbst. Seitdem verbiete ich mir nichts mehr, weil ich die Normen und Formen meiner Gesellschaft als wesenlos empfinde, ich schäme mich weder vor andern noch vor mir selbst. Worte, wie Ehre, Verbrechen, Laster haben plötzlich einen kalten blechernen Klangton bekommen, ich vermag sie ohne Grauen gar nicht auszusprechen. Ich lebe, indem ich mich leben lasse von der Macht, die ich damals zum erstenmal so magisch gespürt. Wohin sie mich treibt, frage ich nicht, vielleicht einem neuen Abgrund entgegen, in das hinein, was die andern Laster nennen, oder einem ganz Erhabenem zu. Ich weiß es nicht und will es nicht wissen. Denn ich glaube, daß nur der wahrhaft lebt, der sein Schicksal als ein Geheimnis lebt.

Nie aber habe ich — dessen bin ich gewiß — das Leben inbrünstiger geliebt und ich weiß jetzt, daß jeder ein Verbrechen tut (das einzige, das es gibt!), der gleichgültig ist gegen irgend eine seiner Formen und Gestalten. Seitdem ich mich selbst zu verstehen begann, verstehe ich unendlich viel anderes auch: der Blick eines gierigen Menschen vor einer Auslage kann mich erschüttern, die Kapriole eines Hundes mich begeistern. Ich achte mit einemmal auf Alles, nichts ist mir gleichgültig. Ich lese in der Zeitung (die ich sonst nur auf Vergnügungen und Auktionen durchblättere) täglich hundert Dinge, die mich erregen, Bücher, die mich langweilten, tun sich mir plötzlich auf. Und das Merkwürdigste ist: ich kann auf einmal mit Menschen auch außerhalb dessen, was man Konversation nennt, sprechen. Mein Diener, den ich seit sieben Jahren habe, interessiert mich, ich unterhalte mich oft mit ihm, der Hausmeister, an dem ich sonst wie an einem beweglichen Pfeiler achtlos vorüberging, hat mir jüngst vom Tod seines Töchterchens erzählt und es hat mich mehr ergriffen als die Tragödien Shakespeares. Und diese Verwandlung scheint — obzwar ich, um mich nicht zu verraten, mein Leben innerhalb der Kreise gesitteter Langweile äußerlich fortsetze — allmählich transparent zu werden. Manche Menschen sind mit einemmal herzlich zu mir, zum drittenmal in dieser Woche liefen mir fremde Hunde auf der Straße zu. Und Freunde sagen mir, wie zu einem, der eine Krankheit überstanden hat, mit einer gewissen Freudigkeit, sie fänden mich verjüngt.

Verjüngt? Ich allein weiß ja, daß ich erst jetzt wirklich zu leben beginne. Nun ist dies wohl ein allgemeiner Wahn, daß jeder vermeint, alles Vergangene sei immer nur Irrtum und Vorbereitung gewesen,

und ich verstehe wohl die eigene Anmaßung, eine kalte Feder in die warme lebendige Hand zu nehmen und auf einem trockenen Papier sich hinzuschreiben, man lebe wirklich. Aber sei es auch ein Wahn — er ist der erste, der mich beglückt, der erste, der mir das Blut gewärmt und mir die Sinne aufgetan. Und wenn ich mir das Wunder meiner Erweckung hier aufzeichne, so schreibe ich's doch nur für mich allein, der all dies tiefer weiß, als die eigenen Worte es ihm zu sagen vermögen. Gesprochen habe ich zu keinem Freunde davon: sie ahnten nie, wie abgestorben ich schon gewesen, sie werden nie ahnen, wie blühend ich nun bin. Und sollte mitten in dies mein lebendiges Leben der Tod fahren und diese Zeilen je in eines andern Hände fallen, so schreckt und quält mich diese Möglichkeit durchaus nicht. Denn wem die Magie einer solchen Stunde nie bewußt geworden, wird ebensowenig verstehen, als ich selbst vor einem halben Jahre hätte verstehen können, daß ein paar flüchtige und scheinbar kaum verbundene Episoden eines einzigen Abends ein schon verloschenes Schicksal so magisch entzünden konnten. Vor ihm schäme ich mich nicht, denn er versteht mich nicht. Wer aber um das Verbundene weiß, der richtet nicht und hat keinen Stolz: vor ihm schäme ich mich nicht, denn er versteht mich. Wer einmal sich selbst gefunden, kann nichts auf dieser Welt mehr verlieren. Und wer einmal den Menschen in sich begriffen, der begreift alle Menschen.

DICHTUNGEN NACH SHELLEY

von

ALFRED WOLFENSTEIN

„Herz der Herzen“ steht auf dem Grabmal des Dichters, der vor einem Jahrhundert im großen Meere versunken ist. Sein rührendes Leben und sein bezauberndes Werk ist weltberühmt geworden, noch immer wenig gekannt. Eine engelhafte, zugleich zur menschlichen Tat geneigte Gestalt wie die seine ist in der neuen Zeit

Eine Auswahl von Shelleys Gedichten erscheint in neuer Übertragung von Alfred Wolfenstein zum hundertsten Todestag des Dichters (8. Juli 1922) bei Paul Cassirer, Berlin.

selten erschienen. Was wir suchten: wenn wir in dies schöne Gesicht blicken, das wie bei allen geistig Handelnden ganz in die obere Sphäre von Stirn und Augen entrückt ist, so finden wir die Erfüllung von Dichtertum und Kämpfertum in Einem. Allerdings, die Leidenschaft für die Freiheit Irlands oder das utopische Glück der Erde wird in seiner Kunst zur überwirklichen Melodie. Aber von ihrem Stern her will sie die Erde lenken. Denn der Dichter lebt als der nichtanerkannte Gesetzgeber der Welt. Das ist Shelleys ungeduldiger Wunsch, seinem Geschlechte Gutes zu tun. Das ist sein Schmerz, zu fühlen, wie der Wille des liebevollen und begeisterten Einzelnen stets unendlich größer als seine Macht und seine Aufnahme bei den Menschen ist; heute neu problematisch in der Zeit der Massen. Doch eine Dichtung wie die seine verwandelt auch die zeitliche Verzweiflung in Leben nach dem Tode und bewahrt, zum Besten der Erde, den Geist vor einer „Unsterblichkeit von Vergessenheit“!

Unter den hier folgenden drei reinen Trauergesängen enthält Adonais in der neunten Strophe sein Selbstbildnis.

Klage

O Welt! O Zeit! O Leben!
 Bin auf der letzten Stufe.
 Seh zitternd diese, darauf stand ich eben.
 Wann ist der ersten Wiederkehr?
 Nicht mehr.

Aus Tag und Nacht genommen
 Ist Freude. Und es war nicht schwer.
 Der Winter, Frühling, Sommer
 Erregen mir das Herz
 Nicht mehr. Nicht mehr.

In Niedergeschlagenheit bei Neapel

Die Sonne glüht, die starke See
 Tanzt her mit himmlischem Gesicht,
 Auf blauen Inseln, hohem Schnee
 Ruht Mittag schichtend Licht auf Licht.

Die Erde dampft und schüttet Licht
Auf aller Pflanzen reines Kleid.
Wie aus viel Stimmen Eines spricht
Umtönt mich Vogel, Wind und schreit
Hertüber selbst die Stadt so sanft wie Einsamkeit.

Ich seh zum unbetreten Grund,
Wo Grün und Purpur sich verschlingt.
Land küßt der obern Welle Mund,
Daß sie in Sternenschauern springt.
Ich sitz im Sande, fließend winkt
Das mittägliche Mittelmeer,
Gemessene Bewegung schwingt
Mit ihren guten Klang hierher —
Daß ich ihn nicht allein vernähme, wünscht ich sehr.

Gesundheit flieht mich, ruhig nicht
Kann Körper oder Seele sein,
Auch dieses glückliche Gesicht
Des Sinnenden, der heilige Schein
Und Ruhm des Innern, ist nicht mein.
Nicht Liebeslust noch Lust der Macht —
Rings haben Viele viel und schrein,
Man lebe, daß man herrscht und lacht.
Mir wurde wohl ein andrer Kelch gereicht zur Nacht.

Doch hier ist auch Verzweiflung leis
Und gleicht den Wellen und dem Wind,
Ich könnte mich und all mein Leid
Hinlegen wie ein müdes Kind,
Das alles trug, gehorchend blind —
Bis Tod kommt an des Schlummers Ort
Und mir in warmer Luft gerinnt
Die Wange — Wassers Takt und Wort
Rauscht über mein ersterbend Hirn eintönig fort.

Wohl manche zürnen, ich sei kalt,
Daß ich in schöner Stunde klag
Und daß mein Herz, zu frühe alt,
Im Lichte schlägt verloren Schlag.

O zürnt nur. Ich bin der: Mich mag
 Der Mensch nicht doch bedauert mich.
 Und garnicht gleich ich diesem Tag,
 Der ausgenossen — königlich
 Doch im Gedächtnis bleibt, auch wenn er längst erblich.

ADONAI

Elegie auf den Tod von John Keats

Ich wein um Adonais, er ist tot.
 O weint um Adonais! taut auch keine
 Klage den ewigen Frost, fühllose Not,
 Um dieses teure Haupt. Und du, zum Steine
 Am Grab der Zeit erwählte Stunde, weine
 In alle kommenden hinein dein Leid.
 In mir, so sprich, in mir starb Adonais!
 Eh Zukunft nicht vergißt Vergangenheit,
 Entschwindet nicht sein Ruf und hallt in Ewigkeit.

Wo warst du, als er dieses Leben ließ,
 Azurene Mutter? Saßest du umklungen
 Von Echos seiner Kunst im Paradies,
 Als er des massigen Todes dumpfen Lungen
 Sein Lied entgegen sang? Er hat gesungen
 Wie Blume lacht des Leichnams, den sie deckt:
 Mit allem Guten nun hinabgeschlungen!
 An seiner Stimme isset schon versteckt
 Der, der uns klagen hört und grinsend Zähne bleckt.

Du lieblichster der Singenden! Dein Land
 Bei Freiheitsmördern, falschen Priestern bieder
 Vertrocknets: Du bist kühn hinein gerannt
 In Golf des Dunkels und tauchst aufwärts wieder —
 Hier glimmen noch recht lang ihr Leben nieder
 Die Kerzen, heimisch in der Nacht, die hetzt
 Hinweg der großen jungen Sonnen Lieder!
 Nur wenige bleiben noch, die jedes Netz
 Zerreißend weiter gehn nach eigenem Gesetz.

Der Jüngste, Liebste brach, — vorbei flog Sturm.
Nun Schatten weiß umgleiten den Erstarren,
Dahinter kriecht der ewige Hunger, Wurm
Der Fäulnis — Doch als ob sie noch verharrten,
Eh sie zum letzten Ziel ihn lenken: Garten
Italiens schützt ihn! Holde Luft bestreicht
Dies Grab. Er liegt, als müsse es noch warten!
Ein sonniger Strom von Träumen macht vielleicht,
Daß ihn der Tod noch nicht, Leben nicht mehr erreicht.

Und Einer zitternd faßt sein kaltes Haupt
Und fächelt es mit breitem Mondscheinfittig:
„Du Kummers Seufzen uns und Hoffnungs Hauch,
Du Lieber bist ja noch! Seht, seht inmitten
Des Augs die Träne, seinem Hirn entglitten
Aus gutem Traum! vom Tau der Frühe schwer!“
Ach Engel des verlorren Paradieses,
Sie war von dir. Du fühlst es. Keine mehr
Kommt uns von dort. Die Wolke ist zerdrückt, ganz leer,

Verflucht, der wagte, mordend mit dem Wort,
Den Engelgeist, der Erde Gast, zu jagen
Aus diesem Leib! Wie Kain flich er fort.
Weh mir, der Frühling kam, mit süßen Tagen
Fliegt Biene mit, lebendige Flammen schlagen
Aus grünem Eidechs, goldner Schlange auf —
Und doch, dem Winde will der Hauch versagen,
Die Wellen nehmen sinnlos ihren Lauf,
Der Morgen steigt mit rotem Haar: Wen weckt er auf?

Dann wieder sinkts herab, ein Glanz zum Mund,
Zum Mund, der sonst wie roter Blitze Klingen
Durchs wache Haupt bis in den weichen Grund
Des Herzens wußte ganz hindurch zu dringen:
Doch diesem späten Kuß kann nichts gelingen,
Durch eisige Lippen wie Kometenschein,
Durch dunklen Körper, schweift er, zu verblinden.
Dann kommen Andre. Alle. Lange Reihn
Gleich Nebeln auf dem Morgenflusse ziehen ein.

Es naht der Wunsch, verstrickt in Lust und Scheu,
 Beschwingter Glaube und verhüllte Schickung,
 Mit seufzenden Kindern langsam Furcht und Reu,
 Der Jubel blind, doch mit des Lächelns Blicken.
 Geliebtes viel. Gesichte viel, sie nicken,
 Als hofften sie von ihm noch auf Gestalt.
 Berghirten kommen, Kleid und Kranz in Stücken,
 Und Pilger der Unsterblichkeit, Gewalt
 Des Ruhmes festigt sie wie Himmel Erde ballt.

Und Einer unter den Geringern geht,
 Befremdende Erscheinung, ungeleitet,
 Wie letzte Wolk verhauchenden Sturmes weht
 Und Donner in die Stille übergleitet.
 Sein Auge, wie Aktaions, aufgeweitet,
 Es ist, als sah er nackt, ganz nackt Natur
 Und suche nun erschüttert Wüsteneien —
 Gedanken, bellend, ruheloser nur,
 Verfolgen wie ein Wild des eignen Vaters Spur.

Ein Geist gleich Pantheren farbigschön und schnell,
 Liebe geüllt in Kummer, Kraft mit rauher
 Ohnmacht so breit gegürtet. Überhell
 Wie sterbende Lampe. Zornig auf der Lauer
 Liegen die Stunden. Kurzen Regens Schauer.
 Indeß wir sprechen, frierts ihn nicht zu Eis?
 Verlassnes Tier in abgehetzter Trauer
 Um seine Herde. Wenn die Wangen heiß
 Das Leben überfliegt, das Herz jedoch sinkt weiß.

Sein Haupt von Blumen, die verblühen, umrankt,
 Ein Speer an tauigem Efeuband getragen,
 Gekrönt vom Zypressenzapfen, schwankt
 In seiner Hand, so wie die Hand vom Schlagen
 Der Pulse zuckt, die kaum die Schläge wagen.
 Er kommt zuletzt. Die wunde Stirn liegt bloß.
 Die Andern stehn und lächeln unter Klagen:
 Sie kennen ihn, der dort erschauert groß
 Und in des Andern Tod enthüllt sein eignes Los.

Doch stille, Adonais ist nicht tot.
Wir sind es! die in flinker Fäulnis hausen,
Am hellen Tag der zehrenden Hoffnung Brot.
Wir sind es, lassen wir mit tragem Grausen
Ein geistig Schwert durch Nichtigkeiten sausen,
Bekämpfend ziellos ein Gespenstgesicht.
Er aber wacht. Der Fülle Stürme brausen
Um ihn. Der Tod ist tot, nicht er. Klagt nicht.
Du Frühe, deinen Tau verwandle in froh Licht!

Er wurde eins mit aller Welt. Im Ton,
Der dröhnt, im Ton, der sirrt, ist er zugegen,
Rings in Natur, in Stein und Pflanze wohnt
Er mit der Kraft, in die er wie ein Regen
Zurück floß, und umarmt auf allen Wegen
Die Schönheit, schöner uns von ihm geschenkt —
Zuletzt mitschaffend an des Bildners Segen,
Der schlackenlos den Stoff der Welt durchdenkt
Und ihn in Baum und Tier und Mensch zum Himmel lenkt.

Sein Körper geh nach Rom. Es ist das Grab
O nicht von dir, von uns. Paradies und Wüste.
Wie Berge stehn da Trümmer auf und ab.
Um der Verheerungen Gebeine düstern
Zypressen. Religionen, Reiche flüstern
Dir zu: Nimm unser Grab, du unser Sohn.
Geh bis zur Marmorflamme: Pyramide,
Dort unter süßer Sonne ruhen schon
Viel Junge, grüßend dich mit kaum erloschnem Ton.

Das Eine bleibt, das Viele wandelt rund,
Hell immer ist der Himmel, flüchtig geben
Die Dinge Schatten. Diese Halle bunt,
Dies von den langen Fenstern glühende Leben
Befleckt die weiße Ewigkeit. Spitz heben
Sich Türme, bis der Tod sie tritt in Grund.
Und du? Verlassnes Herz, kannst du noch beben,
Siehst dich noch um und schränkst dir Wahrheit ein?
Was Adonais ist, wie sollten wirs nicht sein?

Von allem ging die Hoffnung fort: es stößt
 Nun dich an, auch zu gehn. Das Jahr vernichtet
 Sich selbst. Vom Glanze Mann und Frau entblößt.
 Dir winket nur, was dich zugrunde richtet.
 Doch jenes Licht, das rings die Welt umlichtet,
 Die Schönheit, die vom schweren Fluch erlöst,
 Die Liebe, die sich Luft, Tier, Mensch erdichtet:
 Ist Glut, nach der euch dürstet, — die mich weiht
 Aufzehrend letzten Dunst der kalten Sterblichkeit.

Die Seele, die ich rief, steigt in mich ein.
 Weit fort von Land, weit fort von Angst getrieben,
 Die immer wollt dem Sturm nicht Segel leihn,
 Spürt nun mein Geist sein Boot durch Donner stieben.
 Auf sind der Erde Massen. Auf die sieben
 Himmlischen Sphären. Dunkel hingeneigt
 Fahr ich — Doch mir entgegen, mich zu lieben,
 Ein Stern vom innersten der Himmel zeigt
 Die Heimat, wo der Weg zu ewigen Geistern steigt.

PARIS STERN DER DICHTER

von

IWAN GOLL

Elektrisiertes Paris:
 Du bist die Dame aus rosa Papier, oder rot oder violett, je
 nach dem Stand des Barometers auf den Neujahr-Postkarten, mir
 Liebe oder Einsamkeit bringend.

Du bist die Kartenlegerin, im dritten Stockwerk links, mit mystischer
 Siam-Katze auf dem Klavier, die den kleinen Liebesanfängerinnen
 einen blonden Matrosen oder bärtigen Herrn verspricht, je nachdem
 Karo-Bube fiel oder Pik-König.

Du bist die falsche Indianerin, die auf der Messe des Boulevard
 St. Jacques mit zwei kupfernen Haltern des Elektrisierapparates mißt,
 wie groß mein Herz heute ist.

Du bist die feine Dame in Chinchilla, die im Vestibül der Hotels
 meublés, neben der Stechpalme und dem verschwiegenen Lift die

großen Wunder zerstört, weil das rote Strumpfband zu schnell aufsprang.

Du bist die blasse Daktylo, ganz ohne poudre de riz, enge bedachte Bürgerin, unerreichbar, und darum am meisten geliebt.

Nein: du bist die dreißigjährige Frau, von der ich als Jüngling träumte: matte hellbraune Schultern, lange, lange Augenbrauen mit Sentimentalität darunter, Origan de Coty, türkische Kissen, und der Gemahl immer im Ministère de la Marine beschäftigt.

Oder bist du die ärmliche Klavierlehrerin, verwaschener Gummimantel; die in der Salle Carrée des Louvre auf mein imaginäres Rendezvous täglich wartet? Und ich war noch nie im Louvre! Schade. Sonst wären wir zusammen zur rive gauche zurückgewandert. Und hätten in der verkrümelten rue St. Sulpice nach alten Erstauflagen und jungen Dichtern gesucht, beides vergebens.

Silhouette des Pantheons im Regen: steinernes Karussell, auf dem die Statuen aus Erz statt der Holzgäule kreisen. Es blättert romantische Tünche von den engen Gäßchen mit solchen Namen: Rue du cheval vert oder Rue du bon Dieu — Seminaristenpelerinen. Katholische Armeelieferanten. Blau-weiß-rot. Irgendwo lebte Marat: ein Märchen. Um das Hotel des Grands Hommes scharen sich die edlen Fenster, hinter denen kleine Familien ans Heil der Sorbonne glauben. Für diese Menschen ist Paris noch die größte Präfektur Frankreichs.

Der Boulevard St. Michel ist längst boul' mich' nicht mehr. Studenten der Mansarden sind Requisit. Die kleinen Mädchen Charles Louis Philippes wissen schon, daß die Chinesen eine gute Valuta haben. Im Café de la Source tunkt Marie Donadieu ihr Herz in Kaffee. Und der Vater auf dem Lande freut sich ihrer geistreichen Briefe. Jardin du Luxembourg: Wald der angehenden Dichter. Deine Sonnenuntergänge rein wie Alexandriner von Hugo. In den Teichen fahren die Segelbötchen bis nach Madagaskar. Efeu der Fontaine de Medicis, von dem auch Murger ein Blatt gepflückt hat! Im Schoß der Göttinnen leben die Ratten von den Kuchen der Liebespaare. Schicksal schlendert durch die Alleen.

Du hast noch soviel Zeit zu verschwenden. Man muß an die Seine gehen, die Mutter von Jahrhunderten. An ihren Zitzen wurde die kleine Kokotte groß. Romantik der Müllablagen: du bist die reine. Im Justizturm werden Kommunisten bedroht. Der Gefängniswagen über den Brücken der Zeit, mit dem bärtigen Schutzmann im Schnee

ist Tradition. Die alte schwarzangestrichene Tramway Les Halles-Malakoff im Begräbniszug der Madame Jules. Unter den Brücken angeln kleine Rentner nach dem silbernen Rotaug. Da ist das königliche Châtelet, dessen damastene Logen für Metzgerinnen und Versicherungsagenten des Nachkriegs nicht zu kostbar sind. Morgen, in den wurstbehangenen Hinterzimmern, träumt das dicke Herz vom indischen Lord. Der Diamant am Mittelfinger brennt. Nichts ist so republikanisch wie der Boulevard Sebastopol. Etwas Zola gefällig? Ich will Articles de Paris den Deutschen und den Negern verkaufen; oder auch nur auf der foire de Neuilly. Damit soll man Millionär werden können. Man biegt links ab, dann rechts in die rue Saint Merri.

Salut, Apollinaire:

Il s'arrêta au coin de la rue Saint-Martin
 Jouant l'air que je chante et que j'ai inventé
 Les femmes qui passaient s'arrêtaient près de lui
 Il en venait de toutes parts

Lorsque tout-à-coup les cloches de Saint-Merry se mirent à sonner. Das bist du: Apollinischer Troubadour dieser armen Bürgerstadt. Du hast hundert blaue Augen an deinen Mantel gesteckt, Dichter, wie andere Blumen und goldene Pailletten zum bal masqué der Welt anstecken. Ein Liebesgesang ist Inhalt deiner Alltagsstraßen. Der Poet lächelt die Menschen entlang. Er blitzt sie an und nimmt sie auf in sich: Scheibe des Autobus, in der die Häuser nach oben und nach unten wackeln, Avenuen in den Himmel projiziert, Laternen wie Meteore herumgeschleudert, Figuren im Tempo gerafft, hier eine, eine hier.

Je chante toutes les possibilités de moi-même hors de ce monde
 et des astres.

Zu einer Zeit, wo das Kino existierte, aber noch nicht auf eine Kunstformel gebracht war: ein Werk aus der Summe der Bewegungen gebaut. Ein Herbststrauß von verkniffenen Lächeln, unmöglichen Zornen, armseligen Schmerzen. Flaneur in der Philosophie des Alltags. Ewigkeit durch das heutige Mittagessen dividiert. Die Klugheit des kleinen Manns poetisch statuiert. So eine seltsame Güte konnte noch, ohne Hintergedanken, in dem gutmütigen Paris des Vorkriegs — jetzt eine Märchenwelt — existieren.

Mais nous qui mourons de vivre loin l'un de l'autre

Tendons nos bras et sur ces rails roule un long train de marchandises.

Und eines Nachts, da die Sterne über den Quais befügelt sind, heimwandernd nach Auteuil, fügt sich tausendfaches Erlebnis zu dieser einen Dichtung „Zône“, Inschrift diesem zwanzigsten Jahrhundert. Leben und Lyrik müssen romantisch sein: es ist immer noch Zeit, es einzusehen. Erschaffung der buntesten Ibis oder Pihis. Jauchzen Gottes. Vertriebener Juden gekauerter Schmerz in der Gare St. Lazare. Alles und das einzelne. Ein seltsam warmes Herz in Papier wickeln und einer armen Frau in der Metro schenken.

Nur ein dicker Mann kann ein großes Herz haben und ein guter Onkel sein. Die Dünnen lassen die Welt büßen für ihre Magerkeit. Apollinaire litt nicht um des Leides willen. Denken Sie sich einen Heine vor einem dampfenden Gänsebraten, von sieben Spektral-Weinen umlodert. Undenkbar. Das ist Guillaume. Kein Franzos von Geburt, deshalb der erste wahre Liederdichter französischer Sprache. „La chanson du Mal-Aimé“, „Pont Mirabeau“, „Rhénanes“.

In dieser Zeit geistern Picassos Pierrots um Montmartre. Dieses Paradox: seelenhafte Gentlemen. Gar nicht maskiert, nur sentimental. Zivilisiert, sehr zivilisiert. Die Marie Laurencin führte ihre rosa Rehe auf den kleinbürgerlichen Hügel. Es war sehr innig, als es noch keine Theorien gab. Und das war vor dem Krieg.

Der Rue Ravignan, in der alle zusammen lebten, ist nur Max Jacob treu geblieben. Letzter Ort, wo heute noch Frühling ist. Wo an einem Regentag plötzlich lilaroter Flieder aus Mauern brennt. Und über ein zersplittertes Tor hängt italienisiert ein Feigenbaum. In diesem Dorf ist noch nicht von Europa die Rede. Im kandiszuckerweißen Sacré-Coeur wird noch täglich der Prophet erwartet, und das Glöcklein des Angelus klingt lerchensilbern.

Halt: geh nicht fünf Schritte weiter.

Rue Pigalle, da habens die Nelly-Bars gut. Die echten Argentinier verstehen sich auf Veuve Cliquot. Die Anlage dieser glücklichsten Straße der Welt ist methodisch schattiert: 1 Dancing, 1 Hautarzt, 1 Bar, 1 Hantarzt usw. Man spart die Autokosten. Die roten Knospen gedeihen bei Zentralheizung prachtvoll. Und warum gäbe es unweit davon nicht die Rue des Martyrs? Das Tabarin proklamiert die Nacktkultur. Sehr alte Fleischerinnen tanzen dort den sehr alten Can-Can, besonders für irische Offiziere erfunden. Von der Galerie herab funkeln die Friseure. Kühl sind die Augen der Garderobiere und die Lippen deiner Tänzerin. Das Moulin-Rouge mahlt, mahlt

alle Herzen zu Blutwurst. Im Kriege brannte es symbolisch ab: die Wurstfabriken wurden an die Front verlegt. Jetzt blüht das Geschäft wieder. Die amerikanischen Don Quichottes lenken ihre 80 HP-Rosinanten erfolgreich dagegen. Jede Lanze trifft in die Mitte. Die Seidenstrumpf-Fahne flattert über dem Kastell. Die Lune Rousse hängt tief in die Stadt und verführt Verbrecher. Niagarafälle des Jazz zum Tanz der Neger auf der Place Clichy . . .

Du gehst die fünf Schritte nicht weiter.

Gabrielle heißt die Straße, in der Max Jacob jetzt seine täglichen Gedichte schreibt. Ist er ein Mönch, wie man behaupten will? Allmorgendlich, bevor der Milchmann kam, begibt sich dieser galanteste aller Monokelträger in den kleinen Vorhof des schneekalten Sacré-Coeur zur Beichte. Daß so viele mißratene Verse eine Sünde seien, war nicht von Priestern vorgesehen. Der Dichter gibt der braun-äugigen Diana den gerundeten Arm und läßt sie ein zum Seligsein. In seinem Geist ist Salz wie in der bretonischen Luft, aus der er kommt. Wellen treiben seine Verse, rauschen gekräuselt in rührendem Rhythmus. Man weiß nie, wie beim Meer, wo sie beginnen und enden. Sie brauchten das auch nicht zu tun. Am Meeresstrand, im Sand, der Gedichte sind bunte und perlmutterne Muscheln, kleine Witzchen, wie Goldfische, die sich als Walfische aufwerfen. Das Lächeln Max Jacobs hat nichts zu verbergen. Sein Organ hat keinen neuen Rhythmus erfunden. Plätschern. Aber er stammt aus der heroischen Zeit Apollinaires und seine Romantik ist die pariserische der blauen Pierrots. Alle fünf Jahre schreibt er eine Poetik: das kommt, weil er arm ist und Zeit hat. Heute haben nur die Armen noch Zeit, über etwas nachzudenken.

Der Flieder gegenüber seinem Haus färbt ab.

Die Rue Cortot ist holperig wie der Weg nach Bosco (Tessin), kein romanischer Garten. Holzveranden. Die Hinterwand, blau angestrichen: war's eine Wand oder der Himmel, ich weiß nicht mehr. Hier hört man die ferne Sonne aus den Nachtfabriken der Vororte aufsteigen. Hier gibt es noch kindlich plauschenden Regen, der redet, um gar nichts zu sagen. Türen, die mit grauen Flügeln auf- und zugehen. Ein Dach ist eine Persönlichkeit mit allen schattierten Gefühlen eines Alltags. Geräusche sind so metaphysisch geklärt: — So dichtet Pierre Reverdy.

Jeder Dichter hat eine besondere Materie als Sprache. Der Vers

der Parnassiens war aus Bronze. Der der Klassiker Marmor. Heredia schnitt in Elfenbein. Apollinaires Stil ist Porzellan. Es gibt Dichtungen aus Ebenholz, aus Blech, aus Glas, aus Lehm.

Pierre Reverdys Verse sind Wasser. Vom klarsten Quell der Natur geschöpft. Wasser, perlend frisch, vom Gletscher der Urgefühle gelöst. Indes, subtiler Chemiker, (und ohne Alchimie) verwandelt Reverdy seinen Stoff bald in wehenden Dampf, bald malt er Eisblumen an den Himmel. Dann wieder regnet es Seele und entlaufen uns Wolken der Hoffnung. Man trinkt, und dies erreicht Reverdy: man trinkt seine asketische Mischung und wird entwöhnt aller Alkohole und Limonaden. Kein Artifice, kein Nachgeben mit Parfüm und Geschmack: Reinheit der Sprache, Reinheit des Dings. Allerdings: dies Wasser ist kein Stärkungsmittel, kein Vichy noch Appollinaris, und wenn das Buch geschlossen ist, bleibt kein Trost für morgen. Diese Dichtung ist einmalig, ganz auf eigene Substanz basiert, ohne Anlehnung: einmalig wie der Apfel, den wir aßen, das Wasser, das wir tranken. Kein Vers bleibt bis morgen auf der Zunge. Rasch versiegt. Und wenn in der Nacht ein Traum uns die Kehle dörrt: nicht Reverdy wird es sein, den wir rufen.

Draußen ist gemeiner Sonntag.

Sacré-Coeur, ein Ausflugsort für die Pariser.

Drahtseilbahn. Aussichtsturm. Fernrohre (man entdeckt die Ruine der Oper, den Käfer des Invalidenturms und dort die Libelle des Eiffelturms). Postkarten, schlimmer als in Lourdes oder Baden-Baden, Christi Berlocken und Hlg. Marientaschentüchlein, von Ehrenlegionären feilgeboten oder dem Mütterchen, das in der Klinik des Tabarin nicht mehr zu heilen war, und deren Nase und Auge von ausgelaugter Liebe tropfen.

Aber Skyscraper bedrohen schon den letzten Hügel der Musen. In einem solchen wohnt Paul Dermée mit seiner Gazelle Céline Arnauld, deren Gedichte schon unromantisch sind, wie Eisenbeton zwischen Gänseblumenwiesen.

Wieviel weicher und lyrischer ist Marcel Sauvage, der aus Liebe zu seiner Stadt täglich sich auf den Autobus „Montmartre-Saint-Michel“ hißt, und dort, alle Stimmungen modernen Erlebnisses stenographierend, seinen Versband „Voyage en Autobus“ nennen konnte.

Der Grieche Jean Moréas hat der französischen Poesie die Racinesche Reinheit wiedergeschenkt. Der Pole Kostrowicki hat als Appollinaire

des „Lieds“ ungebundene Schwalbenhaftigkeit gelehrt. Fremde waren es oft (und Oskar Wilde schrieb seine „Salomé“ auf französisch, und d'Annunzio mehr als ein Theaterstück), die aus der Musikalität des französischen Ausdrucks mehr machten, als schöne Reime: Dichtung, kosmische.

Création pure ist die Forderung, die der Chilene Huidobro an sich und alle stellt. „L'art est l'humanisation de la nature.“ Nicht schildern und kopieren, was da ist, sondern mit dem Attribut des Menschlichen ausgestattet neue Daseinswerte schaffen. Dichtung ist auch einer. Dichtung ist Erschaffung einer neuen menschlichen Natur. Kunst soll menschlichem Gefühl ganz entstammen, wie jener Vogel: dessen Glieder Kupfer, dessen Herz Elektrizität, dessen Rumpf Holz, dessen Flügel Seide, dessen Füße Gummi sind.

So wird des Dichters Wort metaphysisch ganz aus menschlichem Geist. Natur und Alltag menschliche Begriffe.

Auf der gleichen Kurve des Globus tanzt ein anderer Lyriker: Pierre Albert-Birot. Er steht nie an einem bestimmten Ort der Welt, weil dieser überhaupt unbestimmbar ist. Höchstyrische Empfindung des Überallseins. Lyrik ist Relativität — Relativität ist Lyrik.

Birots Gedicht ist ein Operngucker: kleiner perlmutterner Schmuck in der Hand, mit den zwei unendlichen Möglichkeiten, zwischen denen der Mensch steht: makrokosmisch im sicheren Sternall Adler zu spielen, oder umgekehrt, die dicken Linsen ans Auge haltend, der Realität göttliche Wurmhaftigkeit und Kleinheit einzusehen. Ein gutes Gedicht ist immer entweder: Projektion des Kleinsten ins Größte (Gelegenheitslyrik) oder umgekehrt (Kosmische Lyrik).

Die Natur, in bezug zum Menschen, ist doch an sich schon Metapher. Warum also in einer Beschreibung umschreiben? Die Natur, mit dem „Wort“ ausgedrückt, ist das nicht grundlegende Funktion der Kunst? Gott war der erste, der größte, der einzige Dichter. Die Tatsachen: Wiese, Lerche, Löwenzahn, sie nachzuschaffen ist vielleicht albern? In diesem Fall bleibt demütige Einfachheit allein Trumpf.

Birot setzt die Dinge der Welt auf Papier über, wie sie sind. Und sonst schweigt er. O Schweigen, wenn das ein Dichter kann. Von einem liebenden Paar sagt man, daß es schweigt, wo es sich am besten und ganz versteht. Birot plauscht und redet nicht in seinen Gedichten. Pathos ist Gift für die Lyrik. Er spielt mit der Welt wie mit einem Baukasten, wirft sie immer um und baut sie immer von neuem auf. Er schneidet Sterne aus seinen Papierbogen aus. Die

Meridiane wirbelt er um den Zeigefinger. Seifenblasen der Planeten: denen man ja sowieso nicht länger als zwei Minuten nachschaut. Dann, beim Abschied, steckt er einem „31 poèmes de poche“ in die Tasche, und das Büchlein hält die Wage zum Portefeuille an der anderen mit den blauen und grünen Banknotengedichten. Mit diesen ereilst du in einem Mercedes-Auto Nizza in einem Tag, aber mit den weißen Blättern Birots den Saturn viel schneller.

Heute ist Gott eine Frage der Pferdekräfte.

Rimbaud II., ewiger Vagant, als Prinz des Geistes geboren, den aber ekelte Krone und Geist, und der nicht weiß, ob er König von Paris oder Abessinien lieber wäre, von Sehnsucht nach einer Ferne getrieben, die es nicht gibt, und dabei mit solcher Wut die Sentimentalität der anderen und des Lebens verdammend, der man anmerkt, daß er selbst ihr Knecht ist, in welchen Hafen, in welches Dorf er flüchten mag: Blaise Cendrars! Als Europäer sind Sie schon geboren: eine Mutter in der Schweiz, zwei Freundschaften in Paris, Vater in Rußland, ein Kind in Rom und in Newyork, und überall „le mal du pays!“

Je suis en route
J'ai toujours été en route.

Doch immer wieder kehrt Cendrars nach Paris zurück. Acht Tage Freund um Freund, und die braunen „Turin sec“ fließen die Cafés entlang. Tanz im Atelier Brancusi. Vertrag mit einer Aerobusfirma. Abfahrt. Dieser Dichter hat seinen Zeitgenossen voraus, daß er säuft. Der Chinese sagt bildlich, zum Ausdruck einer Freude: laßt mich hundert Glas Wein trinken. Sowas ist zu allen Zeiten und sogar für den kitschigsten Horaz ein Plus gewesen. Den Modernen rettet diese Art Naivität des Genusses vor sonst zu trockener Cerebralität. Darum ist Cendrars elastischer und ein reinerer Tänzer als der Italiener Marinetti, der Amerikaner Sandbury oder der nur seelenbesoffene Deutsche Ehrenstein.

Mit Intensität des Telegraphenfunkens ballt sich das Geschehnis. Die Wort-Individualität in höchster Machtentfaltung löst sich aus dem grauen Getümmel der Satzgefüge. Und das ist Dich-tung. Was uns am tiefsten ins Blut springt: die Depesche mit drei Worten der Liebenden, des Vaternodes oder des Kaisersturzes. Drei Worte erschütterten dich mehr als drei Seiten: aber was für Worte: lavaheiße, weißerhitzte Eisen, volkentquollene Schreie. Oder plötzlich auch die

banalen Titel eines Abendblatts, die du dreihundertsechzigmal mit Suppe aßest, und die diesmal dein Hirn anflühen, weil ein Dichter sie auf seine Weise modulierte. „Die alte Logik der gedachten Sätze wird durch die dichterische Assoziation verdrängt“: so deutet Jean Epstein das Phänomen des neupoetischen Stils in seinem bedeutenden Buch: „La poésie d'aujourd'hui: Un nouvel état d'intelligence.“

„Le critérium de vérité littéraire étant devenu la ressemblance avec la persée-association, la logique rationnelle se trouve bannie de la littérature.“

Aber in einem Brief an den Verfasser jenes also subtil-wissenschaftlichen Werkes zeichnet Blaise Cendrars sich und den Willen seiner Zeit akuter:

„Construction, simultanisme affirmation. Calicot-Rimbaud: changement de propriétaire. Affiches. La façade des maisons mangées par les lettres. La rue enjambée par le mot. La machine moderne dont l'homme soit se passer. Bolchevisme en action. Monde.“

Aber zwischen den alternden Armutsparadiesen Quartier Latin und Montmartre rauscht heute der Boulevard des Italiens. Diese Milchstraße von Europa, und zwar aus kondensierter Nestle-Milch. Auf einen Kilometer zehn Millionen Kilowatt konzentriert.

Affiche am Neubau, ein großes M hakt deinen Blick an. „Le Pneu Michelin use la route.“ Welch ein Argument greift in deine Gedanken. Ein grauer Autoreifen, ein Kautschuk-Meridian rollt um die Erde, rollt unendliche weiße runde Landstraßen lang, frißt sie auf, eine nach der andern: der Pneu, der Pneu rast durch die Welt: ein letzter Reif, durch den der Sonnen-Clown springt. . .

Boulevard:

Films laufen über die Wände. Charlot stiehlt einen neuen Winterhut im Schaufenster. Menschen aus Stein, Frauen aus Sterngewebe, Urwald wächst im Makadam! Das Heiratsbüro hat geschlossen. Herr Poincaré läßt sich einen Zahn plombieren. Im Birkenwald der Photographie nimmt ein Fräulein Pyramidon ein und kann nicht sterben. Der letzte Autobus flieht aus Cythera!

Dichtung steht an die Fenster des „Matin“ projiziert. Eine prophetische Hand verkündet die Dramen der Welt. Dieser rote Palast ist wichtiger als der Louvre. Journalisten schattieren das Profil der Zeit, und ihr Linoleumschnitt schneidet den Himmel in kleine Gravüren auseinander. Die Epopöe rollt aus der Rotationsmaschine.

Der Redakteur André Salmon, abgesehen davon, daß er von Departement zu Departement rast, um die Morde und vitriolierten Lieben der Kleinbürger zu reportieren, schrieb „Prikaz“: Poem der russischen Revolution: Mosaik von noch elektrisch-zitternden Telegramm-Nachrichten, abgestandenen Reise-Erinnerungen, Phantasie der den Boulevard erschütternden Extraausgaben. Auch dem „Age de l'Humanité“ merkt man an: André Salmon wäre ein Revolutionär, wenn er nicht einen so schlechten Magen hätte. Aber er ist ein Gaukler auf Lokomotiven, ein Gelehrter der Fahrpläne. Er lebt von der Hand ins Hirn. Windhund, der aus dem Alltag die Trüffel der Weltgeschichte klaubt. Sperber, seine Generation überflügelnd, und immer auf dem Fluß obenan.

Dem allzukurzen Heute verkauft, überließen so viele neue Dichter Frankreichs den Russen und Deutschen die Ehre der Revolution. Sie sahen die Wahrheit erst nach dem Krieg ein. Vielleicht waren sie echter, urwüchsiger: sie liebten das Schauspiel der Schlacht: Apollinaire besang die Sternbilder der Gasbomben, Cendrars das Lustgefühl des Bluts und Pierre Drieu la Rochelle das männliche stierische Brüllen, wenn Rümpfe sich bäumen. Drieu, der Mann. Der fest Schreitende. Der genau weiß, was los ist. Der alle Tradition dem Kleiderhändler verkauft. Der dem ersten Revolutionär der vierten Republik, Raymond Lefèvre, die bronzene Biographie schrieb. Dessen Name erst morgen klingen wird. Der in Paris nicht die Parfümeriegeschäfte, sondern die patinaalten Kasernen weiß. Der Bildhauer.

Ich wandere weiter.

Garde Républicaine, sittsame Männer, mit Pferdeschweif am Hinterkopf, und langen Artilleriemänteln im Schnee: ihnen verdankt der Präsident der Republik seine Königlichkeit.

Martiale Republik.

Aber abends, im Dienste der Kammergesetze, stehen sie vor den Folies-Bergère und machen Reklame für den Eintritt in die Vergnügungssteuer.

In den Ministerien wimmeln die Dichter. Nach Paul Claudel wird auch Paul Morand einmal Gesandter in Peking sein. Dahin paßt er: seine Augenbrauen sind sehr mongolisch geschnitzt.

Bis dahin machte er sich boshaft über Europa lustig. In lyrischer Bildhaftigkeit: also immer diplomatisch. Wie das Ankurbeln eines

Motors, Mund gepreßt, Arm gestrafft, Ruck: schon singt die Maschine: Gedicht. Und der Anfang der Arbeit ist schon der Endeffekt. Wichtig der Angriff. Wichtig die ersten Striche, Vierecke, Substraktionen des Ingenieurs auf dem Plan einer Straße: nicht die Straße selber. Wir lesen Wetterberichte von einer Tafel, Kurse von einer Kurve, Romantelegramme aus Strich und Punkt: ein Gedicht von Morand aus Lichtsignalen. Alle Säuren, Gase, Öle, Winde, alle Rohprodukte der Natur und der Kultur liegen seinen Medikamenten zur Basis. Seine Mischungen sind streng antiseptisch. Er arbeitet aus Liebe zur Arbeit, nicht aus Liebe zum Menschen. Wie alle Chirurgen. Seine Poesie eine Blinddarmoperation: denn alles ist faul, was unter sein Federmesser gerät. Und dazu lächelt er freundlich, und findet alles charmant: der Dichter hilft dem Diplomaten. Oder umgekehrt?

Der Frühling der Tuileries heilt vieles auch.

Der Gärtner in diesem Frühling.

Die Individualität dieses Volks, wo jeder persönlich flucht und nicht in Massen (wie bei den Deutschen), weil jeder persönlich denkt und nicht in Massen. Dieser Mann, als er um sieben Uhr in der Untergrundbahn herfuhr, las im *Matin* oder in der *Humanité* nicht nur die Eseleien des Finanzministers, sondern auch den Artikel über Edison. Er geht nie in Meetings, aber er ärgert sich doch über die Dummheit der Politiker. Eines Morgens, ohne vorher Europa zu benachrichtigen, wird er das Tulpenbeet stehen lassen, und links um die Ecke das Auto des Ministers anhalten.

Aber heute sind die Tuileries noch ein Kunstwerk. Und der *Place de la Concorde* ein Juwel, ein weißer Diamant, in dessen Facetten die Brunnen der Sonne springen, oder die blendenden Augen der Nächte, die Perlen am Hals der Margarinekomtessen *chez Maxim's*.

Aber da bist du, verzognes Paris, hier „*Madelaine*“, Kirche mit griechischem Porticus, da „*Madeleine* und *Madeleine*“, Schneiderinnen der schlanksten Schönheit, Parfüms von Bichara, seidener Wind, Fliederbuketts der *Duchesse d'Uzès*, weißes Auto der Tantiemendichter, *Dancing* der billigen Nymphen — über euch, am Kupferdraht der Bogenlampen, auf einem Seil à 1000 Volt tanzt *Jean Cocteau*, der mit Strohhalmen das Blut der Wölfin schlürft, und sich ewige Jugend als Preis seiner Liebe ausbedang. Seit vielen Jahren erfüllt ihm die Zauberin seinen Wunsch. Nervöser magerer *Apoll*, der seine Inspirationen, die allzu gewaltigen, mit *Aspirin* dämpft. Seine weißen Knaben saugen *Coctailmilch*. Dafür haben eigene Bars sich gegründet:

Coc-Jazz-Bands, und der Firmentitel ist der eines seiner Balletstücke — „le Boeuf sur le Toit“. Samstag abends, im Tam-Tam knöcherner Trommeln und Zigarrenschnarren setzt er sich auf den violetten Flügel und singt auf einer blechernen Flöte, deren Gesang aus dem Tumult des Tango, — unwirkliche, rosige Venus — aufschwebt, Mirakel neuer Musik, göttliche Stimme über der Stumpfheit der Welt.

Seine Dichtungen auch sind Stimmen über der Dumpfheit der Welt. Genuß einer kristallinen Rose auf geschminkten Lippen. Hingabe mit elfenbeinernen Fingern. Aber dazu der konzentrierteste, durch Jahrhunderte gekelterte, akuteste esprit, der esprit, fine champagne à trois étoiles, die beste Blüte Europas. Etwas ganz Seltenes, ganz Letztes, Oxydation einer Urmaterie, die nur die Krankheit einer nikotinierten Epoche hervorbringen konnte: Schlußakkord einer Zivilisation, deren letzter Trumpf, die Einfachheit ist. Vier Uhr früh. Zwischen Gott und Tier. Zwischen Stern und Hering.

Nachher klingt die Sirene der Außenviertel.

Das Haar der Frauen rostet.

Nachher ward das Nichts.

Dies Wort, das am Anfang der großen Orientkultur ist, beendet die westliche Agonie. Verwundete wie auf den Schlacht- und Kartoffelfeldern, die Eingeweide hängen uns heraus, und wir stapfen darin, unsere Füße stolpern. Vom Alkohol der Selbstironie besoffen, schreien geistige Selbstmörder das Anathem gegen den goldenen Wurm. Allgemeines Sternkotzen. Man hebt diese papiernen Sterne auf, und es sind Zeilen von Ribemont-Dessaigues oder Philippe Soupault, immer nur Zeilen, die wirkungsvoll blenden, aber uns Hunger machen.

Es wird gewiß bald eine Kinosprache geben.

Es wird eine Radiogramm-Lyrik geben: die einzig lesbare zwischen den Ärobusstationen: Madrid-Siam.

Aber eine schreckliche Epidemie des Zweifels, schlimmer als Grippe, bedroht unser heutiges Herz, und daran sind die Diplomaten teilweise schuld. Auch die Poesie geht durch den Magen. Wenn auch ein dicker, fetter Lyriker ein größeres Monstrum ist, als ein magerer und unterernährter Bankier: Pyramidol schwächt die Seele.

Es gibt Leute, die das Heil im Sport suchen.

Eichenlaub um das amerikanisch geschnittene Haar wird auch einmal wieder Europäer krönen. Aber es kommt letzten Endes nicht auf den Sport, sondern die Muskeln an, die der Heutige gegen Nerven preisgab.

Auch die Lyrik kann nicht von Wolken allein leben, selbst von Tabakswolken nicht. Sie braucht eine Form, Stahlgerippe, Eisenbeton. Vor einem Neubau wagt man nie, an das Haus zu denken, das steigen wird: starben wir nicht bis dahin? Und man begnügt sich mit den Zeitplakaten, die an den Holzbarrikaden eine staubige Leere verdecken.

Einen Neubau versucht im „Poème sur trois plans“ Nicolas Beauduin. Versuch, das Soprano-Solo des lyrischen Gedichts ins Orchestrale zu verbreitern. Der Dichter schreibt nicht mehr einen Brief, rein, von oben nach unten, sondern wie im großen Kontobuch auf verschiedenen geteilten Feldern: hier das Haben des Realen, dort das Soll des Vergleichbildes, Additionen, Subtraktionen, Striche, Saldo.

Wird einmal ein Elektrizitätswerk neuer Formdichtung dastehn? Der Ingenieur wird einem Betriebs- und Seelendirektor weichen. Dieser wird schlanke Ampeln, kristallene Monde schaffen mit menschen-erfundener heiliger Helle. Die flutende Energie der Flußströme zu Zentren geleitet und zu Blitzen kondensiert. Dazu gehört eine starre Form; geometrisch-göttliches Gesetz. Uns sind Sonett und Jambus ebenso undenkbar wie Herdfeuer und Ölkandelaber: aber den Bogenlampen wird eine neue Technik entsprechen.

Paris brennt.

Die Platinnadel des Eiffelturms erglüht im Zenit, jedesmal wenn einer in der Welt sie anspricht.

Die Liebe der Menschen ist zentrifugal.

Paris ist der Mittelpunkt. Seine Dichter ein Chor von Knaben, die einem morgenden Genie voranschreiten. Dieses aber wird an die Pforte des Orients pochen. Der Kubismus, der starre Prophet, kündigt ihn schon an.

In den Straßen tanzt einstweilen das Volk.

Reklame-Indianismus.

Die Lyrik ein Article de Paris: Parfum Arys.

Die französischen Revolutionen fangen so an.

CHRONIK WERENWAGS

V

Sechs Monate, den Winter über, wohnte er in den Bergen, zurückgezogen, der Stadt fern, in Arbeit vergraben.

Arbeit, was ist das? Projektion des innren Chaos in Ordnung aus eigener Kraft. Flucht ist es in eine künstliche Welt und Aufbau dieser Welt. Ungeachtet der Worte Flucht und Künstlich gibt es keine andre Ordnung noch eine andre Wirklichkeit. Denn selbst die Wirklichkeit außerhalb von uns wird erst dem zur Ordnung, der den Willen zur Ordnung gebiert.

Es machte jung, sich so in Klarheit zu ordnen. Er lachte über das, was sie im nähergelegenen München oder im fernerem Berlin Politik nannten — sie bereiteten ihre Händel hinter den Kulissen so schlecht vor, daß die offne Szene der *großen Tage* nicht einmal die Bühne war, auf der das Intrigenstück glatt heruntergespielt wurde. Schlechte Regisseure und üble Schauspieler; sie kündigten an, daß sie die neue Pantomime Parlamentarismus einstudiert hätten, aber dann konnten sie nicht durch den Reif springen, Hunde, die schamlos nacheinander schnappten.

Sechs Monate Zurückgezogenheit, hygienischer Wechsel von Schreiben und Gang durch den verschneiten Wald, reinigten. Als der März sanft ohne Sturm kam, die erste Drossel auf der Tanne im Abend das Herz beunruhigte, der erste Fink der Morgenstunde das innre Ohr lauschen machte, denn Beunruhigung und Lauschen sind im Frühjahr die menschliche Form des lilafarbenen Knospens, war sein Mut so groß, daß selbst das Wissen um die Gier, die Bosheit, die Lieblosigkeit der Bauern nur ein Wissen war um Gegebenheiten der tätigen Sphäre.

Er lachte, wenn er am Eingang des Ortes die Plakate des Bauerntheaters sah, in dem sie alte Hierarchie denen vorspielten, die auf einen Abend aus der illuminierten Hotellerie der Abhänge herabstiegen, um sich vom Sektzwang beim Braustüblbier zu erholen. Korrupter als die Bauern eines Kurortes war niemand, es sei denn die Ärzte, die in diesem Winter ihre Sanatorien verkauften — die Sanatorien wurden sofort als Grandhotels wiedereröffnet, es brachte das zehnfache ein. Was ging es ihn an, er war nicht Berthold Auerbach und nannte zwölf Hodler ein Malerdutzend — für ihn war der Eingang des Ortes, wo die Plakate hingen, der Ausgang, dahinter begann der Aufstieg zum schäumenden Bach, dessen Quelle auf dem Scheitel der hohen Kuppe lag.

Als die Zeit sich erfüllte, da der Heiland zu Oberammergau an einem Theaterkreuz vor denen hängen mußte, die beim Grinsen die Plomben aus Dollargold zeigten, räumte Werenwag seine Zimmer der besser zahlenden Miß und fuhr zu den Preußen, über die Orte, die an der Nordstüdachse lagen.

Der Himmel wurde blaß, sobald die Ebene erreicht war, und die Häuser grau in dem Maß, als die Stadt sich näherte. Früher hatte er die Gegensätzlichkeit von Stadt und Land geliebt und er liebte noch immer die *unvereinbaren* Dinge, aber diesmal genoß er nicht seine Fähigkeit, Unvereinbares doch zu vereinigen, indem er aus einer Sphäre in die andre *sprang*: diesmal erfaßte ihn das Mitleid und das Grauen — er wußte, in der Stadt erfüllte sich der Fluch, der auf die Kreatur gelegt war, dieses „Im Schweiß deines Angesichts sollst du Sklave ohne Hoffnung sein.“

Die Straßen des Bahnhofsviertels waren wie die Petersburgs, wie die Dostojewskischer Romane. Was in diesen Häusern wohnte, haßte sich und das Leben, die andren und Gott. Keine Möglichkeit der Erlösung; sechzig Jahre schlepten sich die Füße über den Boden, der mit einer harten Kruste *verdeckt* war und die Füße schon des Dreißigjährigen müde machte. Wo im Asphalt die natürliche Erde durchzubrechen drohte, kamen Männer mit Kesseln und flickten den Riß.

Im Gebirge gab es nicht Jahreszeiten in dem Sinn, daß man die eine verwünschte, um die andre herbeizusehnen, alle waren schön — hier stöhnte man über den Winter, und der Sommer kam spät, ohne Freude, trübe Monate waren nutzlos eingeschoben.

Er begleitete am ersten Morgen seinen Freund beim Einkaufen. Lädchen reihte sich an Lädchen, die Schaufenster waren ein Verschlag, in den Äpfel, Blusen, Brote geworfen wurden, Schaufenster der Volksviertel. In den Metzgerläden drängten sich die Frauen, schleifend kamen sie in Morgenschuhen, das Netz am Arm, in der verkrampften Hand das Papiergeld.

Nur Frauen, vor dem Ladentisch und hinter ihm — in der metaphysischen Stunde der Leichenzerteilung, Suppentopfkanibalinnen. Mägde schlepten aus den unnennbaren Hinterräumen die Kübel mit abgehackten Füßen und hielten wie Tempelmädchen in Prozession die Weidenteller, auf denen sich die gefleckten Schlangen der Bratwürste ringelten.

Gehirne waren Hügel und Hackfleisch war Gebirge. An den Wänden hingen halbierte Körper, in denen Nierenfettknollen Erdfrüchten oder

Waben intestiner Bienen glichen — vom kindlichen Schwänzchen der Zweimeterriesen träufelte Blut, der Schoßhund der Dame mit den Papilloten im Haar leckte es auf. Gebrühte Köpfe haben im Wasser den Ausdruck menschlichen Leids angenommen, so blickten die Augen gesottner Heiliger.

O Bruder Mensch, den sein Gott zwingt, den Bruder Tier zu töten, welche Not, welche Ohnmacht über uns, welches Grauen. Nimmt die Not zu, wird jedes Geschöpf in den Kreis des Fressbaren gezogen, — in äußerster Not der Mensch selbst, in Rußland schlachten Mütter ihre Kinder; spricht man es aus, knurren die Hüter der Idee.

Übelkeit würgte ihn, er trat aus dem Laden, um in der Luft zu warten, einer Luft aus Brikettrauch, Benzindampf und gefegtem Staub. Ein halbwtüchsiges Mädchen streifte ihn, hübsche große Gonokokke, die die Million kleiner barg. Alle Jungen in der Stadt hatten den gleichen Zug um Nase und Mund, es kam von innen, die Hefe im Blut quoll auf, der Fremdkörper im Blut machte die Wangen schwellen und erzeugte die laszive Geste der Umarmung.

Sie trieben es von zwölf bis fünfzig und glaubten, freier als die zu sein, die dumm genug waren, in Büro und Fabrik zu gehen — sie waren eingereiht wie sie, Glied im Mechanismus Stadt. Sie trieben es bis fünfzig, dann kehrten sie jungfräulich wieder, um mit zwölf von der gärenden Hefe im Blut zum Schlafburschen, Zimmerherrn oder Lehrjungen getrieben zu werden.

Eine Million fast zählte die Stadt, und sie besaß doch kein Gesicht. Nicht das Gesicht, das von innen nach außen durch einen Willen, einen Geist, eine Idee geformt wird. Sie besaß das äußere Gesicht eines Konglomerats.

Früher einmal hatte ein König ihr ein Gesicht gegeben, ein florentinisches, es war lange her und das Gesicht war erstarrt. Die Könige waren gestürzt und dieses Volk verfügte nicht über die Kraft, ohne fremden Zwang sich in Klarheit zu ordnen. Das schien Werenwag allgemeinstes, typischstes deutsches Schicksal zu sein — weiches Material wartete auf den, der es vergewaltigte. Darum hielten sie an der Monarchie fest, ihr Instinkt sagte ihnen: wer die Macht über uns an sich reißt, gibt uns sein Gesicht — er gibt uns ein Gesicht.

In dieser bayrischen Stadt existierte weder öffentliche Meinung noch kontrollierende Presse. Niemand wachte über bürgerlichen Rechten, alle bekannten sich masochistisch zur Bürgerpflicht des Parierens. Wer

über sie herrschte, gab ihnen nicht ein Gesicht, er machte es ihnen, wie einer einem Mädchen ein Kind macht, das Mädchen sagt knicksend: bittschön, gnädiger Herr, ich bin so frei.

Über das Konglomerat regierte der Bürokrat, das reimte sich. Ging die Sonne auf, donnerten die Fäuste der Detektive an die Zimmertüren des Hotels — seit kurzem aber auch an die der Privatwohnungen. Das größte Blatt der Stadt, das sich, von einer un stolzen Partei nicht abgeschüttelt, demokratisch nannte, war eifriger als jedes andre, die Polizei zu decken; es brachte reizende Anekdoten von ihrem segensreichen Wirken: die Beamten trafen eine Frau in Kindesnöten an, ohne sie wäre das Weib verblutet. Oder: die Detektive haben eine Haussuchung gemacht, es ist wahr, aber ihr höfliches Benehmen berührte menschlich angenehm. Aus der Hand fressen, das ist deutsch: bittschön, gnädiger Herr, ich bin so frei.

Der Ausländer frißt nicht so willig aus der Hand, das war die einzige Sorge, die die Gemüter im Augenblick bewegte. Denn wie, wenn in diesen Sommer, der einen Fremdenstrom ohnegleichen bringen soll, ein Amerikaner sich gegen die Detektive, die so höflich sind, zur Wehr setzt und ihnen endlich den Fußtritt gibt, der ihnen gebührt? Es gäbe Krieg zwischen Amerika und Bayern; Bayern würde besiegt und müßte das Werdenfeler Ländchen abtreten; in Garmisch und Partenkirchen würde der Dollar eingeführt und der treuherzigste Wunsch der Bauern wäre endlich erfüllt.

Werenwag besuchte einen Freund, der jenseits der Isar wohnte. Schöner Fluß schäumte unter schönen Brücken, hier war weiter Himmel und Abendwind, alsbald wurden seine Gedanken milder.

Der Freund empfing ihn in der Bibliothek und zeigte ihm die Arbeit von sechs Monaten: Arbeit, sagte er, ist Flucht aus der Welt der Gesichtslosen in die eigene künstliche Welt, es gibt keine andre Ordnung noch eine andre Wirklichkeit.

Vorausgesetzt, antwortete Werenwag, daß die Aufrichtung dieser künstlichen Welt nichts bedeutet als: ein Beispiel geben, wie Klarheit und Ordnung möglich sind — daß sie möglich sind. Künstlich ist die Welt des Geistes nur insofern, als die Realität ohne das Pathos einer Idee Chaos bleibt.

Ich bin es müde, sagte der Freund, inmitten von Deutschen zu leben; sie zwingen dazu, unter dem Künstlichen nicht den Widerstand gegen das Gewährenlassen zu verstehn, sondern ihm den Sinn des Eremitenhaften und Individualistischen zu geben. Ich bin es müde,

aber ich wohne unter Deutschen, also ziehe ich mich zurück und projiziere mich in ein Werk, ohne zu fragen, ob irgendeiner der Gesichtslosen mir folgt, mich versteht, in mir einen Führer oder Narren sieht.

Es fiel das Wort vom Minoritätsbewußtsein. Der Freund erläuterte es: alles Wesentliche in Deutschland ist gegen die gebildete Masse, ohne Kontakt mit ihr geschaffen worden. Hier wächst die Krone nicht auf dem nationalen Stamm, sondern im Morast wachsen einzelne Stämme. Ihre Gesamtheit ergibt über die Jahrhunderte hinweg die deutsche Idee, aber eine deutsche Wirklichkeit war nie und wird nie sein.

Hatte der Freund recht? Werenwag ging nach Hause. Die Bräukeller leerten sich, man sah nur Betrunkene. An jeder Ecke lehnte sich einer gegen die Wand und erbrach das Bockbier. Das Jahr hatte mit dem Fasching begonnen, jetzt war Bockbierzeit, dann kam die Gewerbeschau, dann die Dult, dann das Oktoberfest, dann ein November- oder Dezemberbier, wer kannte sich aus. Hätte ein Machiavell das beste Mittel überlegt, um diese Bevölkerung von Revolutionen abzuhalten und sie zu beherrschen, dann hätte er das Bier und das Gaudi erfunden. Sieh dir doch die Gestalten an: welche Hirne, die von diesen Bäuchen ernährt wurden.

Das Seltsame war nur, daß der bayrische Mensch eine ganz bestimmte Ideologie besaß: er hielt sich für den Mann der positiven Werte, der Ordnung, der bürgerlichen Eigenart. Schließlich taumelten nicht alle von der Betrunktheit des einen Tags in die des andren, sie hatten ohne Zweifel eine Idee der nationalen Form, die sie zu verwirklichen wünschten.

Was war es mit der „Ordnung“, als deren Zelle sie sich priesen? Er, Werenwag selbst, operierte mit diesem Begriff der Ordnung und verstand darunter den Entschluß, das Chaos, dem jeder ausgesetzt war, der das Leben nur erduldet, umzuformen — sie hier verstanden unter Ordnung die Aussage, daß an einem erreichten Zustand, der also auch Ordnung war, nichts geändert werden dürfe.

Der Unterschied der Auffassung war der von Beharrung und Aktivität. Im Deutschen war Ordnung ein Substantiv — er seinerseits fühlte, daß älter und wesentlicher als das Substantiv das Verbum war: das *Ordnen* erzeugte den Begriff Ordnung; Begriffebilden war ein aktiver Vorgang.

So glaubte er dem deutschen Defekt auf die Spur zu kommen:

wie die Substantive ihre aktive Schwingung verloren, so verlor das deutsche Naturell seine Elastizität. Es wandelte sich nicht, wenn Zeit war, sich zu wandeln.

Indem er an den Freund zurückdachte, sagte er: es ist gut, aber auch gefährlich, die Gegensätze absolut herauszuarbeiten. Die Minderheit — die Mehrheit, die Gesichtslosen — die Gesichtstragenden, das hat nur den Wert, eine Aufgabe zu sehn. Alle gehören zusammen; wer weiß, wie man ein Gesicht bekommt, soll es lehren und vor-leben.

Als er nach Berlin fuhr, las er in einer Zeitschrift den Titel eines Artikels: *München, die dümmste Stadt*. Das war kurz und bündig und es war wahr; es gab im Augenblick keine dümmere Stadt, jeder Blick in die Zeitungen *dieser* Kapitale lehrte es. Was war zu sagen? Daß die Dummheit, die in Bayern die konzentrierte Form von eingekochtem Fleischsaft annahm, das ganze Land überspannt: alle, die bis zum Sturz der Monarchie die Macht verwaltet, übrigens auch geschaffen hatten, das ganze Bürgertum war dumm, insofern es den Begriff Ordnung, einen unentbehrlichen Begriff, unaktiv auffaßte.

Das Land hatte einen geistigen Tiefstand wie kaum je in seiner Geschichte erreicht.

Die gebildeten Schichten waren unfähig, sich zu wandeln. Von den schmutzigsten Demagogen geführt, setzten sie ihre beste Kraft daran, das Rad rückwärts zu drehen — weiß Gott, man kam in den Zeitungsstil, wenn man daran dachte. Der Mangel an Elastizität war der deutsche Defekt. Ein Defekt der Intelligenz, der zu einem Defekt der Moral wurde. Wer die Not der Zeit nicht versteht, ist dumm; wer die Notwendigkeit der Zeit nicht versteht, wird automatisch unmoralisch.

Etwas war richtig an der Forderung der Feinde, moralisch abzurufen — es hieß, die Ideen, Ideale, Ideologien der Vergangenheit verabschieden, willig werden, mutieren.

Ihn befreite es, den Defekt benennen zu können. Man vermochte die schwache Stelle eines Baues zu zeigen, man wußte, wo man anzusetzen hatte. Zwar die Gegensätze herausarbeiten, aber sich nicht mit dieser psychologischen Erkenntnis zufrieden geben. Formeln sind nie Resultate. Resultate sind erst da, wo Impulslehre gegeben wird.

Morgens zwischen fünf und sieben fuhr er durch das Industrieland zwischen Jena und Halle. Wo die Fabriken so flammten, die Bahnhöfe so hell im Licht der Kugelschalenmonde lagen, wo so intensiv

gearbeitet wurde, war der Dummheit eine Grenze gesetzt. Mochten sie da unten, wo die habgierigste aller Klassen ihre Bauernscheunen mit Papiergeld füllte, sich mit ihrem nutzlosen Konservativismus brüsten — in dem Maß, wie er sich Berlin näherte, schien es ihm, daß er klarere Luft atme.

Berlin war, heute an München gemessen, die ehrlichere Stadt. Ihr Amerikanismus mochte abstoßend sein — sie machte kein Hehl daraus; sie lebte nicht hinter pompösen Pittiattrappen ein ideologisch verbrämtes Kleinbürgerleben; sie nahm nicht den Fremden den Geldbeutel ab, indem sie sie zugleich verwünschte; sie war nicht ein Konglomerat, sie hatte ein Gesicht und trug ohne viele Worte ihr Teil dazu dabei, das neue deutsche Gesicht zu formen. Berlin war ein dynamisches Ereignis, an München gemessen, das ein flächiges war.

Er wurde noch einmal an München erinnert, als er las, daß sie dort den einzigen los sein wollten, der ihrer Stadt noch etwas wie einen Inhalt gab, den jüdischen Kapellmeister, der Mozart spielen konnte. Der Teutone wird der Muse sagen: Endlich allein, und die Holde wird antworten: Heil, Starker. Diese teutoburgische Inzucht ist ein Greuel wie Unzucht mit einem Neger.

Er war des geduldigen Tons satt, er zog sich nicht zurück, griff an. Machen wir den Dummen den Ruf, auf den sie Anspruch haben, dachte er, ich schlage vor: *Deutschland, das dümmste Land*. Petition an das Parlament: kraft seiner Souveränität zu beschließen, daß die Inschrift über dem Portal des Reichstags geändert werde, sie soll heißen: *Dem trägsten Volk*. Die Zeitungen könnten zehn Feuilletons füllen, indem sie die Frage erneuerten, ob das in deutscher oder lateinischer Schrift eingehauen werden müsse.

Vor der Dummheit streckte man die Waffen oder man schlug ihr die Geißel des Hohns um die Ohren. Man verdummt mit, wenn man nicht hassen darf. Er fand die Deutschen verächtlich und war notabene nicht Jude. Er hatte es satt, täglich die Kloake der nationalen Presse aufstinken zu lassen, von Professoren, Studenten, Beamten und Richtern zu lesen, die, den verlogenen Tabellenatlas ihres arm-seligen Kaisers unter dem Arm, die Unverschämtheit hatten, für die Leiden des Volkes andre verantwortlich zu machen.

Alles Leid war durch die Nationalisten über das Land gekommen, und es kam noch immer durch sie über es, weil die Franzosen genau wußten, was sie von diesem Geist zu erwarten hatten. Die Franzosen

waren unklug, indem sie durch ihre Unbarmherzigkeit den Haß gegen sich legitim machten, gewiß, aber nicht darauf kam es hier an. Schon war nicht mehr davon die Rede, daß die feindlichen Völker auch Schuld am Kriege hatten; schon waren die Deutschen die einzigen, die schuldlos dastanden. Das Pack.

Er sah in Berlin nach Monaten zum ersten Mal wieder Offiziere. Hatte sich sein Blick geschärft, oder waren die Gesichter der Offiziere noch gesichtsloser geworden — er sah sie, wie Grosz sie gezeichnet hat. Aber er hielt sich nicht bei den Offizieren auf, sie interessierten ihn nicht. Er sah die deutsche Wirklichkeit und sagte: sie ist Karikatur des Menschen geworden. Mensch ist, wer Instinkt für Personen und Ideen hat; wenn einer, statt Instinkt zu haben, duldet, daß durch einen Konfektionseingriff ein Schema von Begriffen in ihn eingebaut wird, ist er Karikatur.

Die *Instinktlosigkeit* — das war das aussagende Wort über dieses Volk. Er beobachtete die Menschen bei ihren Vergnügungen, in ihren pseudosakralen Cafés, wo der Kellner wie ein Affe addierte, während deutscher Witz und deutsches Chanson sich bodenständig spreizten. Es schien ihm als seien diese Leute zu ihren Vergnügungen *verurteilt*, und offen gesagt, er verstand nicht, was sie erwarteten, wenn sie sich zusammensetzten und nicht, welche Anforderungen sie an ihre Kabaretttsänger stellten.

Die Lust, die darin besteht, daß die einen zuhören, die andren ihnen vorspielen, und beide eine kleine Kommunion mit dem vollziehen, was das eigentlich Menschliche ist, mit Erregung, mit Spannung und Entspannung — diese Lust war nicht da. Sie alle waren stofflich, aber nicht nervös; lärmend, aber nicht heiter; hungrig, aber nicht differenziert.

Sie waren nicht anspruchsvoll genug, um rasch zufrieden zu sein, denn das ist kein Widerspruch: wer das Derbe nicht liebt, läßt sich entzücken, sobald er nur ein wenig Geist, ein wenig Eleganz, ein wenig Heiterkeit begegnet.

Im Theater saß vor ihm eine junge Frau, Arme und Schulter nackt, die Oberarme waren zu dick, die Kurve, die vom Nacken zu den Achseln lief, zu unternetzt: in jedem andren Land hätte eine Frau gewußt, daß diese Partien nicht delikat genug waren, und es vermieden, sie zur Schau zu tragen — hier kam weder sie noch ihr Gatte auf diesen Gedanken. Die Männer hatten keine Augen und die Frauen keinen Instinkt, im allgemeinen, um nicht ein zu allgemeines Urteil zu fällen.

Sah er über die junge Frau hinweg auf die Bühne, so fiel ihm auf, daß das Zusammenspiel der Künstler kein Fluidum erzeugte, daß nicht ein Kreis um die Spielenden lag, der magische Ring, in dem Energieen einander durchdringen; offenbar war der Regisseur ein Philologe. Kleiner und so verräterischer Zug: an dieser Bühne galt die Parole: keine Ablenkung durch Requisiten; also kleidete man die Schauspieler, da die Biedermeierzeit vorgeschrieben war, zwar in Halsbinde und karierte Hose, vermied aber wie eine Todsfünde, an die Fenster einen Vorhang zu hängen oder an den Tisch einen Polsterstuhl zu stellen. Deutsche Pedanterie — auch als Antichrist war er nur ein Philister, heißt es in einem Buch.

Er las eine Broschüre: „Verrat am Deutschtum“. Sie war von Wilhelm Michel verfaßt, bei Paul Steegemann verlegt. In einem wundervollen Deutsch geschrieben, sprach sie das erlösende Wort aus: der deutschnationale Antisemitismus ist undeutsch. Das Wesen des deutschen Menschen, das Wesen der deutschen Leistungen, das Wesen der deutschen Vergangenheit, sofern sie unsterblich blieb, ist Gerechtigkeit. Es ist Verzicht auf Haß.

Wir haben genau soviel Judenhaß, sagte Michel, als wir Mangel an Volksgestalt, Mangel an nationaler Verfestigung haben, genau soviel Judenhaß wie Abhängigkeit vom Fremden, Formlosigkeit, Schwäche der Selbstempfindung, Unordnung in allen Wertsetzungen.

Vorzüglich. Das Maß des Judenhasses gibt die Entfernung an, die uns noch von unsrem Sein trennt. Wer nicht seine Form besitzt, haßt fremde Form. Ein Phänomen der Vitalität war zurückgeführt auf einen Defekt der Vitalität. Das war neue Psychologie, fördernde Psychologie, ärztliche, helfende, erkennende Psychologie.

Die deutsche Dummheit bestand darin, daß man behauptete, ein Gesicht zu haben, während man noch keines oder keines mehr hatte. Dummheit ist Selbstzufriedenheit, Selbstzufriedenheit lärmt. Kluger Wilhelm Michel, Sie haben den deutschen Michel erkannt, und es ist gut hinzuzufügen, daß auch Sie nicht Jude sind.

Ein Volk hat sein Gesicht verloren, es hat keinen Mythos mehr von sich selbst. Es starrt auf die Vergangenheit und müht sich wie Sisyphus in Arbeit. Die Not des Tages veredelt es nicht, während sonst Not wenn nicht veredelt, doch wenigstens Gesicht und Haltung verleiht. Ein Volk hat sein Gesicht verloren, erschütternder Vorgang.

Der Körper ist gesund, aber der Geist nicht einmal krank, sondern nicht da. Ein paar Dichter reisen im Land herum und sammeln

Ehren, es ist nicht schwer, unter Blinden einäugiger König zu sein. Die Dichter machen es sich und ihrem Volk zu leicht, sie sagen ihm, daß die Deutschen auch Menschen sind — natürlich sind sie Menschen, aber bei Lessing antwortet jemand einmal: Das ist nicht viel, oder: Ist das Alles? Ich weiß es nicht mehr genau.

Korrupt, verdummt, instinktlos, ohne Fluidum und Intelligenz — welche Bilanz. Es ist Nacht über Germanien und vom Morgenrot weiß man nur, daß es erfahrungsgemäß dämmern wird. Die Deutschen sind gutes Material, aber zu den Merkmalen des Begriffes Material gehört: passive Weichheit. Sie seufzen: der letzte Deutsche war Bismarck, und wissen nicht, wie verräterisch diese Aussage ist — wenn doch nur einer käme und mir endlich das Kind machte. Germania ist ein Weib; wenn du zu ihr gehst, vergiß die Gedanken und Erinnerungen nicht.

Andere setzten auf die Russen. Berlin war in dem Maße eine russische Stadt geworden, daß er darauf gefaßt war, im Herbst, wenn er wiederkommen würde, Einreiseerlaubnis beim russischen Komitee für Zuweisung von Wohnungen an Deutsche zu holen. Ja, die Russen, sagten die Frauen mit einem Augenaufschlag und die Männer, indem sie den Zeigefinger reckten.

Nun, er legte keinen Wert darauf, den Import östlicher Seele verstärken zu helfen, wohl aber packte ihn etwas, das man bei den Russen gewöhnlich übersieht, die spezifisch russische Form von Vitalität — eine Überführung der Vitalität in Spiel, Eleganz und Präzision, eine Wärme des Zusammenspiels, eine Fähigkeit, Fluidum zu erzeugen, die wertvoller als direktes Angebot von Ethos ist, ein künstlerischer Sinn, der schon weiß, daß die zärtlich-groteske, die heitermagische Marionette schöner und tiefer als jede andre Kunst, es sei denn die heroische heißen darf. O die deutschen Regisseure, die philologisch auf Stil ausgehen und keine Ahnung haben, daß sie der Materie verfallen sind, Naturalisten auch als Expressionisten.

Er begegnete, wenn es nicht indiskret ist, es zu erzählen, einem Deutschen, der ihm alle Hoffnung auf seine Rasse zurückgab. Es war Rittner, der vor fünfzehn Jahren der Bühne den Rücken kehrte. Er hatte ihn nie spielen sehen, aber er fühlte, was es bedeuten würde, wenn dieser Mann spielte, der die herrlichste aller Kombinationen darstellt, Nerven und Charakter, Stoßkraft und menschliche Differenziertheit, dazu das klare Organ eines Italieners. Ein geistiger Mensch,

in dem der Geist nicht isoliert ist, Synthese aus Intelligenz und Seele. Wenn die Filmdiva ins Kloster geht, ist es Kitsch; daß dieser Mann fortging und einen Bauernhof bestellt, ist Geheimnis, das respektiert sein will.

Und doch, respektierend gesagt, diejenigen, die können, sollten die Dinge nicht denen überlassen, die nicht können.

POLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS

I

Längst schien die Erinnerung an die Münchener Proletarier- und Räteregierung, von Ekel umspinnen, im Gedächtnis zu modern, als Gerichtsank zwischen an sich gleichgültigen Personen sie auffrischte, die Kriegsschuldfrage von neuem aufrollte und die Aufmerksamkeit wieder einmal auf den Typus des Literatenpolitikers lenkte, — keineswegs die anziehendste Abart in der politischen Menagerie.

Man spricht nicht gern von diesen Dingen, zumal wenn man selber im Geistigen beheimatet ist und die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies der ‚reinen‘ Vernunft sein Seelisches durchtränkt; darf man sie darum für gewesen halten und zum übrigen Tageskehricht legen? Ich weiß wohl, Rücksichten der Zweckmäßigkeit, von den allerwärts fortwuchernden und den Willen zur Objektivität verkrüppelnden Psychosen abgesehen, erheben gegen die Erörterung von Kriegs-ideologien und Kriegsmoralen bei unserer heutigen Lage im Innern und nach außen hin Einspruch. Aber es geht um die Würde einer großen Nation, die mit der Alleinschuld am Weltbrand bebürdet wurde; sie lange befleckt durch die Zeiten zu tragen, ist eine Zumutung, die ein ehrliebendes Volk abzuschütteln sucht, nachdem einmal die Lähmungen der Ermattungsdepression gewichen sind und die seit dem Waffenstillstand und der Fabrikation der Friedensverträge durchlebten Zeiten über die wahren geschichtlichen Triebkräfte auch die blödesten Augen geöffnet haben. Die Bewegung, dem Verträge von Versailles das moralische Rückgrat zu brechen, plätscherte so lange in Nebengewässern unserer öffentlichen Meinung herum, im Ringe der durchwüsten und blindes Alldeutschum schuldig Gewordenen, als Hoffnung bestand, daß der babylonische Turm der aus den Verträgen

abgeleiteten Diktate und Forderungen nicht den Weg zum Frieden verschütten und die besiegten Völker unter ein Martyrium der Fron- und Lohnknechtschaft sondergleichen zwingen werde. Aber die Hoffnung ist in die Rumpelkammer der Volksaberglauben verfliegen, wie man weiß; die bösesten Erwartungen wurden durch die Friedenstraktätler beschämt. Nun ist die Bewegung zu einem breiten Strom angeschwollen, sie hat sogar die demokratische (oder für Demokratie und Republik vorherbestimmte) Masse des Volkes ergriffen, sie ist in Kreise gedrungen, die den alldeutschen Maulhelden — als den Hauptschuldigen am nationalen Niedergang — Todfeindschaft geschworen haben, aber die von den Eisner und Genossen ihnen zugemutete Entmannungskur als Masochismus der Selbstbeichtigung heftig ablehnen und die Kriegsschuldigen dort suchen, wo sie in Wahrheit zu finden sind: auf beiden Seiten der ehemals feindlichen Heerlager.

Es gehört zum Bilde des Literaten-Politikers Eisner, daß er die ‚Kürzung‘ des Schoenschen Gesandtschaftsberichtes nicht als Fälschung empfand. Es gehört zum Bilde des Literaten-Politikers, daß er glaubte, die von ihm, dem Wahrheitspriester Eisner, beglaubigte Alleinschuld der deutschen Herrenkaste am Kriege werde seinem Volke günstige, milde, christliche, demokratische Friedensbedingen erwirken. Es gehört zu seinem Bilde, daß er meinte, den an der großen Koalition gegen uns beteiligten und ideell von Seinesgleichen (?), nämlich Woodrow Wilson, geleiteten Nationen schwebende als Hauptaufgabe vor, uns von der Giftpflanze einer böswilligen und den Weltfrieden bedrohenden Obrigkeit zu befreien (to make Germany safe for democracy) und uns dann aufzunehmen . . . ja wohin? in die Gemeinschaft der durchradikalisierten, entbürgerlichten, von den Diktatoren des Proletariats à la Eisner oder à la russe einem klassenkampflosen Paradies entgegengeführten Völker? Hier, vor eine auseinandergebrochene politische und soziale Wirklichkeit gestellt, entglitt der von Hause gütige und auf Theaterreize überempfindliche Mann ins Nebelreich der Phrase und der Geste, er begann aus historischen Erinnerungen an allerhand Revolutionsverläufe zu agieren; die grauenhaft mißverständene Gestalt Lenins, des Moskauer Imperators der proletarischen Idee, auf der einen, die Helden des Konvents auf der anderen Seite gaben die lockenden Vorbilder her; und eines jener zwischen Oktoberwiese und Handgranate eingeklemmten Possenspiele hob an, die auf die deutsche Revolution von 1918 den karnevalistischen Stempel prägten.

Der weichmütige und völlig unschöpferische Ästhet, der sich vor dem in groteskem Mißverstand seines angeborenen seelischen Standortes einen Marxisten nannte und noch während der Schlächterei zu den radikal-marxistischen Zimmerwäldnern zählte, — er ahnte nicht, daß die von den schuldigen ‚Spitzenträgern‘ aller Nationen in den farbigen Büchern gesammelten diplomatischen Dokumente nur die Formen fixieren, in denen die geschichtlichen Explosivgewalten an die Oberfläche dringen . . . Eisner durfte sich mit aller Heftigkeit gegen die großmäulige und gernegroße Geschäftsleitung des ancien régime zuhause wenden, das versteht sich; das taten andere auch. Er durfte die falsche Romantik, die falsche Rhetorik, das falsche Zäsarentum der nachbismärckischen Zeit aufs Blut bekämpfen; das taten andere auch. Er durfte während des Krieges die deutsche Regierungsanarchie mit ihren vielen großen und kleinen Nebenregierungen rücksichtslos bloßstellen, aber nie die sich heranwälzende Gefahr einer imperialistischen Vergewaltigung durch die rein macht- und wirtschaftspolitisch bestimmten Gegner aus dem Auge verlieren und, Marxist der er sein wollte, mit der Möglichkeit einer von Westen her zu erwartenden ‚gerechten‘ Regelung europäischer Angelegenheiten nicht rechnen. Die Zimmerwalder sagten: Krieg und Kapitalismus, Krieg und Nationalismus hängen ursächlich zusammen; bekämpfen wir daher unterschiedlos die bürgerliche Gesellschaft als solche, die so unmenschliche Großschlächtereien unvermeidbar macht. Was tat Eisner? Er starrte, Illusionist der er war, als der Zusammenbruch gekommen war, wie hypnotisiert auf den Schoenschen Bericht und . . die guten Gesinnungen der siegreichen Westler. Als er in München die Macht an sich gerissen hatte — es war nicht schwer, sie fiel ihm inmitten der besonders im Bürgertum eingerissenen Demoralisation beinahe von selbst zu —, da wars begreiflich, daß in dem aus dem Gefängnis befreiten Manne sich zunächst das Ressentiment regte und sein erster Gedanke auf die Züchtigung des Bourgeois zielte, der so lange in feudale mimicry befangen war, während der guten und ‚großen‘ Zeiten in politischer Selbstentmannung sich überbot und mit seinen aristokratisierenden Talmimmanieren auf das gesamte Deutschtum den Haß der Welt lud. Hier lag das wahre deutsche Schuldkonto, das beglichen werden mußte; aber das war eine innere Angelegenheit, die Einmischung (als Richter) der mit eigenen Sünden reich beladenen Sieger, deren seit Jahren sauber gedruckte Neuordnungsprogramme und öffentliche Geheimverträge den Kurs der neuen Zeitrechnung eindeutig verkün-

deten, durfte der Volksmann am wenigsten herbeisehnen oder gar herbeibetteln. Wir wissen, daß Eisner es tat, und wie er es tat. Der Durchbruch zur deutschen Demokratie war dadurch von allem Anfang unsagbar erschwert, gleich von vornherein litt sie an Rückgratsverkrümmung und machte bald, die gezüchtigt werden mußten, zu Herren der Lage. Täglich zeigen sich die Folgen. Würdelos gerade nach außen hat sie ihren Weg angetreten, die Mannhaftigkeit, die ihr Erstgeburtsrecht sein sollte, scheint sie bei ihrem Eintritt in die deutsche Geschichte verloren zu haben . . .

Ich rüge nicht Eisners revolutionäre Anfänge. Er hatte das Recht, dem Bürgertum zuzurufen: Fort mit Euch; Ihr habt den Anspruch auf die Leitung Eures Volkes verspielt, Ihr seid von dem Genius der Geschichte fortgejagt, macht Platz für neue, aus der Tiefe aufsteigende Schichten und Menschen; — er mußte so sprechen, er war ja Sozialist. Aber er durfte nicht übersehen, wie die Konstellation am Ausgange des Krieges war. An der Spitze der pharisäisch geblähten Siegerstaaten standen die mächtigsten und in ihrem Herrschbereich unerschütterten Kapital- und Rohstoffverwalter der Welt, von ihrer Gnade hing, durch Kreditgewährung, unsere Erhebung aus dem Staube, hing unsere Erholung ab; und es mußte damals wie heute jedem Einsichtigen sonnenklar sein, daß sie nur einem Unternehmertum, das irgendwie paritätisch mit dem Arbeitsvolk für das Neue Deutschland gut sorgen könnte, gewährt werden würden. Eine deutsche Revolution konnte darum schon aus diesen Gründen kein anderes Ziel haben als die Festigung dieser Parität in Verfassung und Praxis, jedes andere Beginnen mußte die deutsche Revolution schneller, als sonst in der Geschichte üblich ist, in den Kreislauf der Reaktion zurücktreiben. Eisner blieb blind. Er glaubte, während er den unvorstellbar dilettantischen Versuch machte, einen gemüthlichen Kinderschreck von Bolschewismus im Lande der Bierdörfer einzuwurzeln zu können — den er doch schließlich wieder ablehnte; er wollte die Konstituante; und als ihn die Kugel traf, war er im Begriff, die Präsidentschaft niederzulegen —: er glaubte allen Ernstes durch seinen Selbstbeziehungsdwang dem deutschen Volke die guten Gesinnungen und den Gnadensegen der plutokratischen Großkophtas auf der Gegenseite zu sichern.

Der in die Politik, das heißt ins Leben verschlagene Literat sieht eben nicht, was ist. Er berauscht sich an der Geste, er ist trunken vom Schwall beschwörender Worte, er versimpelt das Millionfältige durch Einheitsformeln, er kommandiert wo er gehorchen sollte, er

verwechselt ‚sterile Aufgeregtheit‘ (mit Simmel zu reden) mit schöpferischer Leidenschaft, die den Willen bei einer Richtung festhält, er tragiert Rollen und spielt in Heldenpose Theater, — ein Narr seiner gutgläubigen und mit Schreibtalent und Sentimentalität gefütterten Eitelkeit, bis sich unter ihm plötzlich der Krater öffnet und den Mann mitsamt seinem Narrenspiel verschlingt.

II

Äußerlich betrachtet, ist Genua aus den Lenden Washingtons geboren; der Gedanke einer allumfassenden, alle konflikthaltigen Gegensätze auslöschenden oder wenigstens zeitweilig neutralisierenden Europäerkonferenz wurde tatsächlich zuerst während der pazifischen Tagung in der amerikanischen Bundeshauptstadt von den Agenturen in die Welt gesetzt. Für seinen Schöpfer Lloyd George ein bezeichnender Vorgang. Die Verlockungen dieser Analogie waren groß, das läßt sich nicht leugnen. Die Fessel des längst ausgehöhlten Bündnisses mit Japan, das den Eintritt in die lebensnotwendige angelsächsische Brüderschaft hemmte, war für Großbritannien unerträglich geworden. Der Druck des Zarentums auf das englische Zentralasien, auf Indien, aber auch auf das Meerengebiet und Kleinasien war gewichen; aber dafür waren, nach siegreich bestandener Gottesprobe des Weltkriegs, die neuen Aufgaben des zur Konsolidierung drängenden Imperiums selbst für die englischen Schultern allein zu gewaltig, war der Wille der aus Selbsterhaltungstrieb immer stärker dem Machtbereich von Washington zutreibenden Dominions Kanada, Australien, Neuseeland zu eindeutig geworden. Hier kann man wirklich von einer „Zwangsläufigkeit“ der Entwicklung sprechen, man sah sie in London seit vielen Jahren herankommen, ohne in ein ödes Deklarantentum zu verfallen, längst ehe die Vereinigten Staaten der Gläubigerstaat der Welt und, mit Flotten und Heeren und Industrierüstung, ein politisches Machtzentrum allerersten (und für die Behauptung der weißen Herrschaftsstellung entscheidenden) Ordnung geworden waren. Die in Washington zu verhandelnden Probleme waren daher, bei der geschichtlichen Zusammengehörigkeit und dem gemeinsamen Interesse der zwei Hauptteilnehmer und der Sprachgemeinschaft und der Kulturaffinität der führenden Schichten, mit wenigen Worten zu umschreiben: Beschränkung der Seerüstung, wobei Japan nachgeben mußte; Verhüten einer japanischen Monopolstellung in ganz China; Sicherung industrieller Ausbeutungsrechte für die angelsächsischen Reiche („Offene

Tür“); endlich die Möglichkeit, durch Stärkung der chinesischen Souveränität den Bestand der bisherigen „weißen“ Besitzungen und Konzessionen zu sichern. Darum verspricht das dort in der Welt des Stillen Ozeans geschaffene Provisorium längere Dauer, inzwischen gewinnen die macht- und wirtschaftspolitischen Interessen der Angelsachsen Zeit, völlig ineinander zu wachsen. Mußte einen mit Energie geladenen Mann wie Lloyd George ein solcher Vorgang nicht zum Versuch eines gleichen Unternehmens in Europa verführen?

Ich halte es für wahrscheinlich, daß sich seine Phantasie sogar zu der Vorstellung erhob: Wie wir in Washington das Bündnis mit Japan los wurden — das Opfer an Irland wog dem sonstigen Gewinn für das Imperium gegenüber leicht —, so können wir in Genua des noch viel drückenderen Bündnisses mit Frankreich ledig werden? Es bohrt sich wie ein Skorpion in unser Fleisch, seit das entmachtete und in seine Binnenlandexistenz zurückgedrängte Deutschland für uns nur noch ein dringend benötigter Markt geworden ist; und seine unelastische Gendarmenpolitik, die Gläubiger- und Siegerrechte über das Leben und die Lebensnot stellt und gegen Deutschland wie Rußland, räumlich und nach Bewohnerzahl zwei Drittel des Kontinents, immer und immer wieder das System der erworbenen Rechte geltend macht. Es gleicht heute jenem Latium, das (nach Livius) weder den Frieden noch den Krieg ertragen konnte; und dieser Zustand macht es zum Querulanten. Gelänge es also, zwischen den zwei feindlichen Gruppen des Kontinents Brücken zu schlagen, gelänge es die bisher nur papierne Solidarität zwischen ihnen wenigstens zum Gegenstand einer mündlich an einem und demselben Beratungstisch angestellten Berechnung zu machen, so wäre das Fundament zu einem Bau gelegt, in dem große und kleine Bünde und die zwischen den Kannibalen eingeklemmten Neutralen nebeneinander Platz hätten. Und gelänge es endlich, die „große“ Politik dem Sach- und Fachverstand der Valuta- und Marktausgleichverständigen unterzuordnen, so wäre die europäische Allianz im Anmarsch, wenn nicht gar fertig. Dies war Sinn und Aufgabe von Genua. Phrasien? Ja, dieser große Realist und Menschenkenner landete schließlich dort, wo die verantwortungslosen Phantasten siedeln, nachdem er wider seine besseren und in der Tat einwandfreien Einsichten (wie wir im letzten Rundschauheft gesehen haben) die Bibel von Versailles, das Londoner Ultimatum und die Konferenzbedingungen von Cannes und Boulogne hat schaffen und Gesetz werden lassen. In den Fußangeln, die er selbst über Europa

gelegt hat, verfangen sich jetzt in Genua seine eigenen Tritte. Weder seine persönliche Wärme, noch seine leuchtende Beredsamkeit, die die bange horchenden Völker immer wieder mit Hoffnung füllen, noch sein unvergleichliches Verhandlungsgeschick konnten bis zu diesem Augenblick (dem sechsten Mai) jenes von Frankreich behütete System der erworbenen Rechte erschüttern. Seine *Treuga Dei*, sein Gottesfriede, der uns zumuten könnte, ein zweites Mal unser Versailler Todesurteil zu unterschreiben (Bulgarien, Ungarn und die Angoralente protestieren schon *anticipando*) und für uns, in seiner von großen und kleinen Ententlern mit Militärbündnissen bepackter Gestalt, unbedingt unannehmbar wäre, ist bislang eine schwammig trübe Erscheinung. Der ganze Osten hat noch schwimmende Grenzen. England hat sich – übrigens auch die Tschechoslowakei und Jugoslawien – bisher gehütet, die östlichen Friedensschlüsse anzuerkennen oder gar vertragsmäßig zu garantieren und für polnische oder rumänische Ansprüche Willigkeit zu Blutopfern zu versprechen. Wilna, Ostgalizien, Bessarabien hängen politisch in der Luft, jeder neue Tag kann Brände um sie entfachen: keiner der Leidtragenden denkt daran, die Brandversicherung zu übernehmen. Insoweit scheiden wir aus: gegen uns ist der „Boden“ von Versailles noch ganz solide, auf ihm finden sich unsere großen und kleinen Freunde in Einmütigkeit zusammen. Das Reparationsproblem, auf lange Zeit hinaus die Herzkammer unseres Schicksals, ist bis zum 31. Mai auf Eis gestellt; nur hinter den Türen darf es verhandelt werden. Rußland hingegen stand im ausgesprochenen Mittelpunkt der Konferenz, ihm wurde von vornherein gesagt, es müsse, um Hilfe und Wiederaufbaumittel zu erlangen, zuvor durch das kaudinische Joch der kapitalistischen Anschauungen kriechen; Poincaré wenigstens hat diese formelle Anerkennung „unentwegt“ verkündet und sein Programm in Rechtsparagrafen gepreßt. So war die Konferenz, nach ihren eigenen Voraussetzungen, von Beginn an mehr Dorn als Rose; und die Sachverständigenausschüsse für Wirtschaft, Finanzen und Verkehr standen in der Rang- und Wertordnung klafertief unter der Politik. Daher liefen die Geleise sofort auseinander, da eben zwischen den großen, aber auch den kleinen Alliierten kein Einheitswille und kein Einheitsinteresse bestand. Das heißt also: die Konferenz war politisch und seelisch spottschlecht, nämlich nur rhetorisch vorbereitet, sofern ihr die Aufgabe gesetzt war, das russische und das deutsche Problem Lösungen entgegenzuführen. Nur dann war sie, bei dieser Zwiespältigkeit unter den

westlichen Verbündeten, berechtigt, wenn Lloyd George entschlossen war, für den Fall fortgesetzter Kompromißfeindlichkeit Frankreichs den Schnitt zu machen und eigene Wege zu wandeln. Ist er bereit, es so weit kommen zu lassen? darf er es so weit kommen lassen? Wie würde Europa aussehen, wenn die große Koalition — eine Attrappe meinetwegen, die aber in ihren Wirkungen mehr als Attrappe ist — auch formell zerfällt und die Klein- und Mittelstaaten ohne polizeiliche Kontrolle sich die ihnen gemäßen Mittelpunkte wählen, wenn die Großen und die Mittleren und die Kleinen ihre Aktionsfreiheit wieder erlangen und Frankreich „marschiert“? Chaos? Krieg Aller gegen Alle? Wird Lloyd George vor diesem Gespenst nicht doch lieber zu seiner alten Technik und Taktik des Nachgebens und Umfallens seine Zuflucht nehmen? Man sieht die äußerliche Befissenheit ihrer Chorführer, nicht umsonst trompeten die Agenturen in den verstörten Weltraum: Herr Benesch suche zu vermitteln und biete den in Verlegenheit geratenen Großen einen ganzen Sack von Ausgleichsformeln für den europäischen Generalpakt an.

Flimmernd, Augen- und Seelenweh verursachend rollte sich dieser Film in Genua bisher ab und die in der Kolumbusstadt sich tummelnden Staatsmänner, Diplomaten, Journalisten und parasitären Zwischenträger laufen möglicherweise noch, wenn dieses Heft den Leser erreicht, mit verbundenen Köpfen herum. Aber ein Ereignis, das uns Deutsche vor allem angeht: der Ostern in Rapallo mit Sowjetrußland unterzeichnete Vertrag scheint, geschichtspsychologisch, die Funktion übernommen zu haben, die innere Unfertigkeit dieser Veranstaltung schneller als sonst geschehen wäre an die Oberfläche zu bringen, wie Mediziner Tränkchen geben, um eine im Körper lauernde Infektion hervorzutreiben.

III

Solche Deutung aus der Rückwärtsbetrachtung der Späteren und Wissenden ist natürlich möglich, doch ist von bewußter Dämonie, die die sogenannte Ostertat (wir lieben Fichtische Ausdrücke) der deutschen Delegation in Genua bestimmt hätte, nicht die Rede. Der Abschluß des Rapallovertrags, dessen materielle Inhalte zunächst sehr gering sind, stellt sich als eine Notwehrhandlung dar. Aus diesem Motiv wurde er jedenfalls geboren. Ort und Zeitpunkt seiner Veröffentlichung waren zweifellos Gefahrenmomente, dessen werden Wirth, Rathenau und von Maltzahn, der willensstarke Kopf der russischen Abteilung im Auswärtigen Amt, sich bewußt gewesen sein. Das

Odium der Sonderbündelei mit aktivistischen Hintergedanken, wovon die lauernde, stoffhungrige Propaganda unserer Mißgönner sofort zu berichten wußte, war an sich nicht tragisch zu nehmen, wenn ausgeschlossen blieb, daß Loyd George und die Italiener die deutsche Handlung nicht als Störung empfanden und der englische Mißmut das Interesse für das Reparationsproblem nicht abschwächte. Die östliche Richtung unserer Wirtschaft, deren gewaltiger Apparat doch nicht ewig leer laufen, doch nicht ewig von der Paradoxie unsrer schwindstüchtigen Währung leben kann und doch endlich auf natürlichen Grundlagen Substanz ansetzen muß, hatte unsere Delegation die Pflicht mit allen Mitteln vor Benachteiligung zu schützen; aber soweit sich die Dinge von hier aus übersehen lassen, war eine sofortige deutsche Sonderaktion mit den Russen nur dann erlaubt, wenn die Verhandlungen der Alliierten mit Moskau die Absicht enthüllten, Deutschland immer wieder zu differenzieren, es nicht als gleichberechtigten Vertragskontrahenten zu betrachten und auch Rußland im Verhältnis zu uns post festum unter die Nutznießer von Versailles zu stellen. Aber gleichzeitig drohten Gefahren von der anderen, der russischen Seite. Ich erinnere daran, daß gewisse sehr „wendige“ Vertreter von Moskau (wie Radek und Sinowjev) selbst mit dem Differenzierungsgedanken gespielt haben; vor Genua und nach Rapallo; es sollte eben unter allen Umständen, also nötigenfalls auch mit dem Mittelchen eines kleinen Verrats an Deutschland der Weg zu Frankreich und den Pariser Plutokraten gefunden werden: — was könnten wir armen Teufel ihnen denn bieten, bis auf das, was nicht wegläuft und für Rußland immer bereit sein wird... So war die Lage für uns nicht eben einfach: auch Rußland war gegen uns in weit stärkerer Stellung; ihm war das Rückgrat durch kein Versailles gelähmt. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung der Zusammenhänge ist aber noch nicht schlüssig, zumal die Verhandlungen mit den Sowjetleuten bisher in dem Sumpf nicht nur der französisch-belgischen, sondern auch der russischen Intransigenz stecken geblieben sind. Ich enthalte mich daher jeder weiteren Kritik, wobei ich aber schon heute die Befürchtung nicht unterdrücken kann, daß der Abschluß des Rapallovertrages in unserem öffentlichen Bewußtsein die ganz elementare Bedeutung des Reparationsproblems zeitweilig verdunkelt hat und ein ernüchterndes Erwachen bevorsteht. Und ferner: daß er die Vielzuvielen, die nicht zulernen können, in neue Orgien des Mißverstehens treiben könnte. Wenn das nationalistische Deutschland

das bolschewistische Rußland aus anderen als wirtschaftlichen Lebensnotwendigkeiten heraus sucht und sich machtpolitische Gedanken an diesem ‚Bund‘ entzündet, so werden ihm bitterste Enttäuschungen erblühen. So war von ihren Schöpfern die Ostertat von Rapallo nicht gemeint.

IV

Daß die kommunistische Wirtschaftspraxis in Rußland gründlichst Bankrott gemacht und Lenin zu den Mischformen des Staatskapitalismus seine Zuflucht genommen hat, wurde hier wiederholt festgestellt. Seine Konzessionen in Genua sind einfach gewaltig, da hilft kein Vertuschen. Die Bereitwilligkeit, die Vorkriegsschulden anzuerkennen, die privaten Eigentümer des Auslands zu entschädigen und für die neu vom fremdem Kapital zu erwachenden Sachinteressen Rechtssicherheiten (meinetwegen in verschämter Form) zu leisten: das bedeutet, daß man vor dem verruchten Götzen Mammon schließlich doch die Fahnen senkt. Aber solange Lenin Hüter der weltrevolutionären Idee bleibt und von der Autorität dieser Mission lebt und die Sowjetbürokratie im Nießbrauch der Gewalt sitzt, sind seinen Konzessionen an westlich-kapitalistische Rechtsformen doch bestimmte Grenzen gesteckt; und daß Frankreich sie mit letztem Ruck ins Nichts stoßen will, macht den Westler-Frieden mit Rußland, wie es scheint, unmöglich. Lloyd George, der das ideale Moskau in seinem ursprünglichen radikalen Ausdruck für einen verlorenen Posten hält, möchte in Etappen verfahren, er versteht, welchen Wert die kommunistische Ideologie noch heute für die bedrängten Leninleute hat; ihn bringt daher die französische Systemsucht — von dem politischen Nebengedanken Poincarés zu schweigen — zur Verzweiflung. Wenn der englische Staatsmann bewußt und nach einem für eine europäische Friedens- und Aufbau-politik feststehenden Plane die Konferenz berufen haben sollte, dann müßte ihm die sabotierende Eigenwilligkeit seines südlichen Kriegsgenossen den Weg ins Freie erleichtern. Es kann sein, daß der Druck dieser (für ein in den Traditionen der splendid isolation und des europäischen Gleichgewichts zur Weltmacht emporgestiegener Land) unerträglichen Lage ihn zu eindeutigen Handlungen treibt, es kann sein, daß er, dem der parlamentarische Boden — und mehr als dieser nur — unter den Füßen wankt, die Schicksalsfrage vor das häusliche Forum trägt und mit einem Schlage das Gesamtproblem Europa aufrollt, ohne rückwärts zu blicken, und dadurch die bisher nur im Affekt und um taktischer Zwecke willen angedrohte Umgruppierungen der Kontinen-

talstaaten erzwingt. Der Atem stockt, indem man an solche Möglichkeiten denkt. Die Entwicklungslinie unserer kontinentalen Geschichte liegt in dieser Richtung, das wird man nicht wohl leugnen dürfen. Immerhin bleiben stärkste Zweifel Pflicht, die aus der Persönlichkeit des Mannes und der Beschaffenheit der öffentlichen Meinungen sich herbeileiten. Den Übergang würden dann Sonderabschlüsse der einzelnen Staaten mit Rußland bilden . . .

Aber — der krause Weltlauf drängt tausend Zweifelsfragen auf — es scheint mir einer der wesentlichsten Gründe, weswegen das russische ‚Hilfswerk‘ in Genua wahrscheinlich scheitern wird, bagatellisiert zu werden. Nicht allein die vollständige Wiedereinsetzung der Ausländer in ihre Eigentumsrechte an Ort und Stelle, wo sie möglich ist, ist wohl der eigentliche Erisapfel, obwohl Franzosen mit ihrem belgischen Vor- und Stoßtrupp die ‚restitution‘ als solchen benutzen (die Entschädigung in Rententiteln würde die Hunderttausende französische Sparer befriedigen): auch die von den Russen erhobene Forderung eines von den Regierungen zu gewährenden Milliardenkredits in bar hat als Sensation gewirkt. Das elende System des Abgefundenwerdens mit winzigen Erleichterungen, in das wir hineingeraten sind und das uns der Österreicherin zutreibt, muß auf die Russen abschreckend wirken. Mit den lumpigen Krediten privater Gruppen und allerhand Handelserleichterungen, sagen sie daher, sei nichts getan und sei die Annahme des umschachteten Memorandums in den Augen des russischen Volkes allzu teuer erkaufte. Also auch von dieser Seite türmen sich die Schwierigkeiten. Trotzdem: ob die Russen, mit der deutschen Freundschaft unter dem Arm, sich gestatten dürfen, in ihre Isolierzelle zurückzukriechen und geduldig auf das Weichwerden der Westler zu warten, möchte ich bezweifeln. Sie werden die angeknüpften Fäden nicht wieder aus der Hand fallen lassen; erst recht nicht, wenn die tausendfach angelöcherte Schweinsblase Genua platzen und ein übersichtlicherer Aufmarsch von Freund und Feind beginnen sollte.

V

Sonntag, 14. Mai. Während das kalte Licht eines fröstelnden Maimorgens auf die Korrekturfahnen fällt, läuten die Glocken. Geburt oder Grab? Wir werden sehen. Ein Glück jedenfalls, das mit dem Ende der Konferenz auch der melodramatisch aufgeputzten Berichterstattung in den Zeitungen ein Ende gesetzt sein wird, nicht eher werden die Tatsachen ihre Sprache wieder gewinnen und der Tand geistreicher Verdeutlung abwerfen können.

ANMERKUNGEN

Stimmen des Auslands

In der „Revue de Genève“ schildert ein Türke die Krankheit Konstantinopels:

„Die Fortdauer der internationalen Besetzung Konstantinopels trägt überaus zur Krise des Orients bei. Ihr schwieriger Mechanismus ist eine der Quellen unseres Leidens. Ihr außerordentliches Personal, zugleich überflüssig und schädlich, wird reich bezahlt. Sie brauchen sich wahrlich nicht über die Verlängerung dieses Zustandes zu beklagen. Aber das kommt teuer zu stehen: nicht allein dieser unglücklichen Stadt, sondern auch dem Frieden der Welt.

Der Sultan-Kalif gilt in der ganzen mohammedanischen Welt als der Sklaverei verfallen, da seine Residenz, seine Hauptstadt von fremden Truppen besetzt ist. Nun, die islamische Religion erlaubt nicht diese Herabwürdigung ihres Oberhauptes. Daher alle die Schwierigkeiten, die in Asien entstehen, in Vorder- und Zentral-Asien, im mohammedanischen Indien, im größeren Teil der arabischen Länder ebenso wie im mohammedanischen Afrika. Wenn die Mächte die Autorität des Sultans und seine Geltung als Kalif aufrechterhalten wollen und also nicht eines der letzten Bollwerke gegen die Revolte der orientalischen Welt und gegen die uralasiatische soziale Anarchie versinken lassen, so müssen sie unverzüglich die Räumung Konstantinopels vornehmen. So wird auch das

Mißverständnis zwischen Angora und dem Sultan-Kalifen aufhören. Die anatolischen Ereignisse dürfen nicht das Schicksal des Sultan-Kalifen beeinflussen. Die Weisheit des Mustafa Kemal Pascha ist eine Garantie und die des Sultans Mehmed VI. ist eine andere. Diese beiden großen Symbole der türkisch-muselmanischen Gemeinschaft, in Bezug auf die eine und unteilbare politische Ordnung und die moralische Ordnung der muselmanischen Welt überhaupt, werden sich aussöhnen, sobald das größte Hindernis beseitigt ist.“

Das Londoner „Athenaeum“ berichtet über die Theaterausstellung in Amsterdam: „Es gibt dort viele deutsche Zeichnungen, welche wirkliche Brauchbarkeit besitzen; denn sie versuchen, die Aufgabe zu lösen, wie man ökonomisch und in kleinen Theatern Stücke aufführen kann, welche eine große Zahl von Schauplätzen verlangen. Solche Stücke sind in Deutschland ziemlich häufig; Goethes Zeitgenosse Büchner, der oft wieder aufgeführt wird, ist für die Bühne ebenso schwierig wie Goethe im „Faust“, und das Beispiel des „Faust“ ist durch Wedekind und viele moderne Dramatiker befolgt worden. Wie weit die deutschen Entwürfe für die englische Bühne benutzt werden können, ist eine andere Frage; denn die deutsche Arbeit ist für Repertoire-Theater geplant, in denen die Zuhörer einer äußersten Sparsamkeit an Material geneigt sind, und Bühnenhände hervorragende Lei-

stungen vollbringen wollen. Die Deutschen machen mehr als wir Gebrauch von verschiedenen Höhen. Riesige Treppenstufen werden auf Rollen gebaut und leicht während eines Abends verschoben; Pirchans „Richard III.“ (Berlin, Staatstheater) erreichte auf diesem Wege wundervolle Wirkungen. . . . Die ganze Vorführung des „Richard III.“ wartief ergreifend. „Der Marquis von Keith“ (Wedekind), ein Stück aus dem modernen Münchener Leben, war fast ganz in schwarz und weiß — weiße Wände als Hintergrund, schwarze Möbel, schwarze Kostüme, deren Schnitt seltsam verzerrt und übertrieben war. Aber zusammen damit gingen unzählige Einzelheiten der Bühnengestaltung, die dieselbe phantastische Atmosphäre ausatmen. Die jetzigen Bühnenbilder waren starr architektonisch in dieser ständigen Anwendung der verschiedenen Wände und streng vertikalen Linien. Ein anderes Schwarz-Weiß-Experiment wieder für ein Stück von Wedekind, „König Nikolo“ (Stuttgart), von F. Cziossek benutzte einen schwarzen Hintergrund, auf welchem die verschiedenen Szenen durch ganz konventionell weiß gezeichnete Umrisse angedeutet waren. Hier wurden wieder verschiedene Stufen benutzt, und die Farbe spielte sowohl bei den Kostümen wie beim Licht eine große Rolle. Man muß sich immer wieder bewußt werden, daß das Licht ein integrierender Bestandteil des Bühnenbildes ist. In dieser Richtung haben die englischen Theater viel von Deutschland zu lernen.“

Aus einer „Botschaft an die Franzosen“, die Anatole France in der New Yorker „Nation“ veröffentlicht:

„Fort mit dem Kriegsgeist!

Sicher müssen wir angemessene Reparationen fordern und erhalten. Das ist nur gerecht. Aber verlangen wir doch nicht mit knabenhafter Heftig-

keit Summen von einer einzigen Nation, welche alle Staaten der Welt, wenn sie ihre Kassen leeren, nicht zahlen könnten.

Ich sage nicht zu meinen Landsleuten: Haßt nicht; vergeßt! Ich kenne die menschliche Natur zu gut, um eine so wirkungslose Ermahnung auszusprechen. Ich sage: Seid vernünftig und friedlich. Setzt nicht länger das Experiment der rohen Gewalt fort, das den, der es ausübt, ebenso sicher vernichtet wie den, an dem es ausgeübt wird.

Franzosen, strebt nicht nach einer Vorherrschaft, die auf dem Lande wie auf dem Meere in Zukunft unmöglich ist! Träumt nicht von Siegen und Eroberungen; laßt euch nicht gelüsten nach dem Schicksal des großen Englands; es ist nicht beneidenswert. Maßigen wir uns; unser Dasein hängt davon ab.

Verringern wir unsere Armeen. Verkürzen wir die Dienstzeit. Es ist überaus notwendig, diese riesigen und unnützen Ausgaben zu sparen.

Im allgemeinen Elend der Nationen ist Frankreich vielleicht am wenigsten elend. Wir leiden nicht unter der Arbeitslosigkeit wie die englischen Arbeiter. Wenn unsere kleine Bourgeoisie betrübt wäre, so erhält sie noch etwas von den großen, während des Krieges gewonnenen Reichtümern, mythischen Reichtümern, durch nichts aufrecht erhalten, die jeden Tag dahinschwinden können.

Das Heute ist erträglich — aber das Morgen? Ein Elend, das wir nicht fühlen, umgibt uns. Es dehnt sich über weite Gebiete aus und gewinnt jeden Tag an Boden; es nähert sich und droht, uns zu überschwemmen. Mit ihm zu kämpfen, wenn es möglich ist, haben wir nur ein Mittel: Frieden, wahren Frieden; nicht einen, der in hochtrabenden Verträgen steht und auf tragem Papier, sondern jenen, der in den Herzen ist, den Frieden, der Europa erneuern wird.

Um Gottes willen: wenn wir den Ruhm lieben, wenn wir wünschen, die erste Nation der Welt zu sein, laßt es uns durch Vernunft, durch Weisheit sein, durch ein richtiges Verständnis für das, was möglich und was gut ist, durch einen ruhigen Blick, der das Menschengeschlecht umfaßt; laßt uns schließlich, gemäß der wundervollen Worte Goethes, gute Europäer sein.“

R. K.

Geburt

Man möchte über die Prosadichtung „Geburt“ der Mechtild Lichnowsky* das Wort der Bettina schreiben: „Dies Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen.“ Die Bösen wären auch die, die hier von literarischer Leistung sprechen, von der epischen Fachlichkeit, von der Handschrift einer Schriftstellerin. Mit den gewohnten Kriterien der erzählenden Gattung kommt man nicht aus: weil das Urphänomen dieses Buches so eigenwillig ist, so fern allem fröhlichen Erzählertum, der üblichen Neigung, die Fakten der Welt und der Seelen zu Handlungen zu verarbeiten. Und da der Name der Bettina nun einmal genannt ist, so sei bekannt, daß niemand ihr näher ist als diese Mechtild Lichnowsky: in der seelischen Erfülltheit, in dieser Art von Geistigkeit, die nicht Intellektualität ist, sondern das Beisammen von Menschen, Tieren, Landschaften und einem Denken, das unschwer und gut die Körper durchdringt. Dieses Buch hat keine jener Eigenschaften, die den „guten Roman“ ausmachen: straffe Komposition; deutliche Konturierung der Gestalten; einen Gehalt, der klug über sie und Atmosphäre und Sprache verteilt ist. Es ist eine langsam sich entfaltende Erzählung, zwischen die Briefe und Tage-

* Erich Reiß, Verlag, Berlin

bücher eingeschaltet sind. Aber bezeichnend ist, daß diese Feststellung für den Charakter des Buches nichts besagt. Daß es in eine ganz andere Geographie einzuzichnen ist: eben dort, wo „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, „Godwi“, „William Lovell“ leben. Ist Mechtild Lichnowsky also eine Romantikerin? Weder im Bildungssinne der ideologischen Begeisterung noch im sentimental der allzu gleitenden Gefühle. Aber in dem ungewöhnlicheren eines Denkfühlens, das in die geheimsten Zellen der Menschen und Dinge vorstößt, alles beseelend, alles erfüllend mit Landschaft, Atem, tiefen Blicken und hellen Nächten. „Grausam wie der weiße Himmelskörper betrachtet der Mensch das Sein der andern. Er schreitet gewichtlos wie ein Toter — mit siegreichem Willen wie ein Lebender. Und, was der Stern nicht kennt, Musik ist im Menschen, dem die Nacht gehört.“

Die epische Situation ist heute so sehr umstritten, so fragwürdig, daß es an der Zeit ist, das Fazit zu ziehen. Das Leben ist so oft kopiert, alle möglichen Kombinationen menschlicher Orte so durchprobiert und die kühlen Analysen bis zu den letzten Atomen getrieben worden, daß es nunmehr wieder allein auf das Dichterische ankommt: auf die Wahrhaftigkeit, die von allen Konventionen, den literarischen wie den gesellschaftlichen, sich befreite, die die Flüchtigkeiten des Lebens zergleiten läßt und Welt gestaltet aus dem innersten, glühendsten, reichsten Kräftezentrum: dem wissend gewordenen Gefühl. Ich will keinerlei Forderung stellen und keinerlei Kritik geben. Aber aus diesem Wissen um das Dichterische (das ewig dasselbe ist) muß eine schmerzliche Armut der letzten Jahre verzeichnet werden. Das Buch von Mechtild Lichnowsky hat dieses Dichterische in lange vermißter Fülle. Menschen, Tiere und alle Räume der

Zeit und der Häuser sind Anschauung geworden ihrer sprechenden, heilenden Blicke. Jenes Leben, das nie in Handlung sich einfangen läßt, das ganz Musik, Farbe, Leidenschaft ist, absichtslose Erfüllung stiller Ahnungen — es leuchtet hier durch das Schreiten der Menschen, durch ihre Worte, ihre Gebärden, ihre Schicksale. Und es bedeutet Glück. Jenes Glück, das ein sanfter und wissender Ephebe des Geistes in diesem Buche, so umschreibt:

„Das Glück ist eine Bewegtheit, kein Empfangen in Ruhe; es ist eine Bewegtheit wie das Leben selbst und greift ein in mich, verändert Formen in mir, Richtungen — macht mich erst lebendig . . . auch mich bewegt es.“

Rudolf Kayser

Die Stimme Asiens

Ostasiatische Kunst und Kultur ist seit einiger Zeit ein sehr wesentlicher Brennpunkt der geistigen Interessen Europas. Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht eine der östlichen Welt gewidmete Publikation erscheint, das Publikum strömt in die ostasiatischen Sammlungen, Vortragsreihen werden veranstaltet, und auch die Künstler lassen sich vielfach von diesen Erzeugnissen anregen.

Dies ist die dritte Welle, die von Ostasien über Europa hinflutet. Das Rokoko erfuhr in Porzellan und Gobelins die erste nachhaltige Einwirkung. Und als in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die japanischen Holzschnitte in Paris auftauchten, meinten die Impressionisten eine neue, ihrem eigenen Streben artverwandte und ihre tiefsten Ideen verwirklichende Welt zu entdecken. Selbst van Gogh schwebte die Farbigkeit und Flächenbewältigung dieser Schnitte wie ein nie erreichbares Ziel vor. (Einige ahnten freilich damals schon das Mißverständnis; es war doch wohl Cézanne,

der die Dekorationen Gauguins mit geringschätzigem Achselzucken „chinesische Bildchen“ nannte.)

Seither hat sich eine Generation um die Erkenntnis des Ostens bemüht. Forschungsreisen wurden unternommen, Museen eingerichtet, Einzel Forschungen, philosophische und völkerkundliche Werke veröffentlicht. Dies alles blieb zunächst jenseits der allgemeinen Aufmerksamkeit und man kann auch nicht sagen, daß die Forschung trotz nachhaltiger und scharfsinniger Arbeit das Wesen östlicher Kultur und Geistigkeit, das Werden und den Sinn dieser Kunst aufgeheilt hätte. Bezeichnend für die allgemeine Unsicherheit ist, was Otto Kummel, der Leiter der Berliner ostasiatischen Sammlungen, in einem kürzlich erschienenen sehr anregenden Buch „Die Kunst Ostasiens“ sagt: „Die Kunst Ostasiens ist uns freilich zu einem großen, vielleicht zum besten Teile, noch unbekannt . . . Aber selbst dem Bekannten stehen wir heute noch mit unsicherem Gefühle gegenüber . . . daß ein großes Museum eine ganze Sammlung von Massenkopien nach Werken der europäischen Hauptmeister erwirbt und als Meisterwerke ausstellt, daß eine Sammlung europäischer Meisterwerke für gewöhnliche Trödelware erklärt wird, ist nicht mehr möglich. Über ostasiatische Kunst aber ist in Europa kein Urteil unmöglich.“

Inzwischen kam die große Flut. Sie gewann besonderen Umfang dadurch, daß ein immer mehr sich verbreitendes Interesse für die indische und chinesische Religionsphilosophie einsetzte und empfing wohl ihre stärksten Impulse aus den infolge der Katastrophe des Krieges wachsenden Zweifeln an der Sendung der europäischen Kultur. „Untergang des Abendlandes“ war das ein wenig bequeme Stichwort. Tagore wurde auf dem Boulevards als Messias gefeiert.

Trotz grundsätzlicher Einwendungen

gegen die Bewegung, die, ihre Mission anzuregen überschreitend für viele Vorbild, Sehnsucht oder Mode wurde, wird man dankbar die mannigfachen Bereicherungen, die fremde Art immer der eigenen hinzuzufügen hat, anerkennen und in diesem Sinn zahlreiche der in den letzten Jahren erschienenen Publikationen und das in ihnen dargebotene Bildmaterial entgegennehmen. Weitergehende Ansprüche freilich müssen zurückgewiesen werden. Auch auf die Gefahr des Mißverständnisses und des Vorwurfes reaktionärer Gesinnung soll nachdrücklich bekannt werden: Diese Schöpfungen liegen für den, dem Kunst und Kultur mehr bedeutet als eine Angelegenheit ästhetischer Neigung, geschichtlicher und formaler Entwicklung, notwendig jenseits der Grenzen des Daseins. Wir, die auf anderem Boden aufwuchsen, in anderem Glauben und anderer Kultur wurzeln, haben keinen Zugang zu den Schöpfungen jener Welt, der über ästhetisches Wohlgefallen und mannigfache formale Berührungen hinausginge. Wir werden sie bewundern, aber sie werden uns im letzten immer fremd bleiben. Die Pfeiler unserer Welt sind der romanische Dom und der gotische Wasserspeier. Unter anderem Himmel wuchs und lebt Buddha und der indische Tempel. Dies Bekenntnis hat nichts mit europäischer Überheblichkeit zu tun, es behauptet vielmehr gerade die Grenzen europäischen Denkens, Fühlens und Ge-

staltens. Die Zeiten, da Missionar und Kaufmann mitleidig und herablassend an den Kunsterzeugnissen Asiens vorübergingen, sind vorüber.

Aber Abendland bedeutet für uns nicht ein Gewand, das man je nach Laune und Tageszeit anzieht und vertauscht, vielmehr Wurzel und Atem. Drüben ist vielleicht der Ausgleich, die Harmonie von Geist und Körper, von Diesseits und Jenseits. Der Rhythmus des Tanzes mag Jenen Gottesdienst und Lebenstrieb in einem bedeuten. Schicksal und Wesen des abendländischen Menschen aber ist, seit der Stunde, da das Christentum in die Welt kam, der Dualismus von Geist und Fleisch. Ein jeder muß seinen Weg bis ans Ende gehen.

Kurt Pfister

Vom Kriege

„Euren Feind sollt ihr suchen, euren Krieg sollt ihr führen, und für eure Gedanken!“ Also sprach Zarathustra und dachte Werenwag, als er die „spitze“ Feder nahm und — im Februarheft — über den Professor Lerch schrieb. Gern erklären wir Herrn Lerch: nie hatten wir die Absicht, Sie zu beleidigen. Aber sollen die spitzen Federn denn rosten, ist das Wort der Kritik, der scharfen Kritik, verboten; sind wir reich genug, um den Kampf entbehren zu können?

R. K.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

101



M



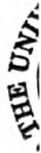
M



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

M



M



M



M



M



M



M

RSITY OF



UNIVERSITY OF MICHIGAN
 3 9015 02757 8189

MICHIGAN

M



M



M



M

MICHIGAN

M



M

MICHIGAN

M



M

DO NOT REMOVE
 OR
 MUTILATE CARD

